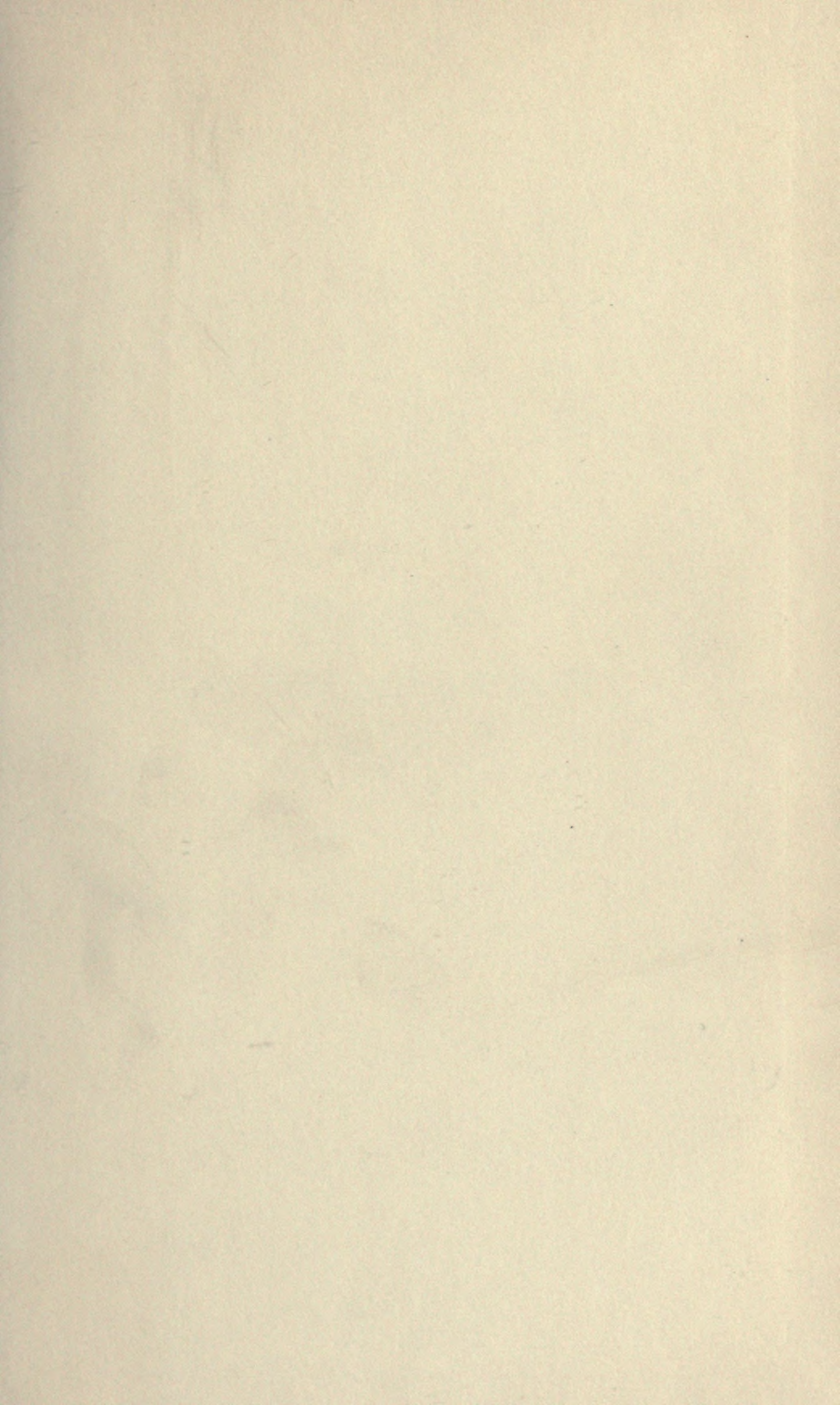
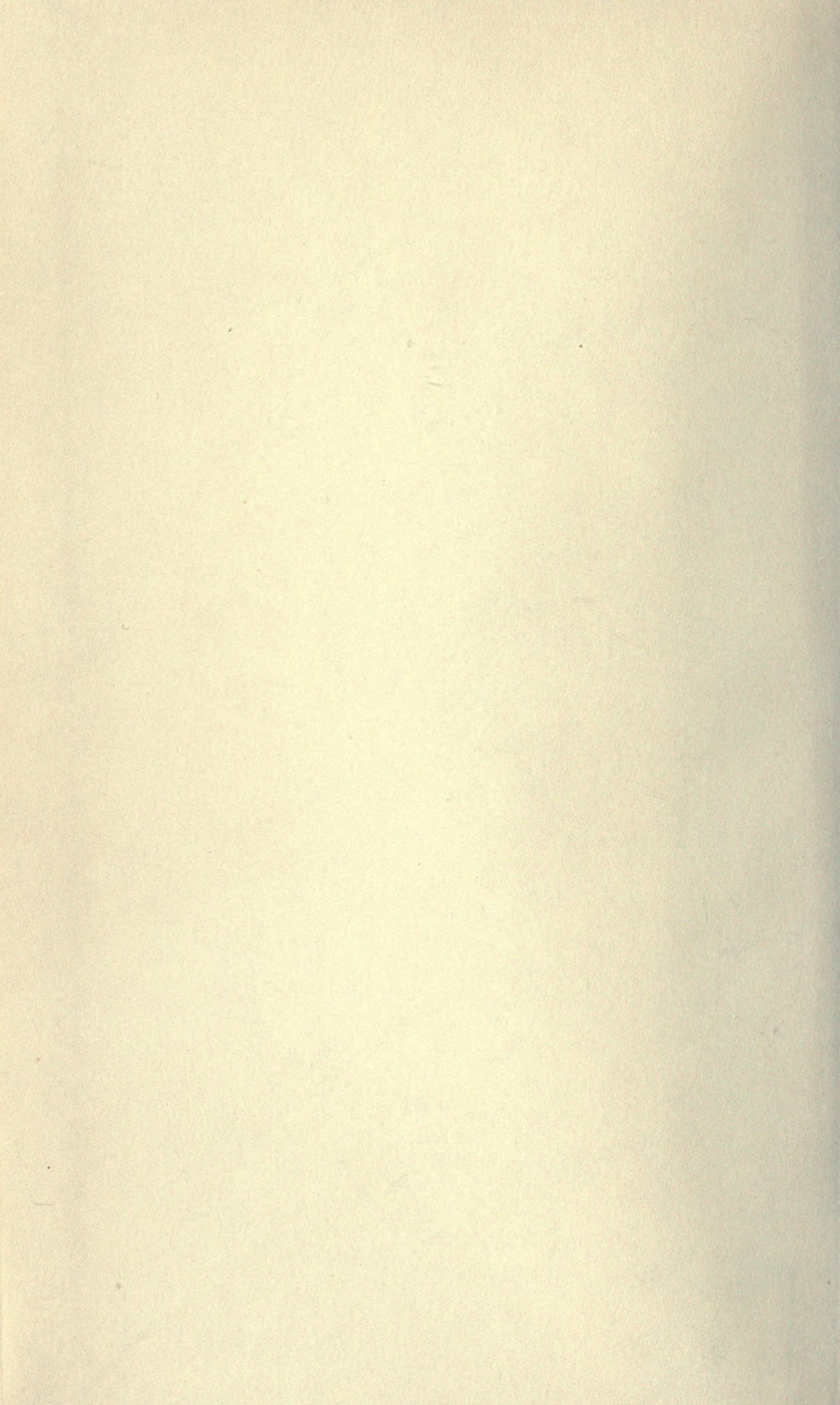
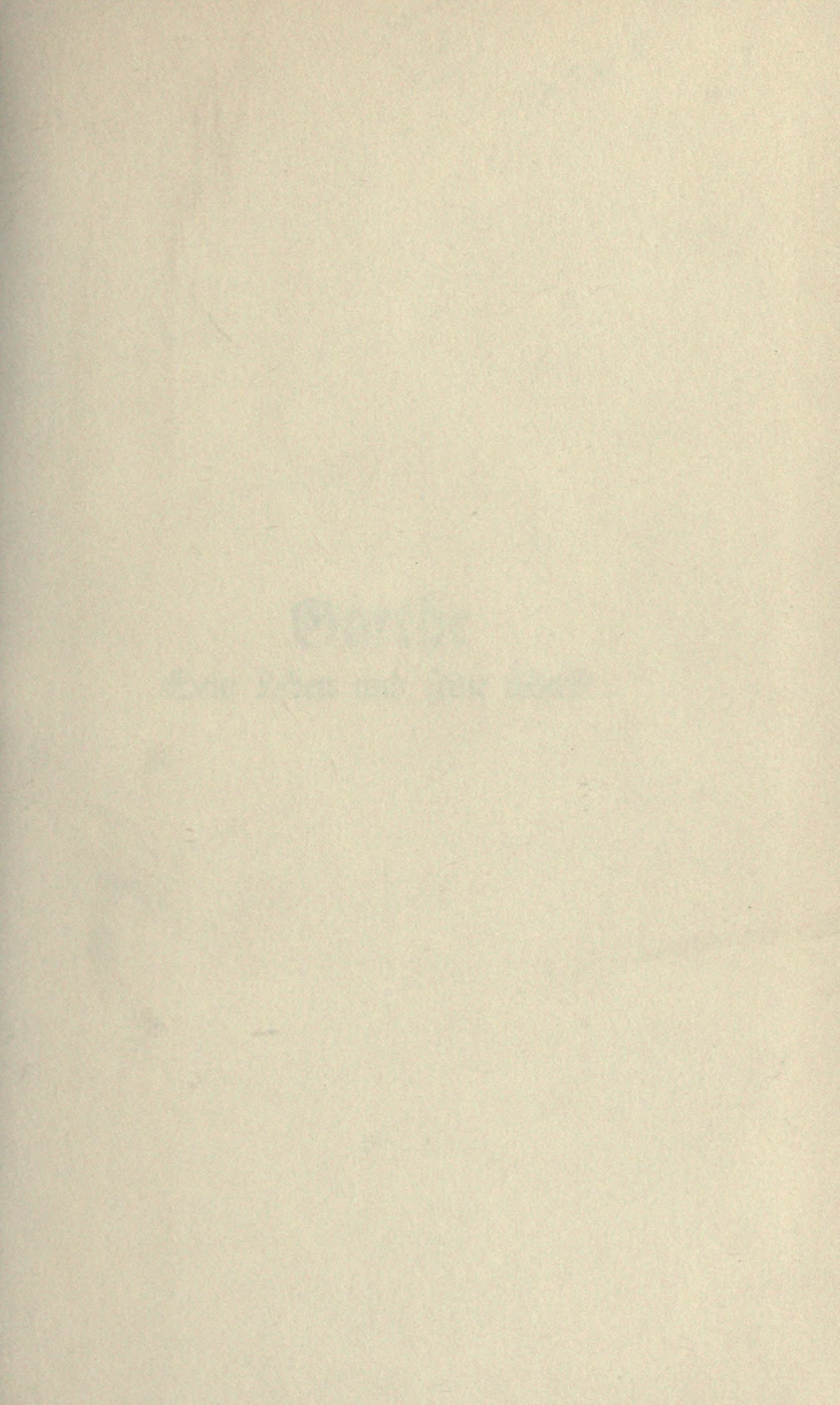
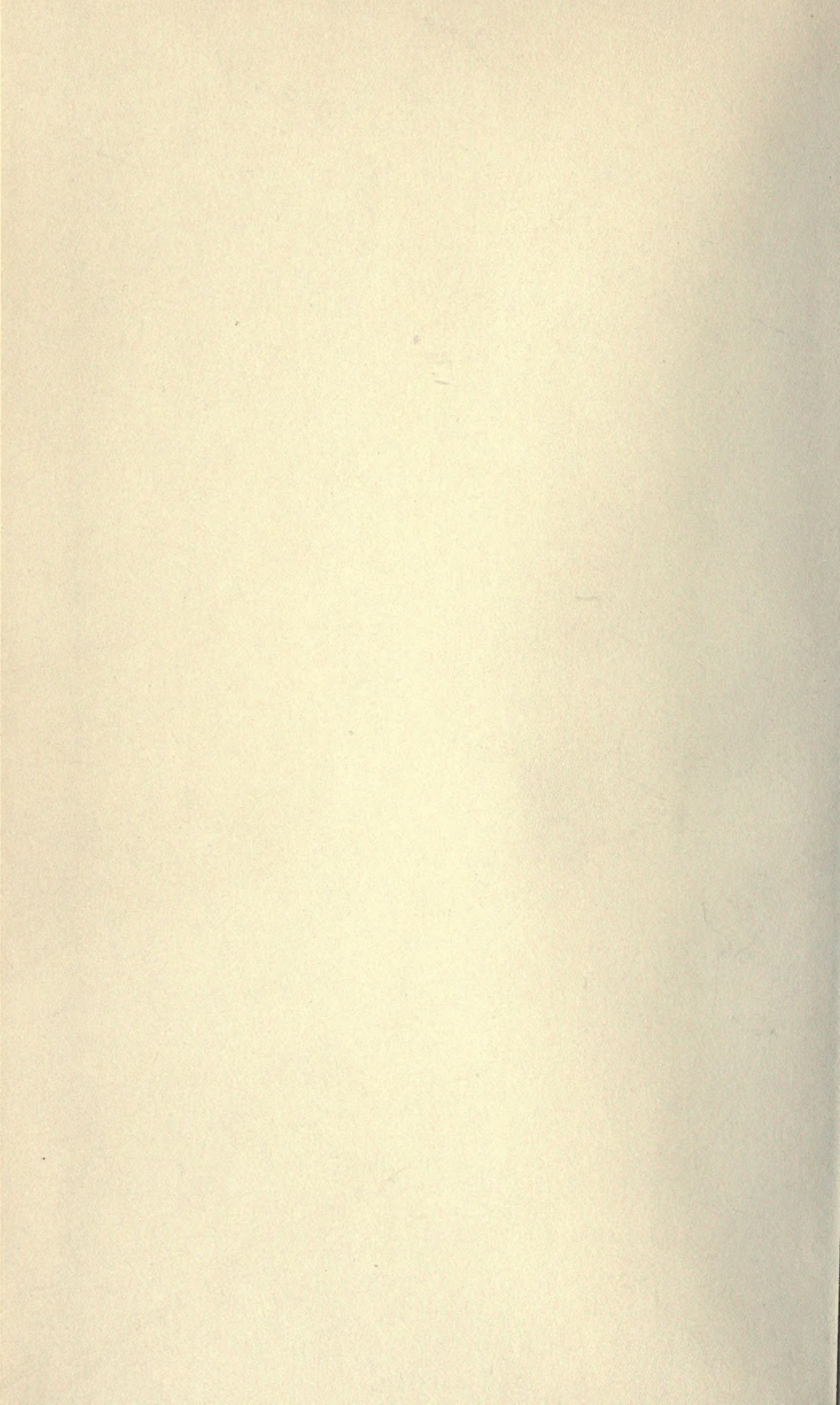






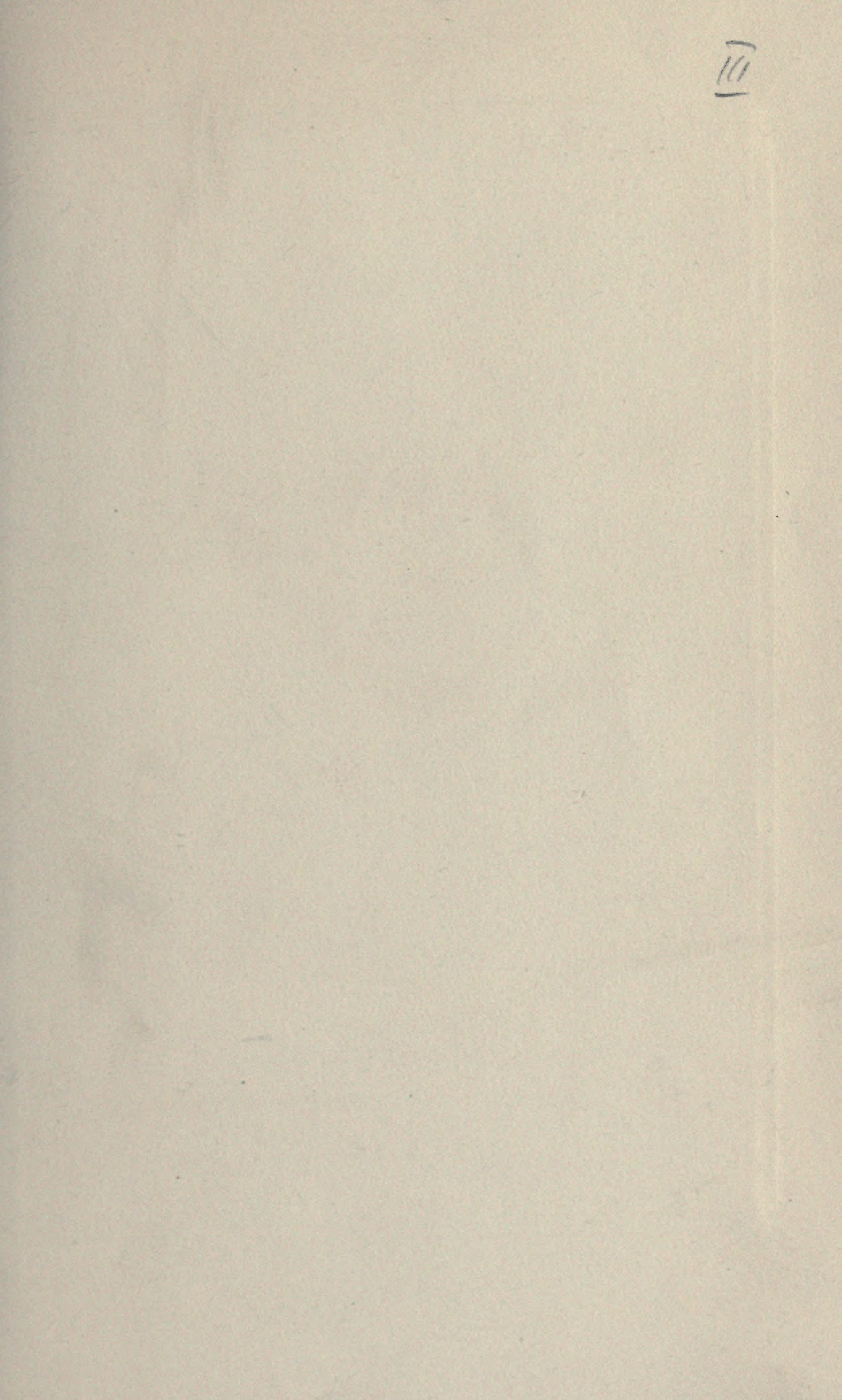


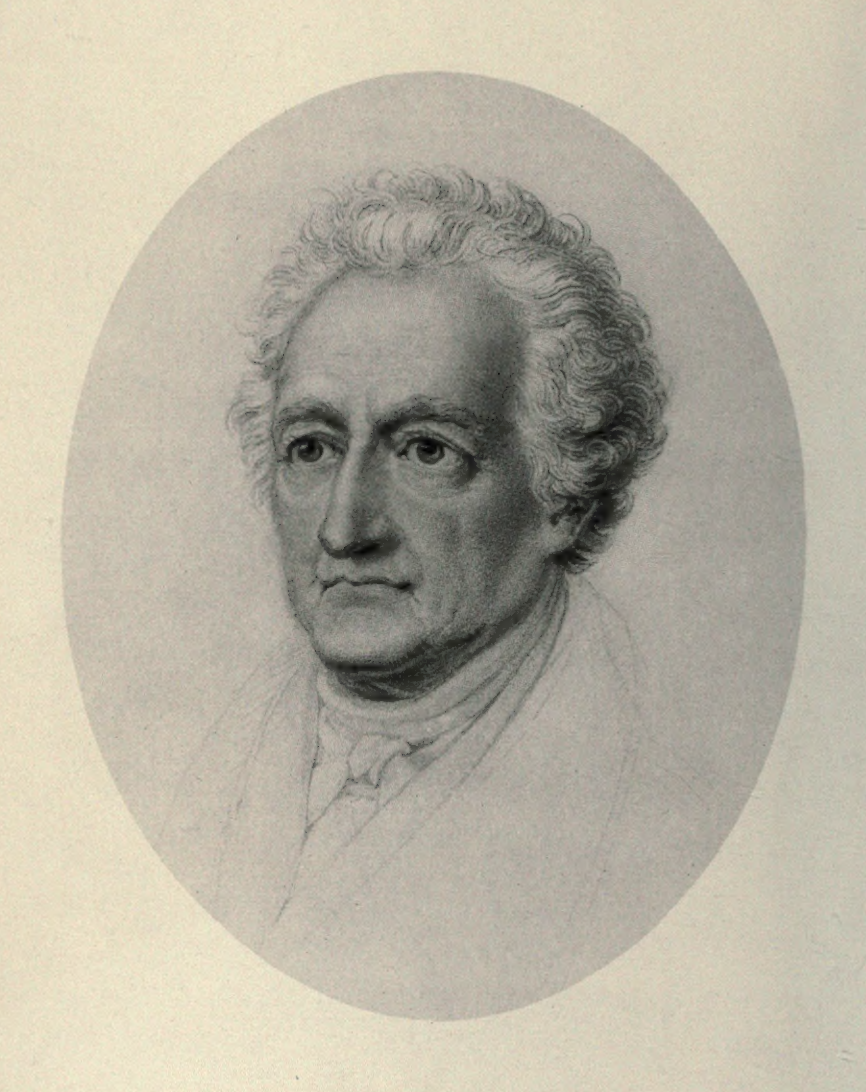




Goethe

Sein Leben und seine Werke





JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

ZEICHNUNG VON G.A.SCHWERDGEBURTH 1832

Goethe

Sein Leben und seine Werke

Von Alexander Baumgartner S. J.

Dritte,
neubearbeitete Auflage
(Erstes bis viertes Tausend)
Besorgt von Alois Stockmann S. J.

Zweiter (Schluß-) Band

Der Altmeister

Von 1790 bis 1832

Mit einem Titelbild

Freiburg im Breisgau 1913
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Bemerkungen zum Abschluß der Neubearbeitung.

Auf eine systematische Zusammenstellung der Quellen wurde in der neuen Auflage schon aus räumlichen Rücksichten verzichtet; sie erschien aber auch in Anbetracht der in jedem einzelnen Falle genügenden Quellenangaben überflüssig.

Die reichen Inhaltsverzeichnisse und Personenregister in den beiden Bänden ermöglichen bei einiger Vertrautheit mit dem Werke eine rasche, sichere Orientierung. Darum — und im Hinblick auf den großen Umfang des zweiten Bandes — wurde von der Einführung besonderer Sachregister und biographischer Tabellen Abstand genommen. Dafür sei hier auf die lange Liste besprochener Schriften hingewiesen, die sich unter dem Stichwort Goethe (im zweiten Band auch unter Schiller) findet.

Daß die Neubearbeitung sich auf ein so umfangreiches Quellen- und Forschungsmaterial stützt, wie dies bei keiner andern Goethebiographie der Fall ist, wurde in den Besprechungen des ersten Bandes von Kritikern aller Richtungen anerkannt. Dennoch wäre es bei den Tausenden von Schriften, die hier in Betracht kommen, gewiß möglich, daß die eine oder andere wichtigere Veröffentlichung meiner Aufmerksamkeit entgangen ist. Möge man diesbezügliche Wünsche immerhin äußern. Wenn aber z. B. ein Rezensent bei Besprechung des ersten Bandes als einzige, jedoch sehr bedenkliche Lücke im bibliographischen Apparat des Werkes die Nichtbeachtung eines von ihm vor rund 25 Jahren geschriebenen Zeitschriftenaufsatzes — den ich wohl kannte, aber wirklich nicht für epochemachend hielt — namhaft macht, so wird man es dem Neubearbeiter verzeihen, wenn er solche Mahnungen lächelnd ad acta legt.

Was die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, besonders die Genauigkeit in den Zitaten, anbelangt, so konnte auch sie von den schroffsten Gegnern des Werkes nicht geleugnet werden, vielmehr haben einige von ihnen der Neubearbeitung unter diesem Gesichtspunkte uneingeschränktes Lob gespendet. Mängel und Versehen sind, wie bei allen menschlichen Arbeiten, natürlich nicht ausgeschlossen, aber es wurde keine Mühe gescheut, um gerade hierin

die vielumstrittene Biographie möglichst hieb- und stichfest auszurüsten. Sämtliche Zitate aus Goethes Werken (Weimarer Ausgabe) habe ich mit der größtmöglichen Sorgfalt wiederholt geprüft; auch eine größere Anzahl der übrigen Belege wurde einer zwei- und dreimaligen Revision unterzogen, nur einige wenige Zitate von geringerer Bedeutung blieben, ohne daß sie unter der erdrückenden Schwere des Arbeitspensums nochmals mit der Quelle verglichen werden konnten, nach der alten Auflage unverändert stehen.

All die Bibliotheken, wissenschaftlichen Institute, gelehrten Forscher und Literaturfreunde aufzuzählen, die durch ihre Unterstützung die Neubearbeitung wirksam förderten, würde eine lange Reihe von Namen und Titeln erfordern. Ihnen allen — vorab den Direktoren und Beamten der drei großen Frankfurter Bibliotheken (der städtischen, der Rothschildschen und der Hochstift-Bibliothek) — sei hiermit für ihr bereitwilliges Entgegenkommen der gebührende Dank ausgesprochen.

Frankfurt a. M., im September 1913.

Alois Stockmann S. J.

Inhalt.

Viertes Buch.

Die Revolutionszeit. (1790—1794.)

Erstes Kapitel.

Der Musenhof von Weimar und Wieland, sein Patriarch.

Zweites Kapitel.

Herders Ideen und mißliche Realitäten.

Drittes Kapitel.

Friedrich Schillers Anstellung in Jena.

Viertes Kapitel.

Goethe und der Herzog Carl August.

Fünftes Kapitel.

Die schlesische Reise. (1790.)

Sechstes Kapitel.

Das Hoftheater. (1791—1795.)

Siebtes Kapitel.

Die Campagne in Frankreich. (1792.)

Drittes Kapitel.
Wilhelm Meisters Lehrjahre. (1777—1796.)

Viertes Kapitel.
Hermann und Dorothea. (1796. 1797.)

Fünftes Kapitel.
Die Musenalmanache und Goethes Lyrik. (1796—1804.)

Sechstes Kapitel.
Die dritte Schweizerreise. Die Propyläen. (1797—1800.)

Siebtes Kapitel.

Die erste Aufführung des Wallenstein. (1798. 1799.)

Achtes Kapitel.

Goethe und Schiller. (1795—1805.)

Neuntes Kapitel.

Achilleis. Helena. Mahomet. Tancred. (1797—1801.)

Zehntes Kapitel.

Häusliches und geschäftliches Leben. (1798—1805.)

Elftes Kapitel.

Goethe und die Romantik. (1798—1803.)

Zwölftes Kapitel.

Die Natürliche Tochter.

Dreizehntes Kapitel.

Herders und Schillers Tod. (1803—1805.)

Sechstes Buch.

Deutschlands Notjahre. (1806—1814.)

Erstes Kapitel.

Goethes Hochzeit. (1806.)

Zweites Kapitel.

Goethe vor Napoleon. (1807. 1808.)

Drittes Kapitel.

Die Wahlverwandtschaften. (1807—1810.)

Viertes Kapitel.

Die Farbenlehre. (1808—1810.)

Fünftes Kapitel.

Des Epimenides Schlaf und Erwachen. (1808—1815.)

Sechstes Kapitel.
Dichtung und Wahrheit. (1808—1822.)

Siebtes Kapitel.
Der westöstliche Divan. (1814—1819.)

Siebtes Buch.
Der alte Goethe. (1815—1832.)

Erstes Kapitel.
Goethe und Sulpiz Boisserée. (1810—1820.)

Zweites Kapitel.

Die ideale Weimarer Bühne und der Hund des Aubry. (1805—1817.)

Drittes Kapitel.

Der letzte Liebesroman. (1822—1824.)

Viertes Kapitel.

Goethe der Einzige. (1815—1830.)

Fünftes Kapitel.

Wilhelm Meisters Wanderjahre. (1807—1828.)

Sechstes Kapitel.

Der Alte von Weimar.

Siebtes Kapitel.

Letzte Lebensjahre. Tod. (1827—1832.)

Achtes Buch.

Faust. (1773—1831.)

Erstes Kapitel.

Die Faustsage.

Zweites Kapitel.

Die Entstehung des Goetheschen Faust und das Faust-Fragment von 1790.

Drittes Kapitel.

Der vollendete erste Teil des Faust. (1808.)

Viertes Kapitel.

Der zweite Teil des Faust. (1831.)

Fünftes Kapitel.

Der Faust als heiliges Buch der modernen Welt.

Schlußwort.

Viertes Buch.

Die Revolutionszeit.

(1790—1794.)

„Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Bess'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!"
Goethe, Kophtisches Lied.



Erstes Kapitel.

Der Musenhof von Weimar und Wieland, sein Patriarch.

Als Goethe aus Rom nach Hause zurückkehrte, war es mit dem Musenhof in Thüringen nicht sehr glänzend bestellt. Weimar glich weder dem Athen des Perikles, noch dem Rom des Augustus, noch dem Paris Ludwigs XIV. Es hatte noch keine 800 Häuser und keine 7000 Einwohner [1]. Das neue Schloß war noch nicht gebaut, der Park nicht vollendet. Das Theater war von seiner Höhe herabgesunken, sogar die Freimaurerloge war eingegangen. Der jugendliche Genierausch hatte einer fühlbaren Ernüchterung Platz gemacht.

Herzog Carl August, der früher mit seinem Freunde Goethe die widerstrebenden Atome einigermaßen zusammengehalten hatte, gehörte, seitdem er sich auf die hohe Politik geworfen, nicht mehr recht seinem Weimar an. Viel Lorbeeren hatte er in diesem neuen Wirkungskreis nicht gepflückt. Für seine vielen diplomatischen Reisen ward ihm der Spitzname „Kurier des Fürstenbundes" zu teil. Man schrieb ihm sogar die von Johannes v. Müller

[1] Garlieb Merkel berichtet aus eigener Anschauung noch aus dem Jahre 1797: „Weimar hatte nur einen Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuesten sehr spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Spekulanten, Bertuch, der aber außer seinen Zeitschriften nur wenig verlegte; einen Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, der Goethes Hausgenosse war, und für ihn mehr als gelehrter Kunstkenner schrieb, denn malte; ferner einen Bildhauer, der aber fast nur Tonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als ‚keramisches' Institut ankündigte; einen Konfitürier, der zugleich Sardellensalate verfertigte und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur einen Gastwirth mit einem Stammgaste, und zwei Wirthshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber, wie jener des Gastwirths, nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Theaterstück Jenaer Studenten herübergelockt hatte" (J. Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit [1797—1806], Berlin 1887, 160 f). Zum Jahre 1799 dagegen erzählt Merkel, daß man bei einer frohen Abendtafel in dem Städtchen 59 zur Zeit daselbst lebende Schriftsteller zusammenzählte; als sechzigster entpuppte sich der gerade aufwartende Lohnbediente, der eine Schrift über ein Hoffest auf dem Ettersberg herausgegeben hatte (ebd. 85). — Vgl. Fr. A. Klebe, Historisch-statistische Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar, Elberfeld 1800, 5.

verfaßte Schrift „Erwartungen Deutschlands vom Fürstenbunde" zu [1]. Allein diese Erwartungen blieben unerfüllt [2]. Sie scheiterten an der Politik des preußischen Staatsministers Hertzberg, welcher als Zweck jenes Bundes lediglich die Erhaltung der alten Reichsverfassung bezeichnete, von einer Verbesserung derselben im Sinne des jungen Fürsten aber wegen der unabsehbaren damit verknüpften Schwierigkeiten nichts wissen wollte. Ihm schwebte als Ziel ja nicht die utopische Neubelebung „teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze" vor, von welcher Carl August und seine Mainzer Bundesgenossen träumten, sondern der alte Plan Friedrichs II., Preußen auf Kosten Österreichs zu vergrößern, und dazu schienen ihm europäische Bündnisse dienlicher als die Erweiterung des Fürstenbundes durch Zutritt noch mehrerer der kleinen deutschen Potentaten [3].

Carl August war zu sehr Realist, um den getäuschten Hoffnungen trauernd nachzubrüten. Er war mit König Friedrich Wilhelm II. eng befreundet und hatte sich bei ihm in Berlin wiederholt trefflich erlustigt [4]. Am 25. September 1787 wurde er von seinem königlichen Freunde zum preußischen Generalmajor ernannt und am 16. Dezember zum Chef des in Aschersleben stationierten Rohrschen Kürassierregiments Nr 6 [5], brachte fortan einen Teil des Jahres mit Militärübungen oder auch am Hofe in Berlin zu und fand an dem „centaurischen Leben" nicht geringes Gefallen. Er widmete sich dem preußischen Dienst mit solcher Hingabe, daß er beim König hoch in Gunst stieg.

---

[1] J. v. Müllers sämtliche Werke, N. A. (40 Bde, Tübingen 1831—1835) XVIII 350 356. — Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 302.

[2] „Der erste Versuch einer deutschen Politik", meint J. G. Droysen (Karl August und die deutsche Politik, Jena 1857, 11 ff), „war vollständig gescheitert." „Sie hätte einen Nationalgeist gefordert, zu dem kaum erst die Keime sich regten. Sie war verfrüht."

[3] L. Häusser, Deutsche Geschichte I [4], Berlin 1869, 212—217.

[4] Anschauliche Bilder aus dem Berliner Hofleben jener Zeit teilt Ranke (Werke XXXI XXXII 556—568) nach einer „geschriebenen Zeitung" mit. Im Gefolge des Königs besuchte Carl August z. B. im Dezember 1786 den Christmarkt und sah sich das künstliche Bergwerk an, welches der Kaufmann Aschenborn an der Breiten Straße in seinem Laden aufgestellt hatte. „Der Unterschied der Stände hörte auf dieser Promenade ganz auf. Bald war neben einer Prinzessin und Hof-Dame ein Adelicher und ein Karrenschieber, bald ein junger Offizier, ein Stutzer und Handwerksbursche. Mit vieler Beschwehrlichkeit kam der Monarch und sein schönes Gefolge endlich im Aschenbornschen Laden. Der König besahe das Bergwerk und der Kaufmann declamirte, wie es ihm geziemt, mit vieler Wärme, was dieß und jenes zu bedeuten habe." „Sehr Vieles von Kostbarkeiten steckte der König bei sich. Man schäzt den Wert des Gekauften gegen 180 Thlr., worunter für 100 Thlr. Evantaillen. Der Herzog von Sachsen-Weymar hat ohngefähr gegen 70 Thr. gekauft und beschenkte die Dames" (ebd. 557).

[5] P. v. Bojanowski, Carl August als Chef des 6. Preußischen Kürassier-Regiments 1787—1794, Weimar 1894, 4 f.

Wie der König Friedrich Wilhelm sich Ende Mai 1787 Fräulein Julie v. Voß in der Schloßkapelle zu Charlottenburg durch den Hofprediger Zöllner als zweite Gemahlin antrauen ließ[1], ein Jahr nach ihrem Tode (25. März 1789) die Hofdame Gräfin Dönhoff „Meine liebe Frau" nannte und bei diesen und andern Verhältnissen noch seiner früheren Maitresse, der Frau des Kämmerers Rietz, „treu" blieb: so schwärmte sein Freund Carl August ebenfalls nicht bloß für Pferde und Königskronen, sondern auch für Damen. Als 1788 der Engländer Gore mit zwei Töchtern nach Weimar kam, fühlte er sich zu Elise, der älteren, „leidenschaftlich hingezogen"[2], aß mit ihr Kirschkuchen und trank mit ihr Spiritus[3], lernte Englisch, um sich besser mit ihr unterhalten zu können, und wurde sich und seiner ganzen Umgebung unleidlich, als er durch eine Unklugheit den Fuß verletzte und nun, ans Lager gefesselt, seinem romantischen Abenteuer nicht weiter nachgehen konnte.

„Es ist wieder ein rechtes Probestückchen", schrieb Goethe, „wie er sich und andern das Leben sauer macht. Ich mache so ein gut Gesicht als möglich und bin in einer innerlichen Verzweiflung, nicht über diesen besondern Fall, sondern weil dieser Fall wieder sein und unser ganzes Schicksal repräsentirt." „Er hat sich in der Neigung zu dem Mädchen so ganz indulgirt, wie in seinem politischen Getreibe: beides hat keinen Zweck; wie soll es Zufriedenheit gewähren?"[4]

Eine so edle Gattin, wie Herzogin Luise war, mußte diese neue Untreue, nach so manch andern Kränkungen, tief empfinden. Sie ließ es ihren Gemahl jedoch nicht entgelten, sondern zeigte sich wie immer mild und lieb gegen ihn; wenn er abwesend war, zog sie sich in ihren stillen häuslichen Kreis zurück und widmete sich mit treuer Sorglichkeit der Erziehung ihres Prinzen. Auf Goethe machte ihre Haltung einen tiefen Eindruck und flößte ihm warme Bewunderung ein. Im Herbst 1788 sprach er sogar den Vorsatz aus, sich den nächsten Winter ganz an die Herzogin zu halten, als an „die einzige", welche ihm geblieben sei. Er suchte auch den Herzog für seine Gemahlin zu gewinnen. Auf Carl August konnten indes seine guten Ratschläge wenig Einfluß ausüben, da dieser sein Herzensgeheimnis kannte und mehr auf Beispiele als auf Worte gab.

Als der Herzog, ohne die Heilung seines Fußes abzuwarten, im September 1788 nach Dresden abreiste, sank die Stimmung bei Hofe immer

[1] Das Consistorium erklärte dies „für zulässig unter Berufung auf die von Melanchthon erlaubte Doppelehe Philipps des Großmüthigen. Vorläufig sollte dieselbe jedoch ein Geheimniß bleiben" (Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin S. M. von Voß[5], Leipzig 1887, 124).

[2] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 303. [3] Ebd. 306.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 12 17.

mehr. Knebel schrieb damals an Herder: „Der Herzog ist nach dem sächsischen Lager abgereist, und wir leben, bei zur Ruh gesetzter Ehre und Vernunft, ein Leben, das kein Leben ist.“ [1] So sah es an dem herzoglichen Musenhofe zu Weimar aus, als Goethe sich anschickte, seinen Tasso zu vollenden.

Auch der andere Musenhof, welchen Weimar beherbergte, bot nicht viel mehr. Die Begründerin desselben, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, näherte sich dem fünfzigsten Lebensjahre, und die Genossin ihrer früheren Scherze und Liebhabereien, Luise von Göchhausen, stand dem vierzigsten nicht mehr sehr ferne. Da Goethe in Italien wieder jung geworden war, so bekam auch die Herzogin Lust, eine solche Verjüngungskur zu machen und fuhr bald nach seiner Rückkehr, den 15. August 1788, in Begleitung ihrer „Thusnelde“ nach Italien ab, wohin Herder ihr am 6. vorausgereist war [2]. Sie kehrten erst im Sommer 1790 wieder zurück, so daß Goethe sich ungefähr ein Jahr lang ziemlich vereinsamt mit dem alten Wieland zu Weimar befand.

Der Ruhm, in der Geniezeit den Ruf Weimars als eines Musenhofes begründet und durch unausgesetzten Fleiß aufrecht erhalten zu haben, gebührt nicht so sehr Goethe, als Wieland und Herder, und selbst Goethe konnte sich dem Einfluß nicht entziehen, welchen diese beiden verschieden gearteten Geister durch ihre stetig fortwirkende Tätigkeit auf Weimar und von da aus auf ganz Deutschland ausübten.

Der eigentliche Stammherr und Patriarch des Musenhofes war Wieland. Er hat zuerst an dem noch französischen oder wenigstens halbfranzösischen Hof die deutsche Literatur eingebürgert, die Nichte Friedrichs II. für die Förderung derselben gewonnen, Carl August zum künftigen Mäcenas erzogen, Goethe und den übrigen „Genies“ die Wege bereitet. Durch Wieland schon war die ernstere Richtung Klopstocks und des Hainbundes am Weimarer Hofe ein für allemal überwunden, die Kunst von Religion und Sitte losgelöst, die Literatur an die Stelle der Philosophie gesetzt und in der Literatur selbst jener Klassizismus angebahnt, der nicht bloß die altgriechischen Kunstideale, sondern auch die altheidnischen Lebensideale als Höhepunkt aller menschlichen Bildung zurückrief.

Seine Tätigkeit als Prinzenerzieher war von kurzer Dauer. Schon nach zwei Jahren wurde er pensioniert. Statt der vereinbarten 600 Taler gab ihm der Herzog aber 1000, unter der Bedingung, daß er in Weimar

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 312 313.

[2] „Er hofft noch Manches dort zu entdecken“, schrieb der Prinzenerzieher Ridel über Herder am 20. Juni 1788 an Schiller, „aber kein durch ihn wieder aufgefundener Kirchenvater soll durch ihn das Licht der Welt erblicken, und keinen Codex des N.T. will er anschauen“ (Marbacher Schillerbuch II, herausgeg. von O. Güntter, Stuttgart u. Berlin 1907, 249).

bleibe. Er blieb, ohne weitere amtliche Beziehung zum Hofe, als einfacher Privatmann. Schon als Prinzenerzieher hatte er jedoch den günstigen Moment erfaßt, um sich als Publizist einen bedeutungsvollen, unabhängigen Wirkungskreis zu gründen. Als Vorbild schwebte ihm dabei die erste und älteste französische Literaturzeitschrift vor, der schon 1672 gegründete Mercure galant, der später von 1724 an als Mercure de France erschien, sich 1791 in einen Mercure français verwandelte, nach der Revolution aber wieder Mercure de France ward. Wielands „Teutscher Merkur" erwarb sich beim ersten Erscheinen 1773 ein Publikum von mehr als 2000 Abonnenten über ganz Deutschland hin und behielt diesen Leserkreis, nur um etliche hundert gemindert, bis zum Jahre 1790; als „Neuer Teutscher Merkur" lebte die Zeitschrift dann unter Wielands Beteiligung bis 1803, ohne ihn bis 1810 weiter, während er von 1796 bis 1803 das „Attische Museum", 1805 und 1806 zwei Bände eines „Neuen Attischen Museum" herausgab. Durch diese publizistische Tätigkeit ward Wieland für zwanzig Jahre eine literarische Macht ersten Ranges für ganz Deutschland. Er imponierte nicht durch zündende, scharfe Kritik, wie einst Lessing, aber er versorgte ganz Deutschland allmonatlich mit dem bunten Lesestoff einer allgemeinen Revue: Gedichten, Novellen, Erzählungen, Übersetzungen, philosophischen Essays, politischen Aufsätzen, Rezensionen, Bücheranzeigen, Repliken auf gegnerische Rezensionen und allgemeinem literarischen Geplauder.

Es blieb ihm für neue Studien und Projekte wenig Zeit übrig. Dazu kannte man seine Gutmütigkeit, fürchtete seine Kritik nicht, griff ihn lebhaft an und verwickelte ihn unaufhörlich in literarische Streitigkeiten. Dennoch hatte das publizistische Gedränge auch seine Vorteile. Es hielt ihn mit der ganzen literarischen Welt in lebendiger Fühlung, regte ihn beständig an, zwang ihn zu steter Tätigkeit und förderte in mancher Hinsicht seine schriftstellerische Entwicklung, seinen kritischen Blick, seine ästhetischen Anschauungen, seinen Stil, seine Sprache und Darstellung. Eine neue Richtung einzuschlagen, dazu war er schon zu alt. Er zählte schon vierzig, als er den Merkur anfing, sechzig, als jüngere Kräfte seinen Einfluß verdrängten, über siebzig, als er sein Attisches Museum zum zweitenmal eröffnete. Doch ein gewisser Fortschritt in der Form, rege Teilnahme an dem literarischen Leben der andern, Verbesserung mancher unrichtigen Ideen ist im Verlauf seiner langen, unermüdlichen Produktion, bei zahllosen Wiederholungen, vielfachem Kopieren seiner selbst und Rückkehr auf die alten Lieblingssteckenpferde doch unverkennbar.

So grausam auch „Alceste" und damit Wielands Lieblingsplan, ein deutsches Singspiel zu begründen, von Goethe verhöhnt worden war, so ließ sich Wieland doch keineswegs entmutigen. In den ersten zehn Jahren waltet in seinen Beiträgen zum Merkur und auch sonst entschieden die

poetische Produktion vor. Es erschienen Singspiele wie „Die Wahl des Herkules“ (1773), „Das Urtheil des Midas“ (1775), kleinere Gedichte, Gelegenheitsdichtungen, der Roman „Geschichte der Abderiten“ (1774—1780), Kantaten, Erzählungen in Prosa, wie „Die Geschichte des weisen Danischmend“ (1775), „Athenion genannt Aristion“ (1781), versifizierte Erzählungen, wie „Der Mönch und die Nonne auf dem Mittelstein“ (1775), „Gandalin“ und „Das Wintermärchen“ (1776), „Geron der Adeliche“ (1777), „Hann und Gulpenhee“ (1778), „Der Vogelsang“ (1778), „Schach Lolo“ und „Pervonte“ (1778), „Clelia und Sinibald“ (1783). Den Höhepunkt der dichterischen Leistungen Wielands bildet der „Oberon“, der 1780 die drei ersten zusammen gedruckten Hefte des Teutschen Merkur füllte. Dann trat eine gewisse Erschöpfung ein. Um sein Pensum zu leisten, wandte sich Wieland der leichteren Arbeit eines Übersetzers zu, übertrug erst Horazens Briefe, dann dessen Satiren, endlich Lukian.

Diesen poetischen Beiträgen gingen von Anfang an die mannigfaltigsten Aufsätze in Prosa zur Seite: über philosophische, politische, sogar religiöse Fragen, besonders über das Verhältnis der schönen Kunst zur Moral, über griechische Geschichte, Literaturgeschichte, Philosophie und Kunst, deutsche, französische, englische, italienische Literatur — endlich eine Unzahl von kleinen Miszellen aller Art, auf die unruhige und flatterhafte Neugier des Publikums berechnet. Die kurze aphoristische Manier wußte er ebensogut zu handhaben wie jene des eigentlichen Aufsatzes; den Dialog hatte er an den besten griechischen Vorbildern studiert, die Kunst der Pikanterie an französischen Journalen. Echt sanguinisch, fast wie ein Franzose, sprang er mühelos von einem Gebiet ins andere über, wußte über alles interessant zu reden, jede kleine Anekdote gut zu verkaufen. Seine Prosa ist leicht, fließend, angenehm. Der Vorwurf der Französelei bedarf großer Einschränkung; er arbeitete wohl stark nach französischen oder überhaupt fremden Mustern, stak voll französischer Ideen und sparte auch die Fremdwörter nicht; aber in Auffassung und Sprache klingt doch überall der gemütlichste schwäbische Ton durch. Im einfachen Erzählungsstil, in geistreicher Plauderei und leichter journalistischer Behandlung hat er Lessing entschieden übertroffen, und während Goethe später einen diplomatisch abgemessenen, feierlichen, geheimnisvollen Stil annahm, hat er bis ins höchste Alter seine frische, plauderselige Munterkeit bewahrt.

Als Rezensent hat Wieland fast alle bedeutenderen Erscheinungen der Zeit selbst besprochen oder zu Besprechungen anderer wenigstens seine Bemerkungen gemacht. Dabei verrät er ein gesundes Urteil, feinen Blick, große Belesenheit, auch eine gewisse Selbständigkeit[1]. Nie tritt er allerdings mit jener

[1] Ein merkwürdiges Beispiel ist sein kleiner Aufsatz „Ein paar Worte für die Jesuiten“ (Wielands Werke [Hempel] XXV 211—220). Der Apostat Jagemann hatte

Schärfe, Bestimmtheit, Klarheit auf, welche Lessing auszeichnet, aber dafür leidet er auch nicht an dessen galliger Professoren-Unfehlbarkeit. Auch wenn er tadelt, zeigt er noch immer ein freundliches, gemütliches Herz, nur nicht ernsten Sittenpredigern gegenüber. Goethes burschikose Farce gegen seine Alceste hat er ganz meisterlich abgeschüttelt, ein wahres Muster, wie man einem lästigen Angriff mit Anstand begegnen muß. Seine Rezension über Götz von Berlichingen verrät ebensoviel gesunden Sinn und klares Urteil, als Lessings Mißstimmung über das Stück Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit bekundet. In seinem Verhältnis zu den übrigen Schriftstellern zeigt er die Vorzüge wie die Fehler eines gutmütigen Sanguinikers, gemütlich fast bis zur Schwäche, ohne alle Anmaßung, neidlos, bei Beleidigungen rasch versöhnt und ohne Gedanken an Rache, freundlich gegen jedermann; dagegen hinwieder weich, eitel, wankelmütig, über Kleinigkeiten glücklich und unglücklich, mehr ein Kind als ein Mann.

An philosophischer Schulung, vielseitiger Belesenheit, Sprachkenntnissen, bibliographischem, philologischem, historischem und literaturgeschichtlichem Wissen dem viel jüngeren Goethe voraus, hat er diesem, wie Schiller, Jean Paul und den Romantikern, in weitestem Umfang das Feld bereitet. Wieland hat aller Art Material herbeigeschafft, Shakespeare, Horaz, Lukian, Plinius übersetzt, den ganzen kulturhistorischen Anekdotenkram der Griechen und Römer hervorgeholt, die altfranzösischen Romane und Rittergeschichten, Ariost, Cervantes, italienische und spanische Novellistik wieder aufs Tapet gebracht, Swift, Fielding, Sterne deutsch verarbeitet, Voltaire, Rousseau, Diderot,

---

ihm für das Februarheft des Teutschen Merkur 1789 einen sehr giftigen Angriff gegen die Herz-Jesu-Andacht eingeliefert: „Historische Nachrichten von der sogen. Andacht zum Herzen Jesu.“ Wieland nahm diesen Beitrag zwar auf, widerlegte ihn aber in einem ebenso langen Zusatz, verteidigte die Jesuiten gegen die von dem abgefallenen Priester erhobenen Beschuldigungen und bewies, daß die bestrittene Andacht durchaus in der katholischen Lehre begründet sei und so gut wie die katholische Kirche überhaupt, gemäß dem Grundsatze der allgemeinen Toleranz, wenigstens auf Duldung Anspruch machen könne. „Die Jesuiten“, sagt er hier (S. 219), „haben vor vielen ihren Gegnern den Vorzug, consequent zu sein“, und von ihrem „Probabilismus“ bemerkt er: „Man sollte ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie tiefer in das menschliche Herz und in die Natur der Dinge hineingesehen haben, als Andere.“ — Vgl. G. van Poppel, Wieland über die Jesuiten. Eine zeitgemäße Erinnerung zu Wielands 100. Todestag. Germania, Beilage „Kirche und Welt“, Jahrg. 1913, Nr 15. — „Warum muß das Gewitter“, schrieb Wieland nach der Aufhebung des Ordens am 20. September 1774 an Anton v. Klein, „nur gerade die Jesuiten treffen, sagte ich — und erinnerte mich an das Schicksal der Tempelherren: Welche besondere Gesellschaft, welcher Orden, welche Gemeinheit hat, nach Verhältniß der Umstände, weniger Böses, und welche hat, auf der andern Seite, mehr Rühmliches und Gutes gethan?“ Westermanns Monatshefte, 89. Jahrg., 77. Bd, S. 256.

Crébillon und die französische Tagesliteratur zu deutschen Essays verwertet, orientalische Märchen neu aufgeputzt, deutsche Kuriosa aus allen Zeitaltern hervorgesucht, in allen literarischen Gattungen Versuche angestellt, den deutschen Pegasus auf italienische und freie Stanzen, Reimverse des verschiedensten Tempo zugeritten, Novelle und Erzählung zu hoher Vollkommenheit gebracht, die romantische Epopöe geschaffen, die Kritik geschäftsmäßig eingerichtet und betrieben, kurz nach allen Seiten hin vorgearbeitet und der nächsten Dichter- und Literaten-Generation die Arbeit erleichtert. Während die übrigen Genies in Weimar Theater spielten, hat er im Merkur die Emanzipation der neuen Literatur von den begründeten Forderungen christlicher Zucht und Sitte theoretisch und praktisch durchgefochten[1] und ist dadurch zum allgemeinen Sündenbock und Prügeljungen des Musenhofes geworden. Wer irgend einen Groll gegen Weimar hatte, ließ ihn fürder gewöhnlich nicht an Goethe, sondern an Wieland aus. Da dieser indes weit mehr von seinem Publikum beherrscht war, als er dasselbe beherrschte, so ist jenes Verdammungsurteil über ihn nur dann gerecht, wenn man seine zahlreichen Verehrer, d. h. den Musenhof von Weimar und einen ansehnlichen Teil der deutschen Leser mit einschließt[2].

In seinem Privatleben steht Wieland von allen Koryphäen Weimars am unbescholtensten da: ein ehrsamer Familienvater, der mit treuer Liebe ganz den Seinigen lebt, in unermüdlicher Arbeit für sie sorgt, in bescheidener Einfachheit das höchste Greisenalter erreicht und die Feder erst aus der Hand legt, um zu sterben. Es war indes eine recht unsaubere Feder. Von Haus aus eine durch und durch sinnliche Natur, ohne männliche Kraft und idealen Schwung, hatte er schon in seiner Jugend mit dem Idealen nur geliebelt, dann sich plötzlich offen zum Lüsternen, Verfänglichen und Schlüpfrigen, als dem eigentlichen Höhepunkt und der Quintessenz alles „Schönen", bekannt, durch Widerspruch gereizt, nur um so eigensinniger daran festgehalten und ihm in seinen Studien und Arbeiten bis ins Greisenalter eine bevorzugte Stelle eingeräumt.

Es wirft ein seltsames Licht sowohl auf die Moralität des Weimarer Hofes als auch des weiteren deutschen Publikums jener Zeit, daß Wieland seinen „Teutschen Merkur" bis 1790 nicht bloß in mehr als 1600 Exemplaren absetzte, sondern das Pikanteste daraus noch alljährlich in Separatausgaben verbreiten konnte, daß er trotz aller Angriffe des Hainbundes und trotz Goethes Spott in Ehre und Ansehen blieb, ja als „Philosoph" und

[1] Vgl. Unterredungen mit dem Pfarrer von *** (Teutscher Merkur 1775, II—IV. Wielands Werke [Hempel] XXXII 217—268).

[2] Vgl. die Charakteristik Wielands in den Briefen eines Reisenden Franzosen über Deutschland (Johann Caspar Riesbeck) an seinen Bruder in Paris, übersetzt von K. R. (2 Bde, Zürich 1783) II 74—80.

Dichter bewundert, geliebt und gelesen wurde und Nachahmer fand, welche ihn in schlüpfrigen Darstellungen noch zu überbieten suchten und deshalb bei der unverschämtesten Pornographie anlangen mußten. Viel ließ ihnen Wieland zu tun nicht übrig; denn nahezu seine ganze Poesie, in gebundener wie in ungebundener Rede, läuft darauf hinaus, seine Helden und Heldinnen von den „Irrtümern" stoischer oder christlicher Sittenlehre zu heilen, sie deshalb in verfängliche Lagen und schlüpfrige Posituren zu versetzen, ihnen die Scham aus dem Herzen zu reißen und dann in langer Salbaderei darzutun, daß die wahre Keuschheit in der Unkeuschheit, die Unschuld in der Nacktheit, die Sittlichkeit in mäßiger Befriedigung aller Triebe, das höchste Glück des Menschen in der Geschlechtsliebe bestehe. Bis ins hohe Greisenalter blieb ihm dieses Kapitel der Höhepunkt aller Poesie. Allem Hohen, Edlen und Würdigen in der klassischen Literatur ging er mehr oder weniger aus dem Wege. Sein Klassizismus hält sich wesentlich an der Schattenseite der antiken Welt. Doch hatte er dann und wann auch seine lichten Augenblicke, und als er z. B. einmal die Pia hilaria, Scherzgedichte des Jesuiten P. Angelinus Gazäus las, kam ihm die Zeit unendlich glücklich vor, wo die Leute „ohne allen Nachtheil an ihrem Herzen und an ihrem Glauben" sich an solchen Geschichten erlustigten, viel glücklicher als „eine Zeit, wo wir Alle, Katholiken und Hugenotten, mit dem einfältigen Glauben unsrer Alten auch die selige Einfalt ihrer Sitten verloren und uns alle Gefühle wegraisonniret haben, die in tausend Fällen dieses Erdenlebens des Menschen Labsal, Trost und letzte Zuflucht sind" [1].

Atheist war Wieland nicht, auch nicht Pantheist.

„Der Glaube an Gott", sagt er [2], „nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode den ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen, oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um gar nichts besser als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staates, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

---

[1] Wielands Werke (Hempel) XXXV 405.

[2] Der Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen (Wielands Werke [Hempel] XXXII 336 f).

„Ich trage also kein Bedenken, meinem unmaßgeblichen Rath an den König oder Fürsten, der mich (wider alles Vermuthen) nach 50 Jahren etwa über diese Dinge um Rath fragen sollte, noch diesen Artikel hinzuzusetzen: daß das ungereimte und ärgerliche Disputiren gegen das Dasein Gottes oder gegen die angenommenen Beweise desselben, wenn man keine bessern zu geben hat, ingleichen das öffentliche Bestreiten der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele für ein Attentat gegen die bürgerliche Gesellschaft erklärt und durch ein ausdrückliches Strafgesetz verboten werden sollte.

„Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Philosoph ist kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemütsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen gibt, unglücklicher sein würden, als sie sind."

Einen festen Rückhalt hatte jedoch dieser sein Gottesglaube nicht, weder in der Autorität noch in der Vernunft.

„Die Wahrheit", sagt er[1], „ist weder hier, noch da, — sie ist wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben; ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammenfassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen."

Damit war jede objektive, allgemeine Richtschnur der Wahrheit in Zweifel gestellt, der Freigeisterei Tür und Tor geöffnet. Ganz folgerichtig verwarf Wieland deshalb jede verbindliche Autorität der Bibel, alle protestantischen Bekenntnisschriften, alle Orthodoxie. Er stellte den Protestanten sogar ganz unumwunden die Alternative: „Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen", oder „Allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueber-

[1] Was ist Wahrheit? (Wielands Werke [Hempel] XXXII 21.)

zeugung zu glauben", „einzugestehen" [1]. Im ersten Fall, erklärt er, bleibt nichts übrig, als sich dem Papste zu unterwerfen; im zweiten — allgemeine Toleranz und Religionsfreiheit trotz aller Verschiedenheit der Bekenntnisse. Er wählte entschieden das letztere, schrieb unermüdlich für Toleranz und Gewissensfreiheit und philosophierte und theologisierte ohne alle Rücksicht auf Autorität, wie es ihm Laune und Gefühl, Lektüre und Gelegenheit eben eingab, meist herzlich oberflächlich und mit steter Rücksicht auf die Lebemännermoral, welcher er sich bei seiner „Bekehrung" zugewandt hatte [2].

Seine zahlreichen ethischen und politischen Aufsätze haben insofern einigen Wert, als sie recht flach und unverblümt die Glückseligkeitslehre der meisten Weimarer Größen ausplaudern, welche diese bald mit poetischen Phantasmagorien, bald mit philosophischer Geheimtuerei zu verhüllen strebten. Seine Schriften und Anschauungen bereiteten im Publikum denjenigen Goethes wesentlich den Boden. Eine Menge Anspielungen auf Wielands Werke in den Briefen Goethes und seiner Freunde bezeugen, daß sie mit Freude und Interesse gelesen wurden. Bestand auch kein innigeres Zusammenwirken zwischen den beiden Dichtern, so gewährten sie sich doch gegenseitig mannigfache Anregung. Wieland kehrte, nach kleinen Pausen von Unwillen oder unzufriedenem Schmollen, immer wieder zu einer tiefen Verehrung Goethes zurück; dieser erwies Wieland vorläufig noch manche Artigkeit und ließ ihn die Überlegenheit seines Talentes nicht eben zu peinlich empfinden. Im „Teutschen Merkur" erschienen die ersten Früchte der italienischen Reise: „Auszüge aus einem Reisejournal": 1. Rosaliens Heiligtum, 2. Zur Theorie der bildenden Künste, 3. Stundenmaß der Italiäner, 4. Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt, 5. Neapel, 6. Aus Plinius, 7. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil, 8. Von Arabesken, 9. Volksgesang, Venedig, Rom, Ritornelli, Vaudevilles, Romanze, 10. Naturlehre [3], eher Miscellen als Aufsätze, artige Nippsächelchen, Arabesken zu einer „Italienischen Reise", überaus anmutig in der Form, teilweise auch fesselnden Inhalts, aber ebenso leicht in allem, was Religion und Sitte betrifft. Die hl. Rosalie ist für Goethe eine „schöne Schläferin", und zu einem „geistlichen Volksgesang", in welchem das Gespräch Christi mit der Samariterin halb naiv und halb frivol in ein Liebesduett verarbeitet ist, macht er die Bemerkung:

---

[1] Wielands Werke (Hempel) XXXII 327.

[2] „Wieland hat dem Herzog die Religion aus dem Herzen philosophirt, Göthe den Rest herausgelacht", berichtet Chr. Fr. Rinck am 8. November 1783. Studienreise 1783/84, herausgeg. von M. Geyer, Altenburg 1897, 68.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXI 100—105, XLVII 60—76, XXXII 341 bis 344, XLVII 267—274, XXXI 253—263 f, XLVII 77—83 235—241, XXXII 345—363; 2. Abt. XIII 427—431.

„Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missionsgeschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sei, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat."[1]

Als ob die Kirche jede unpassende Anwendung religiöser Stoffe im Volksliede selbst beabsichtigte, ja berechnend suchte, während doch ein so „artiger Sünder" wie Goethe es sich lediglich selbst zuzuschreiben hatte, wenn er die höchsten und reinsten Äußerungen und Symbole himmlischer Liebe in seine eigene Sphäre herabzog.

Die Beiträge Goethes zum Teutschen Merkur flossen nicht lange. Schon 1790 versiegten sie wieder. Ein vertrauteres Freundschaftsverhältnis zu Wieland entwickelte sich nicht. „Aus wiederholten Aeußerungen geht hervor, daß Wieland sich in Weimar sehr unbehaglich fand und am liebsten in irgend einen andern Erdenwinkel übergesiedelt wäre."[2]

Zweites Kapitel.

Herders Ideen und mißliche Realitäten.

Wissenschaftlich bedeutender, gründlicher geschult, universeller gebildet als Wieland und Goethe, war der Generalsuperintendent Herder, der Schüler Kants und Hamanns, der geistige Erbe Lessings, der „Hohepriester" und Theolog des Musenhofs. Am Liebhabertheater und an dem übrigen Pläsierleben konnte er sich seiner geistlichen Stellung wegen natürlich nicht beteiligen: an eigentlich schöpferischem poetischen Talente stand er Goethe weit nach; gegen die ästhetisch-kritischen Urteile, welche Goethe vom Zaune brach, und gegen dessen Vielseitigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften trat selbst Herders Charakter als Gelehrter zeitweilig in den Schatten. Aus ein paar Seiten eines alten Klassikers, die Goethe flüchtig gelesen hatte, wußte der gewandte Hofmann mehr zu machen als der ernste Superintendent aus fleißig durchstudierten Folianten. Goethe war sich jedoch der wissenschaftlichen Überlegenheit seines Freundes noch von Straßburg her

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXII 363.

[2] W. Buchner, Zur deutschen Literaturgeschichte, in Blätter für literarische Unterhaltung 1885, 660.

bewußt, ging fleißig bei dem vielbelesenen Manne in die Schule, ehrte sein Urteil, las seine Werke, legte ihm die eigenen Arbeiten vor und blieb mit ihm in regem Geistesaustausch [1].

Mit 25 Jahren hatte Herder schon drei verschiedene Lebensberufe durchgemacht: den eines Schulmannes, den eines Predigers, den eines Schriftstellers. Er fand sich enttäuscht. Als er im Juni 1769 von Riga über Kopenhagen und Nantes nach Paris reiste, bedauerte er, sich nicht einem genußreicheren Leben wie dem eines Literaten oder Künstlers gewidmet zu haben.

„Ich wäre nicht ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nicht ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften geworden, die ich nicht gesehen habe und nicht verstehe: ich wäre nicht ein Repositorium voll Papiere und Bücher geworden, das nur in die Studirstube gehört. Ich wäre Situationen entgangen, die meinen Geist einschloſſen und also auf eine falsche intensive Menschenkenntnis einschränkten, da er Welt, Menschen, Gesellschaften, Frauenzimmer, Vergnügen, lieber extensiv, mit der edlen feurigen Neubegierde eines Jünglings, der in die Welt eintritt und rasch und unermüdet von einem zum andern läuft, hätte kennen lernen sollen. Welch ein andres Gebäude einer andern Seele! Zart, reich, Sachenvoll, nicht Wortgelehrt, Munter, lebend wie ein Jüngling! einst ein glücklicher Mann! einst ein glücklicher Greis! — O was ist's für ein unersetzlicher Schade, Früchte affectiren zu wollen, und zu müssen, wenn man nur Blüthe tragen soll!" [2]

So jammerte er damals, und er war auch später als „Gottesmann" noch genußsüchtig genug, um solchen hypochondrischen Träumereien gelegentlich nachzuhängen. Als er indes mit dem jugendlichen Goethe zusammentraf, an dem sich alle jene Ideale zu verwirklichen schienen, machte sich die Überlegenheit von Herders vielseitigem Wissen, seiner tieferen Bildung, seiner ernsteren Lebenserfahrung und Berufstätigkeit nach allen Seiten hin geltend.

So wenig Goethe bei Lotte, Friederike und Lili gelernt hatte, so wenig lernte er bei Frau v. Stein und bei den vornehmen Damen von Weimar.

---

[1] Danz und Gruber, Charakteristik Herders, Leipzig 1805. — H. Döring, Herders Biographie, Jena 1853. — H. Düntzer, Herders Leben und Wirken, in Herders Werken (Hempel) I XIX—CXXXVI. — R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken (2 Bde), Berlin 1877—1885. — K. Rosenkranz, Rede zur Säkularfeier Herders, Königsberg 1844. — H. Düntzer und F. G. v. Herder, Aus Herders Nachlaß (3 Bde), Frankfurt 1856—1857. — F. G. v. Herder, Gottfried von Herders Lebensbild, Erlangen 1856. — E. Kühnemann, Herders Leben [2], München 1912. — R. Bürkner, Herder, sein Leben und Wirken, Berlin 1904 (Geisteshelden Bd 45). — M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung V, Leipzig 1874, 250 ff. — Ch. Joret, Herder et la renaissance littéraire en Allemagne, Paris 1875. — A. Werner, Herder als Theolog, Berlin 1871.

[2] Herders Werke (Suphan) IV 347. Vgl. Haym I 320 ff.

Wenn er sich wissenschaftlich auffrischen, anregen, beleben wollte, wandte er sich an Herder, der seine früher erworbene Gelehrsamkeit, seine Welt- und Menschenkenntnis, seine Lebenserfahrungen zu einem reichen Schatze universeller Bildung angespeichert hatte, und der nur darunter litt, daß er an dem vergnügungssüchtigen Hofe und in den kleinlichen Verhältnissen keinen seinem Talente entsprechenden Wirkungskreis fand, als freisinniger Literat bei der ihm untergebenen Geistlichkeit anstieß, als Geistlicher seiner Neigung zu Kunst und Literatur nicht ungehindert leben konnte, als Gelehrter keine Schüler hatte und als Familienvater, trotz der Gunst des Hofes, Jahre hindurch unter Schulden seufzte.

Wie bei Lessing und den übrigen Literaten, an denen Herder sich bildete, hatte seine schriftstellerische Tätigkeit anfänglich einen durchaus fragmentarischen Charakter. Dickleibige und vielbändige Werke waren in Acht und Bann getan. Wissenschaftliche Kunsttheorien wurden von vornherein als pedantisch verschrieen. Philosophie, Ästhetik, Geschichte, Philologie, Archäologie, alles wurde fragmentarisch verkauft, heute ein Bruchstück, morgen ein anderes, je nach Laune und Eingebung. Jeder fing seine Frage an und hörte auf, wo es ihm beliebte. Der folgende griff den Punkt auf, der ihm behagte, und rednerte weiter oder warf die Ansichten des Vorgängers über den Haufen oder führte der Besprechung neue Einzelheiten zu und langte wieder beim Ausgangspunkt an. Es ging nicht viel besser zu als auf einem polnischen Reichstag oder später in der französischen Nationalversammlung. Vollständige Gesetzlosigkeit auf dem ganzen Parnaß! Jeder hatte seine eigene Psychologie, Ethik, Poetik, Ästhetik, Kritik. Jeder beurteilte die alten und neuen Schriftsteller nach seiner oft kaum gekauften oder erborgten Brille. So schrieb auch Herder neben einigen poetischen Erzeugnissen und gelegentlichen Vorträgen „Nachrichten", „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", „Kritische Wälder", hundert verschiedene Aufsätze über die entlegensten Fragen, ohne ein philosophisches System, ohne eine feste Grundlage, welche die membra disiecta verband.

Herder war indes ein zu tiefer und ernster Geist, um auf die Dauer mit diesem bunten Ragout von Lektüre und Vielschreiberei vorlieb zu nehmen. Die Beschäftigung mit eigentlicher Philosophie und Theologie hatte ihm zwar keine feste, spekulative und positive Grundlage des gesamten menschlichen Wissens, aber doch wenigstens das Bedürfnis nach einer solchen hinterlassen, ein wahres Heimweh, aus der spatzenhaften Rezensentenwirtschaft und dem kleinlichen Enzyklopädismus, der jede Bagatelle zu einer Weltfrage aufbauschte, heraus zu den großen Grundlinien wahrer Weltanschauung zu gelangen. Bereits auf der Reise nach Paris 1769 schwebte ihm der Plan eines Werkes vor, welches die Resultate aller bedeutenden „Menschheitsschriften", die Hauptmomente der Philosophie, Theologie, Geschichte, Literatur,

Politik und Kunst zu einem großen Bildungsbuch der Menschheit versammeln sollte: statt des subjektivistischen Wirrwarrs der französischen Enzyklopädie ein objektiv gehaltenes Grundbuch des menschlichen Wissens [1].

Hätte Herder nichts geleistet, als diesen Plan entworfen, so würde ihm derselbe unbedingt einen gewissen Vorrang vor Lessing, Goethe und den übrigen Geistesführern der Zeit einräumen [2]. Denn während sie alle, mehr oder minder, sich einbildeten, den vollständigen Sturz des positiven Christentums mit etwas negativer Kritik, resultatloser Forschung, griechischer Kunst, Naturwissenschaft, Philologie, Poesie und Theater ausgleichen zu können, hat er allein richtig erkannt, daß dieses materialistische Einzelwissen, auch ins Unbegrenzte gesteigert, den denkenden Menschengeist niemals befriedigen könne, daß an die Stelle des aufgegebenen Glaubens wenigstens eine neue Philosophie und Religion treten sollte, um die zerstreuten Teile des menschlichen Wissens und Strebens harmonisch zu vereinigen und die größten und wichtigsten Fragen der Menschheit zu lösen. Es sprach in ihm der vernünftige Drang der menschlichen Natur, der zwischen Verstand und Gefühl, Wissen und Glauben, Menschheit und Natur, Gott und Welt eine einheitliche Verbindung sucht, in den getrennten Wesen und Erscheinungen keine Befriedigung findet. Die Universalität seiner Bildung näherte ihn unbewußt den Anschauungen der katholischen Kirche, nach denen wirklich ein einheitliches Band alle Wissenschaften verknüpft, alle Völker verbrüdert, die ganze Menschheit zu einer Gottesfamilie macht, in dem Gottmenschen das hehrste Ideal ihr vor Augen stellt und in seiner Nachahmung alle Individuen und Nationen verbindet.

Herder hat aber nicht bloß jenen Plan entworfen; er hat auch Hand zu seiner Verwirklichung angelegt und mitten in dem tollen Treiben der sog. Genieperiode zwei Werke zu stande gebracht, welche, wenn der Plan selbst auch mißlang, doch bis zu einem gewissen Grade dessen Großartigkeit entsprachen. Es sind seine „Volkslieder" oder, wie sie später betitelt wurden, „Stimmen der Völker", und seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Das erste Werk faßt den Plan nur auf dem Gebiete der Poesie an, das zweite in weitestem, universalstem Rahmen. Die „Stimmen der Völker" haben insofern einen religiös-philosophischen Hintergrund, als sie den

[1] Haym I 322. Vgl. Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts seit Ausgang des Mittelalters I, Leipzig 1885, 517.

[2] „Herder", sagt M. Carriere (Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung V 257), „hat das verheißene Werk über die griechische Poesie nicht abgefaßt, aber die ganze neuere Literatur- und Kunstgeschichte bewegt sich auf dem Wege, den er ihr anwies, den er in der Philosophie der Geschichte einschlug, und für dies mein Werk war es mir das liebste Urtheil, wenn Rosenkranz, Scherr, Gottschall sagten, es sei in Herders Geist und Sinn geschrieben."

beschränkten Auffassungen der damaligen Poeten, den deutschtümelnden Barden wie den ausschließlichen Anbetern der Griechen, einen Bildersaal der Weltpoesie gegenüberstellten, welcher Orient und Okzident mit gleicher Liebe umfaßte, ein Stammbuch, welches daran erinnerte, daß die Poesie nicht das Vorrecht eines einzelnen Volkes, sondern Gemeingut aller Völker ist, daß alle von Natur berufen sind, ein großes Ganzes zu bilden. Das auf ausgedehnten Sprach- und Literaturkenntnissen beruhende Werk wurde die Grundlage der noch viel weiter ausholenden Studien der Romantiker. Von Herder, nicht von Goethe ist die Idee der „Weltliteratur" ausgegangen, jenes Streben, durch tüchtige Übersetzungen die Literaturschätze aller Völker in guter Auswahl dem deutschen Volke zugänglich zu machen.

Die Schwäche des Werkes liegt darin, daß Herder sich der Poesie zuwandte, ehe er noch eine Philosophie hatte, Sprache, Poesie und Religion als „die älteste und ursprünglichste Offenbarung Gottes an die Menschheit" betrachtete und sein ganzes Weltsystem auf jene Kraft des Menschengeistes baute, die am allerwenigsten Halt bot: die poetische Phantasie [1].

Das zweite große Werk Herders waren die „Ideen". Da er mehr Historiker und Dichter als Philosoph war, so kann es nicht befremden, daß er nicht auf eigentlich philosophischem Wege an seine Aufgabe herantrat. Logik und Erkenntnislehre, Kosmologie und Theodizee läßt er dahingestellt sein. Nach einem kurzen Blick auf das Weltgebäude fixiert er die Erde „als Stern unter den Sternen", beschreibt ihre Stellung unter den andern Planeten, ihre früheren Revolutionen, ihre Kugelform, ihre Atmosphäre, die Verteilung von Land und Wasser, die Gesamtökonomie der Erdoberfläche und ihre Beziehung zu den drei großen Reichen organischer Wesen — Pflanzen, Tiere, Menschen. Es folgen Untersuchungen über den physiologischen Bau der Pflanzen, der Tiere, des Menschen. Das Sinnenleben der Tiere wird näher beschrieben, ihr organischer Unterschied wird festgestellt. „Der Mensch ist zur Vernunftfähigkeit organisirt", er hat feinere Sinne, feinere Triebe, er ist frei, er ist zur Verbreitung über die ganze Erde, zu Humanität und Religion, zur Hoffnung der Unsterblichkeit gebildet. Alle Kräfte, Formen und Ordnungen der sichtbaren Schöpfung steigen in ihrem Wesen wie in ihrer Entwicklung zum Menschen auf, um in ihm durch ein System geistiger Kräfte noch weiter

---

[1] Diesen verhängnisvollen Schritt tat er schon in seiner „Aeltesten Urkunde des Menschengeschlechts" (1774—1776), durch welche die Bibel aus einer autoritativen Glaubensurkunde ein bloßes Grundbuch der Weltpoesie ward. Vgl. J. Happel, Das Christenthum und die heutige vergleichende Religionsgeschichte, Leipzig 1882, 6. — „Es hängt damit zusammen, daß Herder überhaupt das positive Verständniß für die Bedeutung der Lehre, des Theologumenon, des Dogmas in der Religion und Kirche nicht klar gewinnen konnte", sagt O. Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage I², Berlin 1883, 217.

erhoben zu werden. Die menschliche Bildung hienieden ist nur die Knospe einer künftigen Vollendung und der jetzige Zustand des Menschen nur die Vorstufe eines höheren und vollkommeneren Lebens. Einen durchschlagenden Gottesbeweis gibt Herder nicht [1], auch die Unsterblichkeit der Seele entbehrt der klaren, kräftigen Begründung; selbst der Gottesbeweis aus den Überlieferungen der Völker ist mit Unklarheit und Irrtum durchsetzt; aber schließlich stehen wir doch an einem großen Einheitspunkt und letzten Ziel aller Wesen: betend huldigt der Forscher dem Unendlichen, Gott! [2]

Man sollte nun erwarten, daß er von dem gefundenen Zentralpunkte aus die Weltordnung näher erklären würde; doch er kehrt von dem Unsichtbaren alsbald wieder zum Sichtbaren, von Gott zum Menschen zurück, durchläuft die Organisation der verschiedenen Menschenrassen, die Beziehungen des Menschen zum Klima, zur Natur überhaupt, analysiert die Sinnen-, Phantasie-, Verstandes-, Gefühls- und Willenstätigkeit des Menschen in ihrer Beziehung zu den ihn umgebenden Verhältnissen und langt bei dem Satze an: „Die Glückseligkeit der Menschen ist allenthalben ein individuelles Gut, folglich allenthalben klimatisch und organisch, ein Kind der Uebung, der Tradition und Gewohnheit.“ Daran knüpft sich die Betrachtung des menschlichen Gesellschaftslebens — Sprache, Überlieferung, Wissenschaft — Kunst, Staatsleben — Religion. Die älteste und heiligste Überlieferung der Erde ist die Religion; der Gang der Kultur und Geschichte führt nach Asien als nach dem Ausgangspunkt des Menschengeschlechts. Dorthin weist die älteste mündliche und schriftliche Überlieferung [3].

Wie früher am Mittelpunkt aller Philosophie, der Existenz eines unendlichen Schöpfers und seines Weltplanes, so sind wir hier bei den ältesten Offenbarungstatsachen der christlichen, übernatürlichen Weltordnung angelangt. Aber der mosaische Bericht über Schöpfung, Paradies und Sündenfall ist für Herder eine bloße Sage. Von dem Paradies springt er plötzlich nach

---

[1] Später griff er in seiner „Metakritik“ sogar Kant wegen seiner Gottesbeweise an. Er wollte Gott nicht bewiesen haben: „Nicht als Tangent oder Sector suche ich den Begriff eines höchsten Wesens, er ist in mir selbst und in Allem gegeben.“ Herders Werke (Suphan) XXI 237.

[2] Herders Werke (Suphan) XIII 200 f. — Wie seine Vorstellung von Gott dabei in ihrer phantastischen Verschwommenheit an Pantheismus streift, darüber vergleiche seine eigene Vorrede, worin er sagt: „Gott ist Alles in seinen Werken.“ Ebd. 10. Deutlicher sagt er anderswo: „Die ganze Welt ist nur eine Erscheinung von Gottes Größe für uns erscheinende Gestalten. Er ist das höchste, lebendigste, thätigste Eins, nicht in allen Dingen, als ob die was außer ihm wären, sondern durch alle Dinge, die nur als sinnliche Darstellungen für sinnliche Geschöpfe erscheinen“ (Düntzer, Aus Herders Nachlaß II 255 [Brief an Jacobi vom 6. Februar 1784]). — Vgl. „Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System.“ Herders Werke (Suphan) XVI 412 ff 488.

[3] Herders Werke (Suphan) XIII 418 ff.

China über, schildert die Kultur und Geschichte der asiatischen Völker, der Chinesen, Japaner, Tibetaner, Inder, Assyrer, Perser, Hebräer, Ägypter, verweilt mit liebevollster Ausführlichkeit bei Griechenland und Rom und hält erst inne bei der Zeit, von der ab die christlichen Nationen ihre Jahre zählen. Der Monotheismus ist früher so warm und innig anerkannt, alle historischen Fäden laufen so naturnotwendig auf die Erscheinung des Christentums zusammen, daß man unbedingt erwarten muß, Christus und Christentum als Zentralpunkt aller Geschichte und menschlichen Überlieferung klar und entschieden bezeichnet zu finden. Doch statt der historischen Wahrheit läuft das herrliche Kulturbild auf den trostlosen, abstrakten Satz hinaus: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur, und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände gegeben." [1]

Anstatt aber der Freiheit und Verantwortlichkeit, der Sünde und Schuld, der Strafe und Erlösung, dem göttlichen Heilsplan und seiner Durchführung mit ernstem, gründlichem Blick zu folgen, verläßt Herder hier völlig die christliche Weltanschauung und macht aus der Weltgeschichte nur einen der geologischen Erdentwicklung vergleichbaren organischen Prozeß, bei dem auch die zerstörenden Kräfte schließlich zum Siege eines allgemeinen Fortschritts mitwirken müssen. Das Ziel dieses Fortschrittes ist nicht die Verähnlichung mit Gott, die Erfüllung des göttlichen Willens, die Verherrlichung Gottes, sondern — die schale, naturalistisch gedachte Humanität, über deren Interesse zwar eine „weise Güte" waltet, aber keine Heiligkeit, keine Gerechtigkeit, keine den freien Menschenwillen bändigende Sanktion, kein unverbrüchliches, ewiges Gesetz und deshalb auch keine eigentliche Barmherzigkeit, keine Erlösung. Die Gottheit Christi und sein Erlösungswerk werden nicht ausdrücklich geleugnet, aber durch jene Entwicklungstheorie taschenspielerisch hinweggezaubert.

Wiederum holt der anscheinend objektive Forscher dann zur ethnographischen Weltfahrt aus: besucht die Basken, Galen und Kymern, die Finnen, Letten und Preußen, die deutschen und slawischen Völker, die ganze Barbarenwelt, welche das Römerreich umgab. Jetzt kommt er endlich zu Christus und zum Christentum. Abermals muß man ein Bekenntnis erwarten, abermals wird man enttäuscht. Die Gottheit Christi, auf die alles hier ankommt, bleibt unbezeugt. Dem Christentum wird lange nicht so viel Raum und Begeisterung zu teil wie zuvor den Griechen. Das einzige, was Anerkennung

---

[1] Herders Werke (Suphan) XIV 207 ff. — „Auch muß ich selbst sagen", schreibt Goethe aus Rom am 8. Juni 1787 über Herders Lieblingsidee, „halt ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des anderen humaner Krankenwärter werden wird" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 233).

findet, ist sein Moralkodex, der feinste Ausdruck der Humanität[1]. Was der Glanzpunkt des ganzen Werkes hätte werden können und müssen, ist seine schwächste und haltloseste Partie geworden — eines der traurigsten Zerrbilder des Christentums, die je ein begabter Mann entworfen hat. Herder steht nicht an, Christus gewissermaßen betend abzusetzen, indem er erst huldigend seinen Sieg über Judentum und Heidentum anerkennt, dann aber ihm — im selben Atemzug — trauernd klagt, er sei nicht im stande gewesen, seine Lehre auch nur ein Jahrhundert lang unversehrt zu erhalten:

„Verehrend[2] beuge ich mich vor deiner edlen Gestalt, du Haupt und Stifter eines Reiches von so großen Zwecken, von so dauerndem Umfange, von so einfachen, lebendigen Grundsätzen, von so wirksamen Triebfedern, daß ihm die Sphäre dieses Erdenlebens selbst zu enge schien. Nirgend finde ich in der Geschichte eine Revolution, die in kurzer Zeit so stille veranlaßt, durch schwache Werkzeuge auf eine so sonderbare Art zu einer noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt und in Gutem und Bösem bebaut worden ist, als die sich unter dem Namen nicht Deiner Religion, d. i. Deines lebendigen Entwurfs zum Wohle der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an Dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung Deiner Person und Deines Kreuzes, den Völkern mitgetheilt hat.“[3]

Kaum ausgesprochen und in dem damaligen römischen Weltreich ausgebreitet, wird die Humanitätslehre Christi schon durch Irrtum verunstaltet und gänzlich verdorben. Herder versteht unter letzterem nicht etwa die Häresien der ersten Jahrhunderte, sondern die christliche Dogmatik, die kirchliche Organisation und vor allem die Verwirklichung der christlichen Askese und Moral, wie sie in den religiösen Orden zu Tage tritt. Im Wirrwarr der Völkerwanderung, deren Hauptrepräsentanten und Bewegungen wieder glänzend geschildert sind, läßt Herder die „römische Hierarchie“ entstehen, der er anfänglich manches freundliche Wort spendet. Sie ist nicht mehr, wie bei Luther, der Antichrist und die babylonische Hure; aber auch keine göttliche Institution, sondern eine menschliche, aus Politik hervorgegangene Fortsetzung des alten Römerreichs, und trotz manch guter Leistungen im ganzen und großen doch ein Hemmnis der freien Entwicklung menschlicher Kultur.

„Die Kenntnisse, die das abendländische Christenthum hatte, waren ausgespendet und in Nutz verwandelt. Seine Popularität war eine elende Wortliturgie; die böse patristische Rhetorik war in Klöstern, Kirchen und Gemeinen ein zauberischer Seelendespotismus geworden, den der gemeine Haufe mit Geißel und Strick, ja büßend mit dem Heu im Munde auf Knieen verehrte. Wissenschaften und Künste waren dahin: denn unter den

---

[1] Herders Werke (Suphan) XIV 290—305. [2] Nicht anbetend!

[3] Herders Werke (Suphan) XIV 291 ff.

Gebeinen der Martyrer, dem Geläut der Glocken und Orgeln, dem Dampf des Weihrauchs und der Fegfeuergebete wohnen keine Musen. Die Hierarchie hatte mit ihren Blitzen das freie Denken erstickt, mit ihrem Joche jede edlere Betriebsamkeit gelähmt. Den Duldenden wurde Belohnung in einer andern Welt gepredigt; die Unterdrücker waren, gegen Vermächtnisse, ihrer Lossprechung in der Todesstunde sicher; das Reich Gottes auf Erden war verpachtet."[1]

In den sonst so freien, milden Denker fuhr der böse Geist Luthers und des Pastors Götze, sobald er das Papsttum in seiner ganzen Entwicklung vor sich sah. Alle geschichtlichen Begriffe kamen ihm abhanden. Unter allerlei Komplimenten und Einschränkungen nach rechts und nach links machte er die katholische Kirche zu einem unheimlichen Popanz und stellte sie als den verhängnisvollsten und unversöhnlichsten Gegner des Fortschritts und der Humanität hin[2]. Nur in den liebenswürdigen Täuschungen Mohammeds und der Araber, in kirchlichen Störenfrieden und Revolutionären lebt vereinzelt noch jene Humanität fort, welche in Griechenland einst den schönsten Frühling gezeitigt hatte. Kreuzzüge und Rittertum sind für Herder traurige Erscheinungen: „Auch Künste und Wissenschaften wurden von den eigentlichen Kreuzfahrern auf keine Weise befördert."[3] Erst mit dem Zeitalter der Erfindungen fängt in der allgemeinen Nacht der Geister wieder ein schwaches Morgenlicht zu dämmern an: allein Herder kam nicht weiter — seine „Ideen" sind ein Torso geblieben, obwohl er nach Beendigung des vierten Teiles noch zwölf Jahre lebte.

Er konnte vernünftigerweise das Werk nicht fortsetzen. In Dante und Petrarca, Raffael und Michelangelo, Ariost und Tasso, in der spanischen und portugiesischen Literatur, in Balde und Sarbiewski traten ihm Gestalten entgegen, welche Herder als Dichter und Schriftsteller lieben und schätzen, als Generalsuperintendent aber verwerfen mußte; die Bannerführer der kirchlichen Revolution aber haben so an aller Humanität gefrevelt und Deutschland in ein solches Chaos der Unmenschlichkeit gestürzt, daß der kluge Geschichtsforscher es praktischer fand, den Entwicklungsgang der Menschheit nicht weiter systematisch zu verfolgen[4], sondern wieder wie ehedem fragmentarisch in allen Jahrhunderten umherzuschweifen. So entstanden 1792—1797 die „Briefe zur Beförderung der Humanität". In diesen kehrte Herder, unter

---

[1] Herders Werke (Suphan) XIV 446. [2] Ebd. 404—424. [3] Ebd. 474.

[4] „Von seinen eigenen Werken", schreibt Jean Paul am 12. Juni 1796, „sprach Herder mit einer solchen Geringschätzung, die einem das Herz durchschnitt, daß man kaum das Herz hatte, sie zu loben: er will nicht einmal die ‚Ideen' fortsetzen. ‚Das Beste ist, was ich ausstreiche', sagt er, weil er nämlich nicht frei schreiben darf, denn er denkt von der christlichen Religion was ich und du" (P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, Berlin 1902, 25).

dem augenscheinlichen Einfluß Goethes, Wielands und des übrigen Weimarer Hofes, zur altgriechischen Kunst und Literatur als dem Höhepunkt aller wahren Humanität zurück und verrichtete vor der Statue der Venus Anadyomene ein viel inbrünstigeres Gebet, als er es zuvor in den „Ideen" an Christus gehalten hatte:

„Dir nahen wir uns, himmlische Aphrodite, unübertroffenes Ideal des weiblichen Liebreizes, einer sittlichen Schönheit. Aus der Welle des unruhigen Meeres stiegst du hervor, vom lauen Zephyr getragen; da legten sich die Wellen; deine sittsame Gegenwart machte sie zum Spiegel der Lüfte. Bescheiden trocknetest du dein Haar, und jeder fallende Tropfen deines irdischen Ursprungs ward ein Geschenk, eine Perle der Muschel, die dich wollüstig in ihrem Schooße wiegte. Du stiegst zum Olymp, und die Götter empfingen dich in deiner Gestalt; denn sie selbst war deine Hülle; die Grazie, mit der du dich, durch und durch sichtbar, dem Auge unsichtbar zu machen weißt, diese in sich gehüllte Scham und Bescheidenheit ist dein Charakter. Auch auf dem häuslichen Altar der Griechen standest du nicht anders, als unter diesem Bilde; denn nur Scham kann Liebe erwecken und zeugen."[1]

So langte Herder nach seiner weitausschauenden Weltfahrt bei demselben schalen Humanismus an, über den auch Wieland und Goethe sich nicht erheben. Im Grunde ist nichts getan. Herders „Ideen" sind nur das Wrack einer gescheiterten Weltreligion, ansehnliche Bruchstücke, aber — doch nur Bruchstücke. Seine Weltgeschichte kommt über den Schluß des Mittelalters nicht hinaus und bietet wesentlich nichts Neues. Seine Weltbeschreibung hält sich im Äußerlichen, ohne zu einer festen Einheit zu gelangen oder irgend eine der kosmologischen Hauptfragen zu lösen. Seine Philosophie bringt es nicht einmal zu einem klaren, haltbaren Gottesbegriff. An die Stelle Gottes wird tatsächlich der Mensch gesetzt, an die Stelle der Religion die „Menschlichkeit", an die Stelle des Christentums ein vager Naturalismus, der sich fast vollständig mit Goethes oberflächlicher Weltanschauung deckt; nur hebt letzterer mehr die Natur hervor, Herder den Menschen als das Höchste in der Natur.

„Das Christenthum", schrieb ihm Goethe am 4. September 1788[2], „hast du nach Würden behandelt; ich danke dir für mein Theil. Ich habe nun auch Gelegenheit, von der Kunstseite es näher anzusehen, und da wirds auch recht erbärmlich. Überhaupt sind mir bei dieser Gelegenheit so manche Gravamina wieder rege geworden. Es bleibt wahr: das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10/m Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens,

---

[1] Herders Werke (Suphan) XVII 356 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 18. Vgl. ebd. 1. Abt. XXXII 111 f.

des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu bestreiten. Nun gehn die Generationen durch einander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte."

So wenig wie Herder selbst, fühlte sich Goethe von Herders „Ideen" an sich befriedigt. Sie beseitigten die „Lumperei" nicht; aber sie boten immerhin einen gewissen allgemeinen Rahmen, in welchem Goethes bunte Vielgeschäftigkeit eine scheinbare Einheit fand. Der Generalsuperintendent, der nicht über das „Natürliche" und „Humane" hinauskam und darum die Höhe menschlicher Bildung im schönen Griechentum sah, war für ihn ein willkommener Bundesgenosse, ein angenehmer Freund, der einzige für ihn mögliche „Theolog".

Zur Reise nach Italien war Herder nicht durch eine großartige Vergünstigung des Weimarer Hofes veranlaßt worden, sondern durch den Freiherrn Johann Friedrich Hugo von Dalberg, Domkapitular von Trier, den jüngsten Bruder des Koadjutors, welcher an dem gelehrten und feingebildeten Superintendenten einen angenehmen, poetischen Gesellschafter zu finden hoffte. Herder glaubte nicht anders, als daß Dalberg die Reisekosten bestreiten würde, sah sich aber, in Augsburg angelangt, bitter enttäuscht. Dalberg zahlte ihm nur die Fahrt bis Augsburg, und Herder war genötigt, zu seinen früheren Schulden noch neue zu machen, um nur weiterreisen zu können. Zu dem tiefen Verdruß, welchen ihm das bereitete, gesellte sich beständiger Ärger über die verwitwete Frau von Seckendorff, welche Dalberg überall mit sich führte [1]. Dazu war der Winter ungewöhnlich kalt und brachte viele Unannehmlichkeiten mit sich. Herder wurde der Reise nicht froh, bis er mit der Herzogin-Mutter am 4. Januar 1789 in Neapel eintraf. Da taute er endlich auf und schrieb am 12. Januar an seine Frau:

„Hier ist's nicht möglich, daß Jemanden ein Wölkchen auf die Stirne kommen oder lang darauf weilen sollte; man gibt's den Wellen und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte und der Papst mir erlaubte, Dich und die Deinigen zu behalten, so kämst Du mir mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr, ich holte Dich ab, und wir wollten hier leben." [2]

Weder dem König noch dem Papst fiel dergleichen ein; dagegen wandte sich Heyne an Caroline mit der Anfrage, ob Herder Lust hätte, als Professor

[1] Vgl. den Brief Carolinens an Herder vom 24. September 1788 (H. Düntzer und F. G. v. Herder, Herders Reise nach Italien, Gießen 1859, 98—100). — Herders Werke (Hempel) I CI ff. — Blätter für literarische Unterhaltung 1860 II 684 ff.

[2] Düntzer und v. Herder a. a. O. 220.

der Theologie, erster Universitätsprediger und Konsistorialrat nach Göttingen zu kommen. Mit diesem Antrag durchkreuzte wieder schwere Sorge um die Zukunft den weiteren Aufenthalt des Reisenden in Italien. Es drängte ihn mächtig, nicht mehr nach Weimar zurückzukehren.

„Die Herzogin, weißt Du“, so schrieb er am 3. April an seine Frau, „liebe ich am meisten; Du kennst aber ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav, was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhanges mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, deren Unsereins nicht lenken kann, mag ich Dir nicht sagen. Daß Göthe wenig mehr für uns sein kann, wird mir beinah einleuchtend; er ist's im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt ist ja für uns eigentlich keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden.“[1]

Diese schwermütigen Erwägungen zogen sich bis in den Sommer hinein und wurden um so peinlicher, je näher der Augenblick rückte, wo Herder wieder nach Weimar zurückkehren sollte:

„Die Hauptsache ist, in Göttingen an einem Platz zu sein, wo ich für mich selbst verdienen kann, nachdem ich fleißig bin und Glück habe. Das ersetzen mir keine Titel, keine leeren Gnaden, keine 200 Thaler jährlich, bei denen ich doch umkommen muß. Ich schätze Alles, wie ich soll; aber auf's Neue Düpe zu werden, nachdem ich's so lange gewesen bin, sollte mich in der Seele schmerzen. Was kann ich in Weimar angreifen, woran nicht alter Kummer und Verdruß hängt? Fast mag ich keine Person in Geschäften wiedersehen, so sehr ist mir Alles verbittert und verleidet.“[2]

Trotz dieser tiefgehenden und wohlbegründeten Verstimmung gelang es Goethe, seinen Freund abermals und diesmal für den ganzen Rest seines Lebens zu „düpiren“, d. h. an Weimar zu fesseln. Die Mittelsperson dabei war Herders Frau Caroline.

Schon am Tage nach Herders Abreise kam Goethe zu ihr, um sie „gutmüthig“ zu trösten. Am nächsten Tage war er wieder da und versprach ihr von der Reise die besten Erfolge. Da Christiane der nötigen Bildung ermangelte, das Verhältnis zu Frau v. Stein sich nahezu gelöst hatte, ward Caroline seine literarische Vertraute. Fast alle andern Tage war er bei ihr, „wie ein Chamäleon, bald gut, bald nur halb gut“. Er verfolgte mit größtem Interesse Herders Reise, ereiferte sich über Dalbergs knauseriges Benehmen und sagte kategorisch: „Er muß bezahlen!“[3] Als Goethe in seinen Werken den „Pater Brey“ wieder abdrucken ließ, wurde

---

[1] Ebd. 305 f. [2] Ebd. 387.
[3] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 316 ff 313 ff.

sie ungehalten, weil sie sich in der „Leonore“ gezeichnet glaubte. Goethe wußte sie indes bald zu beruhigen: sie schrieb mit Begeisterung den „Tasso“ für Herder ab, ließ sich vom Verfasser „im Vertrauen“ den eigentlichen Sinn des Stückes erklären und lebte sich dabei in einen nicht geringen Grad von Goetheverehrung hinein:

„Ueber Göthe habe ich wirklich einen großen Aufschluß bekommen. Er lebt eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm, und da wollen wir als Individuen nicht mehr von ihm verlangen, als er geben kann. Er fühlt sich als ein höheres Wesen, das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter Allen. Seitdem ich weiß, was ein Dichter und ein Künstler ist, seitdem verlange ich kein engeres Verhältniß, und doch, wenn er zu mir kommt, fühle ich, daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist.“[1]

Erst als Herder das viele Lobesgerede über Goethe unangenehm zu werden schien, schlug sie einen andern Ton an:

„Ueber Göthe, gestehe ich, habe ich bisher immer zu parteiisch geschrieben, wie ich's jedesmal empfunden habe. Liebster Engel! Du hast über ihn ganz und vollkommen recht; du beurtheilst ihn Mann gegen Mann. War unser Gefühl nicht schon lange hierüber berichtigt? und wenn er es eine Zeit lang durch Umstände zu mildern gewußt hat, so hat er doch seine Natur nicht abgelegt. Seine Alleinherrschaft und hundert kleine Eitelkeiten empfanden ja Freunde und Feinde, und meine Abgötterei ist nicht so weit gediehen, daß ich sie gar für göttliche Eigenschaften ansehe. O mein Einziger auf der Welt, verkenne mich doch hierinnen nicht.“[2]

Herder wallte gerechterweise auf, als er in den „Gedichten“ Goethes neben vielem Wertvollen auch manche Lappalien verewigt fand, in denen er sich selbst für immer der Lächerlichkeit preisgegeben sah.

„Göthe's Gedichte sind hier angekommen“, schrieb er den 7. April an Caroline, „er hat ein Exemplar, noch ohne Titel, an Angelica[3] geschickt. Ich kenne die meisten, und es sind unglaublich schöne Stücke darunter; aber Alles wie es da ist hätte er nicht sollen drucken lassen. Nicht nur daß er den Kritikern das Maul darüber aufreißt, sondern weil die jugendlichen Fratzen und Späße doch niemals für den Druck sind. Was Du, gutes Herz, zu seiner Entschuldigung sagst, reicht meinem Gefühle nicht zu. Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen braucht; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der

---

[1] Düntzer und v. Herder, Herders Reise nach Italien 268 f.
[2] Ebd. 297 f.
[3] Die Malerin Angelica Kauffmann.

auch seine Freunde und was ihm vorkommt blos als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder als Farben des Paletts, mit dem er malt." [1]

Wie es Goethe indes gelang, diese richtigen Eindrücke bei Caroline Herder zu verwischen, so wußte diese wieder ihren Mann für Goethe umzustimmen. Sie beschrieb dem Gatten, wie Goethe am 23. April, dem Geburtstag ihres Luischens, die Familie besucht und dabei ausgerufen habe: „Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen lassen, er ruinirt sich selbst, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsche ich Herder, ich hab ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht!" [2]

„O wie bestrafe ich mich", schreibt sie den 10. Mai 1789, „daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue, männliche Seele, und es freut mich, daß Du dieß in einem Deiner letzten Briefe so gut wiedererkennst." [3]

Den 29. Mai versichert sie Herder:

„Göthe liebt Dich und ist's vor allen Menschen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelica, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest." [4]

Die Gründe, welche Herders Berufung einst herbeigeführt hatten, bestanden für Goethe noch fort. Er konnte in sein Kartenspiel keinen orthodoxen, strengen, auch keinen einflußreichen, tatkräftigen Superintendenten brauchen. Herder, mit seiner Schwäche und Nachgiebigkeit, war ihm der rechte Mann, seine „Gewissensehe" zu übersehen und seine Freigeisterei theoretisch und praktisch ganz unangefochten zu lassen [5]. „Glaube und Sitten" waren da geborgen. Wahrscheinlich auf Goethes Verwendung übernahm es die Herzogin, zwei von Herders Kindern erziehen zu lassen, und der Herzog erklärte am 2. Mai einfach, daß er den Superintendenten nicht gehen lassen werde. Am 3. Mai sicherte er Goethe zu, daß er Herders Schulden, 1800—2000 Taler, auf sich nehmen werde, und zwar so, „daß im Publico nichts davon eclatire". Dazu versprach er Herder die Ernennung zum Vize-Konsistorialpräsidenten, 500 Taler Gehaltszulage, die 300 eingerechnet, die er schon

---

[1] Düntzer und v. Herder a. a. O. 273. [2] Ebd. 337.

[3] Ebd. 367. [4] Ebd. 384.

[5] Comme si, en 1789, bemerkt hierzu H. Loiseau (L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation, Paris 1911, 621, n. 4), Goethe, le favori tout-puissant du duc, le „second homme du duché", avait eu à se préoccuper d'aller demander à un surintendant, quel qu'il fût, de certificats d'orthodoxie et de bonnes moeurs. Loiseau übersieht dabei, in welch eigentümliches Licht er den Weimarer Hof durch diese Äußerung rückt.

bezog, und 200 Taler Witwengehalt für seine Frau. Als Herder klagte, daß er tatsächlich so nur 200 Taler Gehaltserhöhung bekomme, wandte sich Goethe am 12. Mai abermals an den abwesenden Herzog:

„Eine meiner vorzüglichen Sorgen ist nun Herders Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle, ein Wort aus dem Herzen sage.

„Es wird einem Fürsten, der so mancherley Mittel in Händen hat, leicht das Glück von manchem, besonders der Nächsten zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach und immer so fort wenig, aber das wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von allem, was unterscheidet den Mächtigen? als daß er das Schicksal der seinigen macht, es bequem, manigfaltig und im großen machen kann, anstatt daß ein Partikulier sein ganz Leben sich durchdrücken muß, um ein Paar Kinder oder Verwandte in einige Aisance zu versetzen.“ [1]

Herder aber klagte am 21. Mai aus Florenz seiner Frau:

„Warum haben wir bisher einem Fürsten gedient, der seinen so hoch und werth geachteten Diener so bezahlt hat! Wir gutherzigen Tröpfe!“ „Weg von ihnen! Das ist mein einziges Thema, und nur nicht auf ihre Freundschaft und Dankbarkeit gerechnet!“ [2]

Der Herzog war — ganz nach Goethes Gleichnis von der Baumschule — langsam im Zulegen und tat nicht zu viel. Am 3. Juli konnte Caroline endlich melden:

„Der Herzog hat dir durch Göthe 400 Rthlr. Zulage versprochen, so daß wir 1800 Rthlr. jährlich haben. Dieß zeigt genug, daß dich der Herzog nicht lassen will.“ [3]

Vierhundert Taler Gehaltszulage war also alles, was der vielgepriesene Mäcenas von Weimar seinem Superintendenten, dem Theologen seines Musenhofes, einem der ersten Schriftsteller des damaligen Deutschlands verwilligte. Es reichte knapp aus, um ihn mit seiner zahlreichen Familie vor neuen Schulden zu bewahren. Denn da Herder von niemand der Verschwendung bezichtigt worden ist, vielmehr sehr einfach und anspruchslos gelebt zu haben scheint, so können seine Schulden nur davon hergerührt haben, daß sein früheres Einkommen, 1400 Taler jährlich, nicht ausreichte, also von der kargen Behandlung seitens des Hofes [4]. Hätte Wieland sich nicht durch

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 118.

[2] Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrg. 1860 II 689.

[3] Ebd.

[4] „Nach Herders Tode schreibt die Wittwe an Müller, ihre Schulden betrügen 4400 Thaler.“ „In den letzten Lebensjahren muß dieser Druck besonders fühlbar geworden sein, denn wir wissen, daß Frau von Berg 1802 bei ihren Freunden für

seine Schriftstellerei ein regelmäßiges Einkommen verschafft, so wäre er mit seiner Pension von 1000 Talern wahrscheinlich in dieselbe Lage gekommen.

„Ueberhaupt", bemerkt Marggraff [1], „muß man gestehen, daß der Herzog jene großen Geister, deren Ruhm den seinigen begründete, sehr wohlfeil hatte; sie kosteten ihm vielleicht nicht so viel als ein paar Husarenmajore, von denen er und das weimarische Ländchen keinen Ruhm und kaum einen Nutzen hatten. Einen Minister, einen Consistorialpräsidenten, einen Prinzenerzieher, vielleicht auch einen Geschichtsprofessor brauchte er ohnehin."

An Frau von Heygendorff, seine „Freundin", wandte Carl August im Jahre 1825 über 13500 Taler [2], also dreimal so viel als 1790 an Goethe, Herder, Wieland und Schiller zusammengenommen.

So schlecht Herder im Grunde gestellt war, beschloß er endlich doch, von Goethe bestürmt, vom Herzog scheinbar neu verpflichtet, von der eigenen Frau Caroline gedrängt und selbst wohl schwankend zwischen unangenehmen Erinnerungen und Befürchtungen einer ungewissen Zukunft, in Weimar zu bleiben. Schon im Frühjahr 1790 erkrankte er so schwer, daß er kaum mehr seinen Geschäften nachkommen konnte. Seine Familie mehrte sich um ein achtes Kind. Im Oktober 1791 brach er seine „Ideen" ab und arbeitete dann neue Schriften aus; seine Vollkraft war jedoch geknickt, und die Vereinsamung, welche er vorhergesehen hatte, trat zwar nicht auf einen Schlag, aber doch allmählich im Laufe der nächsten Jahre ein.

Drittes Kapitel.

Friedrich Schillers Anstellung in Jena.

Nur einen Monat, nachdem Herder mit der Herzogin-Mutter nach Italien abgereist war, traf Goethe in Weimars Nachbarschaft mit einer neuen literarischen Großmacht zusammen, und es hätte von seiner Seite wohl nur geringen Entgegenkommens bedurft, um diese schon jetzt nach Ilm-Athen zu ziehen und für den Umgang mit Herder einen Ersatz zu finden. Den Hofratstitel hatte

---

Herder sammelte. Unter denen, die sich seiner annahmen, war Stein, der dabei die sehr naheliegende Bemerkung machte: ‚Es ist mir nur leid, daß ein Mann wie Herder an der Spree und Weser eine Hilfe suchen muß, die er doch unter seinen ihn nahe umgebenden Menschen finden sollte'" (H. Baumgarten, Herder und Georg Müller. Preußische Jahrbücher 29 I 147).

[1] Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrg. 1860 II 689.

[2] Nach den im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv in Weimar befindlichen Rechnungen (A. 1380. Rechnung vom 1. April 1825 bis 31. März 1826). Das jährliche Deputat der Frau von Heygendorff betrug allein 6000 Taler. Dazu bestritt der Herzog noch ihren Aufwand und sorgte für ihre gemeinschaftlichen Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen.

Friedrich Schiller bereits von Carl August erhalten; mit allen Größen von Weimar hatte er sich schon in Verbindung gesetzt: die Damen wußten um seine Liebesgeschichten, die Herren hatten ihn im Klub kennen gelernt. Goethes Schwager Vulpius, der Verfasser des Rinaldo Rinaldini, hatte sich ihm in weißem Frack und grünen Beinkleidern — so wollte es die Mode — vorgestellt; nur mit dem Literaturgewaltigen selbst war er noch nicht in nähere Beziehung getreten. Ein freundliches Wort, eine herzliche Einladung von ihm — und Schiller wäre für Weimar gewonnen gewesen. Dieses Wort blieb jedoch ungesprochen. Noch sieben Jahre vergingen, ehe die beiden Männer sich fanden und — bis zu einem gewissen Grade — Freunde wurden. Das ist sehr erklärlich, wenn man Charakter, Bildungsgang, Schicksale und Stellung beider in Erwägung zieht.

Friedrich Schiller war in manchem das gerade Widerspiel von Wolfgang Goethe, in anderem berührten und ergänzten sie sich harmonisch. Die ebenso beliebte als wohlfeile Distinktion „subjektiv" und „objektiv" deutet weder den eigentlichen Gegensatz im Charakter der beiden Dichter selbst, noch in ihrer Poesie an. Weit mehr ist gesagt, wenn man den einen einen Idealisten, einen Dramatiker, einen Strebenden nennt, den andern einen Realisten, einen Lyriker und Epiker, einen Besitzenden. Aber auch das ist nur mit einiger Einschränkung zutreffend.

Schiller, den 10. November 1759 zu Marbach geboren, also zehn Jahre jünger als Goethe, war von langer, hagerer, knochiger Gestalt, mit scharfem Profil, geistreichen Zügen, mehr gescheit als gewinnend [1], nicht ohne Anflug von aristokratischen Manieren, doch kein glatter, gewandter Hofmann. Noch entschieden jugendlich und schwärmerisch, erschien er im geselligen Verkehr etwas linkisch und unbeholfen. Trotz des großen Rufes, den seine ersten Dramen ihm eingebracht, war er noch eigentlicher Professionsliterat, ohne Anstellung und Besoldung, hatte weder Frau noch Amt noch festes Einkommen, dachte aber allen Ernstes daran, das alles zu erwerben; denn er stand den Dreißigen nahe und hatte das Abenteuern satt [2].

---

[1] „Ein neuerdings wieder bekannt gewordenes Zeugnis aus dem Jahre 1809 lautet: ‚Wie anders in dem Jahre 1794 (gegen 1781 und 82)! Auffallend hatten sich alle seine Züge verschönert. Die eingedrückte Nase hatte sich zur Adlernase erhoben, und ausgegossen waren über sein ganzes Gesicht Lieblichkeit und Großheit. Tiefes Sinnen, Seelenadel und Geisteshoheit leuchteten mehr als sprechend aus seinem Antlitze hervor'" (Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben, Leipzig 1905, 225).

[2] Vgl. von der ausgedehnten Schiller-Literatur besonders: Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, verfaßt aus den Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner, neue Aufl., 2 Tle, Stuttgart 1903 (Cotta'sche Handbibliothek). — Dies., Literarischer Nachlaß (2 Bde), Leipzig 1848—1849. — H. Viehoff (-Hoffmeister), Schillers Leben, Geistesentwicklung

Es war nicht das erste Mal, daß Schiller mit Goethe zusammentraf. Als dieser im Dezember 1779 mit Carl August von der romantischen Schweizerreise zurückkehrte, wohnten sie am 14. als Gäste der Preisverteilung bei, welche Herzog Karl von Württemberg an der damals eben zur Militärakademie erhobenen „Karlsschule" halten ließ. Papilloten im roten Haar, den steifen Zopf im Nacken, eingezwängt in eine straffe Zöglingsuniform, wurde dreimal der zwanzigjährige Mediziner Friedrich Schiller aufgerufen, holte sich seinen Preis und küßte dafür dem Herzog den Rockschoß. Um einen vierten Preis „in der deutschen Sprache und Schreibart" mußten vier Schüler losen; Schiller ging desselben verlustig. Goethe beachtete den Karlsschüler nicht und ahnte noch weniger, daß ihm dieser in zehn Jahren schon als Rivale gegenüberstehen sollte.

---

und Werke, 3 Tle, Stuttgart 1874. — E. Boas-Maltzahn, Schillers Jugendjahre (2 Bde), Stuttgart 1856. — E. Palleske, Schillers Leben und Werke[15] (2 Bde), Stuttgart 1900. — J. Scherr, Schiller und seine Zeit, Leipzig 1865. — E. L. Bulwer (Kletke), Schillers Leben und Werke[2], Berlin 1905. — Kuno Fischer, Schiller. 3 Vorträge, Leipzig 1868. — S. Brunner, Friedrich Schiller, Wien 1887. — O. Brahm, Schiller (Bd 1 u. 2, 1. Hälfte bis jetzt erschienen), Berlin 1888—1892. — J. Minor, Schiller. Sein Leben und seine Werke (Bd 1 u. 2 bis jetzt erschienen), Berlin 1890—1891. — R. Weltrich, Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke (2 Bde), Stuttgart (1885—) 1899—1912. — J. Wychgram, Schiller dem deutschen Volke dargestellt[4], Bielefeld und Leipzig 1901. — L. Bellermann, Schiller, Leipzig, Wien und Berlin 1901. — Calvin Thomas, The Life and Works of Friedrich Schiller, New York 1901 (London 1902). — K. Berger, Schiller. Sein Leben und seine Werke (2 Bde), München 1905—1909. — O. Harnack, Schiller[2] (2 Bde), Berlin 1905. — J. E. Wackernell, Friedrich Schiller, seine literarische, persönliche und nationale Bedeutung, Innsbruck 1905. — E. Kühnemann, Schiller[3], Berlin, Stuttgart und Leipzig 1908. — A. Ludwig, Schiller. Sein Leben und Schaffen dem deutschen Volke erzählt, Berlin 1911. — Vgl. ferner Julian Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen, Leipzig 1859. — M. Hecker und J. Petersen, Schillers Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen und Dokumente, 3 Tle, Weimar 1904—1909. — G. Portig, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältnis zu Goethe, Hamburg und Leipzig 1894. — Fr. Jonas, Schillers Seelenadel, Berlin 1904. — (Urlichs,) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde (3 Bde), Stuttgart 1860—1865. — H. Schulz, Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen. Mit Erläuterungen, Jena 1905. — Fr. Jonas, Schillers Briefe (7 Bde), Deutsche Verlagsanstalt 1892—1896. — Ernst Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben, Stuttgart 1896. — K. Weitbrecht, Schiller und seine Dramen, Stuttgart 1897. — L. Bellermann, Schillers Dramen[3] (3 Bde), Berlin 1905. — J. Janssen, Schiller als Historiker[2], Freiburg 1879. — Vgl. auch das Sammelwerk Marbacher Schillerbuch I[2]—III, Stuttgart und Berlin 1905—1909 (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins) und noch besonders Ernst Müller, Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken. Ein Handbuch für Gelehrte, Lehrer, Litteratur-Kenner und -Liebhaber, Leipzig 1900.

Friedrich Schiller hat es in seinen ersten Jugendjahren so gut gehabt, als das Kind eines herzoglich württembergischen Feldscherers und Unteroffiziers und der Tochter des Löwenwirts von Marbach es füglich nur haben konnte[1]. Zu Taufzeugen bekam er einen General, einen Oberst, zwei Bürgermeister und einen Literaten, die Frau Ehrenmännin und drei schwäbische Jungfern. Gewiß der Ehre genug! Die Eltern waren wackere, gemütliche Leute. An Wohnung, Kleidung, Nahrung fehlte es nie, wenn die Familie auch von Widerwärtigkeiten nicht ganz verschont blieb.

Gegen Goethes Kindheit, wie sie in „Dichtung und Wahrheit" märchenhaft verklärt ist, mag diejenige Schillers allerdings ärmlich erscheinen. Aber Liebe und Treue wohnten in seinem Elternhaus und etwas noch Kostbareres: Religiosität und Gottesfurcht. Noch ist ein Gebet in Versen erhalten, das sein Vater selbst verfaßte und jeden Morgen zu beten pflegte. Es schließt mit den Worten:

„Alles, was ich bin und habe, übergeb' ich Deiner Hut,
Mach' es gut mit meinem Leben, mach's mit meinem Ende gut!"[2]

Viele Jahre später schwebte Schillers Schwester Christophine noch das Bild ihres mitbetenden Brüderchens vor: „Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlichgelbe Haar, das seine feine Stirne umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen."[3]

Daß die Familie wiederholt den Aufenthalt wechselte, konnte auf den Knaben nur weckend und anregend wirken. Der Vater stieg auf, ward Hauptmann und Werbeoffizier. Als Friedrich sechs Jahre alt war, unterrichtete ihn der Prediger Moser zu Lorch zugleich mit seinem eigenen Sohn viel sorglicher, als es in einer großen Volksschule möglich gewesen wäre. Wahrscheinlich zu Anfang 1767 zog die Familie nach Ludwigsburg, wo der Knabe in die Lateinschule eintrat und schon den Sohn eines adeligen Offiziers zum Kameraden bekam[4]. Es ging beständig aufwärts an der sozialen Leiter. Fritz wollte Theolog werden. Als Junge schon predigte er den

---

[1] Vgl. K. Seilacher, Schillers Heimatzeit, Frankfurt und Berlin 1909, 17; vgl. auch S. 11. — Über Schillers Vorfahren in Schwaben, die sich bis Ende des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen lassen, vgl. Ernst Müller, Regesten 1. — Vgl. auch R. Weltrich, Schillers Ahnen, Weimar 1907.

[2] Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen, Stuttgart 1859, 31.

[3] Seilacher a. a. O. 25.

[4] Vgl. R. Krauß, Friedrich Schiller in der Ludwigsburger Lateinschule. Marbacher Schillerbuch I[2], Stuttgart und Berlin 1905, 189—200. Nach Krauß hat Schiller „in Ludwigsburg das ganze Elend der in den württembergischen Lateinschulen üblichen, auf ein rohes Prügelsystem gestützten Geisteskultur auskosten müssen" (ebd. 199).

andern Knaben wie ein Pastor. Gute Zeugnisse versprachen das Beste. Daß er bei starkem Wachsen zeitweilig etwas in den Studien zurückblieb, war noch kein „widriges Lebensschicksal“. Schon frühzeitig fing er an Verse zu machen.

Der Vater rückte indes dem Herzog näher und gründete eine Baumschule bei Ludwigsburg. Da er damit guten Erfolg hatte, wurde er am 5. Dezember 1775 zum Vorgesetzten bei der Hofgärtnerei auf der „Solitude“, dem herzoglichen Landhaus, ernannt[1]. Herzog Karl hatte damals auf der „Solitude“ erst ein Waisenhaus, dann eine militärische Pflanzschule, endlich eine Militärakademie gegründet. Auf seinen Wunsch war der junge Friedrich am 16. Januar 1773 in diese Offiziersschule eingetreten und siedelte im November 1775 mit ihr nach Stuttgart über. Die Familie war damit jeder pekuniären Sorge für ihn enthoben. Er studierte erst Jura, dann Medizin, hatte dabei nicht bloß seinen Lebensunterhalt, sondern einen für Zeit und Umstände durchaus genügenden Unterricht, erwarb sich sogar das besondere Interesse des Herzogs, verehrte diesen als Gönner und Landesvater, verherrlichte ihn bei festlichen Anlässen in Poesie und Prosa und brauchte, in pflichtgemäßer Subordination, nur wacker voranzustudieren, um einer günstigen und glücklichen Lebensstellung sicher zu sein. Mit Reglement, Dressur und militärischer Einschränkung stand es an der Karlsschule nicht besser und nicht schlimmer als an hundert andern Kadettenhäusern, Soldatenschulen und Militärakademien älterer und neuerer Zeit[2]. Dämmerte es auch dem Herzog Karl, daß Schiller bei fortgesetztem Fleiß „ein recht großes Subjectum“ werden könnte, so machte er doch mit ihm keine Ausnahme,

---

[1] Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit, Weimar 1904, 11; vgl. 169.

[2] Die „Einrichtungen waren sittlich niedrige“, sagt Weltrich (I 229), „und sie verkümmerten nach Möglichkeit die natürliche Jugendlust“. „Schiller hatte während eines Zeitraumes von acht Jahren nicht einen einzigen Ferientag.“ — Vgl. auch O. Krimmel, Beiträge zur Beurteilung der hohen Karls-Schule in Stuttgart, Cannstatt 1896. — Fr. J. Graf Kinsky, Beschreibung einer Stuttgardischen Militär-Akademie (1777). Chronik des Wiener Goethe-Vereins XIX, Nr 4, S. 33—40. — B. Pfeiffer, Schiller in der Karlsschule. Marbacher Schillerbuch I[2], Stuttgart und Berlin 1905, 213—235. — Vgl. auch den Bericht Christoph Friedrich Rincks, Studienreise 1783—1784, herausgeg. von M. Geyer, 43 f. — Im Werke: Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit (herausgeg. vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein, II, Eßlingen a. N. 1909), wo die Hohe Karlsschule von S. 3—112 besprochen wird, heißt es zusammenfassend S. 19: „Es herrschte also grundsätzlich eine Einrichtung, die das äußerste Maß von Unfreiheit bedeutet, und die um so grasser ist, als sie sich nicht nur auf die im Knaben- und angehenden Jünglingsalter, sondern mit nur geringfügigen Erleichterungen auch auf die in akademischen Jahren und Studien stehenden Zöglinge erstreckte“; doch sei es wohl in der Praxis nicht ganz so schlimm wie nach den Vorschriften gewesen.

und das harte Reglement drückte auf den hochstrebenden Jüngling noch mehr als auf seine Kameraden[1].

In den Karlsschüler[2] war nämlich nicht bloß etwa der revolutionäre Hauch der damaligen Poesie, sondern eine recht tüchtige Dosis revolutionärer Anschauung überhaupt gefahren. Er hatte neben Ossian und Shakespeare auch Rousseau und die Enzyklopädisten, Goethes Götz und Werther, Leisewitz' Julius von Tarent, Millers Siegwart, die Dramen Klingers und den übrigen „Sturm und Drang" kennen gelernt, welcher die damalige Roman- und Theaterliteratur beherrschte. Da stürmte und wetterte es von Genie, Natur, Tugend und Freiheit, da strömten Blut und Tränen in ganzen Bergbächen und Wolkenbrüchen, da glühte es von unnennbarer Liebessehnsucht, Tyrannenhaß und Glückwünschen an die Menschheit, da wimmelte es von Vergiftungen und Erstechungen und nicht einfachem, sondern möglichst schauerlich gesteigertem Mord, Selbstmord, Kindesmord, Gattenmord, Brudermord, Vatermord, Tyrannenmord — ein wahres Pulvermagazin, ein Vulkan von Greueln und Leidenschaften. In dem Hirn und in der Phantasie streng gehaltener Zöglinge mußte eine solche Lektüre notwendig vulkanisch wirken. Der Geist Rousseaus kam über sie.

Schillers reich angelegte Phantasie verirrte sich in den Wahn, jene grausigen Schreckgestalten durch noch schauerlichere überbieten zu müssen. Alle Abgründe der Schlechtigkeit sollten aufgedeckt, alle Scheußlichkeiten der Tyrannei entschleiert, alle Geheimnisse des Menschenherzens geoffenbart werden, um die Tugend desto herrlicher strahlen zu lassen und die Menschheit zu retten. „Clavigo" hatte Schiller nicht bloß gelesen, er hatte am 11. Februar 1780 sogar mitgespielt, und zwar die Titelrolle. Er hielt die fürchterliche Klagerede am Sarge der schwindsüchtigen Marie und ließ sich dann erstechen; er deklamierte im Beginn des Stückes: „Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geschmackes werden." Um sich die Entlassung zuzuziehen, kritisierte er 1779 in einem Aufsatz „Philosophie der Physiologie" den alten Haller herunter, der von Medizin jedenfalls mehr verstand als Schiller. Allein der Herzog urteilte sehr richtig, daß einem so

---

[1] „In der Akademie war er sehr unglücklich; er mußte die Nächte für seine Lieblingsarbeiten nützen; er hatte einen Widerwillen gegen die Medizin. — Oft machte er sich krank, um im Krankenzimmer sein zu können, wo er Nachts Licht hatte. Da überraschte ihn zuweilen der Herzog. Seine Räuber sind zum Theil so gearbeitet; er war damals neunzehn Jahre alt." B. R. Abeken, Goethe in meinem Leben, herausgeg. von A. Heuermann, Weimar 1904, 118 (Bericht von Schillers Schwester Christophine, der späteren Rätin Reinwald).

[2] Die Militärakademie hieß erst von 1781 an „Karlsschule". „Dies geschah aber erst nach Schillers Abgang, er ist also eigentlich niemals ‚Karlsschüler' gewesen" (Bellermann a. a. O. 21).

keden und anmaßlichen Jüngling noch ein Jahr Kolleg nottue. Schiller vollendete jetzt — einundzwanzig Jahre alt — seine „Räuber“, worin er die Anarchiebilder des „Götz“ in die Nachtregion des professionsmäßigen Verbrechens hinabrückte und mit seinem Schauerbild entschieden Goethe ausstach.

Als das Stück am 13. Januar 1782 in Mannheim auf die Bühne kam, hatte er seine Entlassung von der Schule bereits erhalten und war Regimentsarzt ohne Portepee mit 18 Gulden Gehalt monatlich zu Stuttgart und Redakteur eines Winkelblättchens, das zweimal in der Woche erschien. Alles ging gut. Erst die Klage aus Graubünden und Schillers Reisen nach Mannheim[1] führten Arrest, Internierung und das herzogliche Verbot herbei, Komödien zu schreiben, worauf der Dichter es für geraten fand, sich weiteren Wirkungen der herzoglichen Ungnade durch die Flucht zu entziehen. Das geschah den 22. September 1782[2].

Durch seine Flucht ward Schiller in die Lage eines stellungs- und brotlosen literarischen Abenteurers versetzt. Der Theaterintendant Heribert v. Dalberg, welcher seine „Räuber“ auf die Bühne gebracht und auf dessen Unterstützung er sicher gerechnet hatte, ließ ihn im Stich. Ein zweites Drama, „Fiesco“, das er mit nach Mannheim brachte, wurde als unaufführbar zurückgewiesen; doch nahm es der Buchhändler Schwan für elf Louisdor in Verlag. Schiller verlebte ein paar herbe Monate. Verschuldung und völlige Mittellosigkeit, Zurücksetzung, peinliche Furcht, der Polizei in die Hände zu fallen, drückten ihn, Liebesgeschichten verschlimmerten seine Lage. Eine Frau v. Wolzogen, welche er schon in Stuttgart kennen gelernt hatte, nahm sich endlich seiner an. Unter falschem Namen fand er Zuflucht auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen[3]. Hier vollendete er im Februar 1783 sein drittes Trauerspiel „Louise Millerin“ oder „Kabale und Liebe“.

---

[1] L. F. Göritz, der von 1791 an im Schillerschen Kreise in Jena lebte, berichtet auf Grund der Erzählungen Schillers, daß dieser mehrere Male ohne Vorwissen des Herzogs zur Aufführung der „Räuber“ in Mannheim war. Hecker und Petersen II 44—46.

[2] Vgl. Harnack, Schiller I² 86; Weltrich I 715; Bellermann 56 f; Berger I 250; Seilacher 150 f. Auch Wychgram (Schiller⁴ 86) sagt, Schiller habe die auf den 22. angesetzte große Hirschjagd, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, zur Ausführung seines Planes benützt. — A. Streicher hatte die Flucht wie auch die zur Feier der Anwesenheit des Großfürsten Paul veranstalteten Festlichkeiten in seinem Bericht auf den 17. verlegt (Hecker und Petersen I 213 ff). Nach Hecker und Petersen (I 74; vgl. Anm.) fand die Flucht Anfang Oktober statt, und zwar in der Nacht, da der Großfürst auf der Solitude erwartet wurde.

[3] „Eine der mitwirkenden Ursachen, die Schillern im September 1782 von Stuttgart hinweggetrieben, war eine Schuld von 600 fl., die er von einer Korporalsfrau

Schon im Juli konnte er die unfreiwillige Einsamkeit wieder verlassen und nach Mannheim zurückkehren[1]. Hier sah er sich um des lieben Brotes willen genötigt, im Herbst 1784 eine Monatsschrift, „Rheinische Thalia“, zu gründen, worin er den ersten Akt seines „Don Carlos“ erscheinen ließ. Noch viel schwärmerischer als einst Lessing faßte er die Aufgabe des Theaters als eine der höchsten der Menschheit auf, fast gleichstehend mit jener der Religion, machte aber praktisch die ernüchterndsten Erfahrungen. Mit den Schauspielern bekam er die unangenehmsten Händel, und Liebschaften störten, verwirrten und hemmten seine Tätigkeit.

Obwohl Schiller zu immer steigendem Ruf gelangte und von dem Herzog Carl August von Weimar Ende 1784 den Titel eines Sächsischen Rates erhielt, war er zuletzt froh, dem Dorado der Schauspielkunst den Rücken kehren und sich in eine friedliche künstlerische Einsamkeit zurückziehen zu können. Eine solche gewährte ihm ein junger Gelehrter, Christian Gottfried Körner, Oberkonsistorialrat in Dresden, im Frühjahr 1785 auf einem Gütchen zu Gohlis bei Leipzig, dann im September zu Dresden selbst[2]. Hier vollendete der Dichter seinen „Don Carlos“, setzte seine Zeitschrift fort, studierte etwas Philosophie und Ästhetik und ward durch weitere dramatische Pläne immer tiefer in das Gebiet neuer Geschichte, besonders der niederländischen Revolution und des Dreißigjährigen Krieges, geführt.

Charlotte v. Kalb, geb. Marschalk v. Ostheimb, die begabteste und unseligste, umworbenste und extravaganteste „Kulturdame“ jener Zeit, in

---

entlehnt hatte. Ob diese — durch Wucherzins so hochgestiegene — Schuld je wieder bezahlt worden ist, hab ich nie erfahren. Die Stuttgarter Schulden, z. T. zum Druck der ‚Räuber‘ aufgenommen, brachten Schiller in Mannheim in die äußerste Bedrängnis, aus der ihn seine wackeren Hausleute Hölzel befreiten“ (nach den Aufzeichnungen Wilhelm Petersens, Frankfurter Zeitung, 56. Jahrg., Nr 202, 2. Morgenbl. [23. Juli 1911]).

[1] Die bisherige Annahme, man habe ihn dort als Theaterdichter engagiert, scheint nach dem Briefe Schwans an Körner, der Schillers Leben bis 1785 zum Gegenstand hat, unhaltbar: „wohl aber war man damals willens ihn bei der deutschen Gesellschaft als ständigen Sekretär anzustellen“, was aber an den Intrigen eines gewissen Klein scheiterte. Hecker und Petersen II 59 (der Brief ist vom 14. Juli 1811). — Vgl. dagegen Wychgram (Schiller[4] 128), der die Verhandlungen wegen Schillers Anstellung als Theaterdichter im August zum Abschluß gelangen läßt. — A. Köster, Schiller als Dramaturg, Berlin 1891, v.

[2] Körner „hatte seinen Freund Schiller“, berichtet Gustav Parthey (Jugenderinnerungen, herausgeg. von Friedel, 2 Tle, Berlin 1907, II 57), „in einer sehr bedrängten Lage unterstützt; voller Dankbarkeit schrieb ihm dieser: ‚Du ganz allein hast mir das Leben gerettet‘, und: ‚ohne Dich läge ich schon längst auf dem Grunde der Elbe!‘ Warum diese Stellen, die ich der späteren mündlichen Mitteilung der Staatsräthin verdanke, beim Drucke weggeblieben sind, ist nicht wohl einzusehen, da die Herausgabe erst nach dem Tode der Staatsräthin erfolgte.“

deren Netze Schiller zu Mannheim gefallen war, zog ihn endlich im Juli 1787 nach Weimar[1]. Während sich hier das ebenso trübe als aussichtslose Verhältnis erneuerte, knüpfte Schiller mit allen damaligen Größen von Weimar und Jena an, schrieb in den „Teutschen Merkur" und sah sich nach einer Frau und nach einer Anstellung um, doch vergebens. Im Dezember trat er in nähere Beziehung zu der verwitweten Frau v. Lengefeld in Rudolstadt und deren beiden Töchtern Charlotte und Karoline, ließ sich im Mai 1788 in ihrer Nachbarschaft zu Volkstädt nieder und verlobte sich nach langem Schwanken zwischen den beiden Fräulein im Dezember des folgenden Jahres endlich mit Charlotte.

In den lyrischen Gedichten, welche Schiller im Februar 1782 als „Anthologie" herausgab, weht, wie in einzelnen Partien der Räuber, eine sehr trübe, mephitische Luft. „Sein poetisches und sittliches Gewissen war darnach unglaublich weit, wenn bei diesen zum Theil rohen und gemeinen Ausgeburten erschreckender Verwilderung von Gewissen überhaupt noch die Rede sein könnte. Die ‚Anthologie' ist schlimmer als die Gedichte der lüsternen Poeten aus Wielands Schule, als der entarteten Anakreontiker in Grécourts Geschmack, da sie mit der Sittenlosigkeit ein ekelhaftes Spiel treiben, während die Sittenlosigkeit der ‚Anthologie' zur wirklichen Natur geworden ist und kaum eine Ahnung einer reineren Welt übrig gelassen hat."[2] An wen immer die Laura-Oden gerichtet sein mögen, ob an die verwitwete Hauptmännin Vischer, bei der Schiller wohnte[3], oder an eine andere ähnliche Muse: eine derartige Poesie läßt im Zusammenhange mit andern Umständen auf ein ziemlich wildes Leben schließen[4].

---

[1] Nach O. Harnack (Schiller I[2] 155 f) lag eine Hauptursache der Übersiedelung im Bedürfnis nach einer literarisch-bedeutenden Umgebung.

[2] Goedeke, Grundriß V[2], 2. Abtl., S. 22. Vgl. Ernst Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben 35—46.

[3] Das scheint jetzt festzustehen. Vgl. Weltrich, Friedrich Schiller I 424 ff; Bellermann, Schiller 51; Berger, Schiller I 209 ff; Ernst Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben 47—66. „Das schließt indes nicht aus", meint letzterer, „daß neben dieser der Dichter auch noch andere Gestalten mit dem Namen Laura umfaßt hat" (ebd. 64). Vgl. ferner die Angaben Petersens, Frankfurter Zeitung, 56. Jahrg., Nr 202, 2. Morgenbl. (23. Juli 1911). — Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben, Leipzig 1905, 100—102. — Ders., Schiller und Luise Vischer. Allgemeine Zeitung 1908, Beil. 35. — Wychgram (Schiller[4] 175) erklärt dagegen Laura für ein Phantasiegebilde Schillers.

[4] „‚Junge Mediziner freuen sich eben häufig in einer halb knabenhaften Weise am Cynischen', sagt Weltrich (I 434). Schiller wird nach seiner Naturanlage hierin keine Ausnahme gemacht haben. Behält man diese Thatsache scharf im Auge, so wird wohl manches klarer und verständlicher. So gewinnen gerade diese schlüpfrigen sinnlichen Stellen ein anderes Aussehen. So ist man wenigstens nicht gezwungen, dieselben als Ausgeburt einer verborbenen Phantasie zu bezeichnen, als

In Mannheim war Schiller in das sittenlose Treiben der dortigen Schauspieler hineingeraten, so daß ihm später die Schauspielererlebnisse in Goethes „Wilhelm Meister“ nichts Neues, sondern vielmehr Selbsterlebtes zu bieten schienen. Daneben verliebte er sich in Margareta, die Tochter des Buchhändlers Hofkammerrat Schwan, und das Verhältnis zu der verheirateten Charlotte v. Kalb gestaltete sich so leidenschaftlich, daß er sie sogar schließlich zur Ehescheidung drängte. In Bauerbach huldigte er mit törichter Liebe einer andern Charlotte, der Tochter seiner Wohltäterin v. Wolzogen, in Dresden fesselte ihn Fräulein Henriette Elisabeth v. Arnim. In Weimar knüpfte er mit Frau v. Kalb nochmals öffentlich an, während er gleichzeitig daran dachte, sich mit einer Tochter Wielands zu verehelichen, und die Doppelliebe zu den Geschwistern v. Lengefeld war nicht frei von Verfänglichkeit, bis er endlich „Lotte“ zur Frau erkor [1].

Folge eines sittenlosen Lebens anzusehen“ (Ernst Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben 48). Diese Ausführungen Müllers finden natürlich nur auf die Stuttgarter Periode Schillers ihre Anwendung, über die uns auch des Dichters Lehrer, Professor Abel, in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen berichtet: „Es hatte sich wirklich in Stuttgart selbst das Gerücht verbreitet, daß Schiller einigen Arten von Ausschweifungen sich überlassen habe; allein da die Verbindung, die ich mit ihm als akademischem Zögling hatte, auch jetzt noch fortdauerte und einer seiner besten Freunde und häufigsten Gesellschafter mir nicht ohne sein Wissen von allem, was in dieser Rücksicht vorfiel, Nachricht gab, so kann ich mit Zuversicht sagen, daß ihm hierin nicht ganz, aber doch größtentheils Unrecht gethan wurde“ (Weltrich I 844).

[1] Vgl. Ernst Müller, Schiller. Intimes aus seinem Leben 100 ff. — Die überschwenglichen Lobreden Schillers auf Franziska von Hohenheim, die Maitresse des Herzogs (Schillers sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 20 Bdn [Hesse], Leipzig o. J. [Vorwort 1910] XVII 77 ff 103 ff), erklärt dagegen Weltrich I 211 ff für „erwartete, befohlene Ovationen“; vgl. ebd. 214 ff 217. Auch O. Güntter (Schillers Rede: Die Tugend in ihren Folgen betrachtet. Marbacher Schillerbuch II 205—233) gibt S. 214 zu, daß die Rede „von dem Urheber des Ganzen, dem Herzog, gedacht war als einzelnes Glied in dem einheitlich durchkomponirten ganz auf die ‚Tugend‘ gestimmten Gesammtprogramm dieser Rokokohuldigungen“. Vgl. ferner den Bericht von Göritz bei Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit II 227. — J. Proelß (Schiller in Hohenheim. Marbacher Schillerbuch II 126—178) schildert übrigens Franziska von Hohenheim als „gute Fee“ der Karlsschüler, und auch Wychgram (Schiller [4]) sagt S. 54, Schiller habe wie alle Zöglinge in Franziska den „guten Geist des Herzogs“ gesehen. — Über Franziska von Hohenheim vgl. auch Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit I 99 ff. Hier wird hervorgehoben, daß Franziska „eben längere Zeit die herzogliche Geliebte war, daß sie allem nach klug berechnend ihren Vorteil stets wohl zu wahren verstand, sowie, daß so groß auch ihr Verdienst um eine Aenderung in Karls Neigungen und Auftreten gewesen sein mag, derselbe doch allmählich auch von sich aus mit der Zunahme der Jahre in ruhigere und für das Land günstigere Bahnen einzulenken sich geneigt fühlen mochte“ (S. 89).

Während der junge Goethe mehr weich und weibisch war, zeigt sich der junge Schiller wilder, leidenschaftlicher und stürmischer, aber zugleich geistig gefestigter. Eine harte Schule der Arbeit, der Entbehrung, des Kampfes entriß ihn wenigstens zeitweilig dem Taumel der Sinnlichkeit, erhellte seinen Geist, kräftigte und stählte seinen Willen. Durch das schauerliche Nachtgemälde von Verkommenheit, das er in den „Räubern“ entrollt, blitzt erschütternd noch der Glaube an göttliche Gerechtigkeit, Menschenwürde, Tugend, an den jüngsten Tag, eine ewige Vergeltung, eine sittliche Weltordnung. „Fiesco“ ist ein echtes Carbonari-Stück, schon in seinem Stoff Rousseau entnommen; aber Schillers Republikaner glauben noch an Römertugend: Freiheit und Recht gilt ihnen mehr als Vergnügen und Liebe. „Kabale und Liebe“ ist kein Stück für Mädchenpensionate, und manches ließe sich daran aussetzen; aber es hat schließlich einen sittlichen Hintergrund: es ist eine vernichtende Kritik der erbärmlichen Hof- und Maitressenwirtschaft jener Zeit.

Eine tiefere philosophische und religiöse Bildung besaß Schiller ebensowenig als Goethe. Als er das erste Mal nach Weimar kam und Herder ihm von Spinoza zu reden anfing, war er in bitterer Verlegenheit. Er mußte an Freund Körner in Dresden schreiben, um sich rasch ein wenig orientieren zu lassen. Die Philosophie des Aristoteles und Platon hatte er nie gründlich studiert, geschweige jene des Mittelalters, des Descartes, Bacon oder Leibniz. Die religiösen Eindrücke und der fromme Glaube seiner Kindheit waren ihm im Taumel seines Theatertreibens fast ganz abhanden gekommen [1].

---

[1] „Schiller mit seinem heiligen hohen Gemüth haßte die positive Religion, so wie er sie kannte. Er konnte sich lange nicht vom heftigsten Vorurtheil gegen sie losmachen, denn mit ihr stellten sich ihm alle die Schläge und Qualen, die er beim Unterricht in seiner Jugend erlitten hatte, vielleicht auch die Geschmacklosigkeit, Inconsequenz und Seichtheit des Vortrags zugleich vor. Das gestand er offenherzig. Doch interessirte ihn Religionsphilosophie sehr, und als Fichtes Kritik aller Offenbarung erschien, verschlang er sie und war von manchen ihrer Ansichten so eingenommen, daß er sie rüstig vertheidigte und den Professor Hufeland, der nicht mit ihm einer Meinung war, im Disputiren einst über eine Stunde hinter einem Schrank, wohin sich dieser zurückgezogen hatte, unter beständigen Demonstrationen festhielt. Von seinem Vorurtheil gegen die christliche Religion befreite ihn Humboldt (der Gesandte in Rom), welcher sich lange in Jena aufhielt. Dieser sagte ihm einst, wie unbillig sein Haß sei; sein Vorurtheil komme von der Erziehung her. Ihm sei das Aeußerliche derselben meist gleichgültig, ob er es schon fast durchaus für nöthig halte, aber das Innere erfülle ihn mit tiefer Ehrfurcht. Dies fällt in die Zeiten, wo Schiller sich auf Philosophie warf, in deren Abgrund er auch versunken wäre, wenn nicht Goethe, der nun anfing, seinen Umgang zu suchen, ihn herausgerissen und aufgemuntert hätte, seinen Blick auch nach Außen zu richten“ (Mitteilung von Göritz bei Hecker und Petersen II 229 f).

Er war Freigeist. Die katholische Kirche war ihm ein noch unbekannteres Gebiet als Spinozas Ideengänge[1].

Seinen schriftstellerischen Gedankenvorrat hatte er aus der seichten Aufklärungsliteratur jener Tage geschöpft: aus Zeitschriften, Romanen, Schauspielen, einer Literatur, die fast noch ganz unter dem Einflusse Rousseaus, Voltaires, Diderots und der übrigen „Philosophen" stand[2]. Geschichte studierte Schiller eklektisch, so weit er ihrer gerade für seine dramatischen Projekte oder zu Aufsätzen bedurfte. In Bauerbach mußte er mit den Büchern vorlieb nehmen, die ihm sein Schwager, der Bibliothekar Reinwald, verschaffte; in Mannheim rissen ihn Theatersorgen aus der erforderlichen Muße; erst in Dresden und Leipzig erweiterte und vertiefte sich sein Studium ein wenig. Da begann er ernstlicher Kant zu lesen und sah sich ausführlichere Werke über den Dreißigjährigen Krieg und die niederländische Revolution an. Auch da war aber sein Studium nicht dasjenige eines Gelehrten, dem es in aller Ruhe um Erforschung der Wahrheit zu tun ist, sondern das eines Brotliteraten, der nach pikanten Geschichtsstoffen herumstöbert, um seine „Revue" zu füllen und sein Honorar zu verdienen[3]. Man kann seine Geschichtsforschung nicht treffender charakterisieren, als er es selbst in einem Briefe von dem göttlichen Weimar aus an Ferdinand Huber getan hat:

„Ich warte nunmehr mit Schmerzen auf Nachrichten, auch wegen Geld. Das verfluchte Geld! An Crusius schreib ich nächsten Donnerstag, zu Ende des Monats muß ich Geld haben, weil ich da ganz auf dem Sande bin; wenn mich Crusius nicht gleich bezahlen kann, wenigstens zur Hälfte, so gebe ich meine Niederlande besonders heraus bei einem andern Buchhändler und arbeite noch an einer andern Verschwörung." [4]

Er interessierte sich indes wirklich für Geschichte und Philosophie. Ihn beschäftigte nicht das Sinnliche, Farben und Formen, das Leben der Pflanzen

---

[1] Zeugnis dafür gibt sein grillenhafter Roman „Der Geisterseher". Schillers Werke (Hesse) XIII 106—227.

[2] Bezeichnend ist, daß er selbst aus Diderots Schandroman Jacques le fataliste et son maître eine der schmutzigsten Episoden 1785 für seine „Rheinische Thalia" bearbeitete. Schillers Werke (Hesse) XIII 43—81. — Die Handschrift, welche ihm vorlag, hatte er durch Dalberg erhalten. In französischer Sprache wurde der Roman erst 1796 gedruckt.

[3] Schillers Finanzen standen schlecht, wie Göschen am 12. Januar 1827 schrieb: „Die Schriftstellerei sollte diese verbessern, damit sie das konnte, mußte er originell und auffallend sein. So sind seine ersten Schriften, doch führte ihn sein guter Genius zu der Erhabenheit und Größe, die er in seinen späteren Schriften zeigt." J. Schnorrenberg, Heinrich Lempertz sen. und seine Goethe-Sammlung. Zeitschrift für Bücherfreunde 3. Jahrg. II (1899/1900) 398.

[4] Vom 6. Oktober 1787. Jonas, Schillers Briefe I 417.

und Tiere, sondern der Mensch mit seinen Ideen und Leidenschaften, seinen sozialen Verhältnissen und Taten, seinen Beziehungen zum Idealen, sein Geistesleben, das über das Sinnliche hinausliegt und diesem erst menschlichen Gehalt, Wert, Weihe verleiht. Hierin steht der arme Brotliterat Schiller entschieden höher als der bequeme Hofdichter Goethe im Kreise der blasierten Weimarer Gesellschaft, die aus Verehrung für ihn Blumen trocknete und Steine sammelte und kindlich die Mutter Natur anbetete. Schiller fühlte das selbst und hat es in einem Briefe an Körner anschaulich ausgesprochen [1].

Die Weimarer Gesellschaft ihrerseits fühlte den Gegensatz nicht weniger. Der neue Ankömmling sammelte weder Blumen noch Steine, brachte weder Kupferstiche noch Gemmen mit, er hatte keine niedlichen Singspielchen geschrieben noch herzerweichende Romane. Seine Poesie und Prosa hatte etwas Unheimliches. Immer Verschwörungen! Räuber! Banditen! bürgerliche Revolutionäre! Fiesco! Rienzi! Pazzi! Bedemar! italienische Attentate! niederländische Revolution! spanische Hausrebellion! Kein Prinz und keine Prinzessin war in seinen Stücken des Lebens sicher. Die Bürgerlichen hatten bei ihm immer recht. Seine neueste Entdeckung war ein liberaler, fast radikaler Prinz an dem Hofe jenes Philipp II., der als Vorbild aller kleinen und großen Autokraten gelten mochte, — ein Prinz, der dem Vater die Gemahlin streitig macht, die ganze bisherige politische Ordnung haßt, alles über den Haufen werfen will, um die Welt vom Throne herab — nach den Ideen der französischen Revolution — völlig umzugestalten. In feierlichem, leidenschaftlichen Pathos wurde in dem neuen, noch ungedruckten Stück das ganze politische Programm durchgesprochen, von dem fortan jahrzehntelang Hunderte von Zeitungsschreibern, Konstitutionsmachern und andern Menschenbeglückern zehren sollten [2]. Das Programm war so unpolitisch als möglich; aber es war doch ein Programm, philosophisch durchdacht, leidenschaftlich erfaßt, mit ernstem, männlichen Sinn durchgeführt — und deshalb schon viel zu schwere Kost für die Herren und Damen, welche den „Triumph der Empfindsamkeit" gefeiert und den „Jahrmarkt von Plundersweilern" mitaufgeführt hatten.

---

[1] Ebd. 380—384.

[2] „Ich bin weder Illuminat noch Maurer", sagt Schiller in seinen Briefen über Don Carlos (Werke [Hesse] XIX 170), „aber wenn beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck gemein haben, und wenn dieser Zweck für die menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, wenigstens sehr verwandt sein. Was jene durch eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zerstreuter thätiger Glieder zu bewirken suchen, will der Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges Subject ausführen: durch einen Fürsten nämlich, der Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu besteigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem solchen Werk fähig gemacht wird."

„Don Carlos“ zog nicht. Gotter las ihn bei der Herzogin Amalie vor, und die Folge war, daß Schiller nicht mehr zu ihr geladen wurde. Wieland, der zugegen gewesen, wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich hieß es, der zweite Teil habe mißfallen. Schiller verzweifelte fast. Es wurde ihm kein ermunterndes Wort zu teil, während ihm überall das Lob Goethes entgegentönte. Herder, der Chorführer der Goethe-Verehrer, hatte bis dahin noch keine einzige von Schillers Schriften gelesen. Er war es indessen, der den „Don Carlos“ wenigstens verstand, nun auch Schillers frühere Werke vornahm und etwas günstigere Stimmung für ihn machte. In Jena fand Schiller Männer, die ihm behagten, wie Reinhold, Schütz, Hufeland, Döderlein, Griesbach, „unabhängige Leute“, die sich „um keine Fürstlichkeit zu bekümmern“ brauchten, die seine neue Dichtung würdigten und dem Dichter Anerkennung und Freundlichkeit entgegenbrachten. Darum verzweifelte er nicht daran, noch einen Wirkungskreis in Jena oder Weimar zu finden und hielt sich in der Nachbarschaft, um den günstigen Augenblick abzuwarten.

Von seinen nächstfolgenden schriftstellerischen Leistungen hat keine so großes Aufsehen gemacht als ein Gedicht, das er für das Märzheft 1788 des „Teutschen Merkur“ lieferte: „Die Götter Griechenlands“. Wieland war im Gedränge. Er rechnete auf Schiller; dieser verfaßte — wie er selbst sagt — „in der Angst“ das Gedicht[1]. „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern es ist eine aus vielen gebrechlichen schiefen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt. — Die Götter der Griechen, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in e i n e Vorstellungsart zusammengefaßt.“[2]

Das Gedicht war also im Sinne Schillers eben ein Gedicht, mit dem er dem geplagten Redakteur Wieland aus der Not helfen wollte, nicht aber ein feierliches Glaubensbekenntnis oder gar ein beabsichtigtes Attentat auf das Christentum. Die Poesie- und Kunstfülle, welche im ganzen und vollen Christentum, in der katholischen Kirche, sich offenbart, kannte Schiller nicht. Als Künstler fand er die griechische Mythologie ästhetisch schöner als das abgeblaßte, verstümmelte Christentum, wie es sein Bekenntnisglaube ihm vorstellte, ohne sichtbare Gestaltung, Hierarchie, Sakramente, kirchliche Kunst und innigere Durchdringung von Religion und Leben. Und als Künstler hatte er in gewissem Sinne recht. Mit einer solchen Religion war für künstlerische Zwecke nicht viel anzufangen. Raffael und Michelangelo, Lope und Calderon wäre es unzweifelhaft ebenso ergangen wie Schiller, wenn

---

[1] Jonas, Schillers Briefe II 30. [2] Ebd. 188.

ihnen die Religion nicht mehr geboten hätte als Predigten im Sinne der Aufklärung und das protestantische Kirchenlied. Wie das Gedicht deshalb einige Entschuldigung verdient, so verrät es im Grunde doch eine dem Christentum durchaus feindliche Gesinnung. An der Kunst, am Schönen, am irdischen Genuß liegt dem Dichter mehr als an der Religion, am Wahren, am Überirdischen und Göttlichen. Die griechische Vielgötterei erscheint ihm so schön, daß er sich darüber unwillig von dem einen wahren Gotte abwendet, als ob die wahre Religion nicht noch unendlich mehr Schönes bieten könnte und Wahrheit und sittliche Güte dazu. Schiller setzt sehr deutlich das „schöne" Menschentum an Stelle Gottes:

„Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher." [1]

Damit war die Grundanschauung ausgesprochen, welche, bei manchen sonstigen Verschiedenheiten, Wieland, Herder, Goethe und Schiller verband; das war genau die Religion, welche Goethe aus Italien mit nach Hause brachte: Schiller nahm sie ihm von den Lippen, ehe er noch zurück war.

Goethe rückte mit diesem Bekenntnis einstweilen noch nicht so offen heraus. Zu seinem Vorläufer wählte er weder einen griechischen Halbgott noch eine Göttin, sondern den „Egmont", einen Reformationshelden. Schiller bekam im Mai 1788 ein Rezensionsexemplar, um es für die Jenaische Allgemeine Literaturzeitung zu besprechen.

Am 18. Juni kam Goethe zurück. Er hatte keine Eile, Schiller zu sehen. Noch am 20. August konnte dieser schreiben:

„Goethe habe ich noch nicht gesehen; aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte, daß ich ihm so nahe am Wege wohnte, wie er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll, höre ich, gar keine Geschäfte treiben. Die Herzogin ist fort nach Italien, und der Herzog wird nächstens bei Euch in Dresden sein. Goethe bleibt aber in Weimar. Ich bin ungeduldig, ihn zu sehen." [2]

Es vergingen indes noch Wochen, bis Schiller endlich mit Goethe zusammentraf.

„Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen", so meldet er Körner am 12. September, „worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig wartetest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und der Frau von Schardt, der,

---

[1] Friedrich Leopold zu Stolberg durchschaute diesen antichristlichen Geist des Gedichtes vollkommen und verurteilte ihn in ebenso ernster als würdiger Form. J. Janssen, Stolberg I, Freiburg 1877, 201—230.

[2] Jonas, Schillers Briefe II 107.

die Du im Bad gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr als alle andre europäische in gegenwärtigen Genüssen lebt, weil die Milde und Fruchtbarkeit des Himmelstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert. — Alle ihre Laster und Tugenden sind die natürlichen Folgen einer feurigen Sinnlichkeit. Er eifert sehr gegen die Behauptung, daß in Neapel so viele müßige Menschen seien. Das Kind von 5 Jahren soll dort schon anfangen zu erwerben; aber freilich ist es ihnen weder nöthig noch möglich, ganze Tage, wie wir thun, der Arbeit zu widmen."

„Ich wollte Dir noch mehreres aus seiner Erzählung mittheilen, aber es wird mir erst gelegentlich einfallen. Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

„Dieser Tage geht er nach Gotha, kommt aber gegen Ende des Herbstes wieder zurück, um den Winter in Weimar zu bleiben. Er sagt mir, daß er Verschiedenes in den t. Merkur geben werde; ob er auf nächste Oster-

messe seine Schriften endigen würde, macht er zweifelhaft. Jetzt arbeitet er an Feilung seiner Gedichte."[1]

Eine Woche nach dieser ersten Zusammenkunft, Sonnabend 20. September, erschien Schillers Egmont-Rezension in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Der Stoff war Schiller durch sein Studium der „Niederländischen Revolution" ganz vertraut, vielleicht mehr als Goethe. Als Dramatiker fühlte er sich diesem ebenbürtig. Er erkannte mit Höflichkeit die Vorzüge des Stücks an, deckte aber mit graziösem Anstand die Fehler und Schwächen desselben auf, besonders den Grundfehler, der von Goethes eigenem, weichem Gefühlsleben herrührte. Unter Schillers Hand wäre Egmont notwendig ein echt tragischer Held geworden; jetzt war er nur ein Schwächling, der über einem Mädchen die Niederlande und die Freiheit vergißt und daran zu Grunde geht. Das sagte Schiller unendlich fein, aber er sagte es[2].

Über den Eindruck der Rezension auf Goethe verlautet nichts — eine unheimliche Stille wie vor einem Gewitter. Die Rezension muß ihn tief gewurmt haben. Denn sie ging gegen den innersten Kern seines Wesens — sein Liebesleben — „sein Klärchen"[3]. Er hielt es indessen für geratener, zu schweigen. Als er später über seine „Erste Bekanntschaft mit Schiller" berichtete, schob er denn auch seine anfängliche Abneigung ganz auf die „Räuber".

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet, ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

---

[1] Jonas, Schillers Briefe II 115—117. — „Das zutreffendste objektive Urteil, das jemals über Goethe gefällt wurde", bemerkt A. Metz (Ein französisches Goethewerk. Preußische Jahrbücher 149 IV [1912] 80) zu diesen „wohlerwogenen Sätzen". „Sie bezeichnen haarscharf das Wesen — und die Schranke eines bloß auf die Kultur berechneten Strebens, und die Schranke hat sich später gegenüber der Not des Vaterlandes doch recht betrübend gezeigt."

[2] Schillers Werke (Hesse) XIX 184 f.

[3] Eckermann, Gespräche mit Goethe[6] 254 f.

„Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort." [1]

Das kann man kaum ohne Lächeln lesen, wenn man überlegt, wie weit der Don Carlos schon von den Räubern absteht, wie die Götter Griechenlands bereits die ganze Grundlage des modernen Klassizismus aussprechen, wie Schiller eben um diese Zeit sich vorgenommen hatte, zwei Jahre lang nichts als alte Klassiker zu lesen, d. h. genau den Weg zu gehen, den Goethe in Italien betreten hatte. In dieser Konkurrenz lag für Goethe die Fatalität. Vor vier Jahren hatte jener Moritz über Schiller geschrieben: „Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase" [2], und: „Ich wasche meine Hände von diesem Schiller'schen Schmutze." [3] Und nun ward der Don Carlos von den einflußreichsten Literaturblättern als „ein herrliches Nationalwerk", als „eines der schönsten Meisterstücke unserer Literatur" begrüßt [4], und der Verfasser des Don Carlos wagte jenem des Egmont sogar ins Gesicht zu sagen, daß sein Drama eigentlich kein Drama sei:

„Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwicklung, kein dramatischer Plan, nichts von dem Allem; — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde, die beinah durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allem Anteil nimmt und auf den sich alle beziehen." [5] Dazu noch der feine, verblümte Nachweis, daß dieser Charakter verfehlt sei.

Das mußte sich Goethe in seinem Weimar sagen lassen, er, der bisher allmächtige Günstling des Hofs, von einem brotlosen Literaten. Es war stark.

Anstatt zu antichambrieren, rezensierte Schiller; anstatt sich um Goethes Gunst zu bewerben, tat er, wie wenn er in der Residenz Carl Augusts zu Hause wäre. Am 12. November kam er wieder von Rudolstadt nach Weimar herüber, das er seine „einstweilige Heimath" nannte, traf Wielands Merkur „in Todesnöthen", von 2000 auf 1200 Abonnenten herabgesunken, und verabredete mit ihm einen Plan, die Zeitschrift als „Neuen Teutschen Merkur" wieder aufleben zu lassen und für sich und Wieland einträglicher zu gestalten. Die jährlichen Druckkosten des alten Merkur beliefen sich auf

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 248 f.

[2] J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen I (Schiller), Leipzig 1882, 72.

[3] Ebd. 80. [4] Ebd. 192.

[5] Schillers Werke (Hesse) XIX 82.

700 bis 800 Taler; nach Abzug des Gewinns, den der Verleger Göschen machte, blieb eine Einnahme von 2000 Talern, wovon aber das meiste als Honorar den Mitarbeitern ausbezahlt werden mußte. Wieland selbst erhielt für all seine Mühe und Arbeit nicht viel mehr als 200 Taler.

Es war nun Schillers Absicht, die Zeitschrift durch tüchtige Arbeit zu heben und so einen Reingewinn von 3500 Talern zu erzielen. Drei ausgezeichnete Mitarbeiter, meinte er, könnten ohne große Anstrengung es zustande bringen, daß „jeder Aufsatz Werk des Genies, der abgewarteten Stimmung und der Feile" sein könnte. Wieland sollte die Redaktion behalten, wodurch freilich Herders Beteiligung ausgeschlossen schien. In zweiter Linie dachte Schiller an sich, als dritten Mitarbeiter nahm er Goethe in Aussicht.

„Zwei Bogen kann ich des Monats mit Lust und Muße fertig bringen", schrieb er an Körner, „und diese sichern meine ganze Existenz. Aber auch Wieland kann zufrieden sein, und das Journal muß Vortheile genug dann haben, wenn ich jedes Heft mit zwei Bogen guter Arbeit versehe. Meine Fächer würden sein: 1) Dramen, 2) Erzählungen, wie z. B. Verbrechen aus Infamie, Geisterseher u. s. w. 3) historische Tableaux, Charakteristiken, Biographien, 4) Gedichte, 5) auch philosophische Materie wie Julius und Raphael, und 6) kritische Briefe, wie die über den Carlos, nach welchen Wieland sehr verlangt, und die viel Sensation gemacht haben sollen.

„Solltest Du es glauben, daß wir nach langem Herumsuchen in Deutschland doch noch keinen gefunden haben, der nur so viel dazu taugte, wie ich? d. h. der bei dieser Proportion der Fähigkeit dazu just so viel innern Willen und äußere Muße hätte, und der gerade in solchen allgemein interessanten Fächern arbeitete?"[1]

Wieland versprach Schiller für ein Alphabet[2] 100 Louisdor. Damit glaubte dieser auskommen zu können.

Da Goethe zum dritten Mann ausersehen war, so ist es fast undenkbar, daß er nicht von dem Plan gewußt haben sollte. Wenn man ihm auch seine Stellung nicht ausdrücklich anwies, so war es an sich klar, daß Wieland und Schiller als Hauptunternehmern die Leitung zufallen würde.

Was war mit einem Mann anzufangen, der Goethe, den Dramatiker, durch seine bisherigen vier Dramen in der Gunst des Publikums wenigstens teilweise verdrängt, der, offenbar genial angelegt, sich in vier Jahren von roher Prosa zur kunstvollsten dramatischen Sprache emporgearbeitet hatte, der, sich nun am Studium der Alten bildend, nicht nur Götz, Stella, Clavigo, Egmont, sondern auch Iphigenie zu überflügeln drohte, der sich jetzt, ohne lange Komplimente, über Goethes Kopf weg, mit Wieland ver-

---

[1] Jonas, Schillers Briefe II 147 f. [2] Dreiundzwanzig Bogen.

band, um in Weimar die erste Zeitschrift Deutschlands zu gründen? Goethe muß sich diese Frage gestellt haben. Wie er sich dieselbe beantwortete, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß er plötzlich auf den Plan verfiel, Schiller in Jena nützlich zu beschäftigen und deshalb der herzoglichen Regierung folgende Denkschrift einreichte:

„Gehorsamstes Promemoria.

„Herr Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist; so gerieth man auf den Gedancken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vortheile zu verschaffen.

„Er wird von Personen die ihn kennen auch von Seiten des Charackters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig und man kann glauben daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

„In diesen Rücksichten hat man ihn sondirt und er hat seine Erklärung dahin gegeben: daß er eine auserordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferirt werden sollte. Er würde suchen sich in der Geschichte fest zu setzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu seyn.

„Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab von Akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano als auch Herrn Geh. Rath v. Franckenberg die Eröffnung gethan und der Gedancke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist.

„Serenissimus noster haben darauf an Endesunterzeichneten befohlen die Sache an dero geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget und zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurtheilung und Beschleunigung empfiehlt, damit mehrgedachter Rath Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualificiren könne.

W. d. 9. Dec. 88. J. W. v. Goethe."[1]

Worauf Goethe seine Berechnung gründete, war Schillers pekuniäre Existenzlosigkeit. Er wußte, daß dieser heiraten wollte und daß ihm daher eine feste Anstellung mit Titel hierzu erwünschter sein mußte als ein bloßes Literatenleben, dessen Erfolg vom Zufall abhing und keine äußeren Garantien

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 64—66.

bot. Goethe hatte seine Leute: er brauchte nicht unmittelbar mit Schiller zu verhandeln. Wie dieser durch die Verhältnisse zur Annahme gedrängt wurde, erzählt er selbst in einem Briefe an Körner vom 15. Dezember, als alles schon so gut wie abgemacht war[1]:

„Du wirst in zwei oder drei Monaten aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht erhalten, daß ich Professor der Geschichte in Jena worden bin; es ist fast so gut als richtig. Vor einer Stunde schickt mir Goethe das Rescript aus der Regierung, worin mir vorläufige Weisung gegeben wird, mich darauf einzurichten. Man hat mich hier übertölpelt, Voigt vorzüglich, der es sehr warm beförderte. Meine Idee war es fast immer, aber ich wollte wenigstens ein oder einige Jahre zu meiner besseren Vorbereitung noch verstreichen lassen. Eichhorns Abgang aber macht es gewissermaßen dringend, und auch für meinen Vortheil dringend. Voigt sondirte mich, an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der just in Gotha war mit Goethe; dort wurde es gleich mit ihnen eingeleitet, und bei ihrer Zurückkunft kam's als eine öffentliche Sache an die Regierung. Goethe beförderte es gleichfalls mit Lebhaftigkeit und machte mir selbst Muth dazu. In dem Rescript, das an ihn gerichtet ist, wird gesagt, daß von den übrigen vier Höfen schwerlich Schwierigkeiten gemacht werden, und die Sache also ziemlich entschieden sein würde. So stehen die Sachen. Ich bin in dem schrecklichsten Drang, wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir. Hilf mir. Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich dich auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Dazu kommt nun, daß mich der Antritt der Professur in allerlei neue Unkosten setzen wird, Lehrsaal u. dgl. nicht einmal gerechnet. Magister philosophiae muß ich auch werden, welches nicht ohne Geld abgeht, und dieses Jahr kann ich wegen der Zeit, die mir auf's Studiren drauf geht, am wenigsten verdienen. Freilich wird es heller hinter dieser trüben Periode, denn nun scheint sich doch mein Schicksal endlich fixiren zu wollen. Ich beschwöre dich, schaffe mir Rath und Trost, und mit dem Baldigsten. Denke für mich und schreib' mir auch einen Plan, wie du glaubst, daß ich am kürzesten mit meiner Vorbereitung zum Ziele kommen werde. Ich habe nur die halbe Zeit vom Januar bis in die Mitte des April."

„Nie hätt ich diesen Schritt gethan", schrieb Schiller an Huber am 2. Januar 1789, „wenn ich ihn nicht für die einzige Auskunft hielte, meine Schulden zu tilgen und innerhalb einiger Jahre zu einer gewißen Freiheit

[1] Jonas, Schillers Briefe II 182 f.

und Ruhe des Geistes zu gelangen, ohne die ich mein Leben auch nicht einen Tag mehr fortsetzen möchte."[1]

So war Schillers Bund mit Wieland gelöst, seine Tätigkeit als Literat und Dichter vorläufig durchkreuzt. Eine Stelle ohne Besoldung machte ihn vom Hof und zugleich von Goethe abhängig und nötigte ihn, einerseits sein glänzendes Talent an historische Studien zu wenden, zu denen er keine Vorbereitung mitbrachte und keinen eigentlichen Beruf fühlte, anderseits seine literarisch-journalistischen Arbeiten zu überstürzen, um sich dabei nur den notwendigen Lebensunterhalt nebenher zu verdienen. Während Schiller auf diese Weise, wie er selbst sagte, übertölpelt wurde, kam auf Goethes Einladung jener Karl Philipp Moritz nach Weimar, der von allen Rezensenten die Werke Schillers am abfälligsten besprochen hatte.

Es war dies einer der wunderlichsten Vagabunden der Sturm- und Drangperiode, zwei Jahre älter als Schiller, am 15. September 1757 zu Hameln geboren, erst Hutmacherlehrling, dann Gymnasiast, Schauspieler in Gotha, dann wieder Student in Erfurt, abermals Schauspieler, dann Mitglied der Herrnhutergemeinde in Barby, Theologiestudent in Wittenberg, Lehrer an Basedows Philanthropin zu Dessau, Lehrer am Militärwaisenhaus und dann am Grauen Kloster in Berlin — zugleich Prediger, Schriftsteller und Dichter — als reisender Literat 1782 in England, dann wieder Professor am Kölnischen Gymnasium in Berlin, Redakteur der Vossischen Zeitung — und nach einer unglücklichen Liebschaft mit einer verheirateten Frau Reisender in Italien. All das vor dem dreißigsten Lebensjahre![2]

Von Italien aus, wo er mit Goethe bekannt geworden und sich von seinen unglücklichen deutschen Liebesabenteuern in ungebundenem Künstlerleben „erholt" hatte, kam er am 3. Dezember 1788 nach Weimar, ward in Goethes Haus aufgenommen und verweilte ganze zwei Monate daselbst[3]. Er half dem Dichter am Tasso feilen und ziselieren, unterrichtete den Herzog im Englischen und unterhielt die Damen über Kunst, Literatur und Leben. Auch mit Schiller verkehrte er, doch nach Goethes Andeutungen nur, um ihn und sich „leidenschaftlich in den Gesinnungen zu bestärken",

---

[1] Jonas, Schillers Briefe II 192. — H. Loiseau (L'Évolution morale de Goethe. Années de Libre Formation 623 f) betont zur Entlastung Goethes, daß Schiller diesen hier nicht namentlich für seine „Übertölpelung" verantwortlich mache: Il est à remarquer qu'il ne s'en prend pas directement à Goethe; il n'eût certes pas manqué de le faire s'il l'avait cru responsable de la situation qu'on lui créait. Loiseau übersieht hier, daß Goethes überragender Einfluß am Weimarer Hof Körner ebenso bekannt war wie Schiller selbst.

[2] Er hat seine Abenteuer selbst in dem autobiographischen Roman „Anton Reiser" 1785—1790 zum besten gegeben.

[3] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 320.

welche sie gegen Schiller hegten. Einem vertrauteren Verkehr ging dieser aus dem Wege[1].

„Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt", schreibt Schiller an Körner, „und die sich so weit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Producte zu Canons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgang zurückgehalten. Sonst ist er ein sehr edler Mensch und sehr drollig-interessant im Umgange.

„Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke." „Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen."[2]

Körner antwortete hierauf:

„Göthe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es schade, wenn dies Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle: anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch

[1] H. Grimm, Goethe II[7] 87. [2] Jonas, Schillers Briefe II 218 f.

eine Zeit lang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat und ihm nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit. Menschen von solchem Gehalt wirst Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, ist doch gewiß ein beträchtlicher Vortheil. Es gibt Momente, wo man zu solchen Herausforderungen nicht gestimmt ist; aber in Deinen besseren Stunden wird Dich doch eine Spannung dieser Art mehr befriedigen, als das behagliche Gefühl einer bequemen Ueberlegenheit unter beschränkteren Köpfen." [1]

Das war ein flauer Trost. Schiller erwiderte:

„Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag. Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen, und im Herzen über mich gelacht haben, aber mag es immer. Ich will mich gern von dir kennen lassen wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich vier Jahre wenigstens meinem Schicksal noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.

„Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftausend Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine classische Tragödie, und weil du doch so darauf versessen bist, ein halb Dutzend schöner Oden liefern — und die Academie in Jena möchte mich dann — —." [2]

Da sich keine solche Frau fand, mußte Schiller die Folgen seiner „Übertölpelung" auf sich nehmen. Er studierte Schmidts Geschichte der Deutschen, Pütters Deutsche Reichsverfassung und ähnliche Werke und suchte sich so allgemach in sein neues Fach hineinzuleben. Daneben dichtete und schriftstellerte er noch, so gut es ging, plante, um frühere Schulden zu tilgen, eine Sammlung seiner kleineren Schriften und eine Memoirensammlung und dachte daran, auch seine Vorlesungen schriftstellerisch zu verwerten. Am 11. Mai 1789 zog er nach Jena hinüber, am 26. hielt er seine erste öffentliche Vorlesung, welche großes Aufsehen machte, aber nichts eintrug [3]. Sein Privatkolleg wurde schlecht besucht: er konnte nicht davon

---

[1] (Geiger), Briefwechsel zwischen Schiller und Körner II, Stuttgart 1895, 18.

[2] Jonas, Schillers Briefe II 249.

[3] Vgl. den Bericht eines Anwesenden bei Erich Schmidt, Karl Weinhold mit herzlichen Glückwünschen zum 26. Oktober 1893 dargebracht, Weimar 1893, 4 f. „Schon

leben. Am 1. Januar 1790 bewilligte ihm der Herzog ein Jahresgehalt von 200 Talern[1], nicht so viel als ein herzoglicher Friseur oder Leibschneider bekam[2]. Am 22. Februar 1790 wurde er in der Kirche von Wenigenjena mit Charlotte von Lengefeld getraut[3] und richtete sich dann in Jena häuslich ein, so sparsam wie möglich. Seine Frau dingte zwar ein Dienstmädchen, aber es wurden der Wohlfeilheit halber nicht einmal eigene Möbel angeschafft. Diese wie die Kost bezog das junge Ehepaar von den Hausleuten, und indem Schiller so mit 800 Talern auszukommen hoffte, mußte er außer seinem Gehalt 200 von seiner Schwiegermutter und 200 von den Kollegiengeldern erwarten. So noch immer von Brotsorgen bedrückt, begann er im Frühjahr 1790 neben seinen andern literarischen Unternehmungen noch die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges auszuarbeiten[4]. „Der dreißigjährige Krieg", schrieb er am 18. Juni, „den ich in Göschens Kalender mache und der in den ersten Wochen Augusts fertig sein muß, nimmt mir jetzt alle Stunden ein und ich kann kaum zu Athem kommen." — Ich wundere „mich selbst über den Muth, den ich bei diesen drückenden Arbeiten beibehalte; eine Wohlthat, die ich nur meiner schönen häuslichen Existenz verdanke. Ich bin täglich vierzehn Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit, und dennoch geht's so leidlich, wie sonst nie"[5]. Schon im Januar 1791 rächte sich jedoch diese Überanstrengung aller Kräfte. Eine schwere Krankheit, deren Folgen sich nie mehr ganz hoben, durchkreuzte seine staunenswerte Tätigkeit; im Mai folgte ein gefährlicher Rückfall[6]. Während

---

nach 5 Uhr hatte das Auditorium angefangen voll zu werden", heißt es hier vom zweiten Kolleg, „ja einige wollten behaupten, verschiedene, die bei Griesbach Exegese hörten, seien seit 11 Uhr dageblieben und haben sich das Essen ins Auditorium tragen lassen, um ihre Plätze nicht zu verlieren. — Ich lasse dies billig auf seinem Werth oder Unwerth beruhen; ihm sei wie ihm wolle, genug, Schiller zeigte sich wieder besonders als ein Kraftschenie primi ordinis. — Universalgeschichte stellt er dar als einen conus; sie fängt aber bei der basis an und geht herunter bis auf die Spitze."

[1] Nach Göritz (Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit II 216) waren es 300 Taler.

[2] Dem preußischen Beamten v. Schuckmann stellte Goethe im Mai 1791 eine Besoldung von 2000 bis 2200 Talern in Aussicht, um ihn nach Weimar zu ziehen. Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 257 f.

[3] Vgl. J. Wychgram, Charlotte von Schiller, Bielefeld und Leipzig 1904 (Frauenleben IV) 66 ff.

[4] Jonas, Schillers Briefe II 425.

[5] Ebd. III 82 83. Vgl. Janssen, Schiller als Historiker² 106 ff.

[6] „Ich hatte den Morgen von einem hiesigen Studenten gehört", schrieb an ihren Gemahl Wilhelm Caroline v. Humboldt am 13. Mai 1791, „Schiller sei plötzlich in Rudolstadt gestorben." „Schiller hatte wirklich den Sonntag und Montag solche fürchterliche Brustbeklemmungen gehabt, daß man sein Ende erwartet hatte." „Diese

er fast nichts verdienen konnte, stiegen die Auslagen des Jahres auf 1400 Taler. Die schwersten Sorgen hemmten seine Genesung[1].

In dieser Not begnügte sich der Hof von Weimar, ihm ein paar Flaschen Madeira zu schicken. Um so edelmütiger zeigten sich Fremde. Ein Däne, Jens Baggesen, setzte den Erbprinzen Christian von Holstein-Augustenburg und den Grafen Ernst v. Schimmelmann von der Lage des deutschen Dichters in Kenntnis[2], und diese erboten sich, Schiller gemeinsam drei Jahre lang je 1000 Taler zu überweisen[3].

Aus der unwürdigen Stellung eines Dichters, der um des lieben Brotes willen bogenweise auf Termin für einen Damenkalender Weltgeschichte schreibt,

---

Zufälle als Folgen einer gefährlichen Krankheit scheinen mir immer äußerst bedenklich und zumal da alle Ärzte darin übereinkommen, daß seine Brust sehr schwach, vielleich gar angegangen sei" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen I, Berlin 1906, 454 f). — Vgl. J. Wychgram, Helene Lange und Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen[7], Berlin 1909, 143 ff.

[1] Schiller kam im Spätjahr 1791 aus Rudolstadt, wie uns Göritz berichtet, „noch sehr schwach in Jena an, die Nächte waren schlaflos, die Tage schmerzlich, und er war meist so abgespannt, daß der einfachste Discurs ihm Ohnmachten zuzog. Arbeiten konnte er wenig oder gar nichts. Vermögen hatte er nicht, seine Frau nur einen kleinen Zuschuß von Hause; er hatte ansehnliche Schulden. Die dreihundert Thaler Gehalt, welche er von Weimar bezog, reichten zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse nicht hin" (Hecker und Petersen II 216).

[2] „Schiller ist leidlich wohl", hatte der Jenenser Professor K. L. Reinhold am 17. Oktober 1791 an Baggesen geschrieben, „vielleicht könnt' er sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeit lang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Schiller hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt und kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen" (Marbacher Schillerbuch II 259). — Dieser Brief, den Baggesen dem Erbprinzen mitteilte, wurde Veranlassung zu der Hilfeleistung. Vgl. H. Schulz, Timoleon und Immanuel. Dokumente einer Freundschaft. Briefwechsel zwischen Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein und Jens Baggesen, Leipzig 1910, 69 ff. „Ew. Durchlaucht können überzeugt sein, daß Schillers Umstände mich unaussprechlich beunruhigen", schrieb Baggesen am 11. November 1791. Dennoch hielt er große Zartheit in der Unterstützung für geboten. „Lieber sterbe Er vor Hunger, als von immer wieder aufgerissenen Wunden!" (Ebd. 70).

[3] Vgl. H. Uhde-Bernays, Briefe von und an Michael Bernays (Berlin 1907, 190), wo Max Müller eines an ihn selbst gerichteten Briefes des Herzogs von Schleswig-Holstein-Augustenburg erwähnt, „der klar zeigt, daß Schiller in dänischen Staatsdienst treten wollte". Früher hatte er seine Hoffnung auf Mainz gesetzt gehabt. „Daß Schiller nach Mainz kommt", schrieb Caroline v. Humboldt am 20. März 1790, „ist eine ausgemachte Sache, der Goldschatz hat es deutlich gesagt, und er kommt sehr oft auf die Idee zurück, uns alle dort um sich zu vereinen" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen I 107). Unter dem „Goldschatz" ist Karl Theodor v. Dalberg zu verstehen.

war Schiller durch die edelmütige Schenkung freilich nicht ganz erlöst. Die begonnene Geschichte des Dreißigjährigen Krieges mußte wenigstens zu einem Abschluß gebracht werden und zwang ihn, nachdem er kaum vom Krankenlager sich erhoben hatte, wieder vier bis sechs Stunden täglich auf diese historische Fabrikarbeit zu verwenden. Doch widmete er jetzt schon die besten Stunden „etwas Gescheidterem"; voll Ungeduld, ganz der Poesie zu leben, beschleunigte er jene, und als er endlich den letzten Bogen Manuskript in die Druckerei schicken konnte, da jubelte er auf wie ein aus schwerem Sklavendienst Erlöster:

„Jetzt bin ich frei, und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auferlegt oder die einen andern Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung." [1]

Seine Körperkraft war indes für immer gebrochen, und von seiten des Hofes geschah nichts zur Besserung seiner Lage. Nur so viel Menschlichkeit hatte Carl August, daß er den brustkranken Professor wenigstens vom Halten seiner Vorlesungen freisprach.

Viertes Kapitel.

Goethe und der Herzog Carl August.

Vielleicht der merkwürdigste Brief in der ganzen ausgedehnten Korrespondenz Goethes ist derjenige, den er am 17. März 1788 noch von Rom aus an den Herzog Carl August richtete. Er rechnet darin mit seinem ganzen bisherigen Leben ab und stellt für die weitere Zukunft das maßgebende Programm auf.

„Ich darf wohl sagen", so heißt es in diesem Briefe, „ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdaurendes würckendes Leben, jene fürstliche Kenntniß: wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt; dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gast auf, laßen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maas meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten seyn. Ihre Gesinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben sind so schön und für mich bis zur Beschämung ehrenvoll. Ich kann nur sagen: Herr hie bin ich, mache aus

[1] Jonas, Schillers Briefe III 213.

deinem Knecht was du willst. Jeder Platz, jedes Plätzchen die Sie mir aufheben, sollen mir lieb seyn, ich will gerne gehen und kommen, niedersitzen und aufstehn." [1]

Mit diesen Worten stellte sich Goethe dem Herzog Carl August zur unbedingten Verfügung. Er gesteht ein, daß seine politisch-administrative Tätigkeit eine zum Teil verfehlte gewesen und dem Herzog selbst materielle Nachteile eingebracht habe. Aber — errando discimus. Bescheiden erinnert er den Fürsten daran, daß er ihm im Grunde doch gute Dienste geleistet habe, indem er ihn zum weltklugen, erfahrenen, allseitig gebildeten Herrscher herangezogen. Er legt sein bisheriges Mentoramt nieder: es hat die erwünschte Frucht gezeitigt, der Fürst bedarf keines Mentors mehr. Nur Wünsche hat der bisherige Führer noch zu äußern, und von diesen Wünschen ist der eine: nunmehr Künstler zu bleiben, der zweite: Carl August alle seine Kraft zu widmen, der dritte: als Freund an seiner Seite zu stehen. Des Lebens zu genießen verlangt er nur als Bedingung zu dem Wirken, das der Fürst selbst näher bestimmen soll.

Wie der Herzog Carl August diese Diensthuldigung aufnahm, ist bereits erwähnt worden [2]. Mit 1800 Talern Jahresgehalt blieb der schon früher geadelte Dichter Geheimrat, Vorstand der Bergwerkskommission und unverantwortliches Mitglied der Kammerkommission, mit dem Privileg, bei den Sitzungen den herzoglichen Stuhl einzunehmen. Dazu sicherte ihm Carl August freie Wohnung und volle Muße für seine literarische Tätigkeit, und was weit mehr war — seine persönliche, vertraute Freundschaft. Ohne die Titel zu haben, war Goethe Minister des herzoglichen Hauses, Kultus- und Unterrichtsminister und vielfach der entscheidende Ratgeber in den übrigen Regierungsangelegenheiten des kleinen Staates. Dabei wurde ihm nicht eine erniedrigende Günstlingsrolle zugemutet: er behielt seine volle Selbständigkeit, eigenen Hof und Herd, Unabhängigkeit von den übrigen Beamten und das stillschweigend zugestandene Recht, dem Herzog sich mit größtem Freimut auszusprechen. Bis zum Tode redete ihn Carl August mit Du an, behandelte ihn wie einen lieben alten Freund und sah es nicht gerne, daß Goethe später immer strengere Formen der Etikette um sich zog. Das war die äußere Stellung, welche der Dichter im Sommer 1788 antrat und über 40 Jahre lang behaupten sollte — eine der günstigsten, die je einem Liebling der Musen zu teil geworden [3].

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 357 f.

[2] Bd I 513 f. Vgl. auch C. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, Jena 1834, 5.

[3] „Dieser Mann ist hier wie ein Gott", schrieb der livländische Künstler und Schriftsteller Karl Graß, der Goethe am 6. Februar 1791 in Weimar besuchte. Frankfurter Zeitung, 44. Jahrg., Nr 351 Abendblatt (19. Dezember 1899).

Carl August liebte ihn wirklich, interessierte sich für seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten und fand auch seinerseits Geschmack daran. Einige Störungen abgerechnet, wie sie im Laufe von 40 Jahren wohl die gemütlichste Übereinstimmung der Interessen durchkreuzen mögen, hat er Goethe immer den Vorzug vor allen andern Freunden eingeräumt: er verschaffte ihm Ansehen, Freiheit, Macht, Anregung, Mittel aller Art, um seinem Dichterberuf obzuliegen, wehrte nach Möglichkeit alles Leid von ihm ab und brachte ihn mit der Welt in Verbindung. Goethe selbst hat das schon im Anfang dieser Periode dankbar anerkannt:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was priesest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Mahlet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen." [1]

So hat Goethe dieses in der Literaturgeschichte fast einzig dastehende Verhältnis von Fürst und Dichter besungen. In der Wirklichkeit des Lebens nehmen sich allerdings manche Züge desselben weniger glatt, weniger rosig, weniger ideal aus [2].

Schon bald nach seiner Rückkehr mußte Goethe dem über seine kranke Zehe verdrießlichen Herzog Gesellschaft leisten. Dessen Sympathie für preußische Politik und preußischen Militärdienst sagte ihm durchaus nicht zu, und als Carl August, noch nicht völlig hergestellt, ins Lager nach Schlesien abreiste, sandte er ihm am 1. Oktober die feingefaßte, pädagogische Mahnung nach:

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 315 f.

[2] Unterm 5. Juli 1781 schreibt Münter, protestantischer Bischof von Seeland, in seinen Weimarer Tagebuchaufzeichnungen über Goethe: „Er ist ein sehr unglücklicher Mensch. Muß beständig mit sich selbst in Unfrieden leben. Alles arbeitet in seinem Kopf und drängt ihn zur Thätigkeit und doch will er nicht sein Amt abwarten. Er hat alle Regierungsgeschäfte abgegeben, bezieht aber doch für nichts seine 2000 Rthlr." (Goethe-Jahrbuch XVIII 115).

„Gebe uns der Himmel den Sinn uns ans nächste zu halten, man verwöhnt sich nach und nach so sehr, daß einem das natürliche unnatürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern. Leben Sie recht wohl und kommen bald und gesund zurück."[1]

Bald erwacht jedoch ein heiterer Ton. „Im Concert, Club und überall", meldet er dem abwesenden Fürsten, „suche ich jeden zu sprechen und ihm Zutrauen einzuflößen." Am Schluß aber fügt er das „Eroticon" hinzu:

„Weichet Sorgen von mir! — doch ach den sterblichen Menschen
Läßet die Sorge nicht loß, biß ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn seyn; so kommt ihr Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und behauptet mein Herz."[2]

Der Briefwechsel vom Sommer 1788 bis zum Sommer 1791 erinnert an den Anfang der achtziger Jahre, wo Goethe schon das Faktotum des ganzen Herzogtums war. Wie damals, zeigt der Dichter das lebhafteste Interesse für alle Reiche der Natur, regiert in allen Ministerien, treibt alle schönen Künste, liest alle Sorten Bücher, dichtet in allen Arten von Poesie und lebt dabei seinem eigenen Herzensroman. Nachdem es zur Erklärung mit Frau v. Stein gekommen, verliert dieser seine Spannung und läuft in eine ruhige Behaglichkeit aus, die selbst der graue Himmel Thüringens nicht mehr zu umdüstern vermag:

„Zu dem erbaulichen Entschluß
Bey diesem Wetter hierzubleiben
Send' ich des Wissens Überfluß
Die Zeit dir edel zu vertreiben.
Gewiß du wirst zufrieden seyn
Wenn du wirst die Verwandtschaft sehen
Worinnen Geist und Fleisch und Stein
Und Erz und Öl und Wasser stehen.

„Indeß macht draussen vor dem Thor,
Wo allerliebste Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Categorien
Mir Amor seine Späße vor."[3]

„Ich schäme mich vor Ihnen der Studenten Ader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt", so schreibt er ein andermal dem Herzog[4]. Der vornehmen Hofwelt aber hängt er die Distichen an:

„Ehret wen ihr nun wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 37.
[2] Ebd. 56 57. [3] Ebd. 254 f. [4] Ebd. 58.

Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt." [1]

Nichtsdestoweniger war er meist Quartiermeister, Gesellschafter und Hofkavalier, wenn der Herzog von Gotha oder andere Notabilitäten nach Weimar kamen. Wie oft er bei Carl August, bei der Herzogin oder an der Hoftafel speiste, hat Düntzer nach den alten Fourierbüchern sorgfältig aufgezeichnet. Er war gelegentlich der Tröster der oft vereinsamten Herzogin Luise, er hatte bei der Erziehung des Erbprinzen die Hand mit im Spiel, er war der intime Korrespondent des abwesenden Fürsten. Den ihm angewiesenen Herzogsstuhl nahm er nicht ein, er ging nicht zu den Konseilsberatungen: aber in vertraulichem Umgang beeinflußte er gelegentlich Schmidt, Voigt, Schnauß, Kirms und die übrigen Beamten; Anstellungen, Besoldungsfragen, Rentamtsgeschäfte, Forst- und Steuersachen, statistische Berichte, industrielle Maßregeln, Finanzabrechnungen — alle Angelegenheiten der öffentlichen Verwaltung gelangten zu seiner Kenntnis und vielfach zu seinem Entscheid. Das eine Geschäft erledigte er im Theater, das andere bei einem Besuch, das dritte auf einem Spaziergang; er ließ sich auch wohl die Akten bringen, schrieb ein paar orientierende Notizen hinzu und beförderte sie an den Herzog [2]. Über den Fortgang des Bergwerks in Ilmenau erschienen bis 1794 sieben amtliche Berichte [3]. Sonst mied Goethe meist offizielles Auftreten. Die Universitätsangelegenheiten von Jena wußte er mit seinen eigenen naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu verbinden. Er machte Besuche, entlieh Bücher und Apparate, hörte Vorlesungen, wohnte Experimenten und Sektionen bei, und nebenher wurden dann die laufenden Geschäfte erledigt. Er war nicht nur für sich Natur-, Kunst- und Antiquitätenfreund, sondern suchte auch die herzoglichen Sammlungen zu bereichern und Künstler und Kunstverständige nach Weimar zu ziehen.

Als die Herzogin Anna Amalia Italien besuchte, fiel es Goethe zu, die Reisenden über alles zu unterrichten und zu beraten, sie in Rom und anderswo zu empfehlen und ihnen nützliche Verbindungen zu verschaffen. Wenn

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 234.

[2] Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828 (2 Bde) I, Weimar 1863, 128—203. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. IX, Nr 2675 ff. — O. Jahn, Goethes Briefe an Christian Gottlob v. Voigt, Leipzig 1868, 135—147. Vgl. Goethes Werke, WA. 4. Abt. IX, Nr 2666 ff.

[3] Die Berichte erschienen in den Jahren 1785, 1787, 1788, 1791 (zwei Berichte), 1793, 1794. Der vierte ist mitgeteilt in Goethe's Werken (Hempel) XXVII, Anhang 23—27.

Herder in Geldschwierigkeiten kam, trat er wiederholt als Finanzrat ein. Schließlich holte er die Herzogin in Venedig ab, brachte sie zurück und ward ihr Quartiermeister in Weimar.

Weit andauerndere Geschäftssorgen bereitete Goethe der Schloßbau, bei welchem er meistens das erste und letzte Wort mitzusprechen hatte.

„Der Präsident", schreibt er am 19. Februar[1], „hat mich auf eine freundliche Weise eingeladen an dem wichtigen Wercke des Schloßbaues pro virili Theil zu nehmen. Das beste was man für die Sache thun kann ist für die Menschen zu sorgen, die das was geschehen soll klug angeben und genau ausführen. Wir verstehens ja alle nicht und höchstens können wir wählen." Wahl und Leitung des Baupersonals, Prüfung der Pläne, Sorge für Einrichtung und Ausstattung forderten indes eine beständige Betätigung.

Höchst merkwürdig ist, daß Goethe um diese Zeit mit der Freimaurerei völlig brach, die Gründung einer Loge in Jena verhinderte und sogar eine aggressive Bekämpfung des Freimaurertums anregte.

„Jena war, wie Sie wißen," so meldet er dem Herzog am 6. April 1789[2], „mit einer Loge bedroht, Bertuch ging gleich von dem Gedancken ab und hat auch Hufeland recktificirt, Bode hält zu fest an dieser Puppe, als daß man sie ihm soleicht abdisputiren sollte, indeß hab ich ihm mit der größten Aufrichtigkeit das Verhältniß hingelegt und ihm gezeigt warum Sie, weder zu einer solchen Einrichtung Ihre Einwilligung geben, noch durch die Finger sehen könnten. Ihre Erklärung gegen Bertuch kommt also recht erwünscht und der Gedancke ein Collegium über das Unwesen der Geheimen Gesellschafften lesen zu laßen, ist trefflich. Ich habe den Direcktoren der Litt. Zeitung auch einen Vorschlag gethan den sie angenommen haben, wodurch allen geheimen Verbindungen ein harter Stoß versetzt wird. Sie werden es bald gedruckt lesen. Und so ist es gut daß man öffentlich Feindschaft setze zwischen sich und den Narren und Schelmen. Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publicität."

So sehr diese Kritik den wunden Punkt der Freimaurerei trifft, so ist sie doch keineswegs als eine grundsätzliche Äußerung Goethes, sondern lediglich als eine zeitweilige Anwandlung zu betrachten. Den Streit über die Riten, an welchem 1782 die Weimarer Loge scheiterte, werden höchst wahrscheinlich persönliche Beweggründe hervorgerufen haben. „Der schlichte Bericht des Protokollbuchs", schreibt Wernekke zum 9. April 1782, „meldet weder über die Logenarbeit noch über die sich anschließende Tafel etwas Auffälliges. Aber eine Aeußerung des Br. Bertuch über die noch immer andauernden Systemstreitigkeiten muß einen heftigen Wortwechsel veranlaßt haben, der am Ende nicht der erste und einzige war. In der Ueberzeugung, daß die Loge

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 88 f. [2] Ebd. 101.

‚bei den derzeitigen Bewegungen den Frieden nicht behaupten könne, ohne den der Zweck des Instituts nicht bestehen kann‘, wurde beschlossen, die Zusammenkünfte der Loge bis auf weiteres auszusetzen."[1] Mochten die augenblicklichen Führer Bertuch, Bode und andere, Goethe auch mißliebig sein, so arbeitete er, wie Herder, Schiller und Wieland, um so wirksamer für die Ideen und Ziele der Freimaurerei: jene sogenannte Humanität, jenes dogmenlose Christentum, jene vollständige religiöse Indifferenz, durch welche die unsichtbare Brüderschaft sowohl die katholische Kirche als auch den protestantischen Bekenntnisglauben zu verdrängen suchte.

„Die Freimaurerei macht durchaus statum in statu", hatte Goethe noch am 31. Dezember 1807 in einem Gutachten über „Die Freimaurerei in Jena" geäußert. „Wo sie einmal eingeführt ist, wird das Gouvernement sie zu beherrschen und unschädlich zu machen suchen. Sie einzuführen, wo sie nicht war, ist niemals rätlich."[2] Aber schon im Juli 1808 schloß er sich mit dem Herzog wieder den Männern an, die er 1789 „Narren und Schelme" genannt und sogar durch Universitätsvorlesungen hatte bekämpfen wollen[3]. Er ward ihr Lieblingsdichter, und nicht bloß seinen Freimaurerliedern, sondern auch manchen Stellen seines Faust ward die Ehre zu teil, in den Riten der Loge eine Art kanonischen und gottesdienstlichen Ansehens zu erlangen[4].

Fünftes Kapitel.

Die schlesische Reise.

(1790.)

Während Goethe seinen neuen „Liebesfrühling" in „Römischen Elegien" und „Venetianischen Epigrammen" besang, zog sich über der europäischen Welt bereits die drohende Gewitterwolke der französischen Revolution zusammen, der furchtbarsten und schreckensvollsten Umwälzung, welche seit der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts über sie hereinbrechen sollte.

---

[1] H. Wernekke, Goethe und die königliche Kunst, Leipzig 1905, 21 f.

[2] Ebd. 31. [3] Ebd. 41 ff.

[4] Vgl. Katechismusreden. J.[3] von Br. O. Marbach. Manuskript für Freimaurer, Leipzig 1861, 160 f. — Ders., Agenda. J.[3], Leipzig 1863, 67—70: „Zweite Ansprache an die Suchenden", worin Goethes Faust den „Suchenden" als höchstes und schönstes Vorbild, die „Liebe" Gretchens als Engel der Rettung, Bild und Unterpfand der ewigen Seligkeit hingestellt wird! Das Buch ist der Großloge in Hamburg und der „gerechten und vollkommenen St-Johannis-Freimaurer-Loge Balduin zur Linde in Leipzig in dankbarster Liebe, Ergebenheit und Verehrung dargebracht". — „Nicht geringere Beachtung", sagt Br. Dr Franke, „verdient aber auch Br. Goethe. Neben ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren‘ ist auch sein ‚Faust‘ in maurerischem Geist geschrieben." Bauhütte vom 19. Mai 1885, Nr 19.

Am 4. Mai 1789 erklärten sich die nach Versailles berufenen Reichsstände als konstituierende Nationalversammlung, am 27. August wurden die „Menschenrechte“ proklamiert, im Oktober folgte die Nationalversammlung dem König nach Paris, um unter der planmäßigen Leitung der geheimen Gesellschaften und unter unermüdlicher Agitation des Pöbels, Schlag um Schlag, die ganze bestehende Ordnung zu zertrümmern. Schon im November ward das sämtliche Kirchengut „zur Disposition der Nation“ gestellt, am 13. Februar 1790 wurden alle religiösen Orden unterdrückt, am 12. Juli die ganze kirchliche Ordnung Frankreichs durch die „Zivilkonstitution des Klerus“ über den Haufen geworfen. Nachdem der Fluchtversuch des Königs Ludwig XVI. am 22. Juni 1791 an dessen eigener Unentschiedenheit gescheitert war, wandte sich die Leidenschaft der ruchlosen Umsturzmänner und der durch sie entfesselten Massen gegen das Königtum selbst. Der König, schon längst seines Volkes Gefangener, von den europäischen Mächten verlassen, von seinen Anhängern preisgegeben oder nur unzureichend verteidigt, von den streitenden Revolutionsparteien als lächerlicher Spielball behandelt, verlor in dem unwürdigen Komödienspiel, das die „gesetzgebende Versammlung“ und die rasch einander ablösenden Parteiministerien mit ihm trieben, den letzten Rest von Ansehen, Einfluß und Macht.

Deutschland sah sich nicht bloß durch die allgemeinen Interessen des Rechts und der Ordnung in diese schreckliche Katastrophe hineingezogen: Kaiser und Reich waren als Hauptstütze der europäischen Staatenordnung den französischen Aufrührern ein ganz besonderer Gegenstand des Hasses. Als „Deutsche“ und „Österreicherin“ ward die unglückliche Königin Marie Antoinette unaufhörlich des Verrates angeklagt, um die Massen gegen ihren Gemahl und das Königtum zu verhetzen. Bei den feierlichsten Triumphen des Umsturzes war schon der Plan ausgesprochen worden, ganz Europa von seinen Königen zu erlösen und eine allgemeine Weltrepublik herzustellen; die „Menschenrechte von 1789“ selbst bedeuteten eine ausgesprochene Kriegserklärung gegen alle Rechtsbegriffe, welche von Konstantin d. Gr. an die christliche Welt geleitet hatten.

Auch in seinem materiellen Besitzstand ward Deutschland durch die französische Revolution ernstlich bedroht. Die Abschaffung sämtlicher Feudalrechte und Feudallasten im August 1789, die Aufhebung des kirchlichen Zehntens, die Säkularisation sämtlichen Kirchenguts im November, die Aufhebung aller fremden geistlichen Gerichtsbarkeit im Juni 1790 und der Umsturz der ganzen französischen Kirchenverfassung im Juli schnitten tief in die Rechte und den Besitzstand Deutschlands ein. Außer den geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, den Bischöfen von Straßburg, Speyer und Basel und dem Deutschen Orden sahen sich auch zahlreiche weltliche Fürsten, die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken und Württemberg, der

Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, die Fürsten von Nassau, Leiningen und Löwenstein, durch jene Beschlüsse der französischen Nationalversammlung in ihrem rechtlichen Besitze angetastet. Ohne irgend welche Aussicht auf Ersatz sollten sie auf das freche Machtgebot der französischen Deputierten und auf die aberwitzigen Deklamationen hin, welche diese über phantastische „Menschenrechte" hielten, wirkliche, jahrhundertealte, durch die heiligsten Verträge gesicherte Menschenrechte opfern, Rechte, welche mit der ganzen bestehenden Rechtsordnung aufs innigste verwachsen waren.

Was Kaiser und Reich am meisten verhinderte, die Sache des guten Rechts und der Menschlichkeit gegen die tollen Anmaßungen der französischen Aufwiegler sofort und wirksam zu verteidigen, war Preußens egoistische Politik. Wie im Zeitalter der großen Glaubenstrennung Türken und Franzosen die rebellischen deutschen Fürsten unterstützten, um die Wehrkraft des Kaisers möglichst unwirksam zu machen, so standen Preußen und Türken in dieser neuen entscheidenden Weltkrise zusammen, um ein rechtzeitiges Einschreiten des Kaisers gegen die Frevel der französischen Umsturzmänner an dem bestehenden Völkerrecht zu verhindern. Anstatt mit Österreich zur Rettung des bedrohten Europa sich zu verbinden, nützte Preußen die Notlage des Reiches dazu aus, die Kaiserlichen in ihrem erfolgreichen Türkenkriege aufzuhalten, ja bedrohte Österreich selbst mit einem Bruderkriege, wenn es die errungenen Vorteile im Orient nicht preisgäbe. „Den revolutionären Vulkan in Frankreich" wollte der preußische Minister Hertzberg „in sich selber austoben lassen, unberührt und nicht genährt von fremder Einmischung", um die ganze Macht Mitteleuropas, die Seestaaten, Schweden, Polen und die Türken unter preußischer Leitung gegen das schon tief zerrüttete Österreich und gegen Rußland zu vereinigen und die Macht beider auf ein Jahrhundert „unschädlich zu machen" [1].

Diese echt machiavellistische Politik des Staatskanzlers Hertzberg war es, die im Jahre 1790 den preußischen Generalmajor Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar, nach Schlesien rief, damit dieser an der Spitze seines Kürassierregiments nötigenfalls die Türken gegen Österreich unterstütze. Nicht als ob er in der diplomatisch-militärischen Welt ein bedeutendes Wort mitzureden gehabt hätte; aber er schmeichelte sich doch immer noch mit dem Gedanken, eine europäische Rolle zu spielen [2]. Wie früher bei den Unterhand-

---

[1] Vgl. L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes (4 Bde, Berlin 1869) I^4 221 ff 268 ff. — L. v. Ranke, Sämtliche Werke XXXI u. XXXII, Leipzig 1875, 403—440. — A. Sorel, L'Europe et la révolution française I^4 (Paris 1897) 523 ff.

[2] C'est immédiatement sur l'esprit du roi qu'il faut opérer, si l'on vent donner une tournure aux grandes affaires, schrieb er an den Herzog von Braunschweig am 14. Februar 1790 (Ranke a. a. O. 437).

lungen für den Fürstenbund, wünschte er auch Goethe um sich zu haben, und obwohl dieser lieber bei Christiane und seinen Freunden in Weimar geblieben wäre, mußte er doch nach einigem Zögern endlich dem Rufe seines Fürsten folgen.

Wie wenig Goethe sich die gewaltige Zeitbewegung zu Herzen nahm, hat er schon dadurch angedeutet, daß er seine Betrachtungen darüber in den leichten Flitterkranz frivoler Epigramme einreihte, in welchen er sein neues „Liebesglück" im Stile altheidnischer Erotiker zu verherrlichen bemüht war und von sich selbst sagte:

„Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern." [1]

Offen gesteht er übrigens seinen Widerwillen gegen die Revolution ein:

„Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befrein, so wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen? Versuch's!" [2]

Ebensowenig wie von dem Revolutionsschlagwort der Freiheit ließ er sich von jenen der Gleichheit und Brüderlichkeit berücken:

„Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann." [3]

Während er die Revolution als Störerin des friedlichen Erdengenusses verabscheute, wandte er sich indes nicht weniger verächtlich als ein Voltaire und Diderot vom Christentum und seinem göttlichen Stifter ab, von dem allein im trüben Taumel jener Zeit Heil und Rettung zu erwarten gewesen wäre:

„Viele folgten dir gläubig und haben des irdischen Lebens
Rechte Wege verfehlt, wie es dir selber erging.
Folgen mag ich dir nicht; ich möchte dem Ende der Reise
Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter mich nahn.
Heute gehorch' ich dir doch und wähle den Weg in's Gebirge,
Dießmal schwärmst du wohl nicht. König der Juden, leb wohl!" [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 319.
[2] Ebd. 320. [3] Ebd.
[4] Ebd. 441 (Lesarten).

Daß dieser antichristliche Geist ihn auf der schlesischen Reise begleitete, ist aus den Distichen ersichtlich, welche Zarncke zuerst aus seinem damaligen Notizbuch veröffentlicht hat[1]:

„Zum Erdulden ists gut ein Krist zu sein nicht zu wanken:
Und so machte sich auch diese Lehre zuerst.“
„Was vom Kristenthum gilt gilt von den Stoikern, freyen
Menschen geziemet es nicht Krist oder Stoiker seyn.“

„Thörig war es ein Brod zu vergotten, wir beten ja Alle
Um das tägliche Brod, geben. . . .“[2]

Gleich andern „Menschenbeglückern“ jener Zeit glaubte Goethe, die finstern Mächte des Umsturzes mit den süßen Lockrufen „Redlichkeit“ und „Humanität“ zähmen zu können, denselben Lockrufen, durch welche die französische Gesellschaft an den Rand des Verderbens gebracht worden war:

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betriegen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrognen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.“[3]

Wer diese Führung des Volkes zum „Menschlichen“ aber übernehmen sollte, war ihm durchaus nicht klar. Schwankend zwischen der revolutionären Gleichheitslehre, welche den Fürsten jedem andern gleichstellt, und der Erfahrung, daß die autoritätslose Menge sich selbst nicht zu leiten versteht, richtete er seine Hoffnung nicht auf göttliche und menschliche Autorität, sondern auf die zufällige Macht des Talents, die Aristokratie des Geistes, welche — ob rechtlich oder unberechtigt, gleichviel — die Menge ihrem Willen dienstbar zu machen versteht:

„Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen?
Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie.“
„Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's:
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen; er zeig's!“[4]

---

[1] Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise im Jahre 1790. Zur Begrüßung der deutsch-romanischen Section der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau am 1. Oktober 1884 herausg. von Fr. Zarncke, Leipzig (vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. II 20—24 u. 331—333 [Lesarten]). Eine sonderbare Gabe für deutsche „Schulmänner“, worin Goethe die Knabenliebe besingt und endlich ein Distichon aus dem Papierkorb hervorgezogen ist, das L. Geiger (Goethe-Jahrbuch VI 374) für „nicht gut mittheilbar“ hält! Wie Goethe noch im höchsten Alter über dieses Kapitel dachte, darüber vgl. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller[2], Stuttgart und Berlin 1904, 174.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 467 (Lesarten).

[3] Ebd. 321. [4] Ebd. 457 (Lesarten); die neue Version 320.

Joseph II., der im Februar 1790 gestorben war, hatte alles aufgeboten, um jenes Ideal eines „redlichen", „menschlichen" Regenten zu verwirklichen, aber in diesem Streben den inneren Verfall des Reiches nur beschleunigt; was der neue Kaiser Leopold für Wege einschlagen würde, war noch nicht abzusehen. Wer bis dahin am meisten Geschick gezeigt hatte, für alle zu wollen, das waren die preußischen Staatsmänner, für die jedoch Goethe durchaus keine Begeisterung verspürte. Er selbst hatte alle Lust verloren, sich in die großen Welthändel zu mischen; er wollte Dichter sein und bleiben und seine Stellung als Hofmann nur dazu benützen, um freier und ungehinderter Leben und Kunst zu genießen.

„An meinem Büchlein Epigrammen schreibe ich ab", so meldete er am 1. Juli dem Herzog[1]. „Es sind freylich viele ganz local und können nur in Venedig genoßen werden. Das botanische Werckchen macht mir Freude, denn ich finde bey jedem Spaziergange neue Belege dazu. Was ich über die Bildung der Thiere gedacht habe werde ich nun auch zusammenschreiben. Und die Reise die ich zu Ihnen mache giebt mir die schönste Gelegenheit in mehr als einem Fache meine Begriffe zu erweitern."

Am 26. Juli verließ Goethe Weimar, am 28. erreichte er Dresden, wo er Besuche machte; am 31. traf er in Grebischen bei Breslau seinen Herzog „wohl, starck und dick, auch der besten Laune". Das Kriegsungewitter hatte sich vorläufig verzogen[2]. Friedrich Wilhelm II. hatte zwar, auf Hertzbergs Drängen, ernstlich einen Krieg im Sinne gehabt, war nach Schlesien gereist und schlug am 18. Juni in Schönwalde zwischen Reichenbach und Glatz sein Hauptquartier auf. Schon am 26. Juni trafen indes die österreichischen Bevollmächtigten, Fürst Reuß und Baron Spielmann, in Reichenbach ein, um Unterhandlungen zu eröffnen. Die Seemächte England und Holland, auf deren Mithilfe Hertzberg seine Annexions- und Kampfpläne baute, versagten. Polen wollte sich zur Abtretung von Thorn und Danzig um keinen Preis herbeilassen. Der Preußenkönig gab deshalb Hertzbergs Politik auf, verzichtete auf dessen weitgehende Forderungen und schlug Österreich einen Frieden vor, welcher den Stand vor dem türkischen Kriege zur Grundlage hatte. Tatsächlich war ein solcher Friede im Interesse Österreichs, Friedrich Wilhelm aber suchte den Anschein zu wahren, als ob er Österreich denselben abtroze. Nachdem man einen Monat lang unterhandelt, ratifizierten die beiden Staaten, unter Bürgschaft der Seemächte, den Reichenbacher Vertrag am 27. Juli, gerade einen Tag nachdem Goethe von Weimar abgereist war. Die preußische Aggressions- und Vergrößerungspolitik wurde in diesem Frieden

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 212. Vgl. ebd. den Brief an Knebel 213 ff.

[2] Ebd. 218 ff. — H. Wentzel, Goethe in Schlesien, Oppeln 1867. — Zarncke a. a. O. 8 ff.

zum erstenmal wirksam zurückgedrängt, doch zu spät, um Ludwig XVI. aus den Händen der Revolution, das deutsche Reich aus dem allgemeinen Umsturz zu retten.

Weil noch die Erklärung Rußlands abzuwarten war, blieb die preußische Armee in Schlesien beisammen, zog sich jedoch langsam von der Grenze zurück. Goethe fand nur „Soldatenleben im Frieden“.

„Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach.
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Schlesiens Höhen,
Sehen mit muthigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin! — O! bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns, Cupido den Krieg.“ [1]

So schrieb er den 21. August aus Berlin an Herder, am 11. September aber klagte er demselben Freunde in Prosa:

„Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche. Noch will nichts rücken, von der Abreise des Königs wird gar nichts gesprochen, indessen wünscht sich alles nach Hause, weil doch kein Anschein ist, daß es zum Ernste kommen könnte. Ob der Courier, der aus Petersburg jede Stunde erwartet wird, Epoche macht, wird sich zeigen.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 220. — Düntzer (Goethe und Karl August II [1865]) meint S. 21: „Auch dem Herzog wird es nicht an manchen weiblichen Bekanntschaften gefehlt haben.“ — A. Hoffmann (Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz, Oppeln und Leipzig 1898) äußert zu den angeführten Hexametern: „Goethe war in Breslau der Liebe verfallen, und zwar sehr ernstlich.“ Gegen L. Geiger (Dichter und Frauen. Neue Sammlung, Berlin 1899, 242—260; vgl. 326, und Ders., Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, 19—23) unternimmt er hier (43—60) den Nachweis, daß Goethe, der unlängst Christiane Vulpius in sein Haus aufgenommen, um die 21jährige Freiin, die er im v. Schuckmannschen Hause kennen gelernt, allen Ernstes geworben habe, aber von ihrem Vater, dem Generallandschaftspräsidenten Hans Wolf v. Lüttwitz († 1793), abgewiesen worden sei. Vgl. Ders., Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge, Warmbrunn 1897; E. M. Bitterweek, Eine neue Goethe-Liebe, in Gegenwart Bd LIII 266—269; O. Klein, Goethes Kleine Freundin und Frau, Straßburg 1904, 49 f; dieser läßt hinsichtlich des Verhaltens Goethes Christiane gegenüber als „mildernden“ Umstand gelten, „daß er noch keineswegs entschlossen war, Christiane zu heiraten“ (!). — Vgl. dagegen Max Koch in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts N. F. XIII 317 u. XIV 197 f; Goethe und Henriette von Lüttwitz. Beilage Nr 80 zur Allgemeinen Zeitung 1898; Euphorion V (1898) 379 650. — Zur Tatsache, daß von den schlesischen Briefen Goethes an Christiane kein einziger erhalten ist, bemerkt L. Geiger (Goethe und die Seinen 17): „Es wird allgemein angenommen, daß entweder Goethe selbst oder, was wahrscheinlicher ist, seine Enkel diese glühenden Zeugnisse stärkster Sinnlichkeit vernichtet haben.“

„Auch bei mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga gemehrt. Es ist all und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geschlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so hab' ich vorerst nichts weiter zu wünschen. Der Herzog ist sehr gut gegen mich, und behagt sich in seinem Elemente.“ [1]

Hiermit stimmt, was er in den Tag- und Jahresheften notiert hat:

„In Breslau, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreiches glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manoeuvriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb, mitten in der bewegtesten Welt, ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte.“ [2]

Nachdem er sich einige Zeit im Lager zu Grebischen und dann in den höfischen und diplomatischen Kreisen zu Breslau aufgehalten hatte, bereiste er Ende August die Grafschaft Glatz und begleitete den Herzog auf einem längeren Ausfluge nach „Tarnowitz, Cracau, Censtochowa und Wielitzka“[3]. Den Tarnowitzer Bergknappen empfahl er statt des guten alten christlichen Gottvertrauens und der treuen Arbeit „Verstand und Redlichkeit“ als Panacee alles menschlichen Strebens:

„Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen, es führen die beiden
Schlüssel zu jeglichem Schatz welchen die Erde verwahrt.“ [4]

Die Schwierigkeiten, welche die Tarnowitzer Bergleute an dem Wasser fanden, trösteten ihn über das viele Mißgeschick in Ilmenau. Über den Wallfahrtsort Czenstochau hat er keine Bemerkungen hinterlassen. Dagegen interessierten ihn die Bergwerke von Wieliczka sehr, wie auch der schlesische Bergbau.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 224.

[2] Ebd. 1. Abt. XXXV 15. Es wiederholt sich öfter im Leben Goethes, daß er im Verkehr mit der hohen diplomatischen Welt plötzlich die Rolle des Gelehrten hervorkehrt. Da er sich sonst von dem lebendigen Welttreiben als solchem nicht abgestoßen fühlte, so liegt die Vermutung nahe, daß er durch Überlegenheit auf einem andern Gebiete sich für seine offenbare Rückständigkeit auf politischem Gebiet zu trösten suchte.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 225.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 122. — Vgl. Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791, Breslau 1792, 80; A. Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz 32—35.

„Wir haben sehr angenehme und nützliche Tage verlebt", schreibt er am 12. September an Voigt[1], „wenn gleich die meisten Gegenstände unterwegs wenig Reitz und Interesse haben". „Nun wünscht ich aber auch daß wir aus Breslau erlöst würden, denn es ist bey manchem Guten hier doch immer ein traurig Leben. Das ganze Militar das hier nicht zu Hause ist, sehnt sich, da es doch nicht vorwärts geht, nach seinen Hütten."

Auch dem Herzog Carl August war das Soldatenleben im Frieden verleidet. Er schrieb am selben Tag an Einsiedel: „Die Unruhen in Sachsen machen mir Sorge, und wenn auch mein Wunsch, die Meinigen wiederzusehen, mich nicht triebe, so wäre die Gefahr, welche sich uns nähert, schon dazu hinreichend genug. Der hiesige Aufenthalt gewährt mir wenig Heil und Freude, die Gesellschaften sind steif und ängstlich in engen Stuben. Neugierig bin ich die Engländerin zu sehen, die Dir ein Jucken der Tanzlust in die Füße gebracht hat. Gehab Dich wohl damit."[2]

So ganz unzufrieden war der Herzog übrigens mit seinem Aufenthalt in Schlesien nicht. Erstlich faßte er denselben als eine notwendige Folge seines Dienstverhältnisses auf und dann glaubte er auch an nützlicher Erfahrung gewonnen zu haben: „Der lange Aufenthalt in Schlesien gab mir Gelegenheit menschliche und staatswirthschaftliche Verhältnisse kennen zu lernen, von welchen ich das Gute bei mir verpflanzen zu können glaube."[3]

Am 6. Oktober traf er mit Goethe wieder bei dem in Jena versammelten Hofe von Weimar ein, und es beginnt nun im Leben des Dichters eine ziemlich flaue Periode von fast zwei Jahren, welche mit der letzten Zeit vor der italienischen Reise manche Ähnlichkeit aufweist, nur daß er jetzt besser gestimmt, gesetzter und ruhiger geworden war. Über lauter Kleinigkeiten kam er zu keiner größeren Arbeit und die Rolle des Gelehrten drängte das angeborne Dichtertalent zurück.

Epochemachend in Goethes Leben war eine „Entdeckung", welche noch in die letzte Zeit des Jahres 1790 oder in den Anfang des folgenden fällt. Er hatte sich von dem Hofrat Büttner in Jena Prismen und andere optische Apparate geliehen, um die Experimente zur Farbenlehre, die er eben in einem Kompendium gelesen, selbst anzustellen.

„Eben zu dieser Zeit", so erzählt er[4], „kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 225 226.
[2] A. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, 78.
[3] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 24.
[4] Goethes Werke, WA 2. Abt. IV 293 ff.

mit einem Fenster gegen Südwest; was hätte mir erwünschter sein können! Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt wie sie gekommen waren in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.

„Hofrath Büttner, der alles was er von Büchern und Instrumenten besaß, gern mitteilte, verlangte jedoch, wie es einem vorsichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzulange behalten, daß man sie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder auf's neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena: der gute Mann sei ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete: denn ich war von ganz anderem Interesse festgehalten. Die Farbe, so wie die bildende Kunst überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche, bei Gelegenheit der Saussurischen Reisen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Kyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andre zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sei.

„So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Öffnung ward vernachläßigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich auf's lebhafteste bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Dasein überzeugte, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkstelligen. Da ich mich mit diesen Untersuchungen sobald nicht abzugeben hoffte, entschloß ich mich das gerechte Verlangen sogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kasten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wollte doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was ich seit meiner frühesten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erschien, auf welche Weise jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newtonischen Theorie, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da in's Auge zurückkehrende Licht in soviel farbige Lichter zersplittert zu sehen.

„Aber wie verwundert war ich, als die durch's Prisma angeschaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Es bedurfte keiner langen Überlegung, so erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig sei, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinct sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sei. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Überredungen und Gefälligkeiten suchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durch's Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob sie, indem ich mich bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen."

„Da ich in solchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte sicher fortwandeln können; so ersuchte ich einen benachbarten Physiker, die Resultate dieser Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken lassen, daß sie mir Zweifel in Absicht auf die Newtonische Theorie erregt hätten, und hoffte sicher, daß der erste Blick auch in ihm die Überzeugung von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erscheinungen in der Ordnung wie sie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phänomene bekannt und aus der Newtonischen Theorie vollkommen erklärt seien. Diese Farben gehörten keineswegs der Gränze, sondern dem Licht ganz allein an; die Gränze sei nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorschein kämen. Das Weiße in der Mitte sei aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise übereinandergeschobner Lichter entspringe; welches alles bei Newton selbst und in den nach seinem Sinn verfaßten Büchern umständlich zu lesen sei."

Anstatt Newton und die sich ihm anschließenden Physiker nun gründlich zu studieren, fing Goethe von seiner vorgefaßten Idee aus zu disputieren an, experimentierte fröhlich weiter und schrieb es schließlich der französischen Revolution zu, daß niemand auf seine Entdeckung achten wollte:

„All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der französischen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Physiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beschäftigt. Überall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und

kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.“ [1]

Der Widerstand der Fachmänner bestärkte Goethe nur in seiner Meinung. Ohne je einen vollständigen Kurs der Mathematik durchgearbeitet, ohne Newtons Werke studiert und geprüft zu haben, bloß auf sein eigenes dürftiges experimentelles Wissen gestützt, unternahm er es, Newtons Farbentheorie und mit ihr die ganze bisherige Optik zu bekämpfen, ja der gesamten Physik eine neue Grundlage geben zu wollen. Er wandte sich an „Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen“ [2], wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling, um gegen die gesamte Physik Partei zu machen, stellte Beobachtungen und Versuche an, schrieb Aufsätze und ganze Abhandlungen gegen die exakte Wissenschaft, verfolgte diese mit satirischen Epigrammen, verwandte Tage, Wochen, Monate auf ihre Bekämpfung, langte aber nach 40 Jahren endlich bei dem halbverblümten Geständnis an:

„Und so war ich, ohne es beinahe selbst bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poesie zur bildenden Kunst, von dieser zur Naturforschung überging, und dasjenige was nur Hülfsmittel sein sollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.“ [3]

Ganz richtig ist diese Darstellung nicht: Goethe hielt an seiner optischen Theorie bis zum Ende seines Lebens fest, betrieb dieselbe aber nie ausschließlich oder hauptsächlich, sondern ging Jahr für Jahr, ja beständig von der Naturwissenschaft zur Ästhetik, von der Ästhetik zum Theater und vom Theater zur dichterischen Produktion über. Nachdem er kaum die Entdeckung gemacht, mittels welcher er Newtons Farbentheorie zu stürzen hoffte, wurde er im Anfang des Jahres 1791 von Carl August zur Gründung eines Weimarer Hoftheaters herangezogen, und ehe noch diese gelungen, brach im Bergwerk zu Ilmenau wieder eine neue Geld- und Wassernot aus.

Sechstes Kapitel.

Das Hoftheater.

(1791—1795.)

Das Liebhabertheater, welches im November 1775 hauptsächlich unter Goethes Leitung in Weimar zu stande kam, war nicht auf eine von unscheinbaren Anfängen „zu der idealen Höhe einer Iphigenie“ sich entwickelnde

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. IV 300. [2] Ebd. 301.
[3] Ebd. 308.

Kunstschule angelegt: es war vor allem auf leichte, angenehme Unterhaltung berechnet. Zwar wurde schon im Anfang neben „Adelaide“ und „Milchmädchen“, neben verschiedenen Balletten und Singspielchen auch „Minna von Barnhelm“ gegeben; aber vor und nach der Iphigenie ergötzte sich die fröhliche Gesellschaft an den tollsten Faschingsscherzen, bis sie endlich des Rollenauswendiglernens und der Proben müde wurde, sich für Maskeraden und Festzüge entschied und es der Schauspielertruppe Belluomos überließ, das dramatische Fach in Weimar weiter auszubilden.

Nachdem das Hauptmannsche Haus an der Ilm in andere Hände übergegangen war, hatte man zeitweilig nicht einmal ein festes Theaterlokal zur Verfügung. Erst gegen Pfingsten 1779 erbarmte sich die Herzogin-Mutter Amalia der obdachlosen Musen und Masken und ließ ihnen hinter ihrem Palais, ungefähr an dem Platze, wo heute noch das Theater steht, einen Bau aufführen, in dem der Tanzsaal bei dramatischen Aufführungen zum Parterre hergerichtet wurde[1]. Der Bau war nur einstöckig, aber so hoch als sonst zwei Geschosse. Im Hintergrunde der sehr geräumigen Bühne gingen zwei große Flügeltüren dem Garten zu, welche es ermöglichten, nicht nur den Prospekt bedeutend zu erweitern, sondern auch Feuerwerke und Beleuchtung in größerem Stile vorzunehmen. Am andern Ende des Saales, der Bühne gegenüber, befanden sich eine Küche und mehrere Zimmer zur Bequemlichkeit der Masken. Für Aus- und Eingang waren acht Türen angebracht[2].

Eröffnet wurde dieses neue Theater- und Ballokal am 7. Januar 1780. Im Winter 1783—84 gaben die Herren und Damen vom Hofe ihre letzten Liebhabervorstellungen, dann ging das Theater an Belluomo über. Da man mit ihm nicht zufrieden war, der Schauspieler Beck die Leitung ablehnte, tauchte anfangs des Jahres 1791 der Gedanke auf, den Musentempel zum Hoftheater zu erheben und eine herzogliche Theaterkommission zu bilden, welche fürder, unter Oberaufsicht des Hofmarschallamtes, die Direktion desselben führen sollte.

Idee und Ausführung sind vornehmlich Carl August zuzuschreiben. Goethe, zur Oberleitung der Kommission und des neuen Hoftheaters berufen, ward in erster Reihe Verwaltungsbeamter und mußte sich zu den Schauspielern und zum Publikum herablassen[3]. Für die Besorgung der ökonomischen und

---

[1] A. Doebber, Lauchstädt und Weimar, Berlin 1908, 20 f.

[2] Doebber (a. a. O. 21—24) zieht die Zuverlässigkeit dieser Beschreibung in Frage; sie beruhe jedenfalls auf dem nicht allzu genauen Berichte von Musäus.

[3] Erst mit Schillers Teilnahme am Theater erhält das artistische Moment im Verein mit dem dramatischen das Übergewicht. Vgl. E. v. Bamberg, Beiträge zur Geschichte des Goethe-Theaters. Die Gründung des Weimarer Hoftheaters (Frank-

materiellen Verwaltung wurde ihm der Landkammerrat und Assessor des Hofmarschallamtes Franz Kirms zur Seite gegeben[1], ein gewandter Beamter, der bald auch die künstlerischen Aufgaben des Theaters beeinflußte und erst zum Hofkammerrat, später zum Geheimen Hofrat aufstieg[2].

So wurde denn Goethe am Vorabend der Pariser Schreckenstage Theaterintendant von Weimar und übernahm es, während der nun folgenden Revolutionsperiode Hof und Stadt den gewaltigen Ernst der Zeit in angenehmer Theaterunterhaltung vergessen zu machen.

Die erste Sorge war jetzt, eine Bühnengesellschaft anzuwerben; dann mußte er sie künstlerisch heranschulen und endlich durch die Wahl und Bedeutung der Stücke die Bühne selbst zu höheren Kunstleistungen erheben. Die Anwerbungen begannen schon im Januar 1791; am 7. Mai konnte das neue Hoftheater eröffnet werden[3]. Von der Truppe Belluomos wurden die Schauspieler Malcolmi mit 3 Töchtern, Christiane Neumann, Dameratius und Krako beibehalten, von Düsseldorf kam ein Herr Demmer mit Frau, von Pest

---

furter Zeitung, 43. Jahrg., Nr 163 165 171, 1. Morgenbl. [14. 16. 22. Juni 1899]). v. Bamberg gründet seine Darstellung auf die von Pasqué nicht verwerteten, ihm selbst zur Verfügung stehenden Archivalien. — Vgl. M. Littmann, Das großherzogliche Hoftheater in Weimar, München 1908, 7.

[1] W. Ludecus (Aus Goethe's Leben, Leipzig 1849) macht S. 33 darauf aufmerksam, „daß Goethe selbst desselben in seinen Schriften niemals Erwähnung gethan hat. Auch der Geheime Hofrath Riemer hat in seinen Mittheilungen über Goethe die Mitwirkung des Kirms beim Theater übergangen, was freilich in seinen Plan paßte, Goethen als einen Mann darzustellen, welcher bei Allem, was er vornahm, keiner fremden Hülfe bedurfte."

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 17—20, XXXVI 244—246. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III, Leipzig 1848, 239 ff. — E. Genast, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers[4], neu herausgeg. von R. Kohlrausch, Stuttgart 1905, 45 ff. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar (2 Bde), Leipzig 1863. — W. G. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit (2 Bde), Jena und Leipzig 1865. — C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817, Hamburg und Leipzig 1891. — J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, Weimar 1892. — M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1904, 152 ff. — A. Doebber, Lauchstädt und Weimar, Berlin 1908, 35 ff. — G. Wolff, Das Goethe-Theater in Lauchstädt, Halle (1908) 35 ff. — V. Tornius, Goethe als Dramaturg, Leipzig 1909. — Ders., Goethes Theaterleitung und die bildende Kunst, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1912, 191—211.

[3] A. Doebber sagt a. a. O. 43, nach 14 Vorstellungen sei man nach Lauchstädt übergezogen, wo vom 13. Juni bis 14. August gespielt wurde, dann vom 19. August bis 25. September in Erfurt. „In Lauchstädt wurden an 40 Spielabenden ebensoviel Einnahmen gemacht, als zu Weimar durch 100 Vorstellungen erzielt werden konnten."

ein Herr Mattstedt mit Frau, von Olmütz Herr und Frau Amor, vom Prager Nationaltheater der Tenor-Buffo und spätere Regisseur Genast, und als Regisseur ein Herr Fischer mit seiner Frau[1]. Bald traten auch Gastspieler und Gastspielerinnen hinzu, und im Laufe der Jahre wechselte das Personal beständig, wie das an allen Bühnen der Fall zu sein pflegt.

Je enthusiastischer erst Lessing[2], dann Schiller[3] das Theater — weit über seinen nächsten, natürlichen Zweck hinaus[4] — als nationale und sittliche Bildungsschule, gewissermaßen als einen Ersatz des religiösen Unterrichts, gefeiert und empfohlen hatten, desto weniger entsprach im allgemeinen der Zustand der deutschen Bühne diesem hochgesteckten Ziele. Neben Liebschaften, Mord und Totschlag aller Art wurde zwar unendlich viel Tugend auf die Bühne gebracht, rührend tragiert und deklamiert; aber hinter den Kulissen und im Leben waren die Schauspieler durchweg ein leichtlebiges Völkchen, das es, ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet, mit Sitte und Pflicht nicht allzu ernst nahm, noch weniger ernst als mit den Regeln der Kunst und des Vortrages. Auf der Bühne Liebhaber und Liebhaberinnen, Tyrannen und Rebellen, überzärtliche Mütter und schulmeisterliche Tanten, leichtsinnige Weiber und mürrische Alte, künstliche Landmädchen und leichtfertige Chevaliers, Soubretten und verliebte Greise, Intriganten, Abenteurer, Militärs, Helden, Gecken und Bediente, Verschwender und Pedanten, Strauchdiebe und Juden, Spaßmacher und Verzweifelte, Typen aller Verirrungen, Leidenschaften und Torheiten des Menschengeschlechts, nahmen sie aus der eingebildeten Welt ihrer Rollen, aus dem ewig sich wiederholenden Liebesroman der Bühne notwendig vieles mit hinüber in das wirkliche Leben. Schulden und Not, Eifersüchteleien und Streit waren ebenso häufig als allerlei Liebeshändel

---

[1] E. Genast a. a. O.[4] 46. — Genasts Angaben werden in einigen nebensächlichen Punkten angezweifelt.

[2] Hamburgische Dramaturgie. Lessings Werke (Hempel) VII 69. Er nennt daselbst das Theater einfach „die Schule der moralischen Welt".

[3] Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? Rhein. Thalia 1785, 1. Hft. Vgl. Schillers Werke (Hesse) XVII 165—179: „Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele."

[4] Solchen, denen die scholastische Theologie nur aus Schauerromanen bekannt ist, wird es vielleicht nicht uninteressant sein, zu vernehmen, daß der hl. Thomas von Aquin das weltliche Schauspiel an sich, wofern es weder durch Wort noch Tat die Sitten verletzt, als eine durchaus erlaubte Erholung bezeichnet und demgemäß auch für die Statthaftigkeit eines eigentlichen professionellen Schauspielerberufs eintritt, wenn diejenigen, die sich ihm widmen, nur anderweitig ihre Christenpflichten erfüllen (Summa theol. 2, 2ae, q. 168, a. 3 ad 3m). Als Zweck bezeichnet er aber nicht Bildung, sondern Erholung, solatium hominibus exhibendum — natürlich eine vernünftige Erholung, wie sie Schiller (a. a. O. XVII 178 f) sehr schön beschreibt.

und kleine wie größere Skandale[1]. Schauspieler zu Haupterziehern der Menschheit zu machen, die Bühne zum Hauptbildungsinstitut einer Nation zu erheben, daran wird jeder Besonnene verzweifeln, der die Annalen dieses Theaterlebens sich näher ansieht.

Krako war ursprünglich ein Jurist, dem aber das Recht zu langweilig geworden war und der deshalb 1786 unter dem Namen Einer zum Theater ging. Wegen Händel mit Belluomo floh er Ende 1790 heimlich von Weimar, ward von Belluomo gerichtlich belangt, aber freigesprochen und ging dann zu dem neuen Hoftheater über, bis ihn Nervenschwäche nötigte, am 13. März 1792 seine Entlassung zu nehmen[2]. — August Leißring, mit dem Beinamen „der lange Peter von Itzehoe", der 1795 nach Weimar kam, war ein der Thomasschule in Leipzig entlaufener Student von außerordentlicher Leibeslänge. Er wollte nach Mannheim, besaß aber, als er zu Jena die Post verließ, nur noch einen Dreier und einen Empfehlungsbrief, den zwei Schauspielerinnen in Freiberg ihm ausgestellt hatten. Er bestellte sich Schokolade und einen Friseur und sprach bei dem Schauspieler Malcolmi vor, der ihn zu Goethe brachte. Diesem gefiel er und so wurde er für das Hoftheater verpflichtet; 1797 aber kam sein Vater und wollte seinen erst 19jährigen Sohn unter Vormundschaft stellen lassen. Denn dieser stak bis über die Ohren in Schulden und willigte nur mit Widerstreben ein, daß ihm wöchentlich ein Taler von seiner Gage abgezogen würde, um die Gläubiger zu befriedigen. Für ihn machte Schiller die Verse in Wallensteins Lager:

„Heute die Johanna
Und morgen die Susanna,
Der Lieb' ist Alles neu,
Das ist Soldatentreu',
Lalalalala, juchhe!"

Seine Schulden wuchsen ihm aber so über den Kopf, daß er es im Februar 1799 für geraten fand, mit dem Studenten Redlich nach Leipzig durchzubrennen. Von Breslau und Frankfurt aus zahlte er später seine

---

[1] E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III 208 ff. — Der Schauspieler Grans erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten (Fünfzehn Jahre in Weimar, Leipzig 1889, 14) der „gastfreundlichen Begrüßungen, mit denen in früheren Jahren die weimarische Hoftheatertruppe unter Goethe auf ihren Abstechern nach Halle und Lauchstädt traktirt worden war: ‚Mutter, nimm die Wäsche vom Zaun, die Komödianten kommen.'" — Vgl. W. G. Gotthardi I 116 f; E. Genast a. a. O. 43; K. Eberwein, Goethe als Theaterdirektor, bei Bode, Stunden mit Goethe VIII 43. — „Prügel und Arrest mit oder ohne Bewachung waren vorgesehen", sagt Düntzer, Zur Jubelfeier des Weimarischen Theaters, in Grenzboten 50. Jahrg. II 180.

[2] Pasqué II 1—13.

Schulden ab; in Breslau lernte er eine junge Gräfin kennen, entführte sie, ließ sich heimlich mit ihr trauen, kam in den Besitz eines großen Vermögens, verlor es wieder, trennte sich von seiner Frau, ward wieder Schauspieler und blieb es, bis er nach 31jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt wurde. Bei seiner Flucht aus Weimar schrieb er an Goethe, schob alle Schuld auf den Kammerrat Kirms und bat ersteren um Verzeihung, indem er anerkannte, daß er dessen väterlicher Fürsorge alle seine Fortschritte im Bühnenfache zu verdanken habe[1].

Wie Corona Schröter nur kurze Zeit an dem Bühnenhimmel Weimars glänzte, um dann verlassen und vergessen in Ilmenau zu sterben, wurde schon früher erwähnt. Sophie Ackermann, welche 1783 als 23jährige Schönheit mit ihrem Mann nach Weimar kam, wurde gleich Corona eine Zeitlang dort angebetet. Wieland sang von ihr, als sie seine Alceste gab:

„Ich sah die Grazien dir gegenüber schweben;
Sie kamen nicht, dir neuen Reiz zu geben,
Dich zu copiren kamen sie.“ [2]

Die Ephemeriden der Literatur und des Theaters begnügten sich nicht, sie eine gute Schauspielerin zu nennen. „Ihr Spiel bezaubert, reißt hin. Man brauchte sie nur als Ophelia im Hamlet zu sehen, um ihr sogleich einen Platz unter den bessern Schauspielerinnen Deutschlands einzuräumen.“ [3] Wegen sittlicher Leichtfertigkeit wurde ihr Mann jedoch schon vor der Gründung des neuen Hoftheaters entlassen. Sie folgte ihm Ostern 1791 mit zwei Knaben und zwei Mädchen. Doch bald trennte er sich von ihr. Trotz großer Erfolge auf andern Bühnen kam sie ins Elend; die beiden Mädchen starben ihr weg, für die Knaben wußte sie kaum den nötigen Unterhalt zu erbringen. Flehentlich wandte sie sich 1799 an Kirms um Hilfe. Sie fand keine Erhörung. Erst zwölf Jahre später ließ man die bereits völlig gebrochene, hilflose Frau, auf Empfehlung des Herzogs, noch einmal in Weimar auftreten; sie erholte sich aber nicht mehr, nachdem der eine ihrer Knaben schon früher, der andere zu Weimar in ihren Armen gestorben war[4].

Eine glücklichere Laufbahn war dem aus Köln gebürtigen Schauspieler Johann Jakob Graff beschieden, der, erst Theolog, mit 20 Jahren zur Bühne überging und von 1793 bis 1840 in Weimar aushielt, dann pensioniert wurde und im Mai 1842, 73 Jahre alt, zum letztenmal auftrat. Friedrich Haide, ein mißglückter Mediziner, der erste „Wilhelm Tell“, geriet dagegen mit Goethe in Streit und kehrte dreimal dem berühmten Musensitze den Rücken, kam indes immer wieder zurück, weil er es anderswo auch nicht besser fand[5].

---

[1] Pasqué II 41—55. [2] Ebd. 60. [3] Ebd. 61. [4] Ebd. 59—68.
[5] Ebd. 189—194 123—132. — W. G. Gotthardi II 56—66.

Vohs, der im Mai 1792 nach Weimar kam, daselbst 1793 die 16jährige Friederike Margarete Porth heiratete und als „Piccolomini“ und „Mortimer“ glänzte, reichte bei Kirms schon den 23. Oktober 1800 folgendes Promemoria ein:

„Ich bin nun bereits acht Jahre und fünf Monate hier. Gesund und ohne eine Krankheit zu kennen, kam ich her; jetzt bin ich mit allen Gesundheit zerstörenden Uebeln vertraut. Mein Geist ist von Schulden und Nahrungssorgen gebeugt und noch mehr durch die Aussicht, meine Familie nach meinem Tode der barmherzigen Wohltätigkeit überlassen zu müssen. Kein leiser Vorwurf trifft mich, daß ich selbst Schöpfer meines Schicksals sey. Ich habe so frugal gelebt und drey und ein halbes Jahr des Abends nichts Warmes gegessen; ich habe die strengste Gewissenhaftigkeit in allen meinen Ausgaben außer dem Theater beobachtet; habe meine Gesundheit weder durch Schwärmen noch Schwelgen vergeudet und stehe, in meinen besten Jahren, ein siecher, entnervter und von Schulden gebeugter Mensch da, ohne die tröstende Aussicht, meine Lage je verbessern zu können.“ [1]

Während der arme Mann, vollständig gebrochen, 1804 zu Stuttgart starb, unterbreitete der lustige Bassist und Buffo J. B. Spitzeder dem Kammerrat Kirms folgenden Jammerbrief:

„Noch immer brausen die Winde, toben die Wellen und drohen mich zu verschlingen, kein Anker faßt, alle Segel sind zerrissen, so hören Sie also mein Angstgeschrey, ich bitte, retten Sie mich! — Bey vierhundert Thaler, die ich Ihnen schuldig bin, sind Beweise meiner Noth und Ihrer Güte, nur war es der Fall, daß die Rettung immer nur im äußersten Falle der Noth kam.“ [2]

Die stete Geldnot und der Schuldenjammer der Weimarer Schauspieler hatten übrigens ihren Grund nicht bloß in Leichtlebigkeit und Mangel an haushälterischem Sinn, sondern auch zum Teil in knapper Besoldung. Zwar war damals, wie Genast der Ältere erzählt, in Weimar noch alles sehr preiswert. Er zahlte für Logis, Frühstück, Mittagessen und Bedienung seinen Kostgebern die Woche 1½ Taler [3]. Die Gage war aber auch nicht hoch. Der höchste Gehalt „für Schau- und Singspiel betrug wöchentlich 8 bis 9 Thaler. Malcolmi mit seinen drei Töchtern erhielt wöchentlich 10 Thaler“ [4]. Der jüngeren Malcolmi, späteren Madame Wolff, blieb bei zwei Talern ein halber Taler für Kleidung, Schmuck, Kostüm und alle übrigen Lebensbedürfnisse — für Leute, die durch ihren Beruf mit den höchsten Ständen in Verkehr kamen, sich an etwas Luxus und Genuß notwendig gewöhnen

[1] Pasqué II 108.
[2] Billet vom 31. Oct. 1803. Ebd. II 135 ff.
[3] Blätter für literar. Unterhaltung, Jahrg. 1862 II 636.
[4] Genast a. a. O. 47.

mußten, eine durchaus unzureichende Besoldung[1]. Dabei glaubte die Theaterkommission auch noch an der Garderobe sparen zu sollen. So verordnete sie z. B., daß für den „Essex" kein Aufwand gemacht werde: Frau Vohs möge sich mit dem weißatlassenen Kleide von Maria Stuart behelfen oder allenfalls könne man „das in der Garderobe befindliche weißatlassene Kleid, wovon Dem. Jagemann neulich als Elisabeth den Rock angehabt, zu rechte machen lassen"[2].

Die hervorragendsten Schauspieler mußten oft in demselben Stücke mehrere Rollen übernehmen, stumme Personen spielen und dann wieder in der Oper singen[3]. Auch den Theaterdienern, Schneidern und Maschinisten wurden Rollen aufgedrängt. Aus Sparsamkeitsrücksichten nahm man zu Statisten und Choristen, gewiß nicht zu deren sittlichem Vorteile, die Gymnasiasten.

Selbst Goethes „Schwager" Vulpius sah sich genötigt, die Theaterkommission, d. h. Goethe und Kirms, in einem „unterthänigen Promemoria" um bessere Besoldung anzugehen. Goethe hatte ihn, nachdem er Christiane zu sich genommen, nach Leipzig empfohlen, damit er sich als Schriftsteller sein Brot verdiene. Er hat das redlich getan und die deutsche Literatur nicht nur um allerlei archivalische Arbeiten, Übersetzungen, Singspieltexte und Theaterprologe, sondern auch um etwa fünfzig Ritter-, Räuber-, Geister-, Kloster- und Zigeunerromane bereichert. Nach kurzem Leipziger Aufenthalte kehrte er in seine Geburtsstadt Weimar zurück, trieb hier sein Literatentum weiter und übernahm an dem neuen Hoftheater die Aufgabe, die nötigen Texte für Opern und Singspiele zu liefern, bis er 1797 zum Registrator der Hofbibliothek, 1803 zum Doctor philosophiae und 1805 sogar zum Oberbibliothekar befördert ward[4]. Im Jahre 1795 bearbeitete er „Das neue Sonntagskind" von Wenzel Müller, 1796 „Die neuen Arkadier" und „Oberon" von Wranitzky, in den folgenden Jahren acht neue Opern[5]. Seine Klage lautet:

---

[1] Pasqué II 234. [2] Ebd. 111.

[3] Anfänglich standen für Oper und Schauspiel zusammen nur 11 Schauspieler und 10 Schauspielerinnen zur Verfügung. Vgl. Düntzer, Goethe's Leben[2] 444. — W. G. Gotthardi I 105.

[4] Pasqué II 89—98. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 214 215.

[5] Die bisher Vulpius zugeschriebene Bearbeitung der „Zauberflöte" (1793) wird neuerdings für Goethe in Anspruch genommen. Vgl. Wustmann, Der Weimarer Zauberflötentext, in Propyläen 1901, Nr 34. — Burkhardt (Dichter und Dichterhonorare am Weimarer Hoftheater während Goethes Leitung, in Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte III 477—479) gibt auf Grund der nicht ganz vollständigen Weimarer Theaterrechnungen einen Überblick über Vulpius' Tätigkeit als „Bearbeiter beziehungsweise Redactor bereits vorhandener Bühnenstücke", die Burkhardt von 1791 bis 1814 auf 55 Nummern veranschlagt. S. 479 f folgen die selbständigen Beiträge (Prologe, Epiloge usw.).

„Sechs Jahre hindurch erhielt ich für die Bearbeitung jeder Oper nur 2 Karolin. Das zweite Jahr schon beanspruchte, so nach und nach, ganz gegen den Sinn der mit mir gemachten Bedingungen, ich weiß nicht auf welche Erlaubniß, der Koncert-Meister Kranz die Hälfte des Geldes, welches ich von einer an andere Theater abgelassenen Oper erhielt. So ging mein bestes Verdienst verloren und ich bemühe mich gar nicht mehr Opern an andere Theater unterzubringen; auch ist wirklich seit März vorigen Jahres nicht Eine verkauft worden. Nach Abzug der Abschreibegebühren, der Musik, des Textes, des Postgeldes und der Hälfte an den Koncert-Meister Kranz blieb mir gewöhnlich die Summe von 5, wenn's hoch kam, 7 Thalern. Dieß war der große Ertrag dieses Privilegiums.

„Darauf wurde vom Durchlauchtigsten Herzog resolvirt und von der Oberdirektion bestätigt, daß ich mehr für die Bearbeitung der Opern erhalten sollte. Darauf bekam ich für jede (wie meine Zeddel ausweisen können) 4 Karolin. — Dabei beruhigte ich mich und hatte keinen Gedanken, meine Arbeiten für einen Preis anzuschlagen, den anderswo der geringste Dichter bekömmt, der für ein Theater arbeitet. 3 Rthlr. wöchentlicher Gage bot mir schon im Jahre 1788 der gewiß nicht überaus genereuse Bellomo." [1]

So klagte und jammerte alles um Goethe; er allein schwamm in der Behaglichkeit eines gesicherten Daseins, sonnte sich in der herzoglichen Gunst, brauchte sich nicht überanzustrengen und waltete über allem wie ein Olympier, während dem Regisseur und den Schauspielern die eigentliche Plage zufiel.

Das Repertorium der Weimarer Hofbühne erhob sich in der ersten Zeit von Goethes Direktion nicht viel über das einer beliebigen andern deutschen Bühne. Im Jahre 1791 wurden im ganzen 113 Vorstellungen gegeben, 54 in Weimar, 19 in Erfurt und Weimar, 40 in Lauchstädt [2], lauter gewöhnliche gangbare Stücke von Iffland und Kotzebue, zwei von Babo, Paesiellos „Eingebildeter Philosoph" und Dittersdorfs „Rothes Käppchen"; erst in der Herbstsaison tauchen ein paar Novitäten auf: Mozarts „Entführung aus dem Serail", Goethes „Groß-Cophta", Schillers „Don Carlos" und Shakespeares „König Johann" [3].

---

[1] Pasqué II 92. — „Vulpius ward schlecht honorirt", sagt Burkhardt (a. a. O. 482); „1791 erhielt er für zwei eigene Lustspiele und die Umarbeitung dreier Opern im Ganzen 65 Thaler; in der Regel erzielte er wie andere für ein Originallustspiel einen Karolin, und das Honorar der Umarbeitungen richtete sich lediglich nach dem Umfang der Arbeit, welche mit 2/3 Thaler bis 1 Thaler vergütet wurde. Für die Prologe und Epiloge, für Antritts- und Abschiedsreden erhielt Vulpius durchgängig drei Thaler und für die Neubearbeitung eines Operntextes nicht mehr als 13 Thaler."

[2] Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817, 1—4.

[3] A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882, 288 f. — Blätter für literar. Unterhaltung, Jahrg. 1856 II 686 f.

Hiervon war der Groß-Cophta entschieden eine Niete, Don Carlos litt an mancherlei Gebrechen; König Johann war das einzige Stück von wirklich höherer, dramatischer Vollendung. Goethe war indes mit sich und seinen Leuten zufrieden und stellte sich am 1. August 1792 das Zeugnis aus:

„Wir dürfen behaupten, daß wir in mehr als einem Sinn gewonnen haben, daß die gebildeten Schauspieler den Fleiß fortgesetzt und ihre Talente vermannichfaltigt, daß die jüngern bei jeder neuen Rolle sich hervorzuthun und in ihrer Kunst mehr zu leisten bestrebt haben, daß das Ganze an Ton und Spiel mehr in Verbindung gekommen ist, und daß wir durch neue und gute ältere Stücke vielfach unterhalten worden sind, so daß bei einem fortgesetzten Antheile des Publicums unser Schauspiel unter den deutschen Bühnen gewiß nicht zurückbleiben wird.“ [1]

Der Liebling Goethes, sowie der Theatergesellschaft und des Publikums, war nicht ein Schauspieler, sondern eine Schauspielerin, eigentlich noch fast ein Kind, Christiane Neumann, ein Töchterchen des Schauspielers, welcher nach Belluomos Abgang die Leitung des Theaters hätte übernehmen sollen, aber infolge übermäßiger Anstrengungen schon am 25. Februar 1791 gestorben war [2].

Das arme, so früh verwaiste Kind war am 15. Dezember 1778 geboren, hatte schon mit fünf Jahren auftreten müssen und wurde dann weiter auch zum Singen und Tanzen abgerichtet, ein allerliebstes, zierliches Ding, das aller Leute Herzen gewann. Etwas mehr künstlerische Erziehung erhielt es von Corona Schröter, der ersten Iphigenie. Die Kleine spielte dann in Weimar am 2. Februar 1787 den Edelknaben in Engels gleichnamigem Stück, nachdem sie als Julie im „Räuschchen“ debutiert hatte. Ganz Weimar schwärmte nun für das Mädchen.

Als Goethe die Theaterdirektion übernahm, war Christiane dreizehn Jahre, also nahezu erwachsen. Er empfand für die anmutige Waise nicht nur künstlerische Sympathie und eine Art väterlicher Zuneigung: er war ganz verliebt in sie und widmete ihrer Heranbildung mehr Sorgfalt als der gesamten übrigen Gesellschaft. Besoldet war sie nicht gut; sie erhielt mit ihrer Mutter zusammen nur fünf Taler wöchentlicher Gage. Aber sie mußte seine Prologe vortragen, die sichtlich schon von Liebe zu ihr eingegeben und auf sie berechnet sind. Er ließ sie erst in Kinderrollen, dann als Landmädchen, Amtmanns- und Försterstöchterchen, endlich aber auch in Knabenrollen auftreten, wie das auf der Bühne schon allgemein üblich war. In Shakespeares

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 244.

[2] Vgl. E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, 277—308. — Genast a. a. O. 48—51. — Ph. Stein, Goethe als Theaterleiter, Berlin u. Leipzig (o. J.), 54—58.

König Johann wurde sie zu jenem Prinzen Arthur ausersehen, der erst durch seine rührenden Bittworte die ihm drohende Blendung abwendet, dann durch einen Sprung von der Mauer sich zu retten sucht und dabei stirbt.

Es ist charakteristisch für Goethe, daß er bei diesem Stück sich weniger für dessen große politischen, kirchenpolitischen und patriotischen Motive[1] interessierte, weniger für die leidenschaftlich gewaltigen Männerrollen, für die ergreifenden Charaktere der Königinnen Eleonore und Konstanze, als für die zwei rührenden Szenen des Prinzen Arthur, und zwar nicht als Rolle eines harmlosen, unglücklichen Königssohnes gedacht, wie er Shakespeare vorschwebte — nein, Goethes Interesse galt einem Mädchen in Knabenkleidern — Christiane Neumann. Auf sie kam alles an. Sie spielte gut. Als indes Hubert in der Probe mit der Zange herankam, um sie — den Prinzen — zu blenden, zeigte sie nicht genug Angst. Da riß der Direktor Goethe Hubert die Zange aus der Hand, stürzte auf Christiane los und machte dabei so schreckliche Augen, daß sie in Ohnmacht fiel. Nun erschrak Goethe selbst, kniete bei ihr nieder, und als sie wieder zu sich kam, gab es einen Kuß.

Das ist die Hauptszene aus Goethes fast vierzigjähriger Theaterdirektion, wie sie in allen Goethebiographien und selbst in den Literaturgeschichten im Lichte der Verklärung geschildert wird. Sie beweist schlagend den tiefgreifenden Gegensatz des Dichters zum männlich-universellen, echten Dramatiker William Shakespeare[2].

Neben dieser Arthur-Rolle und andern Knaben- und Jünglingscharakteren spielte Christiane in den nächsten Jahren die hervorragendsten Liebhaberinnenrollen, wie die Marianne in Goethes Geschwistern, die Nichte in seinem Groß-Cophta, die Gurli in Kotzebues Indianern, dann Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, die Amalie in Schillers Räubern, die Rosamunde in Abällino, die Luise in Kabale und Liebe, die Eboli in Don Carlos, Klärchen in Egmont, Ophelia in Hamlet. Sie wurde die erste Schauspielerin, half aber auch in allen erdenklichen, selbst den unbedeutendsten Rollen aus.

Mit 15 Jahren heiratete sie den Schauspieler Becker, mit 16 war sie schon Mutter eines Töchterchens. Auch dann noch ließ Goethe sie, am 7. Oktober

---

[1] Vgl. darüber J. M. Raich, Shakespeare's Stellung zur katholischen Religion, Mainz 1884, 151—173.

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. I 281—286. — „Er spiegelt darin am rührenden Vorgang seiner Probe mit ihr als Arthur die entzückende Entfaltung der kindlichen Künstlerin an seiner Vaterbrust, vergegenwärtigt die edle und schöpferische Humanität, die der Maihauch der ganzen Kunstpflanzung war, und hat das lieblichste Geschöpf dieses vergangenen Mai mit diesem lebenswahren Zeugniß unsterblich gemacht" (Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens 295). Vgl. E. W. Weber a. a. O. 285 ff. „Mit welcher leidenschaftlichen Künstlerneigung", sagt Düntzer (Goethe's Leben[2] 447), „Goethe dieses ‚liebliche Talent' auszubilden suchte, ist . . . bekannt."

1794, wieder als Knaben auftreten — als den lernbegierigen Jakob in Ifflands „Alte und Neue Zeit“, ja er machte einen eigenen Prolog für sie, um sie, die Mutter, in Knabentracht dem Publikum vorzuführen:

> „Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
> Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
> Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
> Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
> Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
> Man liebt — und endlich ist die Frau,
> Die Mutter da, die selbst nicht weiß
> Was sie zu ihren Kindern sagen soll.“ [1]

Ein zweites Töchterchen starb ihr 1796, sie selbst erlag schon 1797, noch nicht 20 Jahre alt, einer Brustkrankheit, die sie sich in ihrem aufregenden und anstrengenden Beruf zugezogen. Goethe, der damals in der Schweiz war, besang in einer Elegie „Euphrosyne“ jenen Kuß, den er in der Probe von ihr erhalten hatte.

Während die Schauspieler bei hartem Dienst und großer Anstrengung karg gehalten wurden, nahm das Repertorium der Weimarer Bühne bis zu Christiane Neumann-Beckers Tod nur einen mäßigen Aufschwung über dasjenige anderer Bühnen. Wie anderswo, waren darin Iffland und Kotzebue am stärksten vertreten: zwei Dramatiker, über welche heute die meisten Kritiker den Stab zu brechen pflegen, die aber damals nicht nur durch ihre Fruchtbarkeit, sondern auch durch ihre technische Bühnenkenntnis und die allgemeine Beliebtheit ihrer Stücke das deutsche Theater schlechthin beherrschten. Iffland, selbst einer der ersten Schauspieler Deutschlands, wußte die einfachsten Vorwürfe aus dem Bürger- und Beamtenleben so spannend und rührend, charakteristisch und gemütlich zum bürgerlichen Schauspiel zu gestalten, daß seine Stücke für Jahrzehnte allüberall volkstümlich geblieben sind; Kotzebue, schon frühzeitig Theaterregisseur, erlangte sowohl durch ähnliche bürgerliche Dramen als auch durch höhergehaltene Tragödien eine fast allgemeine Gunst, übertraf aber im eigentlichen Lustspiel Iffland entschieden an Witz und Gewandtheit [2]. Goethe selbst sah in Kotzebue ein „ausgezeichnetes Talent“, brachte seine Stücke unaufhörlich auf die Bühne, gestand, daß sie

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIII 1, 165 f.

[2] „Was zwanzig Jahre sich erhält, und die Neigung des Volkes hat“, sagte Goethe später mit Bezug auf Kotzebue, „das muß schon etwas sein. Wenn er in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte Kotzebue in der Regel etwas Gutes.“ Vgl. Eckermann, Gespräche³ 45. — „Lange beherrschte Kotzebue“, urteilt dagegen Tieck, „seine Zeit, weil er ihr in aller gemächlichen Schwächlichkeit und im Heucheln nachgab, ja, sie erst recht in beiden unterrichtete“ (Kritische Schriften II, Leipzig 1848, 247).

die Zuschauer unterhielten und die Kasse füllten[1], und bedauerte nur an ihm „eine gewiße Nullität", d. h. daß er „das Treffliche" heruntersetze, um selber trefflich zu scheinen[2].

Neben den Stücken Ifflands und Kotzebues figurierten meist Dramen von ähnlichem Tone und Charakter, wie Beils „Schauspielerschule", Bretzners „Räuschchen", Zschokkes „Abällino", Gotters „Argwöhnischer Ehemann", Hagemanns „Otto der Schütze". Etwas höher standen Gozzis „Glückliche Bettler" und Leisewitz' „Julius von Tarent". Von Lessing wurde „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" gegeben, von Schiller die „Räuber", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos". Goethe selbst war nur mit „Clavigo" den „Geschwistern", „Egmont", dem „Groß-Cophta" und dem „Bürgergeneral" vertreten[3]. Sein größtes Verdienst bestand darin, daß er vier Stücke von Shakespeare zur Aufführung brachte. Von den Königsdramen wurden „König Johann" und die zwei Teile „Heinrich IV." gegeben, von den großen Tragödien „Hamlet". Goethe selbst gesteht vom Jahre 1795, daß sich das Theater noch kaum gehoben hatte:

„Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Übrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa rara, das Sonnenfest der Braminen befriedigten das Publicum. Lessings Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröderische, Ifflandische, Kotzebue'sche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann galten etwas. Abällino ward den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt; unsere Bemühung aber, alles und jedes zur Erscheinung zu bringen, zeigte sich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Boxberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indessen hatte man doch ein solches merkwürdiges Stück gesehen und sein Dasein wo nicht beurteilt doch empfunden." [4]

„Ein unermüdlicher Concertmeister, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Unzahl italiänischer und französischer Opern eilte man deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt."[5]

---

[1] Ohne die Gegenwart der Jenaer Studenten „würde manchmal das Haus halb leer sein", heißt es in den Historisch-statistischen Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar, Elberfeld 1800, 95. S. 92—98 ist denselben ein eigenes Kapitel gewidmet. „Vor ein paar Jahren zogen die Jenaischen Bursche noch fast jedesmal mit ziemlichen Lärmen und Toben in Weimar ein", heißt es S. 94; S. 95 f ist ihre seltsame Tracht geschildert.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 280—283.

[3] C. A. H. Burkhardt, Goethes Werke auf der Weimarer Bühne 1775 bis 1817, in Goethe-Jahrb. IV 107—126. — Ders., Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817, 1—24.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 50. [5] Ebd. 18 f.

Der Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, dürfte wohl recht behalten, wenn er Goethes Dirigieren in dieser ersten Periode des Hoftheaters „wenig angestrengt" findet. Dagegen ist mit Devrient anzuerkennen, daß Goethe eine künstlerische Hebung der Bühne wirklich im Sinne hatte und das Prinzip derselben: harmonisches Zusammenspielen aller anstatt der flachen Effekthascherei der Einzelrollen, schon in dem Prolog aussprach, womit am 7. Mai 1791 die neue Hofbühne eröffnet wurde[1].

„Der Anfang ist von allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Mahler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

„Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.
Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß einer atemlos
Dem andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

„Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge."

---

[1] Devrient a. a. O. III 240 ff. — Goethes Werke, WA 1. Abt. XIII 1, 155 f.

Was seiner Tätigkeit als Dramatiker wie als Dramaturg am hinderlichsten in den Weg trat, war, wie Prutz richtig bemerkt, jene olympische Ruhe und Künstlerbehaglichkeit, mit welcher er aus Italien zurückkehrte[1]. Das mochte dem Lyriker und Epiker zu gute kommen; den Dramatiker drängte es aus seinem eigensten Gebiete, dem Gebiete kraftvoller Leidenschaft und entschiedenen Handelns, aus Welt und Geschichte in den zarten Empfindungsbereich seiner eigenen Seelenzustände zurück. Er ging dem Kampf auf der Bühne, wie im Leben, aus dem Wege. Daher sind seine eigenen dramatischen Gedichte in dieser Periode „mehr lyrischer, mehr epischer“, als wahrhaft dramatischer Natur; es sind Gemälde und Spiegelbilder des eigenen Ich, nicht, was das Wesen des Dramas ausmacht, Gemälde der Welt und der Geschichte; es sind Zustände, nicht Handlungen[2]. Als Dramaturge aber vernachlässigte er in dieser Periode das Studium der schon vorhandenen besten Leistungen auf diesem Gebiet, Aristoteles wie Lessing. Er wollte aus der Erfahrung lernen[3].

Dazu hatte er sich gewöhnt, sein Kräfte mehr zu zersplittern, als es auch für seine dramaturgische Tätigkeit förderlich war. Noch im Sommer 1791 gründete er die Freitagsgesellschaft[4], ein gelehrtes Kränzchen, worin sich die weimarischen Koryphäen jeweils am ersten Freitag des Monats zusammenfinden sollten. Da las er selbst über Optik und den Stammbaum des Cagliostro, Herder über Unsterblichkeit, Böttiger über alte Vasen, Hufeland über die Kunst das Leben zu verlängern[5]. Nachher wurden Kupferstiche und literarische Neuerscheinungen herumgeboten, und die akademische Vorlesung lief aus in ein literarisches Salongeplauder.

Siebtes Kapitel.

Die Campagne in Frankreich.

(1792.)

Eine größere Störung erlitt Goethes Theaterleitung, als die französische Revolutionsbewegung Deutschland ernstlicher bedrohte und gemäß dem im Februar 1792 zwischen Preußen und Österreich eingegangenen Bundesver-

---

[1] Goethe „wollte nicht mehr kämpfen, nur noch genießen, nicht mehr Fremdes gestalten, nur noch sich selbst entfalten“ (R. E. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des Theaters, Berlin 1847, 378.) [2] Prutz a. a. O.

[3] Vgl. V. Tornius, Goethe als Dramaturg, Leipzig 1909. — J. Bayer, Studien und Charakteristiken, Prag 1908, 338—369.

[4] Statuten und Protokolle derselben bei O. Jahn, Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt 443—452 (in die WA nicht aufgenommen).

[5] Weitere Mitglieder waren Bertuch, Bode, Buchholz, v. Einsiedel, v. Knebel, Voigt, Wieland, Kestner.

trage ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte beschlossen wurde. Am 25. Juli erließ der Herzog von Braunschweig, der Oberfeldherr der verbündeten Heere, sein Kriegsmanifest. Die Lage Ludwigs XVI. wurde dadurch wesentlich verschlimmert. Die Rettung Frankreichs wie das Heil Europas stand jetzt auf dem Spiele. Nur eine energische und wohlberechnete Führung des Krieges konnte der zur Weltmacht herangewachsenen Revolution Einhalt gebieten.

Schon Anfang Mai hatte das Regiment des Herzogs Carl August Befehl erhalten, sich marschfertig zu machen. Mitte Juni begann es in Weimar unruhig zu werden. Die durchziehenden Truppen riefen eine fieberhafte Aufregung hervor. Am 28. Juni reiste der Herzog zu seinem Regiment ab und marschierte mit demselben nach Melsungen. Wie die Generale jener Zeit führte er einen ganzen Troß mit sich, seinen Geheimsekretär und seinen Kämmerer Wagner, neun Bediente, sechzehn Stallleute und Leibhusaren, Jagdlakaien, Mundkoch, Küchenbursch, Küchenmagd, Boten, Stallmeister, Mohr, vier Windhunde, zwei Wasserhunde und einen Hühnerhund, Offizierstafel und Kammertisch. Er hoffte immer noch, die Kriegsgefahr werde sich verziehen[1]. In Koblenz mußte man bis Ende Juli auf das Eintreffen der schlesischen Regimenter warten. Am 23. Juli begrüßten 150 Kanonenschüsse vom Ehrenbreitstein den König Friedrich Wilhelm II. Abends war glänzende Beleuchtung. Großartige Revuen und Festmahle folgten in den nächsten Tagen. Eigenes Selbstgefühl und die Versicherungen der Emigranten weckten unter den Deutschen die Zuversicht, im September schon siegreich vor Paris zu stehen. Erst als man endlich aufbrach und der Grenze näher kam, ward die Stimmung ernster, aber nicht kriegerisch[2]. Die Macht der Revolution wurde unterschätzt, und noch am 17. August, als man sich schon Thionville näherte, hoffte Carl August, die ausschweifende Freiheitswut bald gedämpft zu sehen und wieder in sein Weimar zurückkehren zu können[3].

---

[1] C. A. H. Burkhardt, Im Kampfe gegen Frankreich 1792—1793, in Grenzboten 1873 IV 281—302.

[2] Die Emigranten-Armee, „die sich auf etwa 8000 Mann belief, war ein buntes Durcheinander, ohne ordentliche Ausrüstung, ohne Disciplin“. So berichtet P. v. Bojanowski (a. a. O. 60), welcher die im Goethe-Schiller Archiv befindlichen ausführlichen Aufzeichnungen des Kämmerers Wagner benützen konnte.

[3] Vgl. für das Folgende Burkhardt a. a. O. — Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 1—271. — L. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs d. Gr. bis zur Gründung des Deutschen Bundes I[4], Berlin 1869, 347—400. — J. B. v. Weiß, Weltgeschichte XVI[4 u. 5], bearbeitet von F. Vockenhuber, Graz und Leipzig 1900, 282—308. — K. Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tod Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches II, 1. Abt. (145. Lieferung der Bibliothek Deutscher Geschichte). — H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis

Goethe war indessen zu einem Besuch seiner Mutter nach Frankfurt gereist, am 12. August daselbst eingetroffen und gedachte, sich in seiner Vaterstadt und deren Umgegend noch länger zu vergnügen, als ihn am 16. der Herzog zu sich ins Feldlager beschied. Er mußte deshalb schon am 20. von Frankfurt Abschied nehmen, brachte ein paar Abende in Mainz bei seinen Freunden Forster und Sömmering zu[1] und traf „auf guten und bösen Wegen" am 27. in Longwy ein, das sich soeben nach einer zweitägigen Beschießung ergeben hatte. Obwohl das Wetter sehr ungünstig geworden, wurde schon am 29. weiter vorgerückt. Goethe bekam beim Aufbruch den König und den Herzog von Braunschweig zu Gesicht. Am 31. stand man vor Verdun und eröffnete die Beschießung. Die Festung ergab sich nach tapferer Gegenwehr am 2. September, und am nächsten Tage konnte der Herzog an Einsiedel in Weimar schreiben:

„Die Merkwürdigkeiten Quedlinburgs hab' ich gestern gleich mit denen von Verdun vergleichen wollen, wo ich den gestrigen Abend zubrachte; indessen zogen aufgerissenes Pflaster, der Auszug einer halbbesoffenen und halbtollen Nationalgarde, eine Boutique von Dragées, Bonbons, Liqueurs[2] und dazu gehörigen Mädchens, der Leichenconduct des sich selbst entleibten

---

1795 I, Düsseldorf 1853, 523 ff 581 ff. — Mémoires du général Dumouriez (3 Bde), Hamburg 1794. Deutsche Übersetzung von Ch. Girtanner (2 Bde), Berlin 1794. — J. H. Frhr. v. Minutoli, Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792, Berlin 1847. — (G. W. Frhr. v. Valentini), Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers, Glogau 1833. — Ch. Girtanner, Historische Nachrichten über die französische Revolution VIII, Berlin 1794, 461 ff; IX (1795) 202 ff 237 ff 313 ff 333 ff. — A. Chuquet, La Première Invasion prussienne, Valmy, la Retraite de Brunswick (3 vols), Paris 1886—1887. — A. Sorel, L'Europe et la révolution française III³, Paris 1897, 1—96. — Weyland (Faselius), Lebens- und Regentengeschichte Karl Augusts, Weimar 1857, 17—20. — A. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, 86—90. — Bruno Bauer, Zur Orientierung über die Bismarck'sche Ära, Chemnitz 1870, 198 ff. — P. v. Bojanowski, Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments 1787—1794, Weimar 1894, 58 ff. — A. Chuquet, Études de Littérature Allemande, 2ᵉ série, Paris 1902, 73—130.

[1] Über Goethes Besuch in Mainz schreibt Huber an Körner: „Die ihn früher kannten, finden, daß seine Physiognomie etwas ausgezeichnet Sinnliches und Erschlafftes bekommen hat." „An Begeisterung für ein höheres Ziel glaube ich bei Goethe nicht mehr, sondern an das Studium einer gewissen weichen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zusammengebraut haben mag, und in welche dann mannigfaltige und gegen seinen ehemaligen Geist oberflächliche Beschäftigungen mit wissenschaftlichen und andern vorhandenen Gegenständen mit einschlagen" (S. Brunner, Die Hofschranzen des Dichterfürsten², Wien [und Würzburg] 1891, 408 f). — Wie A. Dove (Goethes Werke, Cottas Jubiläums-Ausgabe XXVIII xxiii f) zeigt, hat Goethe „die Aeußerung nicht aus dem Gedächtniß verloren".

[2] Von diesen wichtigen Artikeln erzählt auch Goethe: Werke, WA 1. Abt. XXXIII 37 f. — Er sandte Christiane am 10. September „ein Körbchen mit Liqueur und ein Päckchen mit Zuckerwerk." „Behalte mich ja lieb!", schreibt er, „denn ich bin manch-

Commandanten der Stadt und ein demokratisches Frauenzimmer, welches bei diesem Anblick die gravis angustia bekam, dergestalt meine Aufmerksamkeit auf sich, daß ich darüber alle Alterthümer und die Nachfrage ihrer Entstehung vergaß." „Wir sind nun Meister der letzten Vestung, welche unsern Lauf nach Paris aufhalten konnte. Stellen sie uns Nichts im freien Felde entgegen, so sind sie verloren, und thun sie dieses, so wird es ihnen darum nicht besser gehen." [1]

Mitten in diesen rosigen Siegeshoffnungen machte dem Herzog der Professor Gottlieb Hufeland in Jena zu schaffen, welcher im Frühjahr Vorlesungen über die französische Revolution eröffnet hatte und sehr freisinnig darüber in die Allgemeine Literaturzeitung schrieb. Die jenaische Jugend nahm dies mit Begeisterung auf, der Herzog billigte „Zweck und Manier" der „Revolutionsbogen"; aber die preußische Regierung war darüber ungehalten und verbot die Zeitung. Als preußischer General zwischen zwei Stühle geraten, hielt es Carl August für das Beste, wenn Hufeland seine Vorlesungen drucken ließe: das würde die üblen Gerüchte darüber am ehesten zum Schweigen bringen.

„Uebrigens", schrieb er an Voigt [2], „haben Sie nur keine Sorge, daß unsere faits den Despotismus erheben oder die Denkfreiheit hindern werden. Die Einschränkung aber, die entstehen wird, ist diese, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Administration von Ländern, ja eines Bauerngutes Nichts zu thun gehabt, Nichts davon praktisch verstehen, weil die Administration nur durch die Erfahrung erlernt werden muß, mithin dergleichen Gelehrte nicht auf leere Abstraktionen hin Grundsätze in die Welt bringen mögen, die nur wahr scheinen, weil sie so wenig wie Gespenster widerlegt werden können, und daß also dergleichen Gelehrte sich nicht wie N. N. künftig für Lehrer des Volks und der Regenten ansehen mögen, und (nicht) jeden Gedanken, der eine Indigestion supponirt, für einen innern Beruf ansehen mögen, das Volk gegen scheinbare Bedrückungen aufzurufen, und Regenten neuerfundene Pflichten einzuschärfen."

---

mal in Gedancken eifersüchtig und stelle mir vor: daß dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir ausser dir nichts gefällt" (Goethes Werke, WA 4. Abt. X 18). — Der Kronprinz von Preußen meldet in seinem Tagebuch am 2. September: „Der Herzog von Weimar, dem der Ruf der Verduner Liqueurs und Dragées sehr wohl bekannt war, zieht Erkundigungen ein, wo die besten zu haben. Man führt uns zu einem Kaufmann Namens Leroux, an der Ecke eines kleinen Platzes wohnhaft, der uns sehr höflich empfängt und nicht verfehlt, uns auf das Beste zu bedienen" (Goethe-Jahrbuch IV 89).

[1] 8. September 1792. A. Schöll, Carl-August-Büchlein 87.

[2] 4. September 1792. Ebd. 88.

Den übernächsten Tag, am 6. September, wurde das Lager jenseits Verdun verlegt. Goethe blieb mit dem weimarischen Regiment bis zum 10. September in Jardin-Fontaine. Dann erfolgte der Marsch nach dem Argonnerwald, über Malancourt, Landres in die Nähe von Grandpré[1]. Nachdem General Clerfait mit den Österreichern den Paß Le Chêne le populeux gestürmt hatte, zogen die Preußen durch Grandpré, überschritten die Aisne und marschierten, nach eintägiger Rast bei Vaux-les-Mourons, weiter nach Massiges, Somme-Tourbe, in die Nähe von Valmy. Die Langsamkeit ihrer Bewegungen ermöglichte es Dumouriez, Grandpré noch rechtzeitig zu verlassen, sich nach Sainte-Menehould zurückzuziehen, sich mit Kellermann, Beurnonville und Chasot zu vereinigen und so bei der Mühle von Valmy — auf einer Anhöhe bei Sainte-Menehould — 40 000 Mann in günstigster Position und wohlverschanzt aufzustellen[2].

Den Preußen, welche am 15. mit leichter Mühe den General Dubouquet in Chêne le populeux hätten einschließen, Dumouriez in den Rücken fallen und sich offenen Weg nach Paris bahnen können, blieb jetzt nichts übrig, als die gerettete, vereinigte und verstärkte französische Armee in ihrer nunmehrigen festen Stellung anzugreifen. Von den Valmy gegenüberliegenden Höhen von La Lune begannen sie am 20. September ihre Geschütze gegen dieselbe spielen zu lassen. Die Franzosen antworteten mit nicht minder heftigem Feuer. Nach Goethes Bericht wären von deutscher Seite 10 000 Schüsse gefallen, von der deutschen Armee 1200 Mann[3] einem vergeblichen Sturm auf die Höhen von Valmy geopfert worden. Der Herzog von Braunschweig ließ nämlich gegen Mittag, während die Kanonade am heftigsten wütete, einen Teil seiner Truppen vorrücken, hinab ins Tal und dann die Hügel von Valmy hinan. Kellermann wurde das Pferd unter dem Leibe getötet. Beide Heere waren zum blutigsten Zusammenstoß gerüstet. Da indes die französische Schlachtlinie der Kanonade ungebeugt trotzte, verzweifelte Braunschweig an einem Erfolg. Zum zweiten Male rief er seine Leute zurück, ließ gegen 7 Uhr abends die Geschütze schweigen, verschanzte sich in La Lune und knüpfte am 22. Unterhandlungen an. Das Hauptquartier blieb sieben Tage lang in Hans, etwas nördlich von Valmy. Es regnete die ganze Zeit.

Den Zug bis Valmy, die Kanonade, das Kanonenfieber, das harte Leben im Zelt und den jämmerlichen Rückzug hat Goethe 1822, dreißig

---

[1] Die Marschroute siehe in Goethes Werken, WA 1. Abt. XXXIII 354 ff (Lesarten).

[2] v. Weiß, Weltgeschichte XVI[4] u. [5], 289—295. — Dumouriez, Mémoires II u. III — Sorel III[3] 35—38.

[3] In Wirklichkeit betrug der Verlust nur 200. H. Hüffer (Goethe-Jahrbuch IV 96) hält Goethes Angabe für einen bloßen Schreibfehler. Nach Valentini wurden beiderseits je etwa 20 000 Kugeln verschossen.

Jahre später, ausführlich und mit dem Behagen eines Greises beschrieben, der vergnüglich auf glücklich überstandene Abenteuer zurückblickt. Ein knappes, aber ziemlich vollständiges Bild der ganzen Lage wie seiner Beteiligung bei dem Abenteuer gibt der Brief an Knebel aus dem Lager „bey Hans d. 27. Sept. 1792“ [1]:

„In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren und dieses Musterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu dencken. Es ist mir sehr lieb daß ich das alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist sagen kann:

et quorum pars minima fui.

„Wir sind in einer sonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man daß die Franzosen die Forêt d'Argonne besetzt und den Paß von Clermont auf Ste. Menehould verrannt hatten. Man suchte sie zu tourniren und mit Hülfe des General Clairfait vertrieb man sie von dem Posten von Grandpre, die ganze Armee ging über diesen Ort und setzte sich zwischen S. Menehould und Chalons. Als man den Feind zu Gesicht bekam ging eine gewaltige Canonade los, es war am 20ten, und da man endlich genug hatte war alles still und ist nun schon 7 Tage still. Sogar die Vorposten schießen nicht mehr. Die Franzoßen stehen ohngefähr wie vorher und von uns kann man nur über Grandpre nach Verdün gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod das langsam nachkommt machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an den Feind für etwas zu halten den man bißhierher verachtete und (wie es zu gehen pflegt bey solchen Übergängen) für mehr zu halten als recht ist.“

„Der Herzog ist recht wohl, ich bin es auch, ob ich gleich täglich etwas von meinem Fette zusetze, wie meine Vesten und Röcke zeugen. Ich bin nach meiner Art im Stillen fleißig und dencke mir manches aus; in Opticis habe ich einige schöne Vorschritte gethan.

„Ich lese französche Schriftsteller die ich sonst nie würde gesehen haben und so nütze ich die Zeit so gut ich kann. Wäre es gut Wetter so wäre alles anders und man könnte manches versuchen und mehr Menschen sehen. So aber mag man Tage lang nicht aus dem Zelte. Die Gegend ist abscheulich.

„Behalte mich lieb. Empfiehl mich den Durchl. Herzoginnen und allen Freunden. Es freut mich sehr zu hören daß Herder wohl ist, um wenige Tage hätte ich ihn in Franckfurt gesehen. Ich wünsche sehr bald wieder bey euch zu seyn, da aber unser Weg sehr parabolisch ist läßt sich die Bahn schwer berechnen.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 25—27. Vgl. ebd. S. 20—24 seinen Brief vom 25. September an die Herzogin Amalia.

„Indessen mag meine Wohnung fertig werden und, wie sie Meyer einrichtet, ein Plätzgen werden wo meine Freunde gern zusammen kommen. Lebe wohl. Liebe mich.“

Es waren harte Tage. „Der Herzog“, so berichtet Carl Augusts Kabinettssekretär Weyland [1], „setzte sich selbst dem Mangel aus, um für die Gesundheit seines Gefolges zu sorgen.“ Der Kronprinz von Preußen aber schreibt unter demselben Datum, dem 27. und 28. September:

„Die Ruhr, die seit Verdun in der Armee immer zunahm, erreichte hier ihren Gipfel. Wenig Dörfer in der Nähe, keine Einwohner darin, also auch keine Lebensmittel zu haben; unsere Communication mit Grandpré äußerst unsicher durch französische Streifpartien, die öfter unsere Convois beunruhigten, plünderten, Gefangene machten, die Wege dorthin fast ganz impracticabel durch den Regen. Alles dies war Schuld, daß wir kein Brod von der Bäckerei erhalten konnten, und wenn je etwas herankam, so war es gewöhnlich ungenießbar, so daß unsere Noth täglich wuchs und den höchsten Grad erreichte.“ [2]

Unterdessen wurden Unterhandlungen geführt, anscheinend ein höchst verschlungenes Ränkespiel, das noch zum Teil der Aufklärung harrt.

Johann Wilhelm Lombard, der Kabinettssekretär des Preußenkönigs, fiel am 20. einer französischen Streifpatrouille in die Hände. Dumouriez, dem an nichts so sehr gelegen war, als die Verbündeten so lange untätig hinzuhalten, bis er seine Armee noch mehr verstärkt hätte, benützte die Auswechslung dieses Gefangenen, um Verhandlungen anzuknüpfen, und gab ihm eine Denkschrift mit, in welcher er den König von Preußen sehr keck von weiterem Vordringen abmahnte, die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. für unmöglich erklärte und auf Kosten der Österreicher eine französisch-preußische Allianz anzubahnen suchte. Friedrich Wilhelm II. soll über letztere Zumutung ungehalten gewesen sein; doch ließ er sich auf Verhandlungen ein. Sein Adjutant Manstein und der Generalmajor Heymann hatten am 23. eine Besprechung mit Kellermann, welche in den folgenden Tagen wenigstens schriftlich fortgesetzt wurde. Dumouriez erreichte seinen Zweck: er gewann Zeit, um sich besser zu befestigen und noch mehr Truppen an sich zu ziehen [3].

---

[1] Schöll, Carl-August-Büchlein 89. — P. v. Bojanowski a. a. O. 64 67.

[2] Häusser, Deutsche Geschichte I⁴ 387.

[3] Vgl. dazu v. Sybel a. a. O. I 551. — Les points essentiels de Manstein ne sont point une base de négociation, hatte Dumouriez am 24. September nach Paris geschrieben, mais cette pièce, qui n'engage à rien, peut servir de prétexte pour entrer en conversation. Elle prouve la détresse de l'armée prussienne. Je crois, fügte er bei, le roi de Prusse très embarassé et très fâché d'avoir été si avant, et qu'il désire trouver un moyen de sortir d'embarras (vgl. A. Sorel III³ 56).

Als Lucchesini am 26. von Verdun wieder im Hauptquartier eintraf, fand er hier Dumouriez' Adjutanten, Thouvenot, mit 12 Broden, 12 Pfund Kaffee und Zucker für den König, dem Auftrag, einige Gefangene auszuwechseln, und einer nunmehr offenen Einladung zu einem Bündnis mit den Franzosen. Das war dem König zu stark. Lucchesini durchschaute die Absichten des französischen Generals[1]. Im Auftrage des Königs mußte Manstein den Unterhändler zurückweisen, der Herzog von Braunschweig aber des folgenden Tags ein neues Manifest erlassen, in welchem derselbe scharfe und herausfordernde Ton gegen die Revolution angeschlagen wurde wie in seinem ersten. Es ward Kriegsrat gehalten, aber bloß, um in Anbetracht des schlechten Wetters, der grassierenden Krankheiten und des üblen Zustandes der Armee endlich den Rückzug zu beschließen. Am 28. hatte Braunschweig gedroht, die alte Ordnung der Dinge in Paris wiederherzustellen, und am 29. begann er den Rückzug durch die Argonnen.

So ungefähr stellt sich der Verlauf nach preußischen Berichten dar. Alle Schuld wird auf Manstein geschoben, der sich von Dumouriez habe hinters Licht führen lassen. Die Politik des französischen Heerführers war jedoch so leicht zu durchschauen, das Manifest des Herzogs von Braunschweig und der sofortige Rückzug stehen in so seltsamem Widerspruche, daß es schwierig ist, in Mansteins Leichtgläubigkeit die einzige Schuld an dem so jämmerlichen und schmählichen Ende des Feldzuges zu finden[2].

Eine weit einleuchtendere Erklärung bietet der inzwischen bekannt gewordene Brief des Prinzen Heinrich von Preußen an den Generalleutnant Viktor Amadeus Grafen Henckel v. Donnersmarck, den ein Schreiben Carl Augusts an Anna Amalia voll bestätigt. Beide Briefe lassen klar erkennen, daß die Sache der „Alliierten“ von vornherein eine verlorene war. „Man

---

[1] v. Sybel a. a. O. I 555—557.

[2] Nach französischen Berichten haben die offiziellen Unterhandlungen nur als Deckmantel für geheime Abmachungen gedient, welche Dumouriez im Einverständnis mit Danton betrieb und die darauf hinausliefen, daß die Preußen versprachen, binnen 20 Tagen das französische Gebiet zu räumen, Verdun und Longwy zurückzugeben, wofür dann Dumouriez sich verbindlich machte, ihren Rückzug nicht zu stören (Mémoires d'un homme d'état I 460). — Siehe dagegen v. Sybel (a. a. O.), der S. 586 f „sonst unbedeutendes Detail“ anführt, „weil es wahrscheinlich der Ausgangspunkt für die durch den homme d'état verbreitete Angabe ist, es sei wirklich eine solche Convention geschlossen worden“ (ebd. 587 Anm. 1). Sybel, der sich auf „die geheimen Papiere der Unterhandlung selbst“ bezieht, bemerkt S. 550 Anm., er habe „die Sicherheit, daß in Paris keine Materialien“ außer den von ihm gebrauchten existieren. — Vgl. auch A. Sorel (a. a. O. III[3] 77 ff). Le 29 septembre, sagt dieser S. 65 f, les rôles étaient sensiblement changés. Le lendemain de Valmy, les Prussiens avaient eu réellement la pensée de négocier: maintenant la négociation n'était plus pour eux qu'une ruse de guerre. Ils cherchaient à arrêter Dumouriez par le moyen que ce général avait employé pour les contenir.

unterhandelt", äußert deshalb Prinz Heinrich, „nur zu glücklich, daß man in der Zwischenzeit Vorkehrungen für den Rückzug treffen kann." [1]

„Ich habe schlechte Meinung in Bezug auf die Erfolge dieses Feldzugs gehabt", führt der Prinz in seinem Briefe [2] weiter aus. „1. die Manifeste haben Alles verdorben. 2. nach Paris gehen und Waffenplätze und Armeecorps in seinem Rücken laßen war eine Thorheit, die zur Hungersnoth führte. Als man in Verdun angekommen war, konnte man nicht mehr zweifeln, daß alle Meinungen vereinigt waren, da sich Niemand für die Prinzen erklärte; man wußte schon aus Erfahrung, wie schwierig das Marschieren auf den durch die Ungunst der Jahreszeit zerstörten Landstraßen sei; man entfernt sich gleichwohl von Verdun, paßirt mit tausend Schwierigkeiten das Defilé von Clairmontay, man stößt auf eine gut aufgestellte Armee, ist außer Stande ein Positionsgeschütz mit sich zu führen, die Armee ist erschöpft, weil sie zwei Tage lang kein Brod gehabt hat und naß bis auf die Knochen ist; man kanonirt sich, und diese Kanonade, von der man Lärm macht, heischt an Todten und Verwundeten etwa 140 Mann." „Alle Führer sind wie Hund und Katze, bereit sich zu beißen, jeder schiebt dem Andern den Fehler zu."

„So viel kann ich nur sagen", hatte Carl August am 12. Oktober an Anna Amalia geschrieben, „daß wir eilen müßen die Campagne zu verlaßen, weil wir einsehen, daß an keine contre revolution noch an übergang der Linientruppen zu denken sey und wir vom Feinde umgeben in einem lande, das uns sehr übel wolte, zumahl da wir es tüchtig ausplünderten uns befinden, wo unsere communication mit unsern Magazinen bey dem erschreckl. bösen Wetter und Wegen zu beschwerl. und gefährl. würde, eine Bataille zu wagen war nicht rathsam, da wenn sie auch gewonnen würde uns nicht weiter sichern könnte als daß wir eine Menge Kerls totschlügen, die bald wieder ersezt werden konten, indeßen wir immer da der Feind in den festesten Posten stand, sehr viele leute eingebüßt haben würden welche zu ersetzen und die remonte für Artillerie und Cavallerie zu bestreiten ohnmögl. gefallen wäre indem die Entfernung von hause zu groß war." „An eine zweyte Campagne ist gewiß nicht zu denken, weil ein jeder einsieht, daß mit dem Kriege nichts zu zwingen ist, die zeit vielleicht das Französische Wesen zerstört uns unsre Armee durch die Märsche, erschreckl. Wit-

---

[1] Auch A. Chuquet (Goethe en Champagne [Études de Littérature Allemande, 2e série] 106) betont, que Manstein, Lucchesini, Kalkreuth, Brunswick ont, dans une suite de parlementages, dupé Dumouriez le dupeur et que le général français, trop confiant dans sa diplomatie, croyant acheter par son inaction l'alliance de la Prusse, laissa, de son chef, les portes de l'Argonne ouvertes aux coalisés.

[2] Vom 12. Dezember 1792. P. v. Bojanowski a. a. O. 52 Anm.

terung, daraus entstandene Krankheiten und crepiren von pferden durch den allgemeinen Mangel und theuerung der lebens Mittel so ruinirt ist daß wir schwerlich mit diese truppen das Feld halten können.“ [1]

Im deutschen Heer waltete Schmerz, Beschämung und Unwille vor, daß man, anstatt siegreich in Paris einzuziehen, so elend wieder an den Rhein zurückmarschieren mußte. Wie Goethe schon den Waffenstillstand vom 24. September als unzureichend bedauert hatte, so stimmte er auch jetzt in die allgemeine Klage ein. „Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt, es hieß: der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher darüber ganz verwundert und entrüstet sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe.“ [2]

„Wo man sich umsah“, so erzählt der Dichter von dem Anfang des Rückzuges [3], „einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sei gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte uns anzugreifen; da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her und der Menschengeist, der allem was geschieht Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und Sainte Menehould seien glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden.“

Nachdem Goethe mit dem Lager schon am 7. Oktober bei Consanvoye angekommen war, erreichte er nach harten Strapazen die Maas, am 9. Oktober trennte er sich von der Armee, um nach Verdun zu fahren und dort einen Tag zuzubringen, am 13. Oktober war er in Arlon, am 14. in Luxemburg [4].

---

[1] F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Berlin 1892, 304 305.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 93. [3] Ebd. 96.

[4] In Luxemburg, berichtet „ein preußischer Artillerie-Offizier“ (v. Biedermann, Goethes Gespräche V² 34), „durfte ich mich zu meiner großen Freude von dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar trennen; denn obgleich er persönlich mir stets ein gnädiger Herr gewesen war und geblieben ist, so mißfiel mir doch in seiner Umgebung gar manches. Alle diese Hofschranzen hatten keinen Sinn für die preußische Fahnenehre, die hier so schmählich verletzt wurde, und selbst der Herr Goethe konnte, so wie er sich nur wieder in Luxemburg in Sicherheit wußte und eine gute Tafel vor sich hatte, schon aufs neue scherzen und alle möglichen Witzeleien machen, als wenn nichts vorgefallen wäre.“ — Vgl. hierzu auch den Bericht des Polen Trensinski, den uns Alexander Herzen in seinen Denkwürdigkeiten aufbewahrt hat (Emmy Haertel, Einiges aus Alexander Herzens Memoiren über Goethe. Ein Beitrag zu Goethe und die Slaven, in Goethe-Jahrbuch XXXIII 158—173). Trensinski war, mit seinem Vater auf der Rückreise von Paris begriffen, auf das Heer der Alliierten gestoßen und ward Ohrenzeuge eines Gespräches Goethes, den er „den

Von hier sandte er Herder eine leichte Federzeichnung — in der Mitte ein Freiheitsbaum mit der Inschrift: cette terre est libre, zugleich als Wegweiser dienend: chemin de Paris. Nach Paris hin geht über einem Hügel die Sonne auf, nach der deutschen Seite hin Wolken und strömender Regen. Der Text dazu heißt:

„Aus der mehr historischen und topographischen als allegorischen Rückseite werden Ew. Liebden zu erkennen geruhen, was für Aspecten am Himmel und für Conjuncturen auf der Erde gegenwärtig merkwürdig sind. Ich wünsche, daß diese Effigiation zu heilsamen Betrachtungen Anlaß geben möge. Ich für meine Person singe den lustigsten Psalm Davids dem Herrn, daß er mich aus dem Schlamme erlöst hat, der mir bis an die Seele ging.

Diplomaten" nennt, mit einem alten preußischen Obersten. „Freilich", äußerte ersterer, „unsere augenblickliche Lage ist nicht gerade die glänzendste, aber denken wir daran, womit sich Joinville tröstete, als er mit dem hl. Ludwig in Gefangenschaft war: Nous en parlerons devant les dames. ‚Ergebensten Dank für den Rat', entgegnete der unerbittliche Obrist, ‚ich würde meiner Frau, Mutter oder Schwester, wenn ich sie hätte, nicht ein Wort von dieser Kampagne sagen.' Der Diplomat merkte, daß er mit seinem Gegner nicht fertig würde und zog sich, wie Xenophon, mit den folgenden zehntausend Worten ehrenvoll zurück: ‚Die Welt der Politik ist mir vollständig fremd; es langweilt mich, wenn ich von Märschen und Evolutionen, von Debatten und staatlichen Maßnahmen höre. Ich habe niemals ohne Langeweile die Zeitungen gelesen; alles das ist etwas so Vorübergehendes, Zeitweiliges, ja und seinem ganzen Wesen nach uns Fremdes. Es gibt andere Gebiete, in denen ich mich als Herrscher fühle; weshalb soll ich, ohne dazu berufen zu sein, als ein dutzendmäßiger Raisonneur mich in Dinge mischen, welche die Vorsehung denen auferlegt hat, die sie auserwählt, die schwere Last der Regierung zu tragen? Und was geht es mich an, was in dieser Sphäre geschieht?" Das Wort „dutzendmäßiger Raisonneur" hatte ins Ziel getroffen. Der Obrist preßte seine Cigarre so zwischen den Fingern, daß der Rauch aus zwanzig Stellen herausquoll, und sagte: „Nun ich als einfacher Mensch fühle mich nirgends weder als Herrscher noch Genie, aber überall bleibe ich M e n s c h, und ich erinnere mich, daß ich als Schulknabe auswendig gelernt habe: Homo sum et nihil a me alienum puto. Zwei Kugeln, die mir durch den Leib gedrungen, haben mir das Recht gegeben, mich in die Angelegenheiten zu mischen, für die ich mit meinem Blute zahlen muß" (ebd. 164). Nach ebd. S. 167 Anm. 1 fand die Begegnung am 27. September statt. — Einige Jahre später sah Trensinski den Obersten im Weimarer Theater wieder, wo in Goethes Anwesenheit irgend „eine politische Farce" aus dessen Feder gegeben wurde. Das Gesicht des Obersten „war so mager geworden, als wäre er um zehn Jahre gealtert, er trug den Arm in der Binde. ‚Was hat Goethe damals davon gesprochen, daß ihm die Politik nicht hoch genug sei, und jetzt läßt er sich aufs Pamphlet ein? Ich bin nur ein ‚dutzendmäßiger Raisonneur' und verstehe die Leute nicht, die da lachen können, wo Völker Ströme Blutes vergießen und die die Augen schließen, um nicht mit anzusehen, was sich vor ihnen abspielt. Aber vielleicht ist das ein Recht des Genies . . .' Ich drückte ihm die Hand und wir gingen auseinander" (ebd. 165 f).

„Wenn Ew. Liebden Gott für allerlei unerkannte Wohlthaten im Stillen danken, so vergessen Sie nicht, ihn zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stande gesetzt hat, Thorheiten ins Große zu begehen.

„Ich wünsche gute Folgen des Bades auf den Winter. Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Äsern . . . gefangen hielt.“ [1]

Während sein Reisebericht wiederholt auf Unterhandlungen hindeutet, läßt er den Gegenstand derselben unerörtert. „Es läßt sich viel über das alles sagen“, schreibt er am 10. Oktober aus Verdun an Voigt, „es wird viel gesagt werden, und doch wird ein großer Theil dieser sonderbaren Geschichte ein Geheimniß bleiben.“ [2] „Daß Goethe von dem eigentlichen Getriebe“, meint Hermann Hüffer, „nichts Genaues erfahren, also auch nicht mitgetheilt hat, wird man nicht befremdlich finden und noch weniger ihm verübeln. Der Herzog von Weimar hat nicht mehr davon erfahren; selbst der preußische Kronprinz befand sich, wie er ausdrücklich anmerkt, in gleichem Falle.“ [3]

Der Herzog, der selbst weder in militärischer noch in politischer Hinsicht eine bedeutende Rolle spielte und an eine ernste Kriegsaffäre nicht glaubte,

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 35 f.

[2] Ebd. 32. — Goethe ne reçut pas d'augustes conférences, bemerkt A. Chuquet (Goethe en Champagne [Études de Littérature Allemande, 2e série] 75 f), et il passa presque inaperçu: ni Lombard dans ses lettres à sa femme, ni le prince royal de Prusse dans ses Réminiscences, ni les officiers prussiens Massenbach, Minutoli, Strantz dans leurs Souvenirs ne citent le nom du plus grand écrivain de l'Allemagne.

[3] Goethe-Jahrbuch IV 97. — Chr. v. Stramberg berichtet im Rheinischen Antiquarius 1. Abt. I, Coblenz 1851, 116, nach den Aussagen der Emigranten ausführlich, wie man in ihren Kreisen Goethe eine politische Bedeutung beimessen wollte. Unhaltbar ist jedenfalls die Behauptung, daß Goethe sich mit Lombard habe fangen und aus der Beute des französischen Kronschatzes bestechen lassen, um durch seine Wetterberichte und Jammerschilderungen die Schmach des Rückzuges und die geheimen Unterhandlungen mit den Franzosen zu decken, denn er hat seinen Bericht erst 30 Jahre später geschrieben. Für seine Gefangennahme liegen keine sonstigen Zeugnisse vor. Dagegen bestätigen die jetzt bekannt gewordenen Mitteilungen der kompetentesten Beurteiler in vollem Umfang die von Goethe geschilderte Notlage des Heeres, die auch der Kämmerer Wagner in seinen Aufzeichnungen (P. v. Bojanowski a. a. O. 59 f) voll und ganz zugibt (vgl. Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Bearbeitet von Dr V. Petersen, 2 Bde, Stuttgart 1908, II 45 ff 55 ff) und lassen den Rückzug als unvermeidlich erscheinen. Gegen die Emigranten hat sich Goethe nicht unbillig gezeigt, und Stramberg hatte unrecht, dieselben an ihm rächen zu wollen. Anderseits hat er recht mit der Behauptung, daß Goethe der Kanonade von Valmy viel mehr Wichtigkeit beigelegt, als sie verdiente, da sie nicht „mit irgend einer nennenswerthen Schlacht der nächsten 23 Jahre verglichen werden kann“ (Häusser a. a. O. I 379).

hatte, wie Weyland Anna Amalia berichtete, Goethe zu sich ins Lager berufen, vor allem weil „die Langeweile ein böser Gast“ war[1]. So ist es wahrscheinlich, daß Carl August der diplomatischen Talente Goethes nicht bedurfte und daß dieser über die Politik schwieg, weil er zu den „Thorheiten in's Große“ wirklich nichts zu sagen hatte. Wie früher bei ähnlicher Gelegenheit den Dramatiker, so kehrte er jetzt den unpolitischen Beobachter des Volks- und Kriegslebens, den Naturforscher — und wo er wieder auf friedlichen Boden kam, den Kunstfreund und Kunstforscher heraus.

Obwohl erst nach dreißig Jahren redigiert, sind seine Marsch-, Zelt- und Lagerszenen lebhaft und anschaulich ausgeführt. Aus den sorgfältig retouchierten Bildern ist die Frische unmittelbarer Aufzeichnung zu erkennen. Wie auf der italienischen Reise, hat er auch bei der französischen Campagne dem weiblichen Geschlechte besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Häusliche Szenen, Familienleben, allgemein menschliche Verhältnisse interessieren ihn sichtlich mehr als der Feldzug und die damit verknüpften politischen und religiösen Fragen[2]. Er kümmert sich wenig um Preußen und Österreicher, um Jakobiner und Girondisten, um die königstreuen Emigranten und um die wütenden Republikaner, um Ludwig XVI. und um Friedrich Wilhelm II., um den Sieg der roten Republik und um die Wiederherstellung des legitimen Königsthrones in Frankreich, von welcher der ganze Lauf der Weltgeschichte bedingt war[3]. Er betrachtete den Krieg selbst in erster Reihe wie ein malerisches, literarisches, höchstens allgemein ethisches Problem — ein buntes Schauspiel für Menschenbeobachtung[4]:

---

[1] Bornhak a. a. O. 303.

[2] H. Loiseau (L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 1749—1794, 598 f) kommt zum Fazit, daß Goethe, autant que personne, a vu clair dans le jeu des protagonistes du drame, et qu'autant que personne aussi il s'est intéressé à la marche des événements du jour. Den Beweis dafür bleibt er schuldig.

[3] „Es ist nicht anders — die für die Darstellung gewählte Kunstform darf uns nicht darüber täuschen: eine im engeren Sinne sogenannte Geschichtsquelle, wie sie dem Boden der Wirklichkeit unmittelbar entspringt, haben wir in den historischen Parthien nicht vor Augen“ (A. Dove in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XXVIII xxxvii).

[4] Ihm seien, schreibt Wilhelm Grimm an Suabedissen am 17. Juli 1822, „Selbstbiographien, die redlich abgefaßt worden, immer anziehend gewesen.“ „Wie ganz anders“, so fährt er fort, „erscheint dagegen Göthe in dem neuesten Bande seiner Lebensbeschreibung, wo er den Feldzug in die Champagne 1792 beschreibt und die Weltgeschichte in den Lauf seiner Begebenheiten eintritt: alles ist zierlich und kunstreich geordnet, schön in Farben gesetzt und auch auf diesem Wege gewinnen wir einen sehr bestimmten Eindruck seines Wesens. Merkwürdig sein Hang zur Beobachtung mitten in Unruhe und Gefahr, die ihn sogar treibt, das Kanonenfieber an sich selbst wirken zu lassen. Ich glaube, eben dieses Hanges wegen ist er kein vollkommen großer Dichter geworden wie etwa Shakespeare, der allerdings mit einem Bewußtsein und Gefühl von sich, doch ohne Mühe und lästige Arbeit, auf den Stahlfedern

„Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustande Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat, und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.“ [1]

Während die Revolution die ganze bestehende europäische Ordnung aus den Angeln zu heben drohte, floh Goethe zur Natur. Was lag ihm viel an entthronten Königen? Er gedachte Newton zu entthronen.

„Glückselig aber der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte; die Farbenerscheinung der Quelle [2] hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuen Canzleigefährten erwies, in's gebrochene Concept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und als Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad.“ [3]

Der Thron der französischen Könige bricht zusammen, die Kriegsmacht des sinkenden deutschen Reiches weicht vor dem rasch aufgerafften Heer der Jakobiner zurück, der Name Deutschland wird zum bloßen geographischen Begriff — und das alles war für den „deutschesten unserer Nationaldichter“ nicht viel mehr als eine interessante Komödie:

„Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps echte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnt' ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe, so gut sie kann, auf's beste herausgestutzt das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publicums überlassen muß.“ [4]

---

seines Geistes sich wiegt, und ohne Vorsorge in die Sonne seine Augen richtet. Es klebt Göthes Werken bei aller Herrlichkeit, zu viel Studium an, wie es andere Menschen auch brauchen, eben darum aber viel zeitlich Vergängliches“ (E. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, 2. Ausgabe, Marburg 1895, I 213 f).

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 42. — Ebd. 363 (Lesarten) findet sich ein „knappgefaßtes Schema des ganzen Werkes über die Campagne“ aus Goethes Nachlaß, worin es heißt: „Schwer zu entziffernde Complication innerer Geistes-Verhältnisse und äusserer zudringenden Umstände. Auf Kunst und Natur drang ich los als auf Objeckte, suchte nach Begriffen von beyden. Zerstörte alle Sentimentalität in mir und litt also Schaden am nahverwandten sittlich ideellen. Neigte mich in solcher Hinsicht ganz zu einem strengen Realismus.“

[2] Goethe hatte in einem Bach, in welchem Soldaten fischten, Refraktionserscheinungen beobachtet. [3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 50 f. [4] Ebd. 128 f.

Achtes Kapitel.

Der Besuch in Münster.

(1792.)

In Trier, wo Goethe am 21. Oktober eintraf und bis zum Ende des Monats verweilte, wurde er von der Nachricht überrascht, daß Custine Mainz, Neuwinger Frankfurt genommen habe. Sein Plan, die Vaterstadt zu besuchen, ward dadurch vereitelt. Ein verspäteter Brief der Mutter kündigte ihm in Trier den am 19. September erfolgten Tod seines Oheims, des Schöffen Textor, an, und stellte zugleich die vertrauliche Anfrage, ob er allenfalls gesonnen wäre, die durch diesen Todesfall erledigte Ratsherrnstelle in Frankfurt anzunehmen. Er beantwortete diese Anfrage erst nach zwei Monaten, mit Dank ablehnend:

„Bey der unwiderstehlichen Vorliebe die jeder wohldenckende für sein Vaterland empfindet, würde es mir eine schmerzliche Verläugnung seyn eine Stelle auszuschlagen die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hießigen Verhältnisse so glücklich und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchl. haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihnen soviel schuldig geworden daß es der größte Undank seyn würde meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.“ [1]

Statt nach Frankfurt oder Weimar reiste er am 1. November über Koblenz, Bonn und Düsseldorf nach Pempelfort, wo er im Familienkreis Fritz Jacobis von den Strapazen des Feldzuges vier Wochen lang ausruhte. Anfang Dezember fuhr er dann nach Münster und brachte die Tage vom 6. bis 10. bei der Fürstin Gallitzin zu [2]. Erst am 17. Dezember traf er wieder in Weimar ein.

---

[1] 24. Dezember 1792. Goethes Werke, WA 4. Abt. X 44. „Auch bin ich jetzt da ich meine Vaterstadt wieder besucht habe“, hatte der Dichter am 10. September aus Verdun an Voigt geschrieben, „aufs lebhafteste überzeugt worden daß dort für mich kein Wohnens und Bleibens ist“ (ebd. 16). — Vgl. R. Keil, Frau Rath, Leipzig 1871, 309 ff.

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 371 (Paralipomena) und dazu ebd. 4. Abt. X 41. — In einem ungedruckten Brief der Fürstin an Stolberg, wahrscheinlich vom 16. Dezember, heißt es: „Ich hätte Ihnen vieles noch zu sagen über vier mir äußerst interessante Tage, die Göthe unter meinem Dache zugebracht hat.“ Stolberg war eben auf der Rückreise von Italien.

Goethe hat den Besuch in Münster mit der Feinheit eines Diplomaten beschrieben, der sich an einem feindlichen Hof mit Würde und Anstand zu bewegen, ja selbst die Angehörigen desselben zu gewinnen weiß, ohne seiner eigenen Stellung irgend etwas zu vergeben. „Ich wußte daß ich in einen frommen sittlichen Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend.“ [1]

Die Fürstin kannte er schon persönlich. Sie hatte ihn, von Fürstenberg und Hemsterhuys begleitet, im Herbst 1785 mit ihren Kindern besucht. Alle hatten einen überaus günstigen Eindruck auf ihn gemacht. „In einer solchen Gesellschaft war das Gute sowie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend.“ Hemsterhuys war inzwischen gestorben, Fürstenberg gealtert, aber „immer derselbe verständige edle, ruhige Mann.“ Geistlicher, Staatsmann, war er nahe, den Fürstenthron zu besteigen. Amalie war inzwischen am 28. August 1786 katholisch geworden [2].

„Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseau'scher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren, Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Dießmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden, ich fand sie verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem halbklösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht.

„Aber als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohne.“ [3]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 230.

[2] Vgl. Hanny Brentano, Amalie Fürstin von Gallitzin, Freiburg 1909.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 231 f.

Nie ist die katholische Weltanschauung näher und mit Rücksicht auf Goethes Charakter gewinnender an den Dichter herangetreten, als in der Gestalt der liebenswürdigen, edeln Fürstin, im Kreise der bedeutenden Männer, welche sie umgaben. Was Gutes an Rousseaus Ideen war, fand er hier harmonisch verschmolzen mit den feineren Formen französischer Bildung. „Diotima“ hatte ihren Platon gelesen und empfand für echte Kunst das höchste Interesse. Selbst daß sie etwas schwärmerisch war und mehr zu platonischen Träumereien hinneigte als zur ernsten, scharfen Philosophie des Stagiriten, konnte den Dichter kaum abstoßen, der mitten in seiner realistischen Naturbetrachtung sich selbst poetischen Anwandlungen und Träumen nicht zu entziehen vermochte. Er begegnete in ihr einem hohen, reichen Geist, der unstet alle Regionen der zeitgenössischen Bildung durchwandert und nach endlosem Ringen erst im schlichten katholischen Glauben wahren Frieden gefunden hatte. Sie war durch ihre Konversion nur anspruchsloser, liebenswürdiger geworden, streng gegen sich selbst, ein Engel der Wohltätigkeit gegen andere. Die äußere Bildung und die feinen Umgangsformen einer Frau v. Stein verbanden sich hier mit wahrem geistigen und sittlichen Gehalt.

Goethe konnte sich tatsächlich dem freundlichen Eindruck nicht entziehen, welchen die Fürstin und ihr Kreis auf ihn machten. Aber gegen jede tiefere Einwirkung schloß er sich ab. Die römischen Elegien waren noch kaum gedichtet, und er befand sich auf der Rückreise zu Christiane Vulpius. Aalglatt schlüpfte er an allem vorüber, was seine irdische Behaglichkeit irgendwie hätte stören können.

Dem Andenken Hamanns, der im Garten der Fürstin begraben lag, wurde pietätvolle Erinnerung gezollt, „seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen“ [1]. Die Werke des Philosophen Hemsterhuys gaben Anlaß zu weitläufigen, anziehenden Auseinandersetzungen; wie Goethe hatte dieser für antike Bildhauerkunst geschwärmt, fand sich indes immer ernüchtert, wenn er die vielgepriesenen Werke selbst vor sich hatte. Das schrieb Goethe jedoch nicht tieferen, ethischen Motiven zu, sondern unbegründetem Vorurteil, und ließ sich in seiner heidnischen Götterverehrung nicht beirren.

„Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht augenblicklich nieder.

„Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 231.

Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach, und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt;
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst." [1]

Man hätte ihm herzhaft antworten sollen, daß eine Kunst solch mythologischen Ursprungs unmöglich die höchste sein könne:

Fliehen müßt' ich die Kunst und der Musen holde Gesellschaft,
Stammte die Liebe der Kunst nur von dem reizenden Pfeil,
Wäre Urania nur, die lüsterne, Mutter des Schönen,
Amor ihr frecher Genoß, Sprößling und Gatte zugleich.
Doch gestürzt ist ihr Reich, zertrümmert sind ihre Altäre,
Und das Göttliche strahlt rein in des Menschen Gestalt.
Auf jungfräulichem Arm thront mild die ewige Liebe,
Segnet mit kindlicher Hand selig die ringende Welt,
Wecket zum Liede die Brust und weihet zum herrlichen Tempel
Tausendfältigen Schmucks neu die entsühnte Natur.

Eine derartige Antwort erfolgte jedoch nicht. Mit dem „allegorischen Glaubensbekenntniß", erzählt Goethe, „schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Theile machten sich's zur Pflicht von ihren Gefühlen und Überzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen könnte." [2] Er erklärte Fürstenberg den Zusammenhang seiner osteologischen mit seinen früheren physiognomischen Studien; er schilderte die Kirchenfeste in Rom und wußte dabei seinen „katholischen frommen Zirkel" ebenso zu befriedigen wie „die Weltkinder mit dem Karneval". Den angenehmsten Zeitvertreib aber bot ihm eine Sammlung antiker geschnittener Steine: er war ganz selig, „die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt" zu finden [3], heidnische Götter und Heroen, Medusenhäupter, allerliebste Opfer und Bachanalien, die schätzbarsten Porträte von bekannten und unbekannten Personen. Die Sammlung, welche für die Fürstin bloß eine vornehme Kunstliebhaberei war, galt Goethe als ein Schatz, ein Heiligtum, ein Stück Religion. Obwohl abgemahnt, bot sie ihm an, die Sammlung mitzunehmen, was nach komplimentöser Weigerung auch geschah.

„So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 236 f; vgl. ebd. II 135.
[2] Ebd. XXXIII 237. [3] Ebd. 236.

begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige folgte. Die bedeutenden Puncte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch dort wieder zu sehen.

„Diese Abschiedsformel wohldenkender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider, ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern, und sonst meist von wohlwollenden mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Überzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt." [1]

Das tönt recht artig. Man darf indes nicht vergessen, daß der Bericht erst 30 Jahre später geschrieben ist, nachdem sich Goethe seine Stellung zur katholischen Religion noch viel ruhiger zurechtgelegt und sich angewöhnt hatte, alles Katholische gemütlich und ohne Widerspruch an sich ablaufen zu lassen. Im nächsten Frühjahr nach dem Besuch, den 17. April 1793, schrieb er an Fritz Jacobi:

„Daß ihr aber zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder die sich formalisiren wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angebohrnen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichniße der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirckten Tapete an einem Festtage herauskehrt." [2]

Edel und arglos wie die Fürstin war, konnte sie nicht ahnen, daß Goethe ihr gegenüber nur „die rechte Seite der gewirckten Tapete an einem Festtage" herausgekehrt hatte. In einem Briefe vom 2. Dezember 1793 spricht sie die Meinung aus, Goethes sonderbares Wesen besser innezuhaben und zu beurteilen als manche andere sonst gute und edle Menschen, welche sich darüber unberechtigterweise wunderten. Sie wollte sich indes hierauf nichts zugute tun. „Denn", schrieb sie, „ich fühle zu sehr, daß mir's, wenn Sie sich hätten die Mühe geben wollen, den Proteus bei mir zu machen, (eine Rolle,) die Sie bei so manchen ehrlichen Leuten müssen gespielt haben, um kein Haar besser gegangen sein würde." [3]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 244 f.

[2] Ebd. 4. Abt. X 52. Vgl. Goethe-Jahrbuch III 304.

[3] F. Th. Bratranek, Aus Goethes handschriftlichem Nachlaß, in Goethe-Jahrbuch III 283. Die nachlässige Rechtschreibung der Gallitzin macht diese Schriftstücke schwer verständlich. Die verbesserte Fassung in der 2. Auflage dieses Werkes bleibt daher in der neuen unangetastet.

Sie glaubte ihn aber nicht nur besser zu verstehen als andere, sie meinte auch offenbar, einigen Einfluß auf ihn gewinnen zu können. Wie sie ihm bei seinem Besuche die größte Aufmerksamkeit erwies, so suchte sie die Verbindung mit ihm aufrecht zu erhalten. Kaum einige Wochen nach seiner Abreise schickte sie ihm ein Kaminmodell zu, das er zu haben wünschte, und eine Schrift von Hemsterhuys, schrieb ihm, scherzte freundlich über seinen Kunstenthusiasmus, bot ihm Schriften des Philosophen Hemsterhuys über Optik an, bezeigte die innigste Freude über einen Brief von ihm und bat um einen weiteren [1].

Eine langwierige Augenkrankheit Amaliens störte die begonnene Korrespondenz. Kaum ging es besser, so war es ihr erstes, Goethe für seine Zusendungen zu danken: sein von ihm selbst gezeichnetes Porträt, Material zu optischen Versuchen und sein kleines Drama „Der Bürgergeneral". Für alles hatte sie ein liebes, freundliches Wort. Es freute sie zu hören, daß Goethe wie sie, am 28. August, dem Festtag des hl. Augustin geboren war. Sie teilte ihm als Festgruß eine Stelle aus diesem Kirchenvater mit:

„Wenn man sagt, daß die Tugend zum glücklichen Leben führt, so ist der Grund hiervon, weil die Tugend nichts Anderes ist, als die Liebe des höchsten Gutes, und wenn man sagt, daß es vier Cardinaltugenden gibt, so gilt das nur in Bezug auf die verschiedenen Formen, welche diese Liebe nimmt, je nachdem man sie verschieden übt. Die Mäßigkeit ist eine Liebe, welche bewirkt, daß man sich rein und ganz bewahrt für das, was man liebt; die Starkmuth eine Liebe, die Alles dulden läßt für das, was man liebt; die Gerechtigkeit eine Liebe, welche bewirkt, daß man sich nur dem unterwirft, was man liebt, und sich über alles Andere erhaben hält, wie es die naturgemäße Ordnung von uns erheischt; die Klugheit endlich eine Liebe, welche das, was sie ihrem Gegenstande näher bringt, von dem zu unterscheiden weiß, was sie davon ablenkt; diese Liebe ist die Liebe Gottes, d. h. die Liebe des höchsten Gutes, der höchsten Weisheit, des höchsten Friedens." [2]

In einem andern Briefe gestand sie ihm, er habe bei seiner Anwesenheit in Münster die römische Fronleichnamsprozession „so rührend und erhaben, ohne alles Darnebenspielen" geschildert, daß die anwesenden Professoren sie leise gefragt hätten: „Ist er denn katholisch?" Sie schickte ihm Overbergs Katechismus, in der Überzeugung, bei seinem „reinen kindlichen Gefühl

---

[1] Ebd. 278 ff.

[2] Ebd. 281 (Übersetzung aus dem Französischen). Dem liebeerfüllten Brief der Fürstin legte auch Friedrich Leopold zu Stolberg einige herzliche Zeilen bei, worin er sagt, sie habe neuen Wein auf die Neige seines Lebens gegossen und ihn, wie er hoffe, auf immer gestärkt.

für jedes Schöne in seiner Art" werde auch dieses Buch Wert in seinen Augen haben:

„Der Gott, den Sie lieben in jedem Schönen, dem Ihre Seele so schnell und weit sich öffnet, nehme Sie in seine Arme und drücke Sie so fest an sein Vaterherz, daß Sie in unbekannter Wonne zerfließend oder von neuem Schauder durchbebt, ausrufen müssen: Er ist es, Jehovah! Wer ist ihm gleich? O lieber, trauter Göthe, möchte ich doch mein Leben hingeben können, um diesen seligen Augenblick nur noch zu erleben!" [1]

Auch als Jacobi ihr Goethes „sogenannte Heucheleien" aufdeckte, ließ sie sich dadurch nicht beirren. Sie sprach Goethe gegenüber ganz offen das aus und fügte bei:

„Was ich auf Sie halte, lieber Göthe, gründet sich weder auf das, was Sie über Christum und Religion geredet, noch auf das, was Sie darüber mögen verschwiegen haben, sondern auf den Glauben, daß Sie das Schöne in allen Gattungen und Arten, worin Ihnen dasselbige ansichtig wird, mit dem lebhaftesten, reichhaltigsten, feinsten Gefühl, das Mutter Natur Ihnen dafür gab, überall, nicht nur außer sich zu umfassen, sondern so viel davon, als Sie können (wie Plato in seinem schönen Brief an Dion sich ansdrückt) durch Lebensähnlichkeit in sich zu bringen streben." „Bei diesem fortgesetzten Bestreben, halte ich mit Plato, erblickt der Mensch, über kurz oder lang, das Urschöne: es geht einmal, wie von sprühendem Feuer angefacht, ein Licht in seiner Seele auf, sich selbst erhaltend und nährend, welches dann Alles erleuchtet, was bis dahin bei ihm ein Schatten geblieben sein mochte." [2]

Sie könne es sich nicht denken, meinte sie, daß Goethe zufrieden leben könne, „ohne dem Pfande seiner Liebe, die ihn glücklich macht, ohne einem Mädchen, das werth war, ihm Freundin, Gesellschafterin, Hausfrau zu werden und Liebste zu bleiben, eine andere Existenz zu geben" [3]. In auffallendem Gegensatz zu den strengen Sittenrichterinnen in Weimar, erklärte sie ihm, daß sie das Urteil über ihn einem höheren Richter überlasse:

„Wer nun seinem Richter folgt — oder wer (kann er ihm noch nicht folgen) auf sein leises Lispeln horchend an seine Brust schlägt — der ist mir lieb — thut das ein Gewaltiger auf Erden, mit Schönheit, Kraft und Macht versehen — der ist mir gewaltig lieb und interessant — denn er hat's schwerer, und ergreift mich mit Gewalt.

„Könnten Sie nun von allem diesem das Gegentheil sein, lieber Göthe, — dann erst würde ich glauben, Sie müssen in der That auch ein gewaltiger Heuchler oder ich noch blödsinniger sein, als ich mir's wohl zutrauen mag.

---

[1] F. Th. Bratranek a. a. O. 285.
[2] Ebd. 286 287. [3] Ebd. 287.

Sie würden mich aber in die Verlegenheit setzen, das Entgegengesetzte in Ihnen hassen zu müssen, wie einen Krebs auf dem Gesicht eines Apollo's oder einer Venus." [1]

Zu einem lebhafteren Briefverkehr kam es indes nicht: es wurden nur ein paar vereinzelte Schreiben gewechselt. Den Anknüpfungspunkt bot die von Goethe mitgenommene Sammlung geschnittener Steine, welche die Fürstin zu gutem Preise veräußern wollte, um eine Erziehungsanstalt für Mädchen zu gründen [2]. Erst nach vier Jahren, am 6. Februar 1797, sandte Goethe die Sammlung zurück, ohne daß sich bis dahin ein Käufer gefunden hätte. In seinem Begleitschreiben wich er allen religiösen Andeutungen der Fürstin höflich aus und gab in einer kurzen Charakteristik seines Lebens zugleich ein Glaubensbekenntnis, das in seiner ruhigen, kalten Selbstzufriedenheit allen weiteren geistlichen Austausch abschnitt: es ist vielleicht die beste und kürzeste Selbstschilderung, die Goethe überhaupt von sich gegeben.

„Sie erlauben mir nun daß ich auch einiges von meinen Zuständen sage. Außer den Begebenheiten, Geschäften und Zerstreuungen, die jeder Tag hervorbringt und dadurch gleichsam sich selbst verzehrt, führe ich das Interesse der Naturbetrachtung immer bey mir im Stillen fort. Ich habe die Gestalt, die Bildung und Umbildung der organischen Körper besonders in's Auge gefaßt, und, wie ich, vor verschiedenen Jahren, über die Metamorphose der Pflanzen eine kleinere Schrift zum Versuche herausgab, so habe ich bisher immer weiter beobachtet und gedacht, und mich auch über das Thierreich ausgebreitet. Ich sehe hierinne eine sehr schöne Beschäftigung auch für die spätern Jahre, wo man immer Ursache hat mehr von den Gegenständen zu nehmen, da man nicht mehr, wie in früherer Zeit, ihnen so vieles geben kann.

„Die mit diesen Betrachtungen verwandten Naturwissenschaften habe ich nicht versäumt, besonders habe ich die Farbenlehre, von der Sie mich schon, in jenen glücklichen Stunden die ich mit Ihnen zubrachte, so eingenommen fanden, fleißig bearbeitet und mich äußerst bemüht alle Phänomene kennen zu lernen und sie in der reinsten Ordnung, die mir möglich war, zusammen zu stellen.

„Diese Arbeiten haben mich genöthigt meinen Geist zu prüfen und zu üben, und wenn auch für die Wissenschaft kein Resultat daraus entspränge, so würde der Vortheil den ich selbst daraus ziehe mir immer unschätzbar seyn. Denn wie bedeutend ist es die Grenzen des menschlichen Geistes immer näher kennen zu lernen, und dabey immer deutlicher einzusehen daß man nur desto mehr verrichten kann, je reiner und sichrer man das Organ braucht das uns überhaupt als Menschen und besonders als individuellen Naturen gegeben ist.

---

[1] Ebd. 288. [2] Ebd. 292 ff.

„Auch verläßt mich bey diesen ernsteren, und, wie es beynah scheinen sollte, trockeneren Betrachtungen, die Lust und Liebe zur Dichtkunst nicht. Indem ich ganz freye Stunden abwarte in denen sie allein möglich wird, so habe ich den Vortheil daß das, was bey mir ohne mein eignes Bewußtseyn reif geworden, gleichsam von selbst abfällt und mir eine bequeme, überraschende Erscheinung giebt.

„Schon vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen daß ich mich mit dem epischen Allvater beschäftige, jetzt kann ich Ihnen sagen daß ich mit meinem eignen Gedichte, von der erzählenden Art, beynah fertig bin. Ich darf es Ihnen ja wohl, sobald es gedruckt ist, zuschicken?

„Übrigens bin ich, mit den meinigen, gesund, mit allen Einschränkungen die mich umgeben bekannt und zufrieden, in einem mäßigen Genusse der Gegenwart und ohne Sorge für die Zukunft." [1]

Nur einmal noch flackerte die Korrespondenz auf, als Goethe im Oktober 1801 an dem Herzog von Gotha einen Käufer für die kostbare Antiquitätensammlung gefunden zu haben glaubte. Die Fürstin war über diese Aussicht sehr erfreut. Sie hatte unterdessen den Plan gefaßt, ein Spital zu gründen. Da ihr ansehnliche Summen, welche sie für diesen Zweck verwenden wollte, durch die politischen Wirren entzogen wurden, legte sie Goethe nahe, daß sie einen hohen Kaufpreis wünsche.

„Handeln Sie wie ein Jude", schrieb sie, „vielleicht werden Sie zum Lohne dieser Liebe aus dem alten in's neue Testament erhoben. Das und alles erdenkliche Gute wolle der Ihnen geben, den ich täglich für Sie flehe. — Ihre treue Amalie." [2]

„Seitdem wir uns gesehen", erwiderte ihr Goethe im folgenden Jahre, „habe ich manche Lebens- und Bildungsepochen überstanden und auch Sie sind gewiß vorgerückt." [3]

Obwohl der Eindruck des Besuches sein zu tief gewurzeltes Heidentum nicht zu erschüttern vermochte, erhielt er sich als freundliche Erinnerung immerhin noch bis in seine alten Tage.

„Göthe", erzählt Rat Schlosser [4], „sagte mir einmal, und zwar in einer Zeit, als ich noch nicht katholisch geworden: wie durch eine geheimnißvolle Macht finde er sich immer von Neuem hingezogen zu jenen echt katholischen Naturen, die, befriedigt im festen und treuen Glauben und Hoffen, mit sich und Andern in Frieden leben und Gutes thun aus keinen anderen Rücksichten, als weil es sich von selbst versteht und Gott es so will. Vor solchen Naturen habe er dauernde Ehrfurcht, und er habe diese zum ersten Male

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 33 ff. [2] Goethe-Jahrbuch III 299.
[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 104 f.
[4] J. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin, Köln 1880, 172.

in seinem Leben gegen die Fürstin Gallitzin und in ihrem Kreise von Freunden empfunden."

Die Gnade hat also deutlich genug an der Pforte seines Herzens gepocht; aber er wollte dem Ruf nicht folgen.

Wie früher, verwertete er die Kenntnis katholischer Verhältnisse, Einrichtungen und Gebräuche, Personen und Anschauungen auch fernerhin nur im Dienste der Poesie. Die Freundlichkeit aber und der feine Weltton, unter welchen er seine fast unbezwingliche Abneigung gegen das Christentum verbirgt, haben überaus schädlich gewirkt, indem sie immer und immer wieder Katholiken, besonders Frauen, in seine Kreise zogen und sie die charakterlose, christusfeindliche Weltanschauung verkennen ließen, die seine Poesie wie sein ganzes Leben und Treiben durchsäuert. Starke Charaktere boten dem verfänglichen Zauber wohl Trotz, aber in hundert weicher gearteten Seelen ward durch seine Lektüre die Bestimmtheit und Festigkeit des Glaubenslebens wie der sittliche Halt untergraben. Fand man Iphigenie herrlich, Hermann und Dorothea unvergleichlich, Gretchen allerliebst, Faust höchst tiefsinnig, so ließ man sich auch wohl uneingeschränkt den Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, ja selbst die Römischen Elegien gefallen. Der große Zauberer aber drehte die Tapete, zeigte seinen Verehrern und Verehrerinnen Myrons säugende Kuh und erklärte ihnen, daß dies ein viel erhabenerer Gegenstand sei als eine Madonna: „Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera —" [1].

Neuntes Kapitel.

Dichtungen aus der Revolutionszeit.

(1790—1794.)

Während Goethe mit den deutschen Truppen aus dem Kriege nach Hause zurückkehrte und dann in Pempelfort und Münster von seinen Strapazen ausruhte, hatte die siegreiche Revolution längst die Grenzen überschritten, einen großen Teil von Deutschland in Not und Schrecken versetzt, zeitweilig sogar die Vaterstadt des Dichters in ihre Gewalt bekommen.

Am 30. September 1792 erschien der französische General Custine mit 18 000 Mann von Landau aus vor Speyer, warf den unfähigen Widerstand der Verteidiger fast mühelos nieder, bemächtigte sich der ansehnlichen Kriegsmagazine und brandschatzte die Städte Speyer und Worms unter der siegestrunkenen Losung: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit". Ver-

[1] Goethes Werke. WA 1. Abt. XLIX 2, 12.

geblich hatte der Kaiser schon am 1. September zum Kampfe gegen Frankreich aufgerufen. Preußen und Kurmainz sagten zwar dreifache Reichshilfe zu, aber Kurbrandenburg klagte über verletzte Formalitäten. Noch am 18. Oktober mußte der Kaiser wieder mahnen, daß Mainz in der ernsteſten Gefahr und dennoch keine Aussicht zur entscheidenden Hilfe vorhanden sei. Bis tief in den Oktober wurde die Frage bei dem permanenten Reichstag in Regensburg nach der von Carl August dem Grafen Görtz erteilten Instruktion noch „hinlänglich ventilirt“[1]. Erst nachdem Mainz am 21. Oktober schon in Custines Hände gefallen war, beschlossen die Stände endlich gemeinsam, das Triplum zu leisten. Während die Österreicher in Belgien kämpfen mußten, gelang es den preußischen Truppen, sich zu sammeln und den Franzosen am 3. Dezember Frankfurt wieder abzunehmen. Herzog Carl August war mit dabei und blieb die nächsten Monate in Frankfurt, wo auch der König von Preußen mit seinem Generalstab sein Winterquartier aufschlug[2].

Die Staatsmänner von Weimar berieten inzwischen noch immer, wie man am wohlfeilsten das Vaterland retten könne[3]. Sie hatten nur ein paar Kompagnien Büchsenschützen zur Verfügung, welche ungefähr dem Simplum der Reichshilfe gleichkamen. Deshalb beratschlagten am 21. Dezember 1792 zu Gotha die Herren v. Frankenberg, v. Fritsch und v. Goethe. Das Ergebnis war, daß Sachsen-Weimar sich für sein dreifaches Kontingent mit Geld abfand. Für die 132½ Mann Kavallerie und 269⅔ Mann Infanterie, worin dieses bestand, wurden 66 666⅔ Kaisergulden bezahlt, nachdem vom Dezember bis Februar zu Frankfurt darüber unterhandelt worden war[4]. Den Ständen zu Weimar, welche zu dieser Summe 15 000 Taler beisteuern sollten, war der Beitrag zu hoch. Zum großen Verdruß des Herzogs verlangten sie, daß derselbe auf 11 000 Taler herabgesetzt werden solle. Er schrieb an sein Konseil: „Wenn die Stände sich in keinem vortheilhafteren Lichte zeigen wollten, als in dem Sinn, mit dem sie vor mir mit ihrer Erklärung erschienen sind, so hätten sie doppelt besser gethan, die höchst

---

[1] C. A. H. Burkhardt, Im Kampfe gegen Frankreich 1782—1793, in Grenzboten 1873 IV 294. — War er doch „am 10. Oktober im Lager bei Consenvoi der Meinung, daß die quaestio an für die Durchführung des Reichsdecrets noch mancherlei Erörterungen unterworfen sei“. „Und zwölf Tage später bat Carl August noch immer um das Offenlassen des Protocolls am Reichstage, natürlich mit der Versicherung, daß er sich auf keine Weise den Reichsobliegenheiten entziehen werde.“

[2] Grenzboten 1873 IV 293 ff. — Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte I⁴ 401 ff; Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795 I 573 ff; P. v. Bojanowski a. a. O. 68 ff.

[3] Sie gedachten mit Schmerz, daß der Krieg von 1758 bis 1763 nicht weniger als 216 721 Tlr gekostet habe.

[4] Die Unterhandlungen kosteten vom 26. Dezember bis Februar 671 Tlr. Burkhardt a. a. O. 296.

unnöthige Versammlung zu unterlassen."[1] Würzburg, Bamberg, Kurköln und Braunschweig hatten bis zum 24. Juni 1793 noch keinen Kreuzer gezahlt. Nur Kurmainz hatte seine Kriegshilfe geleistet. Auch Carl August hielt nun mit den ratenweisen Zahlungen an die Reichskriegskasse zurück.

Der Herzog war indes wirklich patriotisch gesinnt, empfand die Demütigung tief, welche die allgemeine Uneinigkeit über Deutschland gebracht hatte, wünschte sehnlich, so weit es an ihm lag, Einheit, Ehrgefühl und echten Mannessinn neu zu beleben, blieb bei der Armee und teilte ihre Schicksale[2]. Bei der Belagerung von Mainz, welche am 30. März begann, leistete er wiederholt gute Dienste, besonders bei einem Ausfall, den die Belagerten in der Nacht vom 30. bis 31. Mai nach Marienborn hin unternahmen. In der Verwirrung, die dabei entstand, brachte er rasch den Hauptteil seines Regiments ins Treffen und führte so den Entscheid herbei.

Am 27. Mai traf Goethe auf Carl Augusts Wunsch im Lager zu Marienborn ein. Er wollte Beobachtungen machen, studieren, dichten. Ihm folgten bald der Zeichenlehrer Kraus und der Engländer Gore, welche die „schrecklichen Szenen" malerisch aufzunehmen beabsichtigten. So hatte Achill für seine künftigen Heldentaten sowohl einen Homer als auch Maler bei sich; nur gab es leider gerade in den wichtigsten Momenten immer zu viel Pulverdampf[3].

„Während Karl August sein Leben gefährdete", erzählt Burkhardt[4], „war das Goethe's nach eigenem Zugeständniß sehr harmlos. Er kam fast nicht von seinem Zelt weg, corrigirte an Reineke, und schrieb optische Sätze, indem er manchmal den Versuch machte, die Situation der Belagerer von Mainz zu überschauen[5]. Nach all seinen schönen Partien bis hin nach Rüdesheim und seinen Weinkellerstudien[6], nach dem Besuch von Bingen und des Mäusethurms, kam er doch zu dem Wunsche: möchte ich doch auch schon die Koppenfelsische Scheune statt all dieser Berge und Flüsse vor Augen haben." An Voigt schrieb Goethe am 3. Juli: „Wie selig kann man seine Freunde preisen die wenigstens das Unheil nicht mit Augen sehen." „Mich wandelt in meiner Lage eine Art Stupor an und ich finde den trivialen Ausdruck: der Verstand steht einem still, trefflich um die Lage meines Geistes auszudrücken."[7]

---

[1] Burkhardt a. a. O. 301.

[2] A. Schöll, Carl-August-Büchlein 91 92.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 272—329.

[4] A. a. O. 302.

[5] Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. X 79. Vgl. ebd. 64 ff.

[6] Ebd. 1. Abt. XXXIII 283 294 298 f. „Und so war nach und nach das innere gränzenlose Unglück einer Stadt, außen und in der Umgegend, Anlaß zu einer Lustpartie geworden."

[7] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 84 f.

Goethe hat erst im Jahre 1822 seine damaligen Eindrücke zusammenfassend in der Schrift „Belagerung von Mainz" wiedergegeben. „Ihr historischer Werth bleibt recht beschränkt", urteilt W. Pollak[1]; „Goethe konnte eben nur dem letzten, interessantesten Akt der Blockade beiwohnen; die eigentliche Belagerung erlebte er wohl, aber er hat sie nie recht überschauen können."

Mainz wurde indessen genommen, und der Herzog konnte am 23. Juli an den genesenden Professor Schiller in Jena die huldvolle Freudenbotschaft melden: „Die guten Wünsche aller Deutschen haben unseren Waffen Glück gebracht; das Elend, welches Mainz erlitt, hat gestern sein Ende erreicht, die Garnison capitulierte, in etlichen Tagen zieht sie aus."[2]

Um den gewonnenen Vorteil auszunutzen, verließ der König die eroberte Stadt bald und schlug schon am 1. August sein Hauptquartier zu Dürkheim an der Hardt auf und zog dann nach dem 6. in die Nähe von Landau, das bereits von den Österreichern eingeschlossen war. Carl August folgte ihm und lagerte die nächste Zeit in Gommersheim[3]. Goethe dagegen sah sich erst das zerstörte Mainz an und machte dann Besuche und Spritzpartien. Bei der Handelsjungfer Helene Dorothea Delph in Heidelberg, die ihn einst vor 18 Jahren mit Lili Schönemann im Scherz getraut hatte, traf er mit seinem Schwager Schlosser zusammen[4]. Dann besuchte er am 10. August seine Mutter in Frankfurt, welche als Hausbesitzerin wegen des Krieges in Sorgen war. Er riet ihr, sich einfacher und gemütlicher einzurichten; es kam aber nicht dazu. Am 20. langte er wieder in Weimar an und puppte sich von neuem in das literarische Stillleben ein, das ihm bei völliger Verzweiflung an den öffentlichen Zuständen allein noch einige Befriedigung gewährte.

Große Bestürzung rief hier Anfang September die Trauerkunde hervor, daß Prinz Constantin, der jüngere Bruder des Herzogs, der Ruhr erlegen sei. Goethe suchte die Herzogin-Mutter so gut zu trösten, als er es vermochte. Außer ihrer eigenen noch frischen Gesundheit, Theater und Literatur stand ihm dabei nicht viel zu Gebote. Der Herzog ließ sich durch den Todesfall nicht abhalten, bei der Armee zu bleiben. Da sein Regiment nichts zu tun bekam, erbat er sich vom König Urlaub, den Herzog von Braunschweig in Pirmasens aufzusuchen[5]. Vom 28. bis 30. Oktober machte er die hartnäckigen Gefechte

---

[1] Die Belagerung von Mainz, in Goethe-Jahrbuch XIX 261 286.

[2] A. Schöll, Carl-August-Büchlein 94.

[3] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 115 ff.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 326. Vgl. Goethe's Werke (Hempel) I CXXXIII.

[5] „In der dicht bei dieser Stadt vorgefallenen Affaire kam er", nach dem Berichte seines Kriegssekretärs Weyland (Lebens- und Regentengeschichte Karl Augusts, Weimar 1857, 21), „mit seiner Brigade mehrmals zur blutigsten Theilnahme und ihr ist es größtentheils zuzuschreiben, daß der heranstürmende Feind so lange aufgehalten wurde, bis die Infanterie vorrücken und die Artillerie ihr menschen-

von Kaiserslautern mit, in welchen die Franzosen endlich das Feld räumen mußten. „Der Herzog wohnte dem Getümmel der Schlacht, wo es am dicksten war, bei und gab die höchsten Beweise von militärischer Einsicht und ruhigem Muthe.“[1]

Die Franzosen verloren in diesen Treffen abermals 3000 bis 4000 Mann, die Deutschen nur 800. Politischer und militärischer Wirrwarr im eigenen Lager verhinderte indes die Sieger, die errungenen Vorteile ordentlich auszunützen. Der kaiserliche General Wurmser wollte nicht mehr voran; der Herzog von Braunschweig hingegen drängte zu neuem Angriff. Uneinigkeit und Verstimmung nahmen überhand. Der Sieg gestaltete sich darüber zu einem armseligen Rückzug[2]. Auch in der preußischen Armee schwand die Lust an weiterem Kampf. Nur der Prinz v. Hohenlohe, Rüchel und Blücher waren noch kriegerisch gesinnt. Carl August kehrte schon Anfang November zu seinem Regiment in Gommersheim zurück, erbat dann bald seinen Abschied und traf am 3. Dezember ganz in der Stille wieder in Weimar ein. Um Mitte Dezember verlangte auch der Herzog von Braunschweig seine Entlassung, verbittert und „moralisch krank“, wie er sich selbst Malmesbury gegenüber ausdrückte. Beide hatten den Mut verloren[3]. Am 5. Februar 1794 erhielt Carl August seine Entlassung aus der preußischen Armee.

Unterdessen waren in Frankreich bereits Ströme unschuldigen Blutes geflossen. In Greueln ohne Maß und Zahl tobte die Revolution ihre Wut aus. Am 21. Januar 1793 bestieg der unschuldige Ludwig XVI. das Blutgerüst. Im November sagten sich Goblet und Sieyès vom Christentum los, und in der Notre-Dame-Kirche zu Paris ward unter wilden Orgien Mamsell Aubry, eine Dirne, als „Göttin der Franzosen“ auf den Altar erhoben. In der Andreaskirche rief man das unzüchtige Weib des Jakobiners Momoro zur „Göttin der Vernunft“ aus, während zu Weißenburg

---

würgendes Werk beginnen konnte.“ — „Diese Angabe“, sagt P. v. Bojanowski (a. a. O. 92 93), „ist unzweifelhaft irrig“; denn Carl August stand „bei den Heerestheilen des Königs, konnte also mit seiner Brigade nicht an dem Kampfe theilnehmen — gehörte doch sein Regiment zu den Belagerungstruppen von Landau — und war auf Urlaub in Pirmasenz“. „Die neueste Publikation der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabs ‚Pirmasenz und Kaiserslautern‘ enthält ebenfalls keine Mittheilung über eine solche Betheiligung Carl Augusts an dem Treffen bei Pirmasenz.“ „Man darf wohl annehmen, daß Carl August die Kämpfe an der Seite des Herzogs von Braunschweig mitgemacht und vielleicht in dem einen oder andern entscheidenden Augenblick mit eingegriffen hat.“ — Auch Häusser I⁴ 503 erwähnt Carl Augusts nicht; er schreibt den glänzenden Sieg (die Franzosen verloren 4000 Mann, die Preußen nur 150) dem Herzog von Braunschweig zu.

[1] Weyland a. a. O. 22. — Vgl. P. v. Bojanowski a. a. O. 95—99.

[2] Vgl. Häusser I⁴ 523 ff.

[3] Vgl. Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 127.

und Straßburg die Pariser Sakrilegien in pöbelhaftester Weise nachgeahmt wurden [1].

In Deutschland war im allgemeinen der Eindruck jener Ereignisse ein tiefer, gewaltiger. Die vom revolutionären Humanitätsschwindel betörten Höfe sahen sich in ihren Anschauungen mächtig erschüttert. Beim Tode Ludwigs XVI. wurde Hoftrauer verfügt. Die Barbarei und Grausamkeit der Kommune rief in allen edleren Gemütern den tiefsten Abscheu wach. Klopstock, Cramer, Stolberg, welche früher die Revolutionsbewegung in glühenden Freiheitsgesängen begrüßt hatten, wandten sich mit Ekel und Unwillen von ihr ab. Campe verabscheute jetzt die Revolution, Gleim dichtete Marschlieder für die preußische Armee. Wieland nahm enthusiastisch all den blühenden Unsinn zurück, den er zu Gunsten der französischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in seinem Merkur entwickelt hatte. Schiller, dem von der neuen Republik das Bürgerrecht erteilt worden war [2], „hatte eine Verteidigung Ludwigs XVI. verfertigt, die er der Nationalversammlung zusenden wollte, als die Nachricht von dem Königsmorde ankam“ [3]. Auch Carl August, der früher so neuerungssüchtige Reformherzog, verlor alle Lust an den erlogenen Kultur- und Fortschrittsphrasen.

„Die Nachrichten“, schrieb er, „welche ich von meinen Kindern bekomme, machen mir viel Freude; auch schreiben sie mir bisweilen recht artige Briefe. Ich hoffe, daß die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geiste derselben hinterlassen sollen, daß ein jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein stetig glücklich macht. Was hilft der sogenannte und so hoch belobte Atticismus (oder wie man es nennen will) den Franken, dieser Nation, da sonst alles Honette, Dauerhafte, die Erhaltung und Fortpflanzung gänzlich bei ihnen erloschen ist? Der Mensch war nie, die Zone, unter der er lebt, mag sein, wie sie wolle, er war nie, sage ich, zur Treibhauspflanze bestimmt. Sobald er diese Cultur erhält, geht er zu Grunde. Auch beurtheilt man die Franzosen falsch, wenn man glaubt, ihre Reife habe sie auf den jetzigen Punkt gebracht. Eines unterdrückte das andere im Reiche, und nun unterdrücken die Unterdrückten selbst ihre alten Beherrscher, weil diese nachlässig und stupid waren. Nicht das mindeste Moralische liegt dabei zu Grunde, sondern man hat jetzt eine Art Moralität oder eine philosophische Zunft zum Werkzeug gebraucht. Es ist nichts Neues mehr unter der Sonne, sagte schon Salomo, und dieses ist

[1] Vgl. W. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege, Berlin 1885, I 520 ff. — Huth, Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Augsburg 1809, 320 ff.

[2] Marbacher Schillerbuch I² 327—329.

[3] So berichtet sein Tischgenosse Göritz, Schiller in Jena, Morgenblatt, 32. Jahrg. (1838) 906.

lange her wahr und bleibt es noch. Möchte ich nur bald so alt sein, daß auch der mindeste Grad von Neuheitssucht von mir entfernt bliebe! Alsdann wäre ich glücklich bei Euch, und theilte Gutes und Böses mit meinen Freunden." [1]

Trotz aller Aufklärerei und aller geistigen Taschenspielerei, welche seit fünfzig Jahren getrieben worden war, hielt das deutsche Volk in seiner weitaus größeren Mehrheit noch an den Grundsätzen des Rechtes und der Gerechtigkeit fest und erbebte im innersten Mark, als sich in den Greueln der Schreckensherrschaft plötzlich der furchtbare Abgrund auftat, der bis jetzt von Menschlichkeits- und Freiheitsphrasen verdeckt gewesen war und nun ganz Europa in die schrecklichsten Katastrophen hineinzureißen drohte. Hunderte von gutmütigen Menschen, welche sich von den Illuminaten und andern Geheimbündlern hatten betören lassen, wandten ihren Betrügern jetzt den Rücken. Nur eine verhältnismäßig kleine Bande, in der Wolle rot gefärbt, hielt bei dem blutigen Banner der Revolution stand und machte für sie Propaganda. Der begabteste dieser Umsturzmänner war Georg Forster, der Weltumsegler und Freiheitsmann von Mainz, den Goethe auf der Reise nach Longwy besucht hatte. Auch unter Klopstocks ehemaligen Anhängern waren einige, wie v. Halem, Hennings, Oelsner und Voß, bei welchen die gesunde Vernunft auch jetzt nicht mächtig genug wirkte, um sie von ihren früheren Freiheitsschwärmereien zu heilen [2]. Daneben bildeten sich vermittelnde Richtungen.

Die Hauptgruppen, in welchen das deutsche Volk zur Revolution Stellung nahm, hat der Staatsminister Fürst v. Hardenberg in einem Bericht vom 24. Januar 1794 meisterlich gezeichnet [3]:

„Man würde sich täuschen, wenn man nicht in Deutschland eine Klasse von Bösewichtern und Schwindelköpfen sähe, die, itzt noch von den französischen Grundsätzen angesteckt, die ganze Anwendung derselben wünschen. Hoffentlich ist sie nicht zahlreich, wenigstens gewiß nicht so sehr als ehedem, bevor man die französische sogenannte Freiheit ganz kannte, aber sie hebt doch hin und wieder seit den letzten Unglücksfällen ihr Haupt empor und würde durch Verführung äußerst gefährlich werden, wenn feindlicher Einfall oder etwa eine unvorsichtige Bewaffnung der Unterthanen oder andere sie begünstigende Umstände einträten.

„Eine zweite Klasse verabscheut zwar die französischen Grundsätze und dortige Zügellosigkeit, wünschte aber doch eine Revolution in Deutschland,

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 93.

[2] Vgl. Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V [5], Leipzig 1874, 431 ff. — Häusser, Deutsche Geschichte I [4] 473—479. — G. Forster, Sämmtliche Schriften, Leipzig 1843, VI 399 ff.

[3] L. v. Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, Leipzig 1877, I 161 Anm. 1.

indem sie dem deutschen Charakter, viel zu gutmüthig, zutraut: er sei solcher Dinge nicht fähig, und werde in gewissen Schranken bleiben. Diese weit zahlreichere als die erste zählt zuverlässig viele großen Einfluß habende Geschäftsmänner unter sich und arbeitet im Stillen nach einer Revolution hin.

„Eine dritte Gattung sieht zwar manche Mängel in unsern Verfassungen, hält aber dafür, es sei besser, solche nach und nach unvermerkt abzustellen, Mäßigung, Gerechtigkeit und die Gesetze, welche allmählich den Zeitumständen nach zu formiren, herrschen zu lassen, dem Talent und dem Verdienst aus allen Ständen eine freie Concurrenz zu eröffnen, darin und in unparteiischer gleicher Anwendung der Gesetze, in möglichst gleicher Vertheilung der Lasten, völliger Sicherheit des Eigenthums und der Personen, wahre Freiheit zu setzen und solche mit Religion und bürgerlicher Ordnung, ohne welche sie nicht bestehen können, zu verbinden. Diese Klasse, hoffentlich auch zahlreich, wünscht einen sicheren Frieden, um jene Pläne desto besser und schneller erfüllt zu sehen. Sie wird am geeignetsten sein, zu allen Maßregeln beizutragen und eigene Kräfte aufzuopfern, um diesen Zweck recht bald zu bewirken [1].

„Eine vierte, erschreckt durch den Gedanken, irgend ein Vorrecht zu verlieren, fällt in das Extrem: Alles auf's äußerste treiben zu wollen, und dadurch nicht selten in Härte, Stolz und Ungerechtigkeit, beurtheilt den Geist der Zeit gar nicht und handelt darin ganz verkehrt, indem sie gleich der ersten Klasse Animosität und Gährung vermehrt. Sie findet sich wohl nur bei einem Theil der privilegirten Stände und bei einigen Geschäftsmännern."

Und Goethe?

Goethe war in Verlegenheit. Als echter Schüler Rousseaus und Voltaires, als dezidierter Nichtchrist hätte er es folgerichtig nur billigen müssen, daß man mit der alten Ordnung der Dinge gründlich und vollständig aufräumte, die Könige, die alte Aristokratie und die Pfaffen guillotinierte, die Ehe und alle andern Sakramente abschaffte, das ganze Leben säkularisierte, um durch ganz Europa griechische Republiken einzuführen, mit schönen Göttern und Hetären, Philosophen und Poeten, Malern und Bildhauern, mit möglichst viel Lebens- und Kunstgenuß. Als gemütlicher Frankfurter Bürger wollte er aber doch auch im Frieden essen und schlafen; als weima-

---

[1] Zu dieser Gruppe gehörte entschieden Wieland, welcher, nach unendlichen Kannegießereien über die vollkommenste Regierungsform, endlich gestand: „Die dermalige deutsche Reichsverfassung ist, ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen, für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nation im Ganzen unendlich zuträglicher und der Stufe der Cultur, worauf sie steht, angemessener und zuträglicher als die französische Demokratie" (Wielands Werke [Hempel] XXXIV 303). Zu den wunderlichen Metamorphosen seiner Weltpolitik vgl. seine „Kleineren politischen Schriften" XXXIII u. XXXVI.

rischer Geheimrat begehrte er eher Erhöhung als Verminderung seiner Besoldung; als Freund eines Herzogs hätte er lieber eine Königskrone auf dessen Kopf, als ihn ohne Kopf gesehen. Die französische Republik gestaltete sich ganz und gar nicht nach dem Vorbild des perikleischen Athen, sondern nach dem Muster des ungemütlichen Säbelregiments römischer Aufwiegler, Triumvirn und Tyrannenmörder. Man schrieb nicht Gedichte, sondern Proskriptionslisten. Man feierte keine olympischen Spiele: man schnitt Köpfe ab, zog die Vermögen ein und wollte die Welt aus den Angeln heben. Das ging aber in Weimar nicht an. Alles Gewaltsame war dem Herrn Geheimrat zuwider. Wer sollte seinen Tasso lesen, wenn es keine Herzoginnen und Hofdamen mehr gab? Wer über seinen Werther weinen, wenn die Welt gefühllos wurde?

Herzoginnen und Hofdamen sollten aber nicht bloß am Leben bleiben, Goethe mußte auch daran denken, sie mit neuen Stücken zu unterhalten. Denn er war nunmehr Theaterintendant, und als Dichter von Ruf mußte er doch etwas Eigenes bringen. Götz war unaufführbar, Egmont, Iphigenie und Tasso hatten nicht die erwartete Aufnahme gefunden. Da Opern am meisten zogen, gedachte er vor allem eine neue Oper zu liefern.

Höchst wahrscheinlich schon in Italien, bald nach dem Besuche bei Cagliostros Verwandten, hat Goethe den Plan zu einer Operndichtung, „Die Mystifizirten“ [1], entworfen und griff nun nach Ausbruch der französischen Revolution den Stoff wieder auf. Das schien ihm der beste Gebrauch zu sein, den man von diesem Weltereignis machen konnte.

Die Stoffwahl war nicht glücklich. Mitten im Kampf so ungeheurer Gegensätze, welche von Tag zu Tag tragischer miteinander rangen, konnte Begeisterung nur dann entstehen, wenn man sich entschieden zu einer der beiden Parteien schlug. Den Gegensatz humoristisch zu überbrücken oder theatralisch hinwegzusingen, war nicht möglich. Die Sache war zu ernst und erregte in steigender Spannung alle Gemüter. Die Oper mißglückte. Nachdem Goethe vom Herbst 1787 bis Herbst 1790 wochen- und monatelang sich damit abgemüht, versuchte er schließlich vom März bis Herbst 1791 sie zu einer Komödie in Prosa umzugestalten [2].

„Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen“, erzählt er, „es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in

---

[1] Die Fragmente, italienisch abgefaßt, haben sich im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv vorgefunden. Sie enthalten schon alle Hauptszenen des „Groß-Cophta“. Vgl. (E. Elster) Ueber eine ungedruckte Operndichtung Goethes. Festgabe für Rudolf Hildebrand, Leipzig 1894, in Forschungen zur deutschen Philologie III 277 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XVII 372 ff (Lesarten).

[2] Goethe's Werke (Hempel) X 119—125.

der neuen Schauspieler-Gesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Ausführung das Ihrige leisteten.“ [1]

Das Stück hieß „Der Groß-Cophta“ [2]. Die erste Aufführung fand am 26. Dezember 1791 statt [3]. Der Held des Stückes ist einer der größten Schwindler und Betrüger des an Scharlatanen eben nicht armen Jahrhunderts, jener Joseph Balsamo, genannt Cagliostro, welcher, nachdem er ganz Europa belogen und betrogen, endlich zu Rom vom Arme der Gerechtigkeit ereilt ward und noch daselbst im Kerker schmachtete, während das herzogliche Hoftheater in Weimar sich auf seine Kosten erlustigte. Die Verwicklung entnahm Goethe der bekannten Halsbandgeschichte, die er ziemlich platt dramatisierte und durch die Beigabe von Cagliostros Zauberschwindeleien zu würzen versuchte [4].

„Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff“, gesteht er selbst, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an;

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 263. [2] Ebd. XVII 117—250.

[3] Die „Annalen des Theaters“ (Berlin, 10. Hft, 1792, 81) berichten über die zweite Aufführung in Leipzig am 13. Mai: „Eine halbe Stunde vor der gewöhnlichen Zeit, wo angefangen wird, rief das Publikum einstimmig: ein anderes Stück! Sie wollten nämlich den Groß-Cophta nicht mehr sehen.“ Vgl. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen II, Berlin 1884, 107. — In demselben Heft der Berliner „Annalen des Theaters“ wird S. 102 über die Prager Aufführung vom 10. Juli gemeldet: Das Stück „erlebte das ähnliche Schicksal wie in Leipzig und fiel gänzlich durch“. Vgl. Braun a. a. O. 110.

[4] Vgl. Seb. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II, Wien 1868, 129—142 189 ff 280. Bei Cagliostros Verhaftung wurde auch das Haus durchsucht, wo die Illuminaten ihre Zusammenkünfte hielten: da fanden sich, außer Waffen und 17 Paketen kompromittierender Schriften, auch zahlreiche Gegenstände, welche eine gewerbsmäßige Ausführung der schändlichsten Unzucht bewiesen. Cagliostro starb im Kerker, vom Schlage gerührt, unter schrecklichen Gotteslästerungen (Seb. Brunner 190). — Vgl. auch W. Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege I 46 ff; E. Schulz, Cagliostro und Consorten, in Nord und Süd, Bd LXVIII 67—75; H. Funck, Lavater und Cagliostro. Auf Grund von ungedruckten Briefen und Tagebüchern aus Lavaters und Sarazins Nachlaß (ebd. LXXXIII 41—63); W. Cummerow, Graf Cagliostro alias Joseph Balsamo aus Palermo, in Westermanns Monatsheften, 37. Jahrg., LXXIV 324—336; Th. Carlyle, Zerstreute historische Aufsätze. Übersetzt von Th. A. Fischer, Leipzig 1905, 34—122; P. Rachel, Elisa von der Recke (2 Bde), Leipzig 1900—1902, II 8—22 240 ff. — The fact is somewhat remarkable, sagt E. Dowden (New Studies in Literature, London 1895, 201 f), that the eighteenth century, which has been named the *saeculum rationalisticum,* the age of enlightenment, when every old belief was cited to the bar of reason to justify its existence, was also towards its close, as Carlyle has said, the very age of impostors, swindlers and enthusiasts. . . . It is undoubtedly true that persons who throw away the crutch of tradition and would fain walk by the aid of reason alone, are often precisely the persons who find their way into the most guarded enclosures of folly.

die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." [1]

„Dieß Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog", wie G. Forster sehr richtig urteilte [2], gehört neben den „Mitschuldigen" zu dem Unwürdigsten, was Goethe geschrieben hat [3].

„Es kann einen förmlich unglücklich machen", sagt der gewiß nicht prüde oder Goethe abgeneigte Lewes [4], „ein solches Machwerk unter den Schriften eines so großen Genies zu finden, und erbittern muß es jeden gesunden Sinn, deutsche Kritiker in blinder Verehrung für Goethe ihr Lob an ein Werk verschwenden zu sehen, welches ihr überfeiner Scharfsinn doch nicht vor der allgemeinen Mißachtung retten kann."

Nachdem Könige und Aristokraten ihr Teil bekommen, sollten aber auch die Republikaner nicht leer ausgehen. Christian Lebrecht Heyne hatte unter dem Namen Anton Wall zwei zusammengehörige einaktige Lustspiele Florians verdeutscht: Les deux billets und Le bon ménage, und dann noch eine Fortsetzung dazu geschrieben: „Der Stammbaum". Arlequin, Argentine und Scapin wurden dabei in Görge, Röse und Schnaps umgetauft und im „Stammbaum" noch ein Märten hinzugefügt. Da der Schauspieler Beck als Schnaps beliebt war, schrieb Goethe ihm im April 1793 ein viertes Stück auf den Leib, welches „Der Bürgergeneral" betitelt wurde [5].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 263.

[2] J. G. Forsters Briefwechsel nebst Nachrichten von seinem Leben, herausgeg. von seiner Frau (2 Tle), Leipzig 1828—1829, II 142.

[3] Auch K. Rosenkranz (Göthe und seine Werke [2], Königsberg 1856, 4 244) rechnet es zu den „Mittelmäßigkeiten". — „Es ist ein gewöhnliches, ja durch die Einführung des Zauberers plumpes Intriguenstück", urteilt Bielschowsky, Goethe II [10] 44. — This is indeed charlatanry in the grand style, meint E. Dowden a. a. O. 203. Should a political Grand Cophta ever arise in our own or any other country, what serviceable lessons in the art of moral jugglery he might gather from Goethe's play! — Vgl. auch R. Fester, Goethe und die französische Revolution, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1911/1912 IV 455—457.

[4] Lewes (Frese) Goethe's Leben und Werke II [11], Stuttgart 1877, 199. (Statt dessen heißt es in den von Geiger besorgten Neuauflagen: „Als Lustspiel hat es eine ziemlich geringe Bedeutung" [II 134].) Das mannhafte Urteil Lewes' war die beste Antwort auf die Schönfärberei, welche Rosenkranz (a. a. O. [2] 242—246), A. Schöll (Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882, 462 bis 466) u. a. versucht haben.

[5] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVII 251—308.

Röse und Görge sind ein junges Bauernehepaar, unendlich glücklich und unendlich eifersüchtig; Vater Märten ist ein alter Schwiegerpapa, der von seiner Tochter nach der Heirat etwas vernachlässigt wird, und Schnaps ein Jakobiner, der sich unter Deklamationen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — einen Topf Milch stiehlt. Sie repräsentieren das deutsche Volk. Die Aristokraten stehlen Diamanthalsbänder, die Demokraten Milchtöpfe. Das ist der ganze Witz. Die Moral aber findet sich in der Predigt eines Edelmanns, der zum Schluß auftritt:

„Und euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn ihr euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht, und euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags."

„Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: so wird er dem Ganzen Vortheil bringen!"

„Nur gelassen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Übel hervor. In einem Lande wo der Fürst sich vor niemand verschließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo niemand gehindert ist in seiner Art thätig zu sein; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind: da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln."

Man glaubt Campe, Nicolai oder Zschokke zu hören, aber Goethe hat das wirklich geschrieben! Die beste Kritik des Stückes gab der witzige Prinz August von Gotha, indem er es ironisch dem Philosophen Immanuel Kant zuschrieb[1]:

„Es läßt sich aber denken, daß Hr. General Schnaps in dem letzten Verhöre blos die reine Wahrheit redet, und sich, was man vor einigen Jahren durch Génie-Streiche ausdrückte, mit dem einfältigen Märten erlaube. Beydes würde Hr. Professor Kant, sobald er es übernähme, apodiktisch beweisen, und daraus den Schluß ziehen, daß mehrgenannter General Schnaps den Milchtopf weder gegessen noch nicht gegessen habe; daß alle diese Vorfälle, als bloße Erscheinungen und Anschauungen der Zeugen betrachtet, gar keine Wirklichkeit gehabt hätten, und nichts als Vorstellungen ihrer Sinnlichkeit gewesen wären; und endlich, daß Zuschauer und Leser selbst keine an sich vorhandene Wesen seyn könnten, weil er durch Thesis und Antithesis erwiesen, daß die Welt weder endlich noch unendlich und folglich gar

[1] B. Suphan, Goethe und Prinz August von Gotha, in Goethe-Jahrbuch VI 48 f.

nichts außer unsern Vorstellungen sey, weil sie der Inbegriff aller Erscheinungen ist. (S. Kritik d. r. Vern. S. 534 und 535 der 3. Ausgabe, Riga 1790.) Dieß alles läßt mich glauben, daß kein Anderer, als Hr. Professor Immanuel Kant, in Königsberg, dieses witzige Werk abgefaßt haben kann."[1]

Nachdem Goethe die Jakobinermütze mit der friedlichen Schlafmütze des liberalen Dorfphilisters vertauscht hatte, fühlte er sich auch verpflichtet, diesen glücklichen amphibialischen Mittelzustand dramatisch zu feiern. Er plante zu diesem Zwecke „Die Aufgeregten. Politisches Drama"[2]. Die Politik fängt aber richtig mit einer Luise an, welche einen soeben gestrickten Strumpf in die Höhe hält und dazu bemerkt:

„Was die französische Revolution Gutes oder Böses stiftet, kann ich nicht beurtheilen; so viel weiß ich, daß sie mir diesen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie jetzt verstricke, und er verplaudert sie, wie er sie sonst verschlief."

Herr Breme von Bremenfeld, der Chirurg, ist nämlich eine Art Schnaps geworden, aber doch in etwas höherem Stile; er plant eine Verschwörung gegen die „Gräfin". Von seiten der Aristokratie erhebt sich aber eine drohende Kontre-Revolution, indem sich der „Baron" in Karoline, die Tochter Bremes, verliebt und sie zu verführen sucht, Friederike dagegen, die stolze Tochter der Gräfin, mit der geladenen Flinte in der Hand den kriecherischen Bauernamtmann zu Paaren treibt. Die Damen- und Liebesszenen hat Goethe mit gewohnter Andacht und Zärtlichkeit ausgeführt, in der Verschwörung aber blieb er stecken. Aus dem mittelmäßigen Fragmente ist höchstens die Rede eines Hofrats bemerkenswert, in welcher Goethe nach seinem eigenen Ausspruch sein damaliges politisches Glaubensbekenntnis mitteilt[3]. Es ist die himmlische Lehre vom prinzipienlosen Gleichgewicht um der Gemütlichkeit und der schönen blauen Augen willen:

„Es ist schön, gnädige Gräfin, und ich freue mich Sie wieder zu finden wie ich Abschied von Ihnen genommen und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt

[1] Diese Kritik verdroß Goethe so sehr, daß er darüber des Beifalls kaum achtete, den das Stück bei seinen Freunden fand. Vgl. Goethe-Jahrbuch VI 52. — Jonas, Schillers Briefe VII 204.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 1—76.

[3] „Man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntniß jener Zeit ansehen", sagt er selbst (Eckermann, Gespräche[6] 433).

Ihnen Ihrem eigenen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen eigenen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt, man kann nur durch Seinesgleichen gerichtet werden. Aber eben deßwegen weil ich ein Bürger bin der es zu bleiben gedenkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbstigkeit erzeugt wird, prätentios Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt, und ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete."[1]

Der kluge Hofrat ließ diesen Sermon wohlweislich erst nach einem Vierteljahrhundert drucken, 1817, nach dem Wiener Kongreß, als es wieder ehrenvoll war, ein „Aristokrat" zu sein, als sein Herzog zum Großherzog aufgestiegen war und er selbst sich darin gefiel, Gelegenheitsverse auf Fürstinnen und Gräfinnen, Großfürstinnen und Kaiserinnen zu machen. Unzweifelhaft aber war das jetzt schon sein Ideal: König, Aristokratie, Volk, alles ohne Gott, ohne Christus — und dabei lammfromm, friedlich, selig in „Liebe" durch bloße „Menschlichkeit". Ein so paradiesisches Volk, wie es Rousseau sich träumte, und eine Aristokratie, so vornehm wie die Ludwigs XIV. und so aufgeklärt wie Voltaire und Diderot!

Und nun diese verwünschte Revolution gerade in dem Lande, dem Goethe einen so ansehnlichen Teil seiner Bildung verdankte!

„Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand, in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils, gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

„Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 46 f.

bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört." [1]

Dieser Zug ist für Goethes Beurteilung wichtig. Seine erste eingehendere Beschäftigung mit dem Reineke Fuchs fällt genau mit der Zeit zusammen, wo die Kunde von der Hinrichtung Ludwigs XVI. nach Weimar gelangt war. Am 21. Januar 1793 wurde der unglückliche König zu Paris guillotiniert, am 1. Februar schrieb Goethe an Jacobi, daß er eine Arbeit unternommen habe, die ihn sehr attachiere, von der er aber nichts sagen dürfe, bis er ein Pröbchen schicken könne [2].

In dem Königsmord und in der Abschaffung des Christentums hatte das furchtbare Gottesgericht der Revolution seinen Höhepunkt erreicht. Das ganze schillernde Lügengewebe ihrer Urheber war damit zerrissen. Selbst ein Thomas Payne schauderte jetzt vor dem Wahnsinn zurück, welchem das gottentfremdete Frankreich zutaumelte. In blutiger Schrift mahnten die Ereignisse, endlich wieder einmal an Gott und an die gottgewollte Ordnung der Dinge zu denken. Für jeden ernsten, denkenden Mann gab es keine andere Wahl, als entweder diese Mahnung zu beherzigen oder dem grenzenlosesten Pessimismus anheimzufallen, den Königsmördern zuzujauchzen. Doch es gab noch ein Drittes und das brachte Goethe zustande. Er wandte Augen und Herz von jener Mahnung ab, schlug sich Revolution, Königsmord, Gottesgericht, alles aus dem Kopfe und suchte sich in pessimistischem Galgenhumor am „Reineke Fuchs" zu ergötzen.

Es war das eine an sich ganz unschuldige Dichtung, ein derb volkstümliches Spottgedicht des katholischen Mittelalters auf sich selber [3]. Ein glaubensvolles, männlich starkes Geschlecht, das Heilige und Helden aufwies, konnte sich, ohne Gefahr für die geistliche und weltliche Autorität, den Scherz erlauben, in einer drolligen Tierfabel satirisch den Mißbrauch zu geißeln, den da und dort unwürdige Heuchler mit Religion, Recht und

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIII 266. [2] Ebd. 4. Abt. X 48.

[3] Vgl. Grimm und Schmeller, Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, Göttingen 1838. — J. L. Grimm, Reinhart Fuchs, Cassel 1834. — Fr. J. Mone, Reinardus Vulpes, Stuttgart 1832. — W. J. A. Jonckbloet, Van den Vos Reinaerde, Groningen 1856. — J. Fr. Willems, Reinaert de Vos, 2de druk, Gent 1850, übersetzt von A. F. H. Geyder, Breslau 1844. — K. Schröder, Reinke de Vos, Leipzig 1872. — W. Everts, Geschiedenis der Nederl. Letteren, Amsterdam 1873. — C. H. Herford, Goethe's Epic Poetry, in Publications of the English Goethe Society, No VI, London 1891 (I. — Reineke Fuchs. History of his Original), 97 ff.

Ansehen trieben. Das Heilige ward dadurch nicht in den Staub gezogen, das Recht selbst nicht verhöhnt, die Autorität nicht angefochten. Jetzt aber, wo alle Mächte am Wanken waren, wo ein edler und sittenreiner König eben auf dem Schafott verblutet hatte, ganze Scharen glaubenstreuer Priester für die Wahrheit ihrer Religion dahingeschlachtet wurden, Frankreich durch ein förmliches Dekret das Christentum abschaffte, Deutschland schon zum Teil eine Beute der entmenschten Revolutionshorden geworden war: in dieser schauerlichen Zeit war es, wie Gervinus meint, denn doch „beleidigend“, von oben herab, vornehm lächelnd, eine solche Satire wieder ins Volk zu werfen. Sie mußte notwendig die Geister von der ernsten Betrachtung der obwaltenden Lage ablenken, die längst unterwühlte geistliche und weltliche Autorität vollends verächtlich machen, die Wirksamkeit des Martyriums und der glänzenden Tugendbeispiele vereiteln, welche die katholische Kirche in jenen trüben Zeiten erstrahlen ließ, die Rückkehr zum ganzen und vollen Christentum verhindern und das deutsche Volk in glaubenslosem, weltbürgerlichen Philistertum befestigen, einem verwässerten Abguß der französischen Revolutionsdoktrinen, welche schon längst seine Brotliteraten und Brotphilosophen ihm vorgetragen hatten. Alles sollte fein ruhig, gehorsam und friedlich bleiben, ohne Grundsätze, bloß um der Gemütlichkeit und des lieben Friedens wegen:

„Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.“

„Freilich sollten die geistlichen Herren sich besser betragen!
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten:
Aber sie schonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig,
Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.“ [1]

Das stand nicht im alten Reinke de Vos; es war Goethes Zusatz und eine deutliche Antwort auf die frommen Briefe der Fürstin Gallitzin und die Bestrebungen aller jener ernsteren Männer, welche in der erschütternden

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. L 108 109.

Weltkatastrophe nach oben blickten und daran dachten, die Grundpfeiler aller religiösen und gesellschaftlichen Ordnung wieder aufzurichten.

Die Arbeit war nicht schwer. Gervinus nennt sie eine „schlecht gerathene Übung im Hexametermachen“ [1]. Das war die einzige Versart, die Goethe außer den dramatischen Jamben seit der Rückkehr aus Italien etwas kultiviert hatte. Er goß also die schlichten, naiven Reimverse des mittelalterlichen Volksbuchs in Hexameter um und hatte am 2. Mai 4500 Verse vollendet [2]. Er nahm das Manuskript am 12. Mai mit nach Mainz, feilte während der Belagerung daran, brachte es am 20. August wieder nach Weimar zurück und glättete noch weiter an den vielfach holpernden Versen. Im November wanderte die Dichtung endlich zum Verleger, um als zweiter Band von Goethes Neuen Schriften bei Unger gedruckt zu werden.

Goethes Verdienst um die Dichtung beschränkt sich auf die neudeutsche Form in Hexametern. Letztere sind von nicht unbedeutenden Kritikern hart mitgenommen, von andern wieder verteidigt worden. Was immer indes ängstliche Prosodiker dagegen eingewendet haben wegen mangelhafter Längen und Kürzen, fehlender Cäsuren und allerlei Härten [3]: die Verse fließen im ganzen angenehm, munter dahin, fallen gut ins Ohr und lesen sich so leicht, daß das Buch wirklich wieder Volksbuch geworden ist. Auch die älteren Wendungen und Ausdrücke sind überaus glücklich in die neue Volkssprache übertragen, und die Abänderungen, welche das neue Versmaß erheischte, bestehen nicht in beliebigen Füllseln, sondern in treffenden, echt poetischen kleinen Zusätzen, die dem Geiste des Ganzen entsprechen [4] — die unglückliche Moral

---

[1] Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V[5] 445.

[2] Seine Übersetzung fußt auf Gottscheds Prosabearbeitung, Leipzig 1752; diese hinwieder stützt sich auf die 1711 erschienene niederdeutsche Ausgabe „Reinke de Vos mit dem Koker“ des Professors Hackmann in Wolfenbüttel.

[3] Johann Heinrich Voß, der auch im Deutschen eigentliche Quantitäten festhielt, fand die „Quantität“ im ganzen richtig, tadelte aber die Eintönigkeit der Rhythmen und die häufigen Trochäen (Brief vom 17. Juli 1794 an Goethe, in Goethe-Jahrbuch V 38—40).

[4] Der Vergleich mit Gottscheds Übersetzung des „Reinecke“ ins Hochdeutsche habe ihm „gedient zu sehen“, schrieb W. v. Humboldt an Schiller am 27. Februar 1796, „was Göthe eigentlich selbst gethan hat, und dieß ist nicht sowohl viel, als vielmehr alles. Im Einzelnen hat er fast nichts abgeändert, oft dieselben Worte gelassen, aber dennoch ist das Ganze durch ihn schlechterdings etwas anderes geworden. Dasjenige nemlich, was eigentlich poetische Form daran ist, wodurch es zu der Phantasie des Lesers spricht und seinen ästhetischen Sinn rührt, gehört ihm ganz und ganz allein. Der alte Fuchs wirkt auf den Verstand, wenn Sie wollen auf die Empfindung; er unterhält aber durch seine Materie; denn er läßt (den Plan und die Anordnung des Ganzen abgerechnet) die Einbildungskraft kalt, er erscheint nicht als ein schönes, bloß als ein gutgeordnetes Produkt voll gesunden Verstandes, geradem Biedersinn und unterhaltendem Witz. Wodurch Göthe dieß bewirkt hat, ist schwer zu

allein ausgenommen, welche dem Bearbeiter dazu dient, sein eigenes Herz zu erleichtern.

Was aber die Dichtung sonst an epischer Anschaulichkeit, witziger Erfindung, köstlichem Volkshumor, treffender Charakteristik, überhaupt an poetischem Gehalt besitzt, ist ein Erbstück des katholischen Mittelalters[1]. Ein so kerniger Humor findet sich nirgends in Goethes damaligen Schriften. Der Dichter wäre in jener für ihn so leidigen Zeit nicht imstande gewesen, etwas Derartiges zu erfinden. Man vergleiche nur das Fragment „Die Reise der Söhne Megaprazons" [2], in deren Plan und wenigen Bruchstücken Reminiszenzen aus Rabelais, mythologische Phantasien, weltbürgerliche Philisterideen und politischer Mißmut sich zu einem seltsamen Bunde vereinigen. Hier war kein Humor bei der Sache, und er kam deshalb auch nicht weiter damit.

Eine Probe:

„Sind wir krank gewesen? fragte einer, das ist doch sonderbar. — Ich kann Sie versichern, versetzte der fremde Schiffer, Sie waren vollkommen angesteckt, ich traf Sie in einer heftigen Krisis.

„Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen? fragte Alciphron, ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medicin.

„Es ist das Zeitfieber, sagte der Fremde, das einige auch das Fieber der Zeit nennen und glauben sich noch bestimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt, ich wollte wetten Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen.

„Was sind denn die Symptome dieses Übels? fragte Alciphron.

„Sie sind sonderbar und traurig genug, versetzte der Fremde: der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte die

---

bestimmen, und ich habe an einzelnen Stellen vergeblich darüber gegrübelt. Das Silbenmaaß, das es dem Griechischen näher bringt, thut viel, aber da es so äußerst lose und leicht behandelt ist, auch wieder nicht viel. Die Hauptsache liegt wohl in der Sprache, in dem Periodenbau, endlich und vorzüglich in der Behandlungsart des Genies, die sich nicht einzeln und mit Worten bestimmen läßt" (Fr. Cl. Ebrard, Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller 1796—1803, 44 f).

[1] It is a free, but in the main faithful, translation, and as such owes its literary effect essentially to the old poem on which it is based (C. H. Herford in Publications of the English Goethe Society, No VI 105).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 359—389.

sonst den Seinigen und dem Staate nutzen, er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe ihr in dem Falle waret — — —.“ [1]

Überhaupt rächte es sich abermals an Goethe, daß er sich religiös und politisch zu nichts bekennen wollte als zum verschwommensten humanitären Philistertum, daß er zum Nachteil seines Dichtertalents sich der Optik zuwandte und seine freie Zeit in einem Wirrwarr von Kleinigkeiten zersplitterte.

Der Ästhetiker Friedrich Vischer faßt die Leistungen dieser Periode in folgender zutreffenden Übersicht zusammen [2]:

„Goethe hat einmal gesagt, er habe sich schon als Knabe und Jüngling eine so richtige Vorstellung von Welt und Leben gemacht, daß es ihm nachher förmlich langweilig gewesen sei, sie wirklich zu erleben. Dies klingt blasirt, und so frühe, so ganze Täuschungslosigkeit ist auch wirklich der Weg, blasirt zu werden. In Italien vollzieht sich gründlich der schon länger vorbereitete Abschied von der Sentimentalität. Dafür tauscht der Dichter die beseligende Anschauung des antiken Lebens ein, sättigt sich mit dem Bilde ungetheilt vollen Daseins. Auf den hohen Gewinn seiner Seele stürzt sich räuberisch die ungeheure Erfahrung der französischen Revolution. Daran hatte er doch noch geglaubt, daß die Autorität als Fels feststehe in der Welt; er sieht sie gestürzt und verliert den Glauben an die Geschichte, an ein Gesetz der Geschichte. Wirklich blasirt nimmt es sich aus, wie er sich nicht ohne Selbstgefälligkeit im Feldzug 1792 präsentirt, dem deutschen Heere nachfahrend, Farbenlehre studirend; in Pempelfort bei den Freunden versichert er, daß ihn weder der Tod der aristokratischen, noch der demokratischen Sünder im mindesten kümmere, bei der Belagerung von Mainz betreibt er seine Farbenstudien weiter und übersetzt den Reineke Voß, keineswegs aus reiner Poetenfreude am komischen Bilde, sondern weil es ihn subjectiv ergötzt, wie ‚in dieser unheiligen Weltbibel das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt‘. Die Lustspiele: der Bürgergeneral und die Aufgeregten sind geruchlose, dem sauren Torfgrund der damaligen Stimmung entwachsene Halme. Schon früher hatte ihn der Spitzbube Cagliostro mehr interessirt, als er werth war. Dies kommt zum Theil auf Rechnung der Zopfzeit, ihres Geschmacks an Abenteurerfiguren, aber doch und mehr noch auf Rechnung eines ärgerlichen Behagens: die Erfolge des Betrügers bestätigten dem bittern Weltverlacher seinen müden Blick in die Blindheit und Gemeinheit des Menschengeschlechts. Der Großkophta ist das ödeste dramatische Product dieser inneren Lähmung, und das Kophtische Lied,

---

[1] Ebd. 375 f.

[2] Goethe-Jahrbuch IV 89 f. Vgl. auch E. Dowden, New Studies in Literature, 181 ff: Goethe and the French Revolution.

rhythmisch vortrefflich, sangbar, leidig lustig, ihre lyrische Rhabarberblüthe. Losung ist der Refrain:

„Thöricht, auf Bessrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

„Wäre dies der ganze Goethe, dann gute Nacht! Wir stellen diesem Goethe schnurstracks den Vers desselben Goethe im Epilog zu Schillers Glocke entgegen. Da weiß es Goethe, daß Hoffen auf Besserung der Thoren die Stahlschwungfeder des Wirkens ist:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

„Schiller war, man weiß, zur rechten Zeit ihm näher getreten: der Luftstrom einer ethisch-straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings."

Fünftes Buch.

Goethe und Schiller.

(1794—1805.)

„Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem gold'nen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!"

Schiller über Goethe.

„Wenn ich ihn in drei Tagen nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr; so riesenhaft waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte."

Goethe über Schiller.

Erstes Kapitel.

Die Horen.

(1794. 1795.)

Goethe war als Dichter bei einem bedenklich tiefen Grad von Ebbe angelangt. Die Frucht der italienischen Reise schien so gut wie verloren. Die Produktivität war schlimmer versiegt als im Frühjahr 1786, wo er des Hoflebens und der Finanzsorgen ebenso müde, als der Frau v. Stein, sich zur Flucht nach Italien entschloß und seine „Gesammelten Schriften“ bei Göschen in Verlag gab[1].

Seine äußeren Verhältnisse standen allerdings viel günstiger als damals, so günstig, daß sie einem um seine Existenz ringenden Literaten wie ein wahres Dorado vorkommen mochten. Wie ihm seine italienische Reise durch keine Geldsorgen verbittert war, so hatte er jetzt sein gesichertes, reichliches Auskommen. Zu einem sorgenfreien Dasein hätte schon sein väterliches Vermögen einigen Rückhalt geboten[2]. Dazu bezog er eines der höchsten Gehälter in Sachsen-Weimar und besaß an seinen bisherigen Schriften eine Erwerbsquelle, die ohne Anstrengungen von seiner Seite reichlich weiter floß.

---

[1] Schiller sprach in seiner „Neuen Thalia“ 1793 von jungen Dichtergenien, deren „ganzes Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter, blinder Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Stoff sich zur Form veredelt und der bildende Geist in der Anschauung Ideen niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andere Naturproduct, der Materie anheimgefallen, und die vielversprechenden Meteore erscheinen als ganz gewöhnliche Lichter — wo nicht gar als etwas noch weniger“ (Werke [Hesse] XVII 339). — Goethe fühlte sich hierin bitter getroffen. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 249. — J. Minor (Zum Jubiläum des Bundes zwischen Goethe und Schiller, in Preußische Jahrbücher LXXVII [1894] 58 f) möchte Schillers Worte nicht auf Goethe, sondern auf Bürger bezogen wissen und bezweifelt, ob sich Goethe dadurch getroffen fühlte.

[2] Sein versteuerbarer Besitz in Frankfurt wurde nach dem Tode seiner Mutter auf 20 000 Gulden geschätzt. Vgl. J. Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß, Stuttgart 1877, 23. — Vgl. dagegen Goethes Werke, WA 4. Abt. XXI 10, wo der Dichter die Schätzung auf 15 000 Gulden als eine „patriotische Fiction“ erklärt.

Ein behagliches Heim, das sog. Helmershausische Haus, eines der ansehnlichsten von Weimar, kaufte ihm Serenissimus für 6000 Laubtaler à 38 Groschen. Die Steuern, die darauf lasteten, mußte die fürstliche Kammer bezahlen. Er selbst hatte nur für Vergrößerung, Einrichtung, Reparaturen und Einquartierungskosten aufzukommen[1]. Das Haus war nach Jean Pauls Bericht „das einzige Weimars im italienischen Geschmack, mit solcher Treppe, ein Pantheon voll Bilder und Statuen"[2]. Zur Einrichtung trugen die herzogliche Familie und andere Freunde durch zahlreiche Geschenke bei. Die Freundschaft mit dem Hofe nötigte Goethe keine verschwenderischen Ausgaben auf, brachte aber seinem eigenen Hausstand die mannigfachsten Vorteile. Die herzogliche Bibliothek und die herzoglichen Sammlungen standen ihm so zu Gebote, als wenn er der Besitzer gewesen; die Bibliotheken und Sammlungen in Jena standen, ohne lästige Beschränkung, auf jeden Wink zu seiner Verfügung. Er hätte kaum Bücher anzuschaffen gebraucht und doch stets alles Neue und Interessante sofort haben können.

Wie er selbst gar nicht auf Verschwendung angelegt war, von Spiel, Trunk und Prunk und allen kostspieligen Passionen sich fernhielt, so war auch Christiane Vulpius die Einfachheit selber. Als arme Blumenmacherin hatte sie sich niemals an viele und kostspielige Bedürfnisse gewöhnt und machte nicht die Ansprüche einer vornehmen Dame. Einfach, schlicht und sparsam, kerngesund und immer munter, eine treffliche Köchin und Haushälterin, besorgte sie erst mit ihrer Schwester, dann mit einem andern Mädchen, das ins Haus aufgenommen wurde, persönlich die Wirtschaft. Sie diente Goethe so treu, wie nur die treueste Magd, und es ist kein Zweifel, daß er für sie in hohem Grade eingenommen war, obwohl ihr Bildungsgrad dem Seinigen nicht entfernt entsprach und sie sich wenig darum bemüht zu haben scheint, sich diesem zu nähern. Sie speiste bis 1805 nicht einmal an seinem Tisch[3]; erst von 1800 an zeigte er sich häufiger öffentlich mit ihr, und an seinem Geistesleben hatte sie so geringen Anteil, daß Schiller und viele andere sich nicht entschließen konnten, das Verhältnis für eine Ehe anzusehen.

Daß ihn die Geringschätzung der adeligen Welt gegen Christiane übermäßig gedrückt hätte, davon liegen von seiner Seite keine Zeugnisse vor. Er mußte das voraussehen und war nicht eben dazu angetan, sich das allzusehr zu Herzen zu nehmen. Er selbst war bei Hofe hochgeehrt, galt wie ehedem in vieler Hinsicht als der erste Mann nächst dem Herzog, speiste

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 241 f.

[2] P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, Berlin 1902, 2.

[3] Richard und Robert Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806, Leipzig 1882, 52.

und verkehrte mit den Durchlauchten wie auf ebenbürtigem Fuß, war in alle wichtigen Angelegenheiten eingeweiht und konnte sich, wo es ihm lieber war, auch ohne Anstoß in seine Poeteneinsamkeit zurückziehen. Da fand er vom November 1791 bis Frühjahr 1794 einen Mann ganz nach seinem Herzen, den Schweizer Maler Johann Heinrich Meyer aus Stäfa, zehn Jahre jünger als er, ihm treu ergeben und zu allen Diensten bereit. Sorgen und Auslagen bereitete ihm dieser keine, da er an der Zeichenschule angestellt war; dagegen half er ihm bei seinen Kunststudien in jeglicher Weise, zeichnete für ihn, stellte ihm seine Kenntnisse, Notizen und Skizzenbücher zur Verfügung und verehrte ihn dabei als Meister und Freund. „Daß wir uns gefunden haben ist eines von den glücklichsten Ereignissen meines Lebens", schreibt ihm Goethe unter dem 3.—9. März 1796 [1].

Als Theaterchef hatte Goethe das Theater und die Schauspieler unter sich, als eine Art Kultusminister die Kunstanstalten des Landes und einigermaßen auch die Herren in Jena. Nach allen Seiten hin konnte er sich Anregung verschaffen, in die verschiedensten Lebensbeziehungen hineinregieren und, ohne Verantwortlichkeit, sich unangenehmen Geschäften entziehen. Für alles, was Kunst hieß, galt er als Orakel. Er war ein großer, vornehmer Herr, hoch über allen Literaten.

Der Professor Friedrich Schiller in Jena hatte in der Zwischenzeit mit allen Mühen, Sorgen und Leiden zu ringen, die einen vermögenslosen Literaten und unbesoldeten Dozenten treffen können. Sein ganzes Los bildet den merkwürdigsten Gegensatz zu jenem Goethes [2]. Schiller sank bis zur drückenden Not und wuchs dabei an Energie und Geist. Während er sich als Autodidakt die nötigsten Vorkenntnisse für seine Geschichtsprofessur zusammenlas, hatte er die Schwungkraft, ein Gedicht wie „Die Künstler" zu vollenden; während seiner schmerzlichen Krankheit befaßte er sich mit poetischen Plänen; als er beim Studium des Dreißigjährigen Krieges daran verzweifelte, den Schweden Gustav Adolf zum Helden eines Nationalepos zu gestalten, fand er an Wallenstein wenigstens den Heros zu einer großen Tragödie. War auch seine Gesundheit für immer gebrochen, so war es doch nicht sein Mut. Er studierte unermüdlich weiter, Ästhetik, Philosophie, Geschichte. Das trockenste spekulative Studium, wie dasjenige Kants, wirkte auf Schiller belebend ein. Sein Geist bereicherte sich mit großen, bedeutenden Ideen, wenn er auch keinen festen religiösen Halt fand.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 40. — Vgl. auch G. v. Laubmann u. L. v. Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen II, Stuttgart 1900, 742.

[2] E. Palleske, Schillers Leben und Werke II [14] 235 ff. — J. Scherr, Schiller und seine Zeit III 1—58. — O. Harnack, Schiller I [3] 217 ff. — M. Hecker und J. Petersen, Schillers Persönlichkeit II 182 ff 214 ff. — J. Wychgram, Schiller [4] 297 ff 404 ff.

Er behielt sich nicht die Möglichkeit vor, die Liebeskomödien seiner Jugend bis ins Greisenalter fortzusetzen; er machte der Unordnung durch eine würdige und vernünftige Ehe ein für allemal ein Ende. Sein Leben war von da ab ein musterhaftes und trotz aller äußeren Bedrängnisse ein innerlich zufriedenes und glückliches. Weit entfernt, daß die sittliche Beschränkung seinen Geist gehemmt oder gestört hätte, fand derselbe erst jetzt seine ruhige, stetige Entwicklung, eine befriedigende, künstlerische Harmonie, Fülle und Reichtum der Ideen und männliche Vollkraft, Großes und Bedeutendes daraus zu gestalten[1].

Die Idee einer großen deutschen „Revue", zu welcher die hervorragendsten Geister sich vereinigen sollten, lag schon einigermaßen dem „Teutschen Merkur" zu Grunde. Die Zeitschrift war da, die Kräfte fanden sich in Weimar selbst zusammen, aber es fehlte an Harmonie. Goethe unterstützte das Organ nur selten, Herder höchst launenhaft, Schiller versagte schon nach einigen Beiträgen: nur die dii minores hielten an Wieland fest — und der Merkur blieb so gut wie sein Privatunternehmen. Wielands pekuniäres Interesse und seine eigene Geldnot waren es, welche Schiller 1788 auf den Gedanken brachten, den Merkur durch Zusammenwirken der besten Kräfte zur ersten Zeitschrift Deutschlands zu erheben. Es gelang nicht. Herder und Goethe versagten, und Schiller wandte seine Kraft nun wieder der eigenen „Thalia" zu. Er gab jedoch den großen Plan nicht auf, und auch jetzt spielte der Geldpunkt dabei noch eine Rolle. Bei seinem Aufenthalt in Schwaben im Herbst und Winter 1793/94 wußte er den Buchhändler Cotta in Tübingen dafür zu gewinnen, und nachdem er am 15. Mai wieder nach Jena zurückgekehrt war, legte er selbst Hand an und entwarf den Prospekt zu einer neuen Zeitschrift, „Die Horen", welche für Verlag und Schriftsteller das weitaus einträglichste literarische Unternehmen Deutschlands werden sollte.

„Jeder Schriftsteller von Verdienst", schreibt Schiller, „hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größeren Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Besten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publicum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu einem Publicum haben. Dadurch aber ist man im Stande, jedem Einzelnen alle Vortheile anzubieten, die der allerweiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer

[1] „Schillers Ehe steht in der Literaturgeschichte als ein leuchtender Beweis da, daß ein wahrhaft Großer nicht zu verkümmern und zu verphilistern braucht, wenn er sich das Glück dieser Beschränkung seines Privatlebens auferlegt" (C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit, Leipzig 1902, 149).

verschaffen kann", — sechs Louisd'or in Gold = 58½ Gulden oder 102 Mark für den gedruckten Bogen.

Was den Inhalt der Zeitschrift anbetrifft, hieß es:

„Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offenstehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschlossen sein; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der schönen Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der gelehrten zu einer freien Forschung der Wahrheit und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht sein wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt zu bereichern, hofft man zugleich den Kreis der Leser durch die Form zu erweitern." [1]

Der Prospekt ist am 13. Juni 1794 gezeichnet: am selben Tage erließ Schiller die Einladung an Goethe, welche das Verhältnis der beiden Männer für die Folgezeit entscheiden sollte:

„Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath!

Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegränzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Werth nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Hier in Jena haben sich die HH. Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift mit mir vereinigt, und da, einer nothwendigen Einrichtung gemäß, über alle einlaufenden Manuscripte die Urtheile eines engeren Ausschusses eingeholt werden sollen, so würden Ew. Hochwohlgeboren uns unendlich verpflichten, wenn Sie erlauben wollten, daß Ihnen zu Zeiten eines der eingesandten Manuscripte dürfte zur Beurtheilung vorgelegt werden. Je größer und näher der Antheil ist, dessen Sie unsere Unternehmung würdigen, desto mehr wird der Werth derselben bei demjenigen Publicum steigen, dessen Beifall uns der wichtigste ist. Hochachtungsvoll verharre ich

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer

F. Schiller." [2]

---

[1] Jonas, Schillers Briefe III 456 ff. [2] Ebd. 455 f.

Goethe nahm sich zehn Tage Bedenkzeit. Es war eine sonderbare Lage der Dinge, daß dieser Hofrat Schiller, den er vor etlichen Jahren als Geschichtsprofessor nach Jena empfohlen hatte, nach allen erdenklichen Prüfungen von Poesie und Literatur offenbar die Hand nicht lassen wollte, vielmehr als Gründer und Redakteur der „ersten" deutschen Revue vor ihn trat und ihn einlud, sein Mitarbeiter zu werden. Soviel schien klar: die Zeitschrift war beschlossene Sache und durch die übrigen Mitarbeiter ein gesichertes Unternehmen. Lehnte er ab, so stand er allein gegen die unter Schiller geeinten rührigsten, jungen Kräfte[1]. Gedieh das Unternehmen ohne ihn, so mußte das seinem Ansehen schaden. Beteiligte er sich, so war ihm zwar keine ausschließliche Herrschaft, aber doch der ehrenvollste Primat angeboten. Er wurde als der erste Schriftsteller Deutschlands anerkannt, sein Beitritt sollte an keine Bedingungen geknüpft sein. Schiller warf sich ihm in unbedingter Verehrung zu Füßen. Am 24. Juni nahm Goethe an, noch mit einiger Herablassung des Hochwohlgebornen zu dem bloß Wohlgebornen, aber doch schon mit einem gewissen Anflug von Gemütlichkeit. Das Eis war gebrochen.

„Ew. Wohlgeb.

eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift welche Sie herauszugeben gedencken, als auf die Theilnahme zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn.

„Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so theile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bey mir ins Stocken gerathen ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

„Schon eine sehr interessante Unterhaltung wird es werden sich über die Grundsätze zu vereinigen nach welchen man die eingesendeten Schriften zu prüfen hat, wie über Gehalt und Form zu wachen, um diese Zeitschrift vor andern auszuzeichnen und sie bey ihren Vorzügen wenigstens eine Reihe von Jahren zu erhalten.

„Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern aufs beste.

W. d. 24. Jun. 1794. Goethe."[2]

Im Juli trafen sich die beiden Dichter in Jena. Wie Schiller sagt, brachten die Unterhaltungen mit Goethe „seine ganze Ideenmasse in Be-

---

[1] Vgl. F. Th. Bratranek, Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795—1832), Leipzig 1876, xxxv.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 165 f.

wegung“ [1]. Nachdem er den Weg zu dem bis dahin Unnahbaren gefunden, versäumte er nicht, ihn, gleich der Sonne in der Fabel, wärmer und wärmer anzuscheinen. Schon im nächsten Brief huldigte er seinem Genius in einer Weise, daß man diesen Brief als das Grundformular und Credo alles späteren Goethe-Kultus betrachten kann:

„Ihr beobachtender Blick“, schrieb er [2], „der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir das nur, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

„Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuerter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schweresten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Pythia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so

---

[1] Jonas, Schillers Briefe III 472.
[2] Ebd. 472—474.

wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann."

So hatte Schiller alles vergessen, was er früher von Goethes wirklichem Leben, seinen Liebschaften, seiner konkreten Entwicklung gedacht und gesagt, um künftig sein Wesen wie das eines Halbgottes fast nur in typischer Allgemeinheit zu betrachten. Wäre Goethe als Grieche oder Italiener geboren worden, so hätte er gewiß keinen Götz und keinen Werther geschrieben; aber wer kann sagen, was er dann geschrieben hätte? Daß er erst die ganze Natur empirisch ergründen wollte, um dann künstlerisch den Menschen zu begreifen, zeigt ihn jedenfalls nicht als Philosophen.

Goethe seinerseits begrüßte Schillers Brief als das angenehmste Geschenk zu seinem 45. Geburtstag; er erklärte, daß er von der letzten Begegnung mit Schiller eine neue Epoche seines Lebens rechnen werde, und vergaß ganz, wie geringschätzig er einst über den Verfasser der „Räuber" abgeurteilt hatte:

„Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst der in allem erscheint was Sie geschrieben und gethan haben immer zu schätzen gewußt und ich darf nunmehr Anspruch machen durch Sie Selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir

uns wechselseitig die Punkte klar gemacht wohin wir gegenwärtig gelangt sind; so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können." [1]

Seinem Freunde Heinrich Meyer gestand Goethe, er habe lange keinen solchen geistigen Genuß gehabt wie bei Schiller in Jena. Das sprach sich bald in Weimar herum. „Für mich", schrieb Goethe später, „war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." [2] Schiller nahm die neue Freundschaft weniger enthusiastisch, äußerte aber doch seine hohe Befriedigung.

„Bei meiner Zurückkunft", schreibt er an Körner [3], „fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir nun endlich mit Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden."

So sehr er sich selbst bei diesem Ideentausch Goethe gewachsen und ebenbürtig fühlte, fuhr er ihm gegenüber vorläufig noch fort, eine sehr unterthänige und bescheidene Sprache zu reden und in den von Goethe gewünschten Bekenntnissen seine Fähigkeiten und Leistungen sehr niedrig anzuschlagen.

„Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieß ist es was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben ist, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn Sie meine Armuth an allem was man erworbene Erkenntniß nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarschaft besser nutzen, und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich Ihre große Ideenwelt zu simplificiren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 184.
[2] Jonas, Schillers Briefe IV 2.
[3] Ebd. 1. Abt. XXXIII 252.

„Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam compromittirt zu haben. Im Grund ist dieß das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisirend, und so schwebe ich, als eine Zwitterart, zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dieß ist es, was mir, besonders in frühern Jahren, sowohl auf dem Felde der Speculation als der Dichtkunst, ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophiren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen, und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Loos; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit, meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerthe aus dem Brande geflüchtet.“ [1]

So angenehm Goethe solche Huldigungen waren — nur ein Schiller konnte ihm solche spenden — so widerlegte er sie selbst zum Teil dadurch, daß er Schillers Wunsch nach einer möglichst glänzenden Beteiligung an den „Horen“ nur in höchst untergeordneter Weise erfüllte. Was Goethe vor und während der italienischen Reise geschrieben hatte, das war in den Gesammelten Werken bei Göschen längst gedruckt, bis auf die Spielchen und Farcen, die Herder des Druckes unwert hielt; „Groß-Cophta“ und „Bürgergeneral“ waren 1792 und 1793 auch schon herausgegeben, 1794 folgte der „Reineke Fuchs“. In der Mappe befand sich nichts von Bedeutung [2] als Fragmente: der seit 1775 liegen gebliebene „Faust“, der noch nicht abgeschlossene „Wilhelm Meister“, die Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme, welche noch nicht zum Druck vorbereitet waren und die dem Verfasser selbst anscheinend wegen des Publikums einige moralische Bedenken verursachten.

---

[1] Jonas, Schillers Briefe III 481.

[2] „Er hat großen Eifer, aber freilich wenig vorräthige Arbeit“ (Charlotte von Schiller und ihre Freunde [3 Bde, Stuttgart 1860—1865] I 239).

Schiller war über den Zustand der Goetheschen Mappe ziemlich gut unterrichtet. Als praktischer Mann fahndete er gleich auf Faust und Wilhelm Meister. Doch vergeblich. Vom Faust wollte Goethe nichts hören; er wagte nicht, „das Packet aufzuschnüren“ [1]. Den Roman Wilhelm Meister hatte er, obwohl noch unfertig, bereits an den Buchhändler Unger in Berlin verkauft, der ihn stückweise in mehreren Bänden drucken sollte [2]. Das einzige, was für die „Horen“ übrig blieb, das waren zwei Episteln, ein paar Elegien [3], und ein kleines Stück „zeitgemäßes“ Feuilleton, das inhaltlich zu seinen unbedeutendsten Arbeiten zählt und sich nur durch die gewandte Form auszeichnet. Es heißt: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ [4], eine Sammlung von teils selbst erfundenen teils französischen Schriftstellern entlehnten Anekdoten, die nichts gemein haben, als den haut-goût blasierter Pikanterie. Als poetischen Rahmen fingierte Goethe eine Familie nach seinem Herzen, d. h. deutschen Ursprungs, doch völlig französisch gebildet, durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, aber nicht von ihrer liberalen Aufklärung geheilt — eine Baronesse und ihre liebenswürdige Tochter Luise und ihr liebenswürdiger älterer Sohn Friedrich und ein wohlunterrichteter Hofmeister und ein unentbehrlicher Abbé. Alle sehnen sich nach den paradiesischen legitim-liederlichen Zeiten unter Ludwig XV. zurück, nur der jüngere Sohn Karl schwört auf Freiheit und Guillotine. Er ist frech wie ein Klubist und rodomontiert so wütend für die Revolution, daß der würdige Geheimrat von S. und seine Frau, welche sich auf der Flucht mit der Familie der Baronesse zusammengefunden, es nicht mehr länger aushalten, sondern plötzlich abreisen. In dem Familienkreis der Baronesse selbst droht darüber

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 209.

[2] „Göthe, behauptet Meyer“, schrieb Wilhelm v. Humboldt am 15. August 1795 an Schiller, „bekommt für jeden Band seiner Schriften bei Unger, also auch für jeden des Meisters 100 Louisd'or. Unger selbst sagte mir, daß er mit dem Meister jetzt gerade außer Schaden sei, und ob ich gleich gedacht hätte, daß der Abgang noch stärker sein müßte, so schien es doch die Wahrheit zu sein. Indeß war er sehr zufrieden, und das umsomehr, als Biester, der die Korrektur besorgt hat, ihm gesagt hat, Göthe habe ihm diesen Roman gegeben, um ihn damit zu ruiniren. Überhaupt ist der Beifall, den der Meister hier herum findet, doch äußerst gering.“ — „Nach neueren und besseren Nachrichten“, meldete Humboldt am 25. August weiter, „hat Göthe zwar für die ersten vier bei Unger gedruckten Bände für jeden 500 Thaler, für den Meister aber mehr bekommen. Vielleicht ist es nicht übertrieben, was man sagt, für die beiden ersten Bände 1500 Thaler. Von seinem Benehmen mit seinen Verlegern, das hier durchaus hart und unbillig genannt wird, höre ich sehr viel sprechen“ (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller u. W. v. Humboldt [3] 75 f 98).

[3] Schiller schreibt darüber an Lotte: „Er las mir seine Elegien, die zwar schlüpfrig und nicht sehr decent sind, aber zu den besten Sachen gehören, die er gemacht hat“ (Jonas, Schillers Briefe IV 19).

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 93—273.

Streit auszubrechen — so störend wirkt die französische Revolution — aber man besinnt sich doch noch, und es gelingt der Baronesse glücklich, Frieden zu stiften. Bei dieser Gelegenheit konnte Goethe dann sein gedrücktes Herz erleichtern und seine eigenen Klagen über die Folgen der französischen Revolution vor die deutsche Lesewelt bringen.

„Überhaupt, fuhr die Baronesse fort, weiß ich nicht, wie wir geworden sind, wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist. Wie sehr hütete man sich sonst in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm sein konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart des Katholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu sein zurückkehren!“ [1]

Mitten im Sturm der furchtbaren Zeitereignisse soll das feine, frauenzimmerliche Still- und Pläsierleben der siebziger und achtziger Jahre wieder künstlich hergestellt werden.

„Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen; wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unserer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorkamen; wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz,

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 114 f.

durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt benötigt, wenn auch alles völlig drunter und drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!“ [1]

Wie Goethe in der Rolle des „Geistlichen“ dann weiter gesteht [2], ist das Wichtigste dabei weder Philosophie, noch Geschichte, noch Naturwissen, noch Poesie, sondern ein Vorrat von „pikanten Histörchen“, wie sie von jeher die Würze leichtsinniger Herren- und Damengesellschaften bildeten:

„Zur Übersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publicum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reineren, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit; manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen; manche die uns die menschliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergetzen.“

Und was behandeln denn die pikanten Geschichtchen?

„Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.“ [3]

Also kleine Liebesanekdoten, zu Novellchen aufgeputzt:

Nr 1. Von der Sängerin Antonelli in Neapel, die mit der „Liebe“ ein rentables Gewerbe treibt, unter vielen „Geliebten“ endlich einen Freund findet, seiner bald überdrüssig wird, ihn durch ihre Untreue krank macht, ihn trotz seiner inständigsten Bitten auf dem Sterbebette nicht besucht und nun von dem Dahingeschiedenen gespenstisch gequält wird.

Nr 2. Von einem Waisenmädchen, das, sobald es sich verliebt, überall von Gespensterklopfen verfolgt wird, bis der Herr des Hauses ihm mit seiner größten Hetzpeitsche droht.

Nr 3. Ein sehr lüstern erzähltes Ehebruchsabenteuer des Marschalls von Bassompierre, das in einem Haus der Schande spielt.

Nr 4. Ein anderes Ehebruchsabenteuer von dem Ahnherrn desselben Marschalls, der von seiner Frau in flagranti ertappt wird. Geschenke der Ehebrecherin wirken bei den drei rechtmäßigen Töchtern als segenbringende Talismane.

Nr 5. Die Geschichte vom „Procurator“, eine „moralische Erzählung“, wie Goethe scherzt, aber die „erste und letzte“, weil alle solche Geschichtchen „sich dergestalt gleichen, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint“.

---

[1] Ebd. 117 f. [2] Ebd. 122 f. [3] Ebd. 123.

Eine junge Frau, deren Gatte, ein reicher Kaufmann, kurz nach der Heirat verreist ist, verliebt sich in einen jungen Advokaten, wird aber durch Anteilnahme an dessen frommen Gelübden, Fasten, Gebet und Wohltätigkeit, der Gefahr des Ehebruchs entrissen. Die heikle Lage der jungen Schönen ist weit und lockend ausgesponnen, ihre Bekehrung fein ironisiert, die Geschichte deshalb nicht viel moralischer als die andern.

Nr 6. Die Geschichte Ferdinands, der seinen Vater bestiehlt, um die von ihm angebetete Ottilie zu beschenken, später das gut zu machen sucht, dabei Ottilie verliert und zu einer andern Frau kommt. Das Interesse ruht auf der sorgfältig ausgesponnenen Liebesverwicklung.

Zum Schluß fügte Goethe den sechs Anekdötchen noch ein Märchen[1] hinzu, welches, auf freimaurerischer Symbolik beruhend, das Gehirn vieler Erklärer stark in Anspruch genommen hat, jedoch als ungelöstes spielerisches Rätsel keinen vernünftigen Menschen befriedigen kann.

„Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn Alle? ‚Das Märchen, mein Freund.‘“

„Die Novellenform“, urteilt R. v. Gottschall, „ist glatt und elegant, der Inhalt der Erzählungen, der oft das Spukhafte und Unheimliche berührt, wie es zu einer solchen Zeit der Aufregung paßt, im Uebrigen unbedeutend, und das ‚Märchen‘ überlassen wir bereitwillig seinen Auslegern.“[2]

---

[1] Vgl. das von Goethe selbst unterm 24. Juni 1816 aufgestellte Verzeichnis der Auslegungen in Goethe-Jahrbuch XXV (1904) 37—44. — Über die verschiedenen Auslegungen von Hotho, Göschel, Hartung, Guhrauer, Wieck, Düntzer, C. F. Meyer siehe Goethe's Werke (Hempel) XVI 18—23. — Vgl. auch H. Baumgart, Goethe's Märchen, ein politisch-nationales Glaubensbekenntniß des Dichters, Königsberg 1875. — F. Meyer, Goethes Märchendichtungen, Heidelberg 1879. — Camilla Lucerna, Das Märchen. Goethes Naturphilosophie als Kunstwerk. Deutung, Leipzig 1910. — R. Steiner, Goethes geheime Offenbarung. Zu seinem 150. Geburtstag, in Magazin für Literatur des In- und Auslandes LXVIII 793—802. — H. Ranegg, Goethes „Märchen“, in Allgemeine Zeitung 1896, Beil. Nr 271. — Goethes Lilienmärchen, in Grenzboten 53. Jahrg. I, 31—41. — P. Pochhammer, Goethes Märchen, in Goethe-Jahrbuch XXV 116—127. Vgl. Ders., Goethe über sein Märchen von 1795, in Frankfurter Zeitung, 50. Jahrg., Nr 249, 1. Morgenbl. (8. September 1905.) — Elise Elösser, Goethes „Märchen“. Versuch einer Deutung, in Euphorion XIII 58—71. — A. Denecke, Das Märchen in Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“, bei Bode, Stunden mit Goethe VII 161—190. — R. Fürst, Die Vorläufer der modernen Novelle im achtzehnten Jahrhundert, Halle 1897, 189—191. — M. Morris, Goethe-Studien II², Berlin 1902, 29—73. — A. Bielschowsky, Goethe II¹⁹ 50—54. — H. Schneider, „Das Märchen“, eine neu aufgeschlossene Urkunde zu Goethes Weltanschauung, Leipzig 1911. — H. Loiseau, L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 721—730.

[2] Die deutsche Nationalliteratur I⁷, Breslau 1901, 138.

Für den Jahrgang 1796 steuerte Goethe die „Briefe aus der Schweiz“ bei, die er unter Werthers Papieren gefunden zu haben vorgab [1], und übersetzte für die Zeitschrift einen kleinen Aufsatz der Madame de Staël: „Versuch über die Dichtungen“ — ein Stück Damen- und Salonästhetik, das in die Zeit vor der Revolution gehört [2]. Dann ließ er sich von der Universitätsbibliothek von Göttingen in einer sehr mangelhaften Ausgabe die Lebensbeschreibung des italienischen Goldschmieds Benvenuto Cellini kommen, ein würdiges Seitenstück zu den Histörchen der deutschen Ausgewanderten, und übersetzte an dieser kunstgeschichtlichen Skandalchronik zwei Jahre lang, mit willkürlichen Auslassungen, in stückweisen Fortsetzungen, für 6 Louisdor per Bogen, bis mit dem zehnten Bande die erste Zeitschrift Deutschlands eines friedlichen Todes starb.

Mit Ungeduld wartete Goethe auf die Auszahlung der glänzenden Honorare. Am 23. Dezember 1795 fragte er bei Schiller an [3]:

„Wird sich denn dieser edle Sosias mit seinem Gold und Silber auf das Fest Epiphaniae einfinden? Weyrauch und Myrren wollen wir ihm erlassen.“

Schiller antwortete am Weihnachtstage [4]:

„Was die Geldlieferung anbetrifft, so vergaßen Sie, daß die Zahlung von einer Ostermesse zur andern ist ausgemacht worden. Etliche Tage vor Jubilate erscheint Cotta mit einer Geldkatze um den Leib, und zwar pünktlich wie eine ‚wohlberechnete Sonnenfinsterniß‘, um das Honorar für das ganze Jahr abzutragen.“

Die Lebensbeschreibung Benvenuto Cellinis war im zehnten Band der „Horen“ kaum zum Abschluß gelangt, als bereits 1798 ein Nachdruck erschien [5]. Im Jahre 1803 veranstaltete Goethe selbst eine Gesamtausgabe

---

[1] Vgl. Goethes Tagebuch vom 18. und 19. Februar 1796 (WA 3. Abt. II 40). Vgl. auch H. Düntzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXXIII (1902) 519 f; M. Herrmann in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XVI LVII; Fr. L. Müller, Quellen und Redaktion von „Werthers Reise“, in Euphorion, 8. Ergänzungsheft (1909), 103—115.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 204—241. Der Aufsatz schließt mit dem blühenden Unsinn: „In diesem Leben, wodurch man besser hindurchgeht, je weniger man es fühlt, sollte man nur den Menschen von sich und Andern abzuziehen suchen, die Wirkung der Leidenschaften aufhalten und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß setzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gehalten werden, wenn der Einfluß seines Talents nicht auch verschwände“ (ebd. 241). [3] Ebd. 4. Abt. X 353.

[4] Jonas, Schillers Briefe IV 364. In: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit Einleitung von Fr. Muncker (Cottasche Bibliothek der Weltliteratur; die Vorrede ist 1892 datiert) (4 Bde) I 146 heißt es: „Goldlieferung“.

[5] Vgl. Salomon Hirzels Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung herausgegeben von L. Hirzel, Leipzig 1884, 48.

in zwei Teilen mit einem Anhang; 1818 kam sie dann in die sämtlichen Werke und füllt heute zwei stattliche Bände der Weimarer Ausgabe[1]. Obwohl sie da von dem allgemeinen Ruhme Goethes bestrahlt wird, so ist sie doch weder als Übersetzung noch ihrem Inhalt nach ein eigentlich klassisches Buch. Wenn Goethe wirklich das gebildete Deutschland über italienische Kunst und insbesondere die Kunsttätigkeit der Renaissance unterrichten wollte, warum hat er nicht selbst umfassendere Studien darüber angestellt? Erlaubte ihm das seine Zeit nicht, warum übersetzte er nicht ein tüchtiges Werk, wie etwa Leonardo da Vincis Buch von der Malerei[2] oder Vasaris Leben der berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister[3]? Warum interessierte ihn nur das Leben dieses Kleinkünstlers, der am Schluß jener glänzenden Reihe von Künstlern steht, durch das Manierierte seiner Auffassung ein Vorbote des Verfalls, durch das Prahlerische, Selbstsüchtige, Leidenschaftliche seines Wesens eine an sich durchaus abstoßende Erscheinung?[4] Oder warum hat Goethe nicht Cellinis „Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur" übersetzt, die schon 1568 zu Lebzeiten des Verfassers erschienen und in welchen weit mehr der gewandte Techniker und Künstler hervortritt?[5] Warum gerade die unsaubere Skandalchronik seines Lebens, welche in Italien selbst erst 1728 mit fingiertem Druckort und Verleger erscheinen konnte? „An einem Leben", erklärt Goethe selbst, „ist ohnedem weiter nichts, nach meiner realistischen Vorstellungsart, als das Detail, besonders nun gar bey einem Particulier, wo keine Resultate zu denken sind, deren Weite und Breite uns allenfalls imponiren könnten, und bey einem Künstler, dessen Werke, die bleibenden Wirkungen seines Daseyns, nicht vor unsern Augen stehen."[6] Nicht der Künstler, sondern der Mensch interessierte ihn also, mit seinen Liebschaften und Betrügereien, seinen Raufereien und Abenteuern, seiner kecken Liederlichkeit und Ungebundenheit, seinen Maitressen und unehelichen Kindern.

Goethes Übersetzung ist übrigens nicht nur nach einem sehr mangelhaften Text angefertigt[7], sondern entbehrt auch, wie schon A. v. Reumont bemerkt hat, der erklärenden Noten, „ohne welche unendlich Vieles ebenso ungenießbar wie unverständlich bleibt". Dazu folgt sie nicht einmal genau ihrer

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIII XLIV.

[2] Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. Ludwig, Wien 1882.

[3] Übersetzt von E. Förster, Stuttgart 1847.

[4] Vgl. v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst III 19; A. v. Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte III, Berlin 1854, 313 ff.

[5] Übersetzt von J. Brinkmann, Leipzig 1867.

[6] Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 19.

[7] Zum Entstehen der „lawinenartig angewachsenen Verderbnis" des Cellini-Textes vgl. W. v. Oettingen in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XXXI 283 f (Anm.).

Vorlage und ist nicht fehlerfrei[1]. Für die Kunstgeschichte haben sie kritische Ausgaben des Urtextes längst überflüssig gemacht[2], auch für weitere Kreise ist die Zeit gekommen, wo man die Kunst und die Bildung Italiens lieber an Michelangelo und Raffael, Giotto und Fra Angelico studiert als an dem abenteuernden Goldschmied Benvenuto Cellini[3].

Schiller, der eigentliche Urheber und Redakteur der „Horen", mußte für die Zeitschrift natürlicherweise eine angestrengtere und ausgedehntere Tätigkeit entwickeln als Goethe. Unter seinen Beiträgen, die in ästhetische Abhandlungen, historisch-belletristische Essays und Gedichte zerfallen[4], haben besonders seine ersten Aufsätze, „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen", Berühmtheit erlangt. Sie bezeichnen nicht bloß den Standpunkt des Verfassers, sondern auch Ziel, Programm und Richtung des ganzen Unternehmens. Ideen, Eindrücke, Studien Schillers mischen sich darin mit Anschauungen und Grundsätzen, welche aus seinem näheren Verkehr mit Goethe hervorgegangen, Überbleibsel der Sturm- und Drangperiode mit dem neuen Griechentum, für welches Herder, Wieland, Goethe in verschiedener Abstufung schwärmten. Seine Terminologie läßt dabei an Klarheit und Bestimmtheit sehr zu wünschen übrig, aber im ganzen tritt doch ungefähr hervor, was er meint.

Er faßt seine Aufgabe hoch, fast wie ein Prophet, der in die ganze Zeitlage eingreifen will. Ausschauend über Europa und darüber hinaus, sieht er die ganze Menschheit von den ungeheuern Folgen der Revolution erfaßt, zwischen den Schrecken einer neuen Barbarei und den Wirkungen früherer Überkultur, Träumen eines seligen Naturstaates und Wirklichkeiten einer drückenden Gewaltherrschaft hin und her schwanken. Er will ihr Heil und Rettung bringen, nicht durch Religion, nicht durch Politik, sondern

---

[1] K. Voßler, der „Goethes Cellini-Übersetzung" in der Allgemeinen Zeitung 1900, Beil. 252 253 zum Gegenstand der Untersuchung macht, kommt zum Fazit: „Goethes Uebersetzung ist weder wortgetreu noch künstlerisch getreu. Sie gehört zu derjenigen Klasse von Uebersetzungen, die er selbst einmal ‚im reinsten Wortverstand die parodistische' genannt hat, weil der Uebersetzer hier ‚fremden Sinn' mit ‚eigenem Sinn' wiedergibt. Nur schade, daß Goethe'scher Sinn und Stil eben nicht zu Cellini'schem Sinne paßt." Vgl. auch H. Conrad, Des Benvenuto Cellini Leben (2 Bde), München 1909 (Einl.).

[2] Vgl. La vita di Benvenuto Cellini scritta da lui medesimo, per cura di B. Bianchi, Firenze 1866.

[3] Der deutschen Kunst hat Goethe durch diese Übersetzung sehr geschadet. Sie hat den Geschmack an lasziver Kleinkunst in die weitesten Kreise getragen; sie ist der „klassische" Freibrief moderner Künstlerliederlichkeit und Modellunzucht.

[4] Zusammengestellt bei Goedeke, Grundriß II, Dresden 1859, 1028. In der zweiten Auflage (V 2. Abt. 192 ff) findet sich statt dessen eine Übersicht des Gesamtinhalts der Horen. — Schillers Werke (Hempel) XV 333—642.

durch „ästhetische Erziehung“. Obwohl er im zehnten Brief anerkennt, daß die schöne Kunst sich geschichtlich als unfähig erwiesen hat, die Harmonie herbeizuführen, nach welcher die Menschheit ringt[1], so sucht er doch von neuem in ihr die Panacee für alle Übel. Als Ideal der Menschheit wird im sechsten Brief schon das Griechentum aufgestellt, nicht wie es wirklich war, sondern wie Schiller es sich dachte[2]. Zu ihm will er auf spekulativem Weg die Menschheit zurückführen. Hierin liegt die Schwäche und das Verfehlte seines Unternehmens. Er stellt der Kunst Aufgaben, welche nur Religion, Ethik und Politik lösen können. Ausgehend von unrichtigen Begriffen über Person, Zustand, Ideen, Zeit, Sinnlichkeit, Sittlichkeit, sieht er die ganze Aufgabe menschlicher Kultur darin, Sinnlichkeit und Sittlichkeit in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen: „Erstlich die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren, zweitens die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicherzustellen.“[3] Die Vermittlung zwischen den beiden Grundtrieben, dem sinnlichen Trieb und dem (sittlichen) Formtrieb, findet Schiller in einem dritten: dem Spieltrieb, d. h. in der schönen Kunst, welche das Sinnliche mit geistigem Gehalt durchdringt, das Geistige in sinnlicher Form darstellt und so den Streit der beiden Naturen im Menschen einigermaßen ausgleichen soll[4].

„Wenn in dem dynamischen Staate der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs.“[5]

Man hat darüber gestritten, ob Schiller hierbei die ästhetische Vollendung über die moralische gesetzt habe, oder nicht[6]. Der Streit zeigt schon, daß

---

[1] Schillers Werke (Hesse) XVIII 37 ff. [2] Ebd. 20 ff. [3] Ebd. 48 ff.
[4] Ebd. 58 ff. [5] Ebd. 113.

[6] Nach Kuno Fischer faßt Schiller die ästhetische Bildung erst als Grundbedingung der moralischen, dann als Ziel der Bildung überhaupt, indem der ästhetisch Gebildete schon moralisch ist, es nicht mehr zu werden braucht (Schiller als Philosoph, Leipzig 1868, 82 f; vgl. II², Heidelberg 1892, 149). — Chr. Meurer (Das Verhältniß der Schiller'schen zur Kant'schen Ethik, Freiburg 1880, 48 f) bekämpft Fischers Auffassung, gibt aber zu, daß Schiller „durch seine oft zweideutige Terminologie jedenfalls selbst Veranlassung dazu gegeben“. Die Zweideutigkeit löst sich übrigens, wenn man Schillers ganze Theorie ins Auge faßt. — Vgl. auch K. Tomaschek, Schiller und Kant, Wien 1857. — M. W. Drobisch, Über die Stellung Schillers zur Kantschen Ethik, Leipzig 1859. — K. T. Twesten, Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, Berlin 1863. — H. Lotze, Geschichte der Ästhetik in Deutschland, München 1868 (Gesch. der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit

er das Verhältnis der Kunst zur Moral nicht klar und deutlich auseinandergesetzt hat. Es kann dies nicht befremden, da Schiller seine Aufsätze als vielgeplagter Redakteur oft rasch hinwerfen mußte, seine Ideen zum Teil erst im Schreiben entwickelte, zum Teil in Unterredungen mit Goethe Gestalt annehmen ließ.

In einem späteren Aufsatz „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" mahnt er an die Verpflichtung, „uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsere Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze", und setzt dabei „nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Classe, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist"[1]. In dem Aufsatz „Über die Gefahr ästhetischer Sitten" gesteht er, daß „der Mensch von verfeinertem Geschmack einer sittlichen Verderbniß fähig ist, vor welcher der rohe Natursohn eben durch seine Rohheit gesichert ist", und findet es deshalb ungleich sicherer, daß das Sittengefühl momentweise unmittelbar ohne das Schönheitsgefühl regiere, „die Vernunft öfters unmittelbar walte und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeige"[2]. In dem längeren Essay „Über naive und sentimentalische Dichtung" tritt er dagegen sehr warm für „Werther", „Tasso", „Faust" und sogar für die „Römischen Elegien" ein und hebt für den Dichter alle sittlichen Schranken auf, welche ihn etwa einengen könnten: „Das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicherstellt."[3]

VII), 87—111. — R. Haym, Die romantische Schule, Berlin 1870. — K. Gneiße, Schillers Lehre von der ästhetischen Wahrnehmung, Berlin 1893. — K. Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik, Weimar 1894, 295 f. — E. Kühnemann, Kants und Schillers Begründung der Ästhetik, München 1895. — P. Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung (2 Tle), Berlin 1896 u. 1898. — F. Volkmann, Schillers Philosophie, Berlin 1899. — R. Steiner, Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert (2 Bde), Berlin 1900 und 1901 (Am Ende des Jahrhunderts XIV und XIX), I 57 ff. — Fr. Montargis, L'Esthétique de Schiller, Paris 1892.

[1] Schillers Werke (Hesse) XVII 582 f.

[2] Ebd. 477 478. Der Titel „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" ist ein späterer Sammelname.

[3] Ebd. 528 ff. — „Der Schillersche Aufsatz", schrieb v. Conta am 27. Mai 1820 aus Karlsbad, „über naive und sentimentalische Dichtungsart ist die Folge eines Gesprächs der beiden Dichter und wirklich, wie ich mir schon gedacht, hatte sich

Theoretisch nimmt Schiller eine Mittelstellung zwischen Kant und Goethe ein. Nach Kant bilden Vernunft und Sinnlichkeit einen unüberwindbaren Gegensatz, nach Goethe sind sie an sich, von Natur einander gar nicht entgegengesetzt, da die Natur an sich gut ist, nur zufällig mitunter an etwas zu viel Sinnlichkeit oder Verständigkeit krankt, aber auch das Heilmittel dagegen in sich selbst trägt. Nach Schiller ist zwar der von Kant betonte Gegensatz vorhanden, aber er ist nicht unüberwindlich; durch die „ästhetische Erziehung“ bildet sich der menschliche Idealzustand, die „schöne Seele“ heran, welche stets aus Neigung sittlich handelt und das ganze Sittengebot auch mit anmutiger sinnlicher Harmonie vollzieht [1].

Praktisch in seinem Leben wie in seinem Dichten, hielt er dieses Ideal einer sittlichen Schönheit fest, er suchte „die sinnliche Natur aus einer Feindin zu einer Freundin des Gesetzes zu erheben“ [2] und hohe sittliche Ideale mit dem Zauber sinnlicher Schönheit zu verkörpern; aber Goethe gegenüber war er unbegreiflich nachsichtig und schwach und hielt dessen „schönen Seele“ einfach alles zu gute, was sie dachte, sann und sang. Er setzte seine moralisierende Ästhetik dicht neben die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“ und neben Cellini und breitete so einen gewissen Schimmer der Verklärung darüber aus. Alles war ja naiv, dem naiven Dichter aber wie der Natur alles erlaubt, und die „schöne Seele“ erhielt einen unumschränkten Freipaß, sich auf allen himmlischen Blumen wie auf allem irdischen Schmutze unbedenklich niederzulassen.

„In den Ansichten unserer beiden großen Dichter“, sagt Haym mit Recht, „schob sich das Schöne unwillkürlich an die Stelle des Guten, während es doch nur eine bevorzugte Erscheinungsweise ist, in der sich die Form des letztern spiegeln darf.“ „Die sittliche wurde mehr oder weniger mit der ästhetischen Harmonie verwechselt, das Gute mehr oder weniger mit dem Stempel des ästhetischen Privilegiums versehen“. „Den Staat der Vernunft, der organisierten Sittlichkeit ebenso, gibt Schiller preis; er resignirt sich in den Staat des ‚schönen Scheins‘; und dieser — so schließt er seine Abhandlung über die ästhetische Erziehung — ‚existirt dem Bedürfniß nach in jeder fein gestimmten Seele: der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden.‘“ [3]

Schiller Göthe als Repräsentanten der ersteren Dichtungsart vorgestellt“ (B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Karl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau 1901/1902, Nr 3, S. 215).

[1] Vgl. Kuno Fischer, Schiller als Philosoph; vgl. II² 92—98; O. Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage³, Berlin 1896, 393 f.

[2] Meurer a. a. O. 35.

[3] R. Haym, Die romantische Schule 537. — Schillers Werke (Hesse) XVIII 115 f.

Zweites Kapitel.

Die Xenien.

(1796.)

Ganz so gutmütig, wie Goethe meinte, war das deutsche Publikum nun doch nicht. Von den Exemplaren der „Horen", die Cotta in Kommission gegeben, wurden manche zurückgeschickt, andere allerdings neu bestellt, Cottas Erwartungen im ganzen nicht gerade enttäuscht, da etwa 2000 Exemplare abgingen. Aber der Verleger bat doch um größere Mannigfaltigkeit, klagte über die abstrakten Materien und meldete auch, daß man mit Goethes „Unterhaltungen" nicht zufrieden sei. Man wisse nicht, wo er eigentlich hinaus wolle [1]. Schiller tröstete sich und Goethe mit der Annahme, daß sich die deutsche Lesewelt in einem Übergangsstadium zwischen Kindergeschmack und einer vollendeten Bildung befinde und deshalb nichts allgemein gefallen könne. Als er am 25. März 1795 einen erneuten Ruf nach Tübingen erhielt, lehnte er zwar ab, erbat sich aber doch beim Herzog wegen zunehmender Kränklichkeit die Zusicherung, daß ihm nötigenfalls sein Gehalt verdoppelt werden sollte [2]. Denn durch die dänische Schenkung war er nur der drückendsten Not enthoben; er sah sich nach wie vor auf die Schriftstellerei als Broterwerb angewiesen, während Goethe schreiben konnte, was, wann und wie es ihm beliebte.

Obwohl die „Horen" nicht jene Bedeutung und Verbreitung erlangten, welche Schiller erhofft hatte, ließ er sich als tapferer Journalist nicht entmutigen [3]; zu der Revue fing er im Frühjahr 1795 noch einen Kalender an — einen „Musenalmanach", wie er ihn nannte. Es war an solchen eben kein Mangel [4], aber er plante auch hier etwas Besonderes, Ausgezeichnetes.

---

[1] Jonas, Schillers Briefe IV 172. [2] Ebd. 151.

[3] An W. v. Humboldt schrieb er am 21. August 1795: „Ihr letzter Brief mit den Horennachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indessen nicht zu läugnen, daß Sie und ich verdient haben, in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube nun, daß wir Unrecht gethan, solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten" (Jonas, Schillers Briefe IV 240). — Humboldt hatte Schiller am 15. August nämlich gemeldet, Unger habe über die Horen „ein strenges Urtheil gefällt. ‚Sie müßten mit diesem Jahre aufhören, weil, die Schuld liege an wem sie wolle, alle Welt damit unzufrieden sei'" (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt [2] 75).

[4] Schon seit 1770; die deutschen Musenalmanache waren eine Nachahmung der französischen (vgl. Goedeke, Grundriß IV [2] 1. Abt. 359).

Schiller selbst brachte aus seiner eigenen Mappe eine Anzahl schöner, gedankenreicher Gedichte zusammen[1]. Conz, Herder, Haug, Hölderlin, Kosegarten, Langbein, Sophie Mereau, Meyer, Neuffer, Pfeffel, Reinwald, A. W. Schlegel und Woltmann steuerten kleinere Beiträge zu. Goethe gab nebst ein paar Kleinigkeiten[2] seine Venetianischen Epigramme her. In formeller Hinsicht konnte sich der Almanach sehen lassen. Er bot wirklich Stücke von klassischer Vollendung. Anfang Januar 1796[3] kam das Büchlein heraus, 216 Seiten Sedez; am 8. Dezember hatte Goethe sein „kleines epigrammatisches Honorar" erhalten. „Es wird nicht hinreichen", meinte Schiller, „die Zechinen zu ersetzen, die über den Epigrammen daraufgegangen sind. Aber das Uebrige rechnen Sie auf die schönen Bettinen und Lacerten!"[4]

Unterdessen waren aber die Horen „eine wahre Ecclesia militans" geworden:

„Außer den Völkern, die Herr Jacob in Halle commandirt und die Herr Manso in der Bibliothek der S. W.[5] hat ausrücken lassen, und außer Wolfs schwerer Cavallerie haben wir auch nächstens vom Berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts als von den Horen handeln und über die Anwendungen Kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in Einen Topf werfen soll."[6]

Die Völker, welche Herr Jacob in Halle, Professor der Philosophie und Redakteur der „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes", ein entschiedener Kantianer, kommandierte, waren nicht ganz so dumm, wie sie die Herren in Weimar und Jena wünschen mochten. Weit entfernt, sich von Schillers unverfrorener Keckheit imponieren zu lassen, durchschaute der Rezensent der „Horen" in diesen Annalen[7] mit hellem Blick den objektiv lächerlichen Gegensatz, der zwischen dem anmaßenden Auftreten des Prospektes und den Leistungen der Zeitschrift lag: „Herr Schiller glaubte, daß es keinen andern Weg gäbe, das achtzehnte Jahrhundert mit Ehren zur Ewig-

---

[1] Goedeke a. a. O. II 1029. Vgl. V[2] 2. Abt. 200 ff, wo sich eine Gesamtübersicht der Beiträge, aber mit besonderer Berücksichtigung der Schillerschen, findet.

[2] „Nähe des Geliebten", „Der Besuch", „Verschiedene Empfindungen an Einem Platze", „Meeresstille", „Glückliche Fahrt", „Kophtische Lieder", „Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel", „Prolog zu dem Schauspiel: Alte Zeit".

[3] Vgl. Ernst Müller, Schillerregesten 101. [4] Jonas IV 346.

[5] Bibliothek der Schönen Wissenschaften. [6] Jonas IV 308 f.

[7] Die Rezension ist „nach Düntzer von Mackensen in Kiel, nach Humboldt von Maimon, nach F. Schlegel von Heydenreich" (Erich Schmidt und B. Suphan, Xenien 1796, Weimar 1893, 123 [Anm. zu Xenie 97]).

keit zu senden, als wenn er und einige andere Schriftsteller sich entschlössen, demselben ihren Geist aufzudrücken, damit es sich unter seinen älteren Brüdern ohne zu erröthen sehen lassen könne. Das soll nun in diesem Journale geschehen, weßwegen den übrigen auch kurz und gut Stillschweigen auferlegt ist."[1] Er macht sich über den griechischen Namen lustig und erinnert treffend daran, daß Engel, Garve, Schütz und andere tüchtige Schriftsteller nur als Strohmänner auf dem Mitarbeiterverzeichnis ständen, aber nicht zu Wort gekommen seien. Goethe fertigt er kurz ab, indem er seine vornehme Geheimnistuerei und Wichtigtuerei bespöttelt. Von den „Unterhaltungen" sagt er witzig: „Scheint ein Versuch zu sein, den französischen Erzählungston im Deutschen einzuführen. Oft glaubt man, das galante Sachsen zu lesen."[2] Ausführlich und mit einschneidender Schärfe zerpflückt er dagegen Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, deckt in vielen Punkten die Unrichtigkeit seiner philosophischen Ausführungen auf und zeigt den Irrtum, welcher Schillers ganzer Theorie zu Grunde liegt, den Menschen ohne positive Ethik und Religion, durch bloße Ästhetik seiner inneren Vollendung zuführen zu wollen.

„Bei der höchsten Ausbildung des Schönheitsgefühls", sagt er, und zwar vollkommen richtig, „sogar bei dem sorgfältigsten Anbau der geselligen Tugenden und der sympathetischen Triebe, bleibt der Mensch im Staate noch immer ein zahm gemachter Wolf, der gewiß wieder beißt, wenn in ihm seine alte Natur wieder wach wird. Unmittelbar der moralischen Zucht muß er untergeben werden, wenn er nicht das bösartigste aller Thiere sein soll."[3]

Mit nicht geringerer Wahrheit und Klarheit enthüllte der unwillkommene Rezensent die Schwächen der Lesewelt, auf welche Schiller, Goethe und ihr Anhang rechneten, d. h. erstlich die Sucht, hinter jeder abfälligen und tadelnden Kritik gleich egoistische Absichten oder Bosheit zu vermuten, und zweitens die abergläubische Verehrung des Genies:

„Ein anderer Theil des Publikums ist mit einem Aberglauben behaftet, der der lächerlichste ist, den es geben kann, dem literarischen. Diese Leute sind sehr geneigt, sich Respect und Ehrerbietung einflößen zu lassen, und sobald es ein Schriftsteller erst dahin bei ihnen gebracht hat, so sehen sie jede unbefangene Beurtheilung desselben, die seine Schwächen aufdeckt, für eine Lästerung an, und wissen nicht, wie sie dem Frevler begegnen sollen, der seine Hand an den Gesalbten der Literatur legt. Unsere Schriftsteller wissen diese schwachen Seelen auch sehr geschickt in ihrem Glauben zu

---

[1] J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen 1. Abt. Schiller II, Leipzig 1882, 29—52.
[2] Ebd. 47. [3] Ebd. 45 f.

bestärken, und sobald sich einer im Publico regt, der ihnen gefährlich werden könnte, so suchen sie ihn frühzeitig genug mit Verachtung zu überschütten, und können die Nase nicht hoch genug gegen ihn rümpfen. Da ist Pöbelhaftigkeit, literarischer Sanscülottismus das Gewöhnlichste, was ihm entgegengeworfen wird."[1]

Meisterhaft zeichnet der Kritiker zum Schluß die inneren Schwächen der Genieperiode, ihren Übergang zum zahmen Griechentum und ihren Sieg über die edler und besser gesinnten Geister durch die Ansteckung der Lesewelt mit ihrem krankhaften Geiste:

„Ein Schriftsteller muß sich bei uns immer erst sein Publikum machen. Er muß einen Theil desselben sich ähnlich machen, er muß es anstecken, wenn er einiges Glück haben will, er kann nur durch Sympathie wirken. Daher ist es oft eine gewisse Kränklichkeit des Geistes, die einen Schriftsteller bei einem Theile des Publikums, das ebenfalls damit behaftet ist, sein Glück finden läßt, ja, oft sind unsere schönen Geister nur Leute, deren ganze Kunst darin besteht, daß sie die Krankheiten ihres Geistes interessant zu machen wissen. Die Epoche der Kraftmänner wird daher immer ein Fleck in unserer Literatur bleiben. Der erhabenste Vorzug des Menschen ist wohl, daß er über seine Sinnlichkeit gebieten kann, aber wie stellten unsere Genie's den Menschen dar? Als ein Spiel seiner Sinnlichkeit unaufhörlich und unwiderstehlich von ihr herumgetrieben und ihr endlich unterliegend. Das sollte Größe, das sollte Kraft sein, die zu bewundern wäre. Sie ließen uns unsere Augen an dem Anblick des Unglücklichen weiden, der in Verzückungen und Convulsionen liegt; denn er zeigt eine so übermenschliche Kraft, und das ist etwas Großes!

„Wenn nun endlich diese Kraftmänner zahm wurden, so wollten sie von nichts als von Veredlung wissen, riefen jedem, der eine lustige Miene machte, unaufhörlich zu: hübsch artig! hübsch ehrbar! hübsch moralisch! und sprachen sogar von Kritik, die bei ihnen aber, wie es sich bald zeigte, in dem einzigen Worte Veredlung bestand. Wie nun die Verwirrung einmal so weit gekommen war, so war es wohl kein Wunder, daß die wenigen Schriftsteller, bei denen Gesundheit des Geistes, wahrer Scharfsinn (kein Ahnungsvermögen) und echter kritischer Geist herrscht, nicht gelesen wurden und also schwiegen."[2]

Weit milder, im Grunde gar kein Angriff, war die Beurteilung der „Horen", welche Manso in der Leipziger Neuen Bibliothek[3] veröffentlichte. Schiller fand darin sehr große Anerkennung, und sogar Goethe erhielt einiges Lob.

---

[1] Braun a. a. O. 50. [2] Ebd. 50 f.

[3] LV (1795), 2. Stück, 283—330, bei Braun a. a. O. 74—80.

Der Philologe F. A. Wolf machte sich mit der Zeitschrift als solcher eigentlich nicht zu schaffen, sondern nur mit einem Aufsatz Herders über Homer, der den Ergebnissen seiner Forschungen in die Quere kam[1].

Der kühne Plan Schillers, welcher den „Horen" zu Grunde lag, mit Goethe vereint an die Spitze der ganzen deutschen Literatur zu treten, die übrigen Schriftsteller zu kommandieren, ihre Zeitschriften ganz in den Schatten zu stellen und die deutsche Lesewelt in ihren Kunstanschauungen systematisch zu beeinflussen, ward durch die Selbständigkeit der unabhängigen Rezensenten immerhin gewaltig erschüttert[2]. Mit ihnen verbanden sich die Buchhändler. Die Zahl der Abonnenten sank. Es stand nicht bloß der Primat in Frage, sondern auch der pekuniäre Vorteil, welchen Schiller sich von dem großen Unternehmen versprochen hatte.

Etwas mußte geschehen. Die kleinen Plänkeleien sowie die indirekten Antworten, welche Schiller in seinen weiteren ästhetischen Aufsätzen auf manche Vorwürfe gab, konnten höchstens bei sehr achtsamen Lesern Eindruck machen, die Für und Gegen gewissenhaft erwogen. Mit Rücksicht auf das große Publikum war damit nichts gewonnen. Schon im September meinte Goethe, es wäre zu überlegen: „ob man nicht vor Ende des Jahrs sich über einiges erklärte und unter die Autoren und Recensenten Hoffnung und Furcht verbreitete?"[3] Nach dem Angriffe Wolfs auf Herder fragte er bei Schiller an:

---

[1] Wolf erneuerte nämlich in den „Prolegomena zum Homer" wissenschaftlich die schon von einigen alexandrinischen Grammatikern (Chorizonten) aufgestellte Hypothese, daß die homerischen Gedichte stückweise von fahrenden Sängern verfaßt und erst nach mannigfaltigen Umgestaltungen zu ihrer jetzigen Form gelangt seien, während Herder mehr poetisch-rhapsodisch die Einheit der Dichtung betonte. Vgl. „Homer ein Günstling der Zeit." „Homer und Ossian" (Herders Werke [Suphan] XVIII 420—446 446 bis 462). Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 296 f; Haym, Herder II 596 bis 609.

[2] „Als Schiller 1795 in den ‚Horen' den Schauplatz eröffnete", bemerkt O. Harnack (Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes, Berlin-Schöneberg 1906, 53 f), „auf welchem sich nach seinem Wunsch die besten Kräfte der Nation unter seiner und Goethes Führung zusammenfinden sollten, da zeigte sich doch bald, daß eine solche Konzentration ein idealistischer Traum war. Die bedeutenden Kräfte Deutschlands leisteten zum großen Teil nicht Folge, konnten es auch nicht, nach dem bestimmten, positiven und polemischen Charakter, den Schiller der Zeitschrift gab."

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 301. — Vgl. L. Geiger, Goethe als Journalkritiker, in Frankfurter Zeitung, 46. Jahrg., Nr 1, 2. Morgenbl. (1. Januar 1902.) Geiger bespricht hier die in der WA 1. Abt. XL 471 ff enthaltenen Journal-Kritiken Goethes von 1794 und kommt zum Ergebnis: Ihre „große Bedeutung" „besteht darin, daß man sie als den ersten Ansatz zu den ‚Xenien' bezeichnen kann. Er datirt zwei Monate später als die bekannte Absicht, in einer Elegie gegen die Journale loszugehen, — diese ist aus dem Mai 1794 und athmet schon den Ton, der in jenem furchtbaren Strafgericht erklang".

„Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehn? und sammeln was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist und hielten am Schluß des Jahrs darüber Gericht, bey welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit auch vorkommen könnte. Das hällische philosophische Journal soll sich auch ungebürlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet brennen sie besser."[1]

Schiller bekam hierauf Lust, „eine kleine Hasenjagd in unserer Literatur anzustellen und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Consorten, zu regaliren"[2].

Im Dezember taucht dann plötzlich der Plan zu den „Xenien" auf[3].

„Den Einfall", schreibt Goethe an Schiller, „auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Distichо, zu machen, wie die Xenia des Martials sind, der mir dieser Tagen gekommen ist, müssen wir cultiviren und eine solche Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein Paar zur Probe."[4]

„Der Gedanke mit den Xenien", erwiderte Schiller, „ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolberg'sche Sippschaft, Rackenitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!"[5]

So erweiterte sich der Plan einer bloßen Abwehr zu jenem einer allgemeinen Spottschrift auf alle deutschen Literaturorgane und Autoren. „In

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 317 f. [2] Jonas, Schillers Briefe IV 332.

[3] Nach der WA (4. Abt. X 427 [Lesarten]) gilt es für erwiesen, „daß die Anregung zum Xenienkampf überhaupt von Goethe ausging und daß es diesem viele Mühe kostete, den widerstrebenden Schiller durch eine ganz systematisch angelegte Reihe von Vorstellungen und Vorschlägen für die Idee zu gewinnen". Vgl. Goethes Werke, Cottas Jubiläums-Ausgabe IV 326. — Es „herrschte die ohne Zweifel richtige Ansicht", berichtet der damals in Jena anwesende Garlieb Merkel (J. Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit [1797—1806], Berlin 1887, 62), „daß wenn Schiller auch Antheil an den Xenien habe, er doch nur von Goethe zu diesem Muthwillen hingerissen sein konnte". — Vgl. dagegen M. Koch, in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts N. F. XV 288.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 353.

[5] Jonas, Schillers Briefe IV 374.

jedem" (Epigramm), so meldet Schiller an Humboldt am 4. Januar 1796, „wird nach einer deutschen Schrift geschossen". „Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen."[1] An Körner aber schreibt er am 18. Januar: „Für das nächste Jahr sollst Du Dein blaues Wunder sehn. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat."[2]

Sehr bemerkenswert ist, daß Schiller bei der Erweiterung des schönen Planes zuerst an die „Stolberg'sche Sippschaft" dachte[3]. Der hochbegabte und feingebildete Graf Friedrich Leopold zu Stolberg hatte in würdigster und entschiedenster Weise jenes Kunstheidentum zurückgewiesen, welches Schiller in den „Göttern Griechenlands" so sehnsüchtig feierte. Es war sonderbar: Stolberg war von Jugend auf mit den Griechen vertraut, kannte alle wichtigeren Autoren im Urtext, las und übersetzte zu seiner Erholung; Schiller dagegen konnte sie nicht einmal griechisch, sondern nur mit Hilfe von Übersetzungen[4] lesen. Das Beste war wohl, sich über den Mann lustig zu machen, der das Griechische beherrschte und aus gründlicher Kenntnis eine höchst maßvolle Verehrung der klassischen Literatur erworben hatte. Sein Hauptverbrechen aber bestand darin, daß er an den alten Klassikern bloß ihre künstlerische Formvollendung, nicht ihre heidnische Gesinnung schätzte. Das ärgerte Schiller und Goethe noch mehr.

„Haben sie schon die abscheuliche Vorrede Stolbergs zu seinen platonischen Gesprächen gelesen?" schrieb Goethe am 21. November 1795 an Schiller. „Die Blößen, die er darinne giebt sind so abgeschmackt und unleidlich, daß ich große Lust habe drein zu fahren und ihn zu züchtigen. Es ist sehr leicht die unsinnige Unbilligkeit dieses bonirten Volks anschaulich zu machen, man hat dabey das vernünftige Publicum auf seiner Seite und es giebt

---

[1] Ebd. 378.

[2] Ebd. 393. — Schiller wohnte in Jena in Griesbachs Hause unter dessen Zimmern, „und hier wurde ein großer Theil der Xenien von beiden Freunden gemeinsam producirt, in den ersten Monaten des Jahres 1796. Gelang eine, dann wurde das Gelingen von einem unbändigen Gelächter begleitet, das durch die Decke des Zimmers zu Griesbachs Ohren drang" (B. R. Abeken, Goethe in meinem Leben. Herausgegeben von A. Heuermann, Weimar 1904, 58).

[3] Jonas IV 374 (vgl. 327).

[4] „Ich lese jetzt fast nichts als Homer", schreibt Schiller an Körner. „Ich habe mir Vossens Uebersetzung der Odyssee kommen lassen, die in der That ganz vortrefflich ist." „Die Iliade lese ich in einer prosaischen Uebersetzung." „Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohlthun — vielleicht Classicität geben wird. Ich werde sie in guten Uebersetzungen studiren — und dann — wenn ich sie fast auswendig weiß, die griechischen Originale lesen. Auf diese Art getraue ich mir spielend griechische Sprache zu studieren" ([20. August 1788] Jonas II 105 f). „Die Götter Griechenlands" standen schon im Märzheft.

eine Art Kriegserklärung gegen die Halbheit, die wir nun in allen Fächern beunruhigen müssen. Durch die geheime Fehde des Verschweigens, Verruckens und Verdruckens, die sie gegen uns führt, hat sie lange verdient daß ihrer nun auch in Ehren und zwar in der Continuation gedacht werde."[1]

Am 25. schickte er ihm „die neueste Sudeley des gräflichen Saalbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ists eigentlich worauf man einmal, wenn man nichts bessers zu thun hat losschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind ist unglaublich, denn wem ist unbekannt? daß die Christen von je her alles was vernünftig und gut war sich dadurch zueigneten, daß sie es dem λογος zuschrieben"[2].

„Die Stolbergische Vorrede", erwiderte Schiller, „ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!"[3]

Das „Horrible" bestand darin, daß Stolberg, nach dem Vorgang der edelsten Geister, im klassischen Altertum nicht die lüsterne Apotheose der elendesten Leidenschaften aufsuchte, sondern das wahrhaft Große, Gute und Schöne, und daß er gemäß der alten christlichen Überlieferung dieses Große, Gute und Schöne nicht den Menschen, sondern dem Urheber des Menschen, Gott, zuschrieb, und es als eine Morgenröte betrachtete, welche der wahren Sonne der Geister, dem menschgewordenen Worte, voranging[4].

„Göttliches Geschlecht des Menschen", so schrieb Stolberg; „dessen Verfall aus ursprünglicher Würde; Versetzung in einen Stand der Prüfung; Gefahr von Seiten der Sinnlichkeit und des Stolzes; Ohnmacht, sich zu erheben zu seiner Bestimmung, welche bestehet im Anschauen des Göttlichen, in der Liebe zu Gott, und in wachsender Verähnlichung mit Gott; Nothwendigkeit und Kraft göttlicher Hilfe und des Gebets, auf welches er bei'm Xenophon selbst einen Zweifler an Gottes Vorsehung verweiset, als auf das kräftigste Erfahrungsmittel, um Gottes im Herzen innezuwerden, zur Ueberzeugung zu gelangen: das sind die Hauptlehren sokratischer Weisheit, Lehren, welche durch unsere heiligen Schriften göttliches Ansehen für uns erlangen, wie-

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 334. — An W. v. Humboldt schrieb Goethe: „Haben Sie die monstrose Vorrede Stolberg's zu seinen Platonischen Gesprächen gesehen? Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemüthsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu eleviren und eine offenbare Persiflage, wie z. B. Jon ist, als ein kanonisches Buch zur Verehrung darzustellen" (Ebd. 344).

[2] Ebd. 337 f. [3] Jonas IV 332.

[4] Friedrich v. Gentz nannte Stolberg in einem Briefe vom 25. August 1803 eine „starke Seele" — „und das bleibt Stollberg gegen alle Rotten der Hölle" (Fr. C. Wittichen, Briefe von und an Friedrich von Gentz II, München und Berlin 1910, 149).

wohl sie manchem getauften Heiden Thorheit, Aergerniß manchem getauften Pharisäer, manchem getauften Sadducäer auf dem Lehrstuhl Aergerniß und Thorheit sind."

„Daß aber diese Erkenntniß des Sokrates, sammt dem Willen und der Kraft, ihr getreu zu sein bis in den Tod, daß, sage ich, die ganze Lebens- und Todesweisheit dieses Mannes eine gute Gabe war, daran wird wohl niemand zweifeln, dem das Gute am Herzen liegt, und welcher höhere Bedürfnisse kennet, als Befriedigung eines eitlen Vorwitzes oder solcher Begierden, die unsere Natur hienieden mit den Thieren gemein hat."[1]

Das war es, was die beiden Dichter ärgerte. Sie versuchten keine Widerlegung; denn dazu besaßen sie nicht die nötige wissenschaftliche Ausrüstung. Von Platon und dessen Auffassung im christlichen Altertum verstand Goethe ebensowenig als Schiller[2]. Sie fanden es bequemer, nach Lukians Art auf den lästigen Gegner ihres literarischen Kults ein paar Witze zu reißen:

„Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F . . . S . . .,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht."
„Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du ins Himmelreich ein."
„Christlicher Herkules, du ersticktest so gerne die Riesen,
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliscus! noch fest."[3]

---

[1] Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg XVII, Hamburg 1824, XII—XIV (Vorrede zu den „Auserlesenen Gesprächen des Platon").

[2] In einem kleinen Aufsatz: „Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung", den Goethe erst 1826, lange nach Stolbergs Tod, veröffentlichte, bespöttelt er erst sarkastisch jeden Offenbarungsglauben als die Meinung solcher, „die um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten", und gönnt sich dann den wohlfeilen Scherz, die nur im allgemeinen auf Platons Doktrin bezügliche Vorrede auf den Dialog Ion zu beziehen, auf den sie objektiv allerdings nicht paßt, und so Stolberg krasser Ignoranz zu verdächtigen, die philosophischen Anschauungen Platons aber, auf welche die Vorrede Anwendung findet, mit vornehmem Nasenrümpfen totzuschweigen (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLI, 2, 169—176). „In die christliche Mystik ist (Goethe) nie eingedrungen, weshalb ihm auch der Schlüssel zur Antike, also auch zur platonischen und deren Korrektiv fehlte. Er konnte wie Lessing an dem heidnisch-phantastischen Beiwerke Geschmack gewinnen; es ist ein arger Absturz von der spekulativen Höhe, wenn er eine seiner Geliebten — ‚gezählet und ohne Zahl' — allen Ernstes ansingt: ‚Ach du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau'" (O. Willmann, Geschichte des Idealismus III, Braunschweig 1897, 651).

[3] Erich Schmidt und B. Suphan, Xenien (1796). Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben, Weimar 1893, 38 92 (Nr 291 294 791 und ferner Nr 286—288 292 774 821). — Die Herausgeber bringen, Handschriften und Druck zusammengerechnet „einige bloße Ueberschriften und ein paar Varianten mitgezählt, wörtliche Wiederholungen abgerechnet", 923 Nummern. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. V, 1, 208—318.

Riesen! Dafür hielten sich die beiden Xenienschmiede in allem Ernste. Es ist aber eben nicht gigantisch zu sehen, wie sie fast acht Monate lang drücken, skandieren, feilen, wählen, überlegen, hin und her schreiben, um ihre Distichen zusammenzubringen. Noch weniger gigantisch waren die Beweggründe, von denen sie sich leiten ließen. Als der Musiker Johann Friedrich Reichardt, Kapellmeister in Berlin, der als Komponist früher mit Goethe auf bestem Fuße gestanden und ihm die willkommensten Dienste erwiesen hatte[1], es wagte, eine gerechte, aber etwas freimütige Rezension der „Horen" in der Zeitschrift „Deutschland"[2] zu veröffentlichen, war sofort alle Freundschaft vergessen[3].

„Hat er sich emancipiret", schrieb Goethe am 30. Januar, „so soll er dagegen mit Karneval-Gyps-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug, sobald er aber Miene macht diesen zu versagen so wollen wir ihm gleich einen Bassa

---

[1] Er hatte zuerst Lieder von Goethe komponiert, darunter das Mignon-Lied, dann „Claudine von Villa Bella", „Erwin und Elmire", „Jery und Bätely" mit Musik versehen; er sollte die Oper setzen, aus deren Plan der „Groß-Cophta" hervorging. Reichardt traf mit Goethe noch in Venedig zusammen, und dieser hatte die geleisteten Dienste bis dahin durch größte Zuvorkommenheit und Vertraulichkeit erwidert.

[2] Braun, Schiller II 177—185. Reichardt griff besonders den Widerspruch zwischen dem Prospekt an, welcher „über Krieg, politische Meinungen und Staatskritik strenges Stillschweigen" versprochen hatte, und Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", worin Goethe den aristokratischen Liberalismus auf Kosten der Demokratie so warm anempfahl. „Ist das ehrlich?" fragte er, „heißt das nicht vielmehr die wichtigen Gegenstände mit dictatorischem Uebermuth aburtheilen, und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehmlich, durch imponirende Namen ehrwürdig machen zu wollen?" (ebd. 179.)

[3] Auch seinen großherzigen Wohltäter Jens Baggesen ließ Schiller in einem Epigramm verhöhnen, weil er gewagt hatte, in einem Spottgedicht den wohlverdienten „venetianischen Nachttopf" über Goethes „venetianische Epigramme" auszuleeren. Vgl. E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf (2 Tle), Stuttgart u. Tübingen 1851, I 136 f. — Nach der Anmerkung zu Nr 817 (S. 208) bei Schmidt und Suphan (a. a. O.) könnte sich das Distichon auch auf Friedrich Bouterwek bezogen haben. Doch erscheint auch ihnen Baggesen als der wahrscheinlichere Adressat. — Si Goethe est tel, qu'il le voit, schrieb Gräfin Emilie Schimmelmann, die Gattin von Schillers Mäcen, anknüpfend an einen uns nicht mehr erhaltenenen Brief Schillers vom 25. November 1796, il faut lui pardonner une liaison, dont il espère tant pour luimême et pour Goethe sans doute aussi. Il me promet cependant, que c'est pour la première et dernière fois que nous les verrons ainsi réunis: solche Waffen braucht man nur einmal, um sie dann auf immer niederzulegen, voilà ses mots. Il prétend, qu'ils ont été provoqués et qu'il falloit une fois se mettre sur la défensive contre des adversaires de ce genre (Euphorion XI 573).

von drey brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Distichа sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittewoch, geliebt es Gott, anlangen werden." [1]

Dabei versiegten Humor und Witz, Grobheit mußte an deren Stelle treten:

„Öfters nahmst du das Maul schon so voll und konntest nicht wirken,
Auch jetzt wirkest du nichts, nimm nur das Maul nicht so voll."
„Deine Collegen verschreyst und plünderst du! dich zu verschreyen
Ist nicht nötig, und nichts ist auch zu plündern an dir."
„Heuchler, ferne von mir! Besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List." [2]

Ganz in demselben Stil wurden die andern Schriftsteller und Journale abgefertigt, welche sich unterstanden hatten, die „Horen" etwas freimütiger zu besprechen. So z. B. erhielten die „Annalen der Philosophie" in Halle folgendes Straßenkompliment:

„Vierzig Eselein ziehen den Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jacob der Kutscher regiert." [3]

Unmut und schlecht verhaltener Ärger, wie sie trotz der künstlichen Gruppierung der Monodistichen nach kurzen Intervallen immer wieder das heitere Witzfeuerwerk durchblitzen, waren keine fröhlichen Musen. Schiller konnte es nicht lassen, sich über Philosophen lustig zu machen, die er kaum gelesen und studiert hatte, und Goethe konnte es nicht lassen, seine von den Fachmännern zurückgewiesene Farbentheorie an Newton zu rächen, den er wegen mangelnder mathematischer Kenntnisse nicht einmal richtig verstand:

„Welch ein erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt."
„Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag."
„Hundertmal werd ichs euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging."
„Newton hat sich geirrt? ja doppelt und dreyfach! und wie denn?
Lange steht es gedruckt, aber es ließt es kein Mensch." [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 17 f. — „Ich glaube sie sind über den Groß Cophta, aus dem Göthe einmal eine Oper machen wollen, an einander gekommen", schrieb Wilhelm v. Humboldt am 9. Februar 1796 an Schiller, nachdem er Reichardt gesprochen. „Wenigstens blickte so etwas aus einigen Aeußerungen durch" (Fr. Cl. Ebrard, Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller 1796—1803, 26).

[2] Erich Schmidt und Suphan, Xenien (1796) 6 (Nr 46 49 51; vgl. dazu Nr 20 22—26 32 34 36 38 41 43 44 47 50 108 338—340 433 706 707 806 807 809).

[3] Ebd. 50 (Nr 439; vgl. dazu Nr 162 422 423 776—783).

[4] Nr 170 172 373 174 (bei Schmidt und Suphan a. a. O.). — „Zu seiner Optik", schrieb Wilhelm v. Humboldt an Schiller am 20. November 1795,

Ein nicht weniger lächerliches Denkmal seiner geologischen Weisheit setzte sich Goethe in drei Distichen über den Vulkanismus.

„Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer erstehn.“ [1]

Man wird fast unwillkürlich zu der Antwort gedrängt:

Leider auch nicht aus dem Wasser! Auch dieses hat keiner gesehen.
Und da das Wasser du fliehst, stammen sie wohl aus dem Wein.

Die Absicht, auf Kosten der ganzen Welt sich lustig zu machen, sollte indes für Schiller auf die betrübendste Weise durchkreuzt werden. Seine jüngste Schwester Nanette wurde im März von einem epidemischen Fieber in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft. Seine zweite Schwester ward ebenfalls von der Ansteckung erfaßt und schwankte zwischen Leben und Tod, während der Vater von der Gicht sich ans Krankenlager gefesselt sah. Der Jammer war „unaussprechlich.“ [2] Die Mutter stand ganz vereinsamt und verlassen: Schiller konnte sie nur mit Geld unterstützen. Die Götter Griechenlands erwiesen sich da in ihrer ganzen Ohnmacht. Der Spott verstummte, alle Poesie versiegte: der stolze Redakteur fühlte sich dermaßen niedergebeugt, daß er nichts mehr zustande brachte. Goethe lud ihn nach Weimar ein, um ihn etwas zu zerstreuen. Er folgte der Einladung und blieb fast einen Monat, vom 23. März bis 20. April [3]. Er konnte da nicht viel „für seinen eigenen Herd“ arbeiten, erholte sich indes unter Goethes aufmerksamer Fürsorge. Die Gemeinsamkeit des Kampfes kettete die beiden Verbündeten enger aneinander. Schiller bearbeitete jetzt Goethes Egmont, den er früher so schneidig kritisiert hatte, mit vieler Schonung fürs Theater [4]. Neben den „gottlosen“ Xenien sollten dann auch „fromme“, d. h. harmlosere gemacht werden, um den Gesamteindruck zu mildern [5].

„vorzüglich insofern es gegen Newton gerichtet ist, kann ich noch kein rechtes Zutrauen fassen, und ich wollte, er wartete mit den Epigrammen gegen diesen, bis er das Publikum überzeugt hätte“ (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt [3] 210).

[1] Nr 183—185 (bei Schmidt und Suphan a. a. O.).

[2] Jonas, Schillers Briefe IV 444. — Vgl. Palleske, Schillers Leben II [15] 259—261.

[3] Jonas IV 439 ff.

[4] Vgl. W. Barewicz (Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung. Progr., Lemberg 1892), der im letzten Abschnitt nachweist, daß Schiller das Wort Freiheit und alle verwandten Begriffe aufs sorgfältigste gestrichen hat. — „In dem Manuscript der Egmont-Bearbeitung, welches 1804 für Mannheim angefertigt wurde“, bemerkt A. Köster (Schiller als Dramaturg, Berlin 1891, 323 f Anm.), „ist sogar noch viel sorgfältiger das anstößige Wort beseitigt worden. Dort ist höchstens von ‚Gewissensfreiheit und Privilegien‘ die Rede.“

[5] Jonas IV 454.

Als im Juni die Sammlung revidiert werden sollte, stellte Goethe als Maßstab auf: „daß wir bey aller Bitterkeit uns vor criminellen Inkulpationen hüten“ [1]. Schiller ging noch weiter: „Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts.“ [2]

Es wurde wirklich nichts geschenkt. Wohl aber mehrte sich die Schar der abzustrafenden Delinquenten während des Sommers um eine tüchtige Persönlichkeit. Der noch junge Kritiker Friedrich Schlegel hatte eine Rezension über Schillers Musenalmanach verfaßt, die nach Körners Urteil gute Bemerkungen enthielt, aber hie und da in hartem und anmaßendem Tone [3]. Herder, dem darin „Mangel an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme“ vorgeworfen war, wurde durch dieselbe aufs tiefste erbittert und für immer dem Verfasser entfremdet. Aber auch Schiller blieb nicht verschont, sondern ward mit Goethe in eine empfindliche Parallele gebracht:

„Schiller und Goethe neben einander zu stellen, kann eben so lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloß nach Antithesen hascht, sondern nur zur bestimmteren Würdigung eines großen Mannes auch in die andere Schaale der Wage ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefen Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken sorgenloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachlässigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann.“ [4]

Die Pille war zu scharf. „Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft“! — und noch dazu „unheilbar“! Der Rezensent erschrak

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 85. [2] Jonas IV 459.

[3] Vgl. (Geiger) Schillers Briefwechsel mit Körner III 251. — Die Rezension erschien in der Zeitschrift Deutschland 1796 II, 6. Stück, 348—360.

[4] J. W. Braun, Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Schiller II 195 f.

selber über seine Bemerkung, als er im Juli von Dresden abging, um sich in Jena niederzulassen. Umsonst ließ er Schiller durch Körner bitten, daß er einige Stellen nicht „mißverstehen“ möge. Umsonst versicherte Körner diesem: „Du kannst fast keinen wärmeren Verehrer haben als ihn, und wo er aus einem anderen Ton zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensenten-kostüm, oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen.“ [1]

Schiller fühlte sich ernstlich gekränkt, und Herder nährte seinen Unmut [2]. Friedrich Schlegel ward nun nicht bloß auf das Sündenregister der Xenien gesetzt, sondern zum abschreckenden Beispiel für alle jungen, vorlauten Kritiker so scharf bedacht wie nur wenige andere Sünder, den Musiker Reichardt abgerechnet. Fast zwei Dutzend Distichen zerpflückten den Vermessenen, und auch seines Bruders, mit dem Schiller sonst auf freundlichem Fuße stand, ward nicht geschont. In „drei Kritikproben“ wurden zunächst die Bemerkungen gegeißelt, die Friedrich Schlegel über Schiller, Herder und Goethe gemacht, dann fiel Schlag um Schlag auf seine eigene „Griechheit“, sein „Studium der Griechen“ und „das hitzige Fieber der Gräcomanie“, seine Erklärungen über „charakteristische“ Kunst, „griechische und moderne Tragödie“, die „höchste Harmonie“ und seine Auffassung des „Hamlet“. Dazu das allgemeine Denkzeichen für die beiden Brüder:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren;
Ach! was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!“ [3]

Da das Tausend indes nicht voll werden wollte, gingen die beiden Dichter von dem Plane ab, die „Xenien“ als besondere Schrift herauszugeben, schieden die ernsteren Xenien unter verschiedenen Titeln: Tabulae votivae, „Vielen“ und „Einer“, „Eisbahn“ usw. von den boshaften aus und setzten letztere, 414 an der Zahl, an den Schluß des Musenalmanachs für 1797. Der Druck begann Ende August und wurde gegen Ende September vollendet.

Die reichlichsten und schärfsten Epigramme erhielten: J. F. Reichardt, Musiker in Berlin; C. F. Manso, Gymnasiallehrer in Breslau; J. G. Dyk, Buchhändler in Leipzig; Chr. Fr. Nicolai, Literat in Berlin; L. H. Jacob, Professor in Halle, die es sämtlich gewagt hatten, über die Horen zu sagen oder durch andere sagen zu lassen, was sie dachten; Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, der sich unterstanden hatte, dem modernen Heidentum mit einer ernsteren Auffassung der alten Klassiker entgegenzutreten; die Brüder Schlegel,

---

[1] (Geiger) Schillers Briefwechsel mit Körner III 252.

[2] Brief vom 25. August 1796; zuerst veröffentlicht von H. Hüffer, Erinnerungen an Schiller, Breslau 1885, 1 f.

[3] Schmidt und Suphan, Nr. 843.

welche es sich herausnahmen, gerade so keck und ungeniert zu schreiben und zu kritisieren wie Goethe und Schiller, als sie noch jung waren; Lavater, den Goethe einst als Herzensfreund behandelt und jetzt seiner ernsten Religiosität wegen nicht mehr leiden mochte; der Jugendschriftsteller J. P. Campe, der sich ebenfalls vermessen hatte, Goethe zu kritisieren; der ausgezeichnete Philologe Wolf, welcher einen Aufsatz Herders in den Horen angegriffen und mit seinem reichen gründlichen Wissen die homerische Autorität der beiden leitenden Genies bedrohte.

Etwas glimpflicher, aber mit vornehmer Nachlässigkeit sind die Repräsentanten der neuen Philosophie behandelt und die Naturforscher, welche Goethes Entdeckungen im Wege standen. Hundert andere literarische Namen, von denen jeder einen oder zwei Witze mit auf den Weg bekommt, sind so zu einem aphoristischen Literaturbilde gruppiert, daß nur ihre Schwäche, nicht ihr Verdienst hervortritt. Selbst Lessing, Herder und Wieland verschwimmen in der blassen Milchstraße, aus der sich als schimmerndes Doppelgestirn nur Goethe und Schiller hervorheben.

Aus der ursprünglich beabsichtigten scherzhaften Hasenjagd und dem humoristischen Autodafé gestaltete sich so unvermerkt ein Staatsstreich von weitesttragender Bedeutung: die feierliche Erklärung eines literarischen Duumvirats, gegen welches keine andere Macht mehr aufkommen sollte. Was den beiden Poeten dabei im Wege stand, war durchaus nicht die Mittelmäßigkeit der übrigen Dichter und Schriftsteller: diese wäre durch ihre Leistungen ja von selbst ans Licht getreten; sondern es waren bestimmte Richtungen, welche ihre Erfolge und Ansichten und damit auch ihre Herrschaft zu gefährden schienen. Es war vorab die erklärt christliche Richtung in der Literatur: Stolberg, Lavater, Klopstock und dessen Schule, welche Gott und Religion hoch über Kunst und Literatur stellten und deshalb das deutsch-griechische Kunstheidentum nicht anerkennen wollten. Es war dann die revolutionär-jakobinische Richtung: Forster, Huber, Reichardt u. a., die erst auf politischem Felde Wandel schaffen wollten und durch ihr politisch-demagogisches Treiben die Dioskuren in ihrer olympischen Dichterruhe zu stören drohten. Es war die alte Schule der Aufklärungsperiode, an deren Spitze einst Lessing und Mendelssohn standen, die in Nicolai zwar zur nüchternsten Nüchternheit herabgesunken war, aber noch immer Freunde und Anhänger zählte und es sich nicht verwehren ließ, Goethe und Schiller zu kritisieren. Es war dann die junge, eben erst auftauchende Schule der Romantiker, die beiden Brüder Schlegel an der Spitze, welche Miene machte, über Homer und Shakespeare, Kunst und Literatur ebenso selbständig zu verfügen, wie Goethe und Schiller ohne Rücksicht auf ihre Vorgänger darüber verfügt hatten. Es war endlich die professionelle Fachgelehrsamkeit in der Philosophie, Philologie und Naturwissenschaft, soweit sie etwa die Literatur

streifte und in dieselbe hineinzureden sich vermaß. Da alle diese Richtungen mehr oder weniger entgegengesetzte Ziele verfolgten und unter sich im Streite lagen, so war ein gleichzeitiger Angriff auf alle weit aussichtsvoller als ein Angriff auf einzelne. Eine Gegenverschwörung war nicht zu befürchten. Ein allgemeiner Sturm mußte Überraschung und Schrecken verbreiten.

Sofort wurden die Duumvirn allerdings nicht anerkannt. Die nächste Wirkung glich eher dem Griff in ein Wespennest oder einer Treibjagd als einem Triumphe. Ganz Deutschland wimmelte bald von Gegenxenien. Der Prediger Daniel Jenisch in Berlin ließ „die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien" „Spießruthen" laufen; Dyk und, wie es scheint, auch Manso richteten „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar" [1]; Magister Voigt hing dem Musenalmanach von 1797 „Verlocken" an [2], Nicolai versah ihn mit einem satirischen „Anhang"; Gleim suchte „Kraft und Schnelle des alten Peleus" zu bewähren; Gottlob Nathanael Fischer in Halberstadt brachte „Parodien, ein Körbchen voll Stachelrosen" herbei; Fürchtegott Fulda in Halle „Trogalien zur Verdauung der Xenien"; der alte Meister Urian, Claudius, „Nachricht von der neuesten Aufklärung nebst andern Kleinigkeiten"; A. Fr. Cranz schrieb eine „Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit einigen ihrer Collegen". Dazu erschienen „Dornenstücke, nebst einem memento mori für die Verfasser der Xenien"; ein „Mückenalmanach für das Jahr 1797. Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien"; „Ein kleines Meßpräsent an die Xeniophoren"; ein „Aeakus" oder „Fragmente aus den Gerichtsacten der Hölle über die Xenien"; „Ein paar Worte zur Ehrenrettung unserer deutschen Martiale" [3] und noch andere satirische Erwiderungen.

Grobheit ward dabei reichlich mit Grobheit, Spott mit Spott, Anmaßung mit Hohn, Beleidigung mit Beleidigung, aber auch vielfach Witz mit ebenso gutem und noch beißenderem und treffenderem Witz heimgezahlt. Berühmt in allen deutschen Landen ist ein Distichon, das die nicht immer glatte Form der Xenien verspottet:

---

[1] Ob Manso mitbeteiligt war, ist nicht sicher. „Die Gegengeschenke waren mir schon bekannt", schreibt W. v. Humboldt am 9. Dezember 1796. „Sie sollen von Dyk sein und dieß ist mir glaublicher als von Manso" (A. Leitzmann, Authentische Xenienbichtungen, in Euphorion II Jahrg. [1895] 639).

[2] „Die Verlocken kannte ich", schreibt Humboldt am 13. Februar 1797, „und im Baron sehe ich auch stillschweigend mich selbst. Doch haben hier alle es auf Goethe mit gedeutet. Retten Sie mich doch vor dem Antheil an den Xenien." „Die Verlocken werden in Weimar Herdern zugeschrieben. Gewiß ist, daß er sie überaus lobt" (A. Leitzmann a. a. O.).

[3] Herb ironisch. — Vgl. Goedeke-Goetze, Grundriß V 2. Abt. 203 f; E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf II 1—239.

— ∪ ∪ — — —— — ∪ ∪ — ∪ ∪ — —
„In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der,
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ ∪ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter."

Der „Mückenalmanach" griff unter dem Titel „Größte Lüge" Goethes wissenschaftlicher Dilettanterie recht eigentlich ins innerste Mark:

„In Botanik und Optik, im kameralistischen Fache
Und in der Lyra Gesang bin ich der größeste Mann!"

Auch seine „Neueste Farbentheorie" erhielt die richtige Beleuchtung:

„Wenn das Dunkle nicht wäre, so sähen das Helle wir nimmer,
So wird aus Tag und aus Nacht wirklich der andere Tag."

Nicht freundlich, aber treffend ward seine Stellung als Minister herangezogen:

„Nein, das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Meister
Von den Brettern, und ach! peitscht als Minister den Staat."
„Art läßt niemals von Art! Es peitscht Bajazzo die Leut', es
Peitscht der Dichter den Vers, und der Minister das Land."

Da Goethe nicht nur persönlich, sondern auch persönlich grob geworden war, konnte er sich nicht beklagen, wenn auch seine häuslichen Verhältnisse zur Sprache kamen, die Fabel von Phaëton in sehr witziger und komischer Weise auf seinen Sohn August angewandt wurde und „Mamsell" Vulpius ihren Platz unter den satirischen Sternbildern erhielt:

Jungfrau.

„Jungfrau war ich vordem, jetzt bin ich eine M—e;
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell."
Christiane Vulpius.

Am kürzesten und besten faßte ein Distichon „Recension der Xenien" die schwache Seite der ganzen Leistung zusammen:

„Classische Grobheit! antike Frechheit! Prügelei fehlt nur,
Köstliches Leckermahl! wenn man die Alten nur kennt."

Bei allem Witz, Geist und Humor, welche in der epigrammatischen Sammlung der zwei Dichter zutage traten, war es, nach ihren Auseinandersetzungen über „ästhetische Erziehung", „griechische Bildung" und „schöne Seelen", doch höchst komisch, daß sie in so manchem Distichon in die grobkörnige Sprache der Geniezeit zurückfielen[1]. Es ist auch ein Irrtum, wenn

[1] Den Übermut, welcher dem ganzen Unternehmen zu Grunde lag, empfanden sowohl Herder als Wieland, beide in ihrer Weise; jener mit bitterem, traurigem Mißfallen, dieser mit jener humoristischen Gemütlichkeit, die sich auch in das Miß-

man glaubt, alles Talent überhaupt sei im Xenienkampfe nur auf der Seite Schillers und Goethes gewesen. Das ist nicht richtig. Die angeführten Gegen-Xenien und viele andere beweisen es. Neben unbedeutenden, mittelmäßigen Leuten, welche sich durch Schimpfen noch dazu bloßstellten, waren unter den Angegriffenen sehr hochbegabte, geistvolle Männer. Doch der bedeutendste unter ihnen, Friedrich Leopold zu Stolberg, war zu ernst und hielt es unter seiner Würde, sich an einer solchen literarischen Rauferei zu beteiligen. Friedrich und August Wilhelm Schlegel, die tüchtigsten der jüngeren Kräfte, ließen den gewitterartigen Aufruhr vorübergehen, um sich dann — wenigstens zeitweilig — an die Xeniendichter anzuschließen. Unter den übrigen war keine Einheit. Jeder hämmerte Gegen-Xenien für sich, meist in aller Eile, von der Leidenschaft des Augenblicks beherrscht. Die schärfsten Pfeile prallten indes an dem Stillschweigen ab, das die beiden Dioskuren sich in kluger Berechnung versprochen hatten. Niemand wußte sicher, welcher von beiden der Verfasser dieses oder jenes Distichons war[1]. Das Entscheidendste aber blieb, daß sie keinen Angriff beantworteten, sondern sich fröhlich anderweitiger Tätigkeit zuwandten. Das machte den Eindruck eines vollständigen Sieges.

Neben und nach den Xenien veröffentlichte Schiller viele seiner schönsten Gedichte, Goethe den lange erwarteten Roman „Wilhelm Meisters Lehr-

---

liebige zu finden weiß. „Ich habe kein Theil mit ihnen", erklärte Herder seinem Freunde Georg Müller, und seine Frau schrieb von den Dioskuren: „O, sie sind im Besitz der alleinzigen Kunst und genießen das Räucherwerk ihrer Anbeter in so vollem Maaß, daß auch die zartesten Pfeile sie nicht berühren." „Wir haben uns hier in unser hinterstes Winkelchen verkrochen. Humanität und Christenthum sind hier Contrebande und verlachenswerthe Vorurtheile" (Haym, Herder II 626 627). — Wieland dagegen schrieb in seinem „Merkur": „Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühle ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden, bacchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respectiren noch scheuen" (Boas, Xenienkampf II 62 f).

[1] „Es ist eine sehr treffende Bemerkung von Göthe", schrieb W. v. Humboldt an Schiller am 26. März 1796, „daß man keins seiner Stücke Ihnen zuschreiben wird, und es beweist aufs neue, in wie festen Gränzen seine Natur eingeschlossen ist, und wie wahr und richtig Sie ihn immer beurtheilt haben" (Fr. Cl. Ebrard, Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller 1796—1803, 61). — Vgl. H. Henkel, Ueber Goethes Antheil an den Xenien des Schillerschen Musenalmanachs für 1797, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 14. Jahrg. (1900), 625—639. „Wir werden kaum fehlgehen", urteilt er S. 639, „wenn wir auf Goethes Antheil an den Xenien des Almanachs höchstens den dritten Theil derselben rechnen. Und wie an Zahl steht derselbe auch an Bedeutung dem Kontingente Schillers entschieden nach."

jahre"; auf jene folgte der „Wallenstein", auf diesen „Hermann und Dorothea". Während Kritik und Gegen-Xenien noch immer an den Xenien wie an einem Wellenbrecher auf und ab spielten, hatte das Getöse des Kampfes die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die beiden Dichter vereinigt. Die alte Schule, Lessing und Nicolai, Stolberg und Lavater, Klopstock und Claudius, Gleim und Ramler waren durch die über sie ergangene Spottkritik für immer in das ablaufende Jahrhundert zurückgedrängt, Wieland mit milderer Ironie, Herder durch schonendes Stillschweigen beiseite gerückt. Goethe und Schiller traten an die Spitze der deutschen Literatur.

Goethe selbst unterschätzte später die Wirkung dieses literarischen Staatsstreiches.

„Wäre ich vor 30 Jahren so klug gewesen", klagte er seinem Eckermann, „ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet!" „Ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren." [1]

Das ist ohne Zweifel zu viel gesagt. Die Xenien rüttelten sowohl die beiden Dichter selbst als auch ihr Publikum auf und bereiteten ihnen den Weg zu ihren Erfolgen. Gewinnend und versöhnend wirkten dabei die 200 „frommen" Xenien mit, welche an andern Stellen des Almanachs untergebracht waren. Goethe ließ hier neben den Dornen Rosen erblühen, neben dem Spotte Liebesgedichte in Blumensprache. Schiller aber streute in kurzer Spruchform eine Fülle sinniger Kunstbetrachtung aus. Schade nur, daß diese „Weisheit" in dem Spruche gipfelt:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion." [2]

---

[1] Eckermann, Gespräche [8] 101. — Auch Bielschowsky erfaßt die tiefgehenden Wirkungen der Xenien nicht ganz, wenn er schreibt: „Mit vielem Behagen präparirten die beiden ‚Gewaltigen' sieben Monate lang ihre satirische Girandola, die in tausend Raketen und Leuchtkugeln plötzlich im Herbst 1796 vor dem verdutzten Deutschland aufschoß. Ein glänzendes Feuerwerk. Nicht viel mehr. Als es verpufft war, blieb alles beim Alten. Das, was die beiden Dioskuren bekämpften, waren Symptome großer geistiger Bewegungen oder Richtungen. Solche lassen sich nicht durch papierne Pfeile, sondern nur durch stärkere positive Gegenbewegungen verdrängen. Ebensowenig kann man durch Epigramme Plattheit und Geschmacklosigkeit heilen, oder gar Newtons Farbenlehre widerlegen und für die gelehrten Arbeiten eines Dichters Respekt erzwingen" (A. Bielschowsky, Goethe II [10] 126).

[2] Schmidt und Suphan, Xenien (1796) Nr 203.

Drittes Kapitel.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(1777—1796.)

Daß Goethe die Horen und den Musenalmanach nicht besser bedachte, hatte seinen guten Grund. Er hatte angefangen, seinen noch unvollendeten Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ bei Unger in Berlin drucken zu lassen. Schillers Versuch, das Werk im letzten Augenblick für die Horen zu gewinnen, mißlang, obwohl eine Abänderung des Kontraktes vielleicht noch möglich gewesen wäre. Goethe wollte offenbar nicht darauf eingehen. Ihm lag daran, trotz der neuen Freundschaft selbständig aufzutreten; dagegen war ihm Schiller jetzt ein willkommener Zensor und Berater, da Herder, sein bisheriges vertrauliches Orakel, an dem Roman ernstlichen Anstoß genommen hatte, Goethe ihm nicht nachgeben wollte und das schon öfter schwankende Freundschaftsverhältnis daran zu scheitern begann.

Die Entstehungsgeschichte des Romans ist eine lange — eine ermüdend lange. Die ersten Anfänge tauchen schon um 19 Jahre früher auf, in jener Zeit, als Goethe, im Wirrwarr der Genieperiode — noch ein Werther, in eine etwas höhere Lebenssphäre, das Schauspielertreiben eines herzoglichen Hofes, emporgerückt war. Im wunderlichen Stil der Tagebücher jener Zeit heißt es den 16. Februar 1777: „Zu Seckendorf. (Der) Schrötern. Mit ihr gessen. Zu Wieland. Viel geschwätzt. Im Garten dictirt an Wilhelm Meister. Eingeschlafen.“ [1] Mit der Schauspielerin Corona Schröter, dem „schönen Misel“, verkehrte er damals alle Tage. Wiederholt werden Abendbesuche bei ihr erwähnt, während es zur Abwechslung auch heißt: „Nachts zu ☉“ [2].

Aus solchen und ähnlichen Eindrücken erwuchs der erste Plan zu einem biographischen Roman, in welchem Goethe die Summe seiner bisherigen Lebenserfahrungen unter dem durchsichtigen Schleier eines fingierten Namens verherrlichen wollte. „Auch denen ist's wohl“, hatte er früher geschrieben, „die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben.“ [3] Alle seine Spielereien, Liebesabenteuer, Torheiten, Beobachtungen und Erlebnisse vom Frankfurter Puppentheater an bis zu den Liebes- und Theaterhändeln des

---

[1] H. Düntzer, Goethe's Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre (1776 bis 1782), Leipzig 1889, 68. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 34.

[2] Frau v. Stein. — Düntzer a. a. O. 68 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 34 ff.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 15.

Weimarer Hofes sollten verarbeitet werden. Nur nannte er das junge Genie nicht Wolfgang Goethe, sondern Wilhelm Meister, gab ihm statt eines kaiserlichen Rates einen reichen Kaufmann zum Vater und ließ es statt aus dem Aktenstaub einer Advokatenstube aus jenem eines Kontors zu den lichten Höhen des Schauspielerlebens und des aristokratischen dolce far niente emporsteigen. Herder bemerkt über die erste Fassung: „Man lernte den jungen Menschen von Kindheit auf kennen, interessierte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Theil, auch da er sich verirrte.“ [1] Er hielt es für eine Verirrung, daß der junge Kommis unter die Schauspieler geriet. Für Goethe war es aber der erste und wichtigste Grad der Erziehung, die Vorstufe der vollen ästhetischen und ethischen Bildung, welche dem poetisch angelegten Bürgerkinde erst unter Gräfinnen und Baroninnen, lebenserfahrenen Roués und hocharistokratischen Freimaurern zuteil wird.

Der erste fragmentarische Entwurf des Romans galt bis vor kurzem als verloren, hat sich aber seitdem in der Abschrift der Bäbe Schultheß und deren gleichnamiger Tochter wiedergefunden. Goethe betitelte ihn „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ [2]. Ein erstes Buch wurde Anfang 1777 begonnen, am 2. Januar 1778 vollendet. Ein zweites Buch gelangte, trotz aller Mahnungen der Frau v. Stein, erst nach vier Jahren, im August 1782, zum Abschluß. Ein drittes Buch ward am 12. November 1782 beschlossen, ein viertes am 12. November 1783, ein fünftes am 16. Oktober 1784, ein sechstes am 11. November 1785 [3]. Diese sechs Bücher reichten inhaltlich so weit wie heute die ersten vier der Lehrjahre [4], sie umschließen

---

[1] Goethe's Werke (Hempel) XVII 6.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. LI und LII. Vgl. G. Billeter, Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung, Zürich 1910.

[3] Billeter a. a. O. 15 f. Vgl. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen (2 Bde), 1 Tl, 2. Bd, Frankfurt 1902, 706 707 712 f 716 719 722 728.

[4] Vgl. Billeter a. a. O. 5 ff und dazu Über die Mitteilungen G. Billeters zur Urfassung des „Wilhelm Meister“, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XXIV, Nr 6. — Das einzige direkte Zeugnis für den Urmeister findet sich in einem Brief des Philosophen J. E. v. Berger vom 5. November 1797. v. Berger hielt sich den Winter 1796 1797 in der Schweiz auf. Vgl. A. Leitzmann, Ein übersehenes Zeugnis für die Züricher Handschrift von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, in Euphorion XVIII 764 f. — H. Maync, Der „Wilhelm Meister“ und der große Züricher Goethe-Fund. Vortrag, in Deutsche Rundschau 1909/1910, Nr 15, 161—184. Maync betont S. 178, daß die wichtigsten Verschiedenheiten „nicht sowohl stofflicher als stilistischer Natur“ sind. — Ders., „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. Der große Züricher Goethe-Fund, in Goethe-Jahrbuch XXX 43—46. — H. Berendt, Goethes „Wilhelm Meister“. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte, Dortmund 1911 (Schriften der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Herausgegeben von B. Litzmann. 10). — E. Wolff, Die Urgestalt des „Wilhelm Meister“ und die Goetheforschung, in Deutsche Revue, Jahrg. 35 (1910), 330—334. Wolff sieht im Urmeister „auch nur ein

jedoch darüber hinaus eine Fülle von anmutigen Episoden, von Erörterungen über Kunst und Leben, von realistisch gehaltenen Jugenderinnerungen des Dichters, die später vom Verfasser im Interesse einer strafferen Romankomposition, wohl auch mit Rücksicht auf die inzwischen erfolgte leise Verschiebung im Thema, teils bedeutend gekürzt, teils energisch ausgemerzt wurden.

Für den Literaturhistoriker wichtig sind die Bemerkungen Meister-Goethes über seine von ihm vernichteten poetischen Pläne und Jugenddichtungen nebst den wenigen Proben, die er davon im zweiten Buche mitteilt. Auch das vierte Buch bringt manche bisher unbekannten Züge für die Charakteristik des Romanhelden sowohl wie des Verfassers: es erzählt von der Enttäuschung des Theaterenthusiasten und vom moralischen Tiefstand seiner Schauspielertruppe. Vor allem aber behält die fesselnde Schilderung der Knabenjahre Wilhelms in den ersten zehn Kapiteln des ersten Buches neben der kürzeren, oft allzu abstrakt gehaltenen Fassung im späteren Roman ihren selbständigen künstlerischen Wert. Man vergleiche nur gegen Schluß des fünften Buches der Lehrjahre den Bericht des Helden über seine ersten gelungenen Versuche im Rezitieren der Puppentheaterstücke mit der parallellaufenden Stelle der Sendung.

Lehrjahre:

„Hierdurch ward ich immer verwegener, und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.“ [1]

Sendung:

„An einem Abend, als die Großmutter ihren Wilhelm zu sich berufen hatte und er in großer Stille bei ihr saß und aus Karten sich mancherlei

---

Fragment des voritalienischen Fragmentes“ (S. 331) und kommt zum Ergebnis, „daß der Wilhelm-Meister-Roman des nach Italien strebenden Dichters auf andern Voraussetzungen beruht und andern Zielen zustrebt als der Roman des gesättigt heimgekehrten und von den neuen praktischen Aufgaben des Völkerlebens ergriffenen“ (S. 334). Vgl. Ders., Neue Mitteilungen und Eindrücke vom Ur-Wilhelm-Meister. Zum 25jährigen Bestehen der Goethe-Gesellschaft (Sonder-Abdr. aus den Kieler Neuesten Nachrichten). — A. Köster, Wilhelm Meisters theatralische Sendung, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 26. Jahrg. (1912), 209—233. — Erich Schmidt, Der Urmeister, im Tag 1911, Nr 235—237. — Fr. Muncker, Die Handschrift des „Wilhelm Meister“, in Allgemeine Zeitung 1910, Beil. Nr 10. — O. Pniower, Wilhelm Meisters theatralische Sendung, in Neue Rundschau XXII. Jahrg., 12. Hft. — Vgl. auch A. Fries, Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister (Theatralische Sendung-Lehrjahre) mit Proben angewandter Ästhetik (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie XLIV [Germanische Abteilung, Nr 31]).

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXI 24.

Gestalten zusammenformte, stellte er endlich auch einen Goliath und David auf und ließ sie gegen einander gar trefflich peroriren, da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächsernen Füße von dem Tische sich lös'ten und er in seiner Länge da lag. Sein Kopf wurde sogleich vom Rumpfe gesondert, der kleinen Heuschrecke auf einer Stecknadel mit wächsernem Griff in die Hand gegeben, und so weiter ein Dankpsalm angestimmt. Die Alte saß ganz verzaubert, hörte ihrem Enkel mit Erstaunen zu, und wie er fertig war; ging's an ein Loben und Fragen, woher er diese Geschicklichkeit habe. Er hatte zwar eine ziemliche Gabe zu lügen, aber dabei ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen nöthig habe. Er gestund seiner guten Großmutter, daß er im Besitz des Büchelchens sei, bat sie aber inständig, ihn dabei zu schützen und ihn nicht zu verrathen, weil er's gewiß nicht verderben noch verlieren wollte."[1]

Wer möchte in solchen Einzelfällen der älteren Fassung nicht unbedenklich den Vorzug einräumen? Trotzdem wird man im ganzen die scharfe Selbstkritik des Dichters, die sich in der Umarbeitung von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung zu den Lehrjahren offenbart, keineswegs bedauern. Nicht nur hat der Roman als Kunstwerk durch die Ausmerzung des bloß Episodenhaften, den einheitlicheren Stil und das sorgfältigere Ziselieren der Sprache bedeutend an Abrundung, Feinheit und Glätte gewonnen: es lag auch ein gewisser Zwiespalt zwischen Thema und Ausführung in dem ursprünglichen Werke, der einer Fortsetzung des Romans mehr und mehr hinderlich im Wege stehen mußte. Von der Idee der theatralischen Sendung seines Helden war Goethe ausgegangen, aber während des langen Zeitraums, welcher die Anfänge des Werkes von der Vollendung des sechsten Buches trennt, verblaßte für den Dichter selbst dieser frühere Plan, sein eigenes Geisteskind wurde ihm fremd: der Roman erhielt tatsächlich den Charakter der Lehrjahre, und die Sendung blieb Fragment, obgleich der neue Titel bei der Weiterführung des Werkes noch nicht sofort auftaucht.

Im Dezember 1785 entwarf Goethe den Plan zu weiteren sechs Büchern, die später wie die ersten auf vier reduziert wurden. Im Mai 1786 begann er die Fortsetzung, welche jedoch über der Herausgabe der „Gesammelten Werke" bald ins Stocken geriet. Er verlor den Roman durchaus nicht aus den Augen, sammelte gelegentlich neue Notizen und Beobachtungen dafür, aber acht Jahre vergingen, bis er wieder entschieden Hand anlegte, um das Werk zu einem Abschluß zu bringen. Die sechs Bücher der Sendung wurden 1794 um ein Drittel gekürzt, der Anfang ganz neu bearbeitet. Wahrscheinlich im Mai sandte er das erste umgearbeitete Buch an Herder: „das nun umgeschrieben noch manches Federstriches bedarf nicht um gut zu werden

[1] Ebd. LI 19 f.

sondern nur einmal als eine Pseudo confession mir vom Herzen und Halse zu kommen" [1].

Herder lebte um diese Zeit in einer Atmosphäre, welche gegen diejenige des Romans seltsam abstach. Er hatte eine ganze Sammlung von Oden des Jesuiten Jakob Balde übersetzt [2], dem selbst Goethe seine Hochachtung nicht versagen konnte: „Er bleibt bey jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckende Früchte ohne an seiner Individualität zu verliehren." [3] Den inneren Geist dieser Poesie faßte Goethe freilich nicht auf und beachtete nicht, wie Herders Balde an mehr als einer ergreifenden Stelle das modische Franzosentum, die Künstlerliederlichkeit und frivole Sittenlosigkeit seines Romans verurteilte:

„Rede deutsch, o du Deutscher. Sei kein Künstler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerschütterliche
Felsen der Wahrheit.

„Eine keusche Vestalin, deine Tochter,
Diene am Herde des Hauses, nicht am Altar
Cythereens, damit die Jungfrau würdig
Trage den Brautkranz." [4]

Und in einem andern Gedichte:

„Hinweg dann, Larven. Ferne von meinem Blick,
Unreine Fama! Schmeichlerinn, deinen Kuß
Veracht' ich. Süße Buhlereien,
Lorbeer umwundene Züge mahlen,

„Das mög' ein andrer! Lieber ergreif' ich still
Den Spiegel, der unleibliche Wahrheit zeigt,
Und werf' in bitterm Hohngelächter
Nieder zur Erd' ihn und sitz' und schweige." [5]

Herder, der in Baldes reiche, reine und schöne Poesie tief eingedrungen war, konnte einem Roman keinen Geschmack abgewinnen, in welchem die „deutsche Bildung" damit anfing, daß der jugendliche Held um die käufliche „Liebe" einer Schauspielerin buhlt [6]. Denn das Werk begann jetzt nicht mehr mit der Kindheitsgeschichte Wilhelm Meisters, sondern diese war

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 157 f.

[2] Herders Werke (Suphan) XXVII (Terpsichore).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 157.

[4] Herders Werke (Suphan) XXVII 129. [5] Ebd. 128.

[6] „Ich kann es", schrieb er, „weder in der Kunst noch im Leben ertragen, daß dem, was man Talent nennt, wirkliche, insonderheit moralische Existenz aufgeopfert werde" (Haym, Herder II 619).

nur als Gesprächsstoff in eine Unterhaltung eingeschoben, welche er mit seiner Geliebten führte. Herder sprach seine ästhetisch wie sittlich vollkommen richtige Ansicht unverhohlen aus, und die Folge war, daß Goethe ihn über die weitere Entwicklung des Werkes nicht mehr zu Rate zog, ihre freundschaftlichen Beziehungen erkalteten und ein unüberwindlicher Zwiespalt eintrat, der übrigens Herder alle Ehre macht. Sein besseres Ich war erwacht.

Ohne auf den alten Freund weiter zu achten, sandte Goethe die ersten zwei Bücher in die Druckerei. Sie kamen noch im Jahre 1794 auf den Markt. Für die Fortsetzung hatte sich ein willkommener Berater und Bewunderer bereits an Schiller gefunden. Er erhielt den ersten Band am 6. Dezember und war voll des Lobes darüber. Herders sittliche Bedenken teilte er nicht:

„Mit wahrer Herzenslust habe ich das erste Buch Wilhelm Meisters durchlesen und verschlungen, ich danke demselben einen Genuß, wie ich lange nicht, und nie als durch Sie gehabt habe." „Herr von Humboldt hat sich auch recht daran gelabt, und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle. Gewiß wird diese Wirkung allgemein sein. Alles hält sich darin so einfach und schön in sich selbst zusammen, und mit wenigem ist so viel ausgerichtet." „Ueber die schöne Charakteristik will ich heute noch nichts sagen. Ebensowenig von der lebendigen und bis zum Greifen treffenden Natur, die in allen Schilderungen herrscht, und die Ihnen überhaupt in keinem Product versagen kann. Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe." [1]

Die Fülle des Lobes, das Schiller spendete, wirkte nicht bloß wie das kräftigste Antidotum zu Herders Bedenken, sondern wie ein Zaubergesang, welcher das Wachstum des Romans zur üppigsten Entwicklung trieb. Buch für Buch wanderte nun im Manuskript an Schiller, ward von diesem mit zärtlicher Liebe geprüft und begutachtet, da und dort ein wenig zurechtgerückt, aber im ganzen mit Fluten von Lob überschüttet. Auch Schillers Frau, Lotte, lebte und webte in dem Roman, welcher für die Korrespondenz der beiden Dichter, neben Horen und Musenalmanach, zum Hauptthema wurde. Was Schiller darüber schrieb, macht eine ganze Abhandlung aus [2]. Im Laufe des Jahres 1795 erschienen die Bücher 3—6 in zwei Bänden. Der Musenalmanach verursachte schon allgemeines Aufsehen und die mordbrennerischen Füchse darin die größte Aufregung, als Schiller am 19. Oktober 1796 den letzten Band von Wilhelm Meister vollendet gedruckt erhielt:

---

[1] Am 9. Dezember 1794. Jonas, Schillers Briefe IV 80 f.

[2] Schillers Werke (Hesse) XVII 586—615.

„Es ist zum Erstaunen, wie sich der epische und philosophische Gehalt in demselben drängt. Was innerhalb der Form liegt, macht ein so schönes Ganze, und nach außen berührt sie das unendliche, Kunst und Leben. In der That kann man von diesem Roman sagen, er ist nirgends beschränkt als durch die rein ästhetische Form, und wo die Form aufhört, da hängt er mit dem unendlichen zusammen. Ich möchte ihn einer schönen Insel vergleichen, die zwischen zwei Meeren liegt.

„Nehmen Sie nun zu der glücklichen Beendigung dieser großen Crise meinen Glückwunsch an, und lassen Sie uns bei diesem Anlaß horchen, was für ein Publikum wir haben.

„Für die überschickten Rechnungen danke ich. Mit dem Geld werde ichs nach Ihrem Sinn arrangiren; ohnehin haben Sie für Ihren Antheil an dem Almanach ja 24 Louisd'or zu gut, und noch mehr, wenn wir eine zweite Auflage erleben."[1]

Walter Scott hat an seinen besten Romanen je etwa ein Jahr gearbeitet, einschließlich der historischen und antiquarischen Studien, die er dafür zu machen pflegte; Manzoni verwandte auf seine „Verlobten" höchstens ein paar Jahre. So haben es die berühmtesten Novellisten aller Völker gehalten. Wilhelm Meisters Lehrjahre bilden deshalb, was ihre Entstehungsgeschichte betrifft, fast ein Unikum: Goethe hat bis auf ein paar Monate zwanzig Jahre daran gearbeitet. Der Roman konnte deshalb nicht bloß der Form, sondern auch dem Gehalt nach etwas ganz Außerordentliches werden. Dazu boten gerade die zwanzig Jahre, in welchen Goethe schrieb, eine ganz andere Fülle von Stoff als etwa die spanische Herrschaft in der Lombardei, der Kampf des letzten Stuart um den schottischen Königsthron oder eine beliebige andere Episode der Geschichte. Seit der Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts hatte die Welt keine so tiefgehende Krisis und keine so gewaltige äußere Veränderung durchgemacht als in jenen Tagen.

Das bildet aber, wie in Goethes Leben, so auch in diesem seinem berühmtesten Roman den ersten, leitenden und charakteristischen Grundzug, daß er sich von den gewaltigen Regungen und Bewegungen der Zeit vollständig auf die Insel seines kleinlichen Künstler-, Schauspieler- und Hoflebens zurückzog, vom ganzen großen Welt- und Menschenleben seiner Zeit absah und zum Hauptstoff seines Romans das Geistes- und Gemütsleben eines jungen Menschen erkor, der, durch verschiedene Liebschaften ernüchtert, jede Spur jugendfroher Phantasie und Poesie einbüßt und zum ökonomischen Haushalter und echten deutschen Spießer verknöchert[2].

---

[1] Jonas, Schillers Briefe V 88 89.

[2] Zur Beurteilung des Romans vgl. D. Jenisch, Ueber die hervorstechenden Eigentümlichkeiten von Meisters Lehrjahren, Berlin 1797. — Fr. Schlegel, in

Das erste Buch des neuen Romans ist im Grunde ein Werther redivivus. Das Thema einer unglücklichen Liebe wird nochmals abgehandelt, aber nicht mehr so mondscheinhaft und tränenselig, sondern ruhiger, klarer, wahrer, lockerer, wie ein erfahrener Lebemann seine Abenteuer wiedergibt.

Die Szene eröffnet in dem Stübchen der Schauspielerin Mariane, eines verwaisten jungen Mädchens, das mit der Hinterlassenschaft seiner Eltern bei einiger Einschränkung hätte anständig leben können, aber um des äußeren Komforts willen seine Unschuld preisgibt. Ein Anbeter, Norberg, den sie aber nicht liebt, bietet ihr durch seine Geschenke die Möglichkeit, behaglicher zu leben; die alte Magd Barbara dient dabei als Kupplerin. Zum ersten Anbeter gesellt sich bald ein zweiter, der poetisch angelegte junge Kaufmannssohn Wilhelm Meister. Bis dahin streng häuslich erzogen, hat er von gemütlichen kunstliebenden Eltern endlich die Erlaubnis erhalten, täglich das Theater zu besuchen, findet gleich darin seine höchste Glückseligkeit und verliebt sich in Mariane. Durch die Magd erhält er alsbald Zutritt. Norberg ist auf vierzehn Tage verreist. Mariane verliebt sich auf den ersten

---

den Charakteristiken und Kritiken, Königsberg 1801, I 132 ff. — F. Gregorovius, Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen, Königsberg 1849. — Alexander Jung, Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts, Mainz 1854, 28—50. — K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke[2], Königsberg 1856, 351 ff. — J. v. Eichendorff, Vermischte Schriften, Paderborn 1866, III 172—184. — O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter, Leipzig 1870, IV 327—332. — Gervinus-Bartsch, Geschichte der deutschen Dichtung V[5], Leipzig 1874, 518—522. — K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften[2], Stuttgart 1877, 371—387. — G. A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882, 228—234 275—279. — H. Grimm, Fünfzehn Essays, 3. Folge, Berlin 1882, 234—236. — J. Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister, Leipzig 1896. — G. Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Uebersetzt von A. Strodtmann. 5. Aufl., Leipzig 1897, II 224—227. — W. Creizenach, in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe, XVII v—xxxvi. — Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes. Herausgegeben von L. Geiger. Dresden und Leipzig 1900, 21 ff 97—99. — C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit, Leipzig 1902, 159—162. — O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung[3], Leipzig 1905, 277—290. — R. M. Meyer, Goethe[3], Berlin 1905, 393—419. — H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts[6], 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschn., 2. Abt., Braunschweig 1909, 103—121. — L. Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen, Berlin-Wien 1910, 231—240. — E. Engel, Goethe 377—386. — A. Bielschowsky, Goethe II[19] 128—188. — É. Montégut, Philosophie de Wilhelm Meister, in Revue des Deux Mondes XLVIII (1863) 178—203. — J. R. Seeley, Goethe reviewed after sixty years, Leipzig 1894 (Tauchnitz ed. 2964), 109—111 185—208. — E. Dowden, New Studies in Literature, London 1895, 142 ff. — H. Loiseau, L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 658—662 685 ff 698—721 732—735 753—758.

Blick in Wilhelm, gibt sich ihm hin und wird seine Geliebte. Die Wirkungen dieses unerlaubten Verkehrs sind nach Goethe die allergünstigsten. Sie veredeln den Jüngling in einem Grade, wie es sonst alle Mächte der Natur und der Gnade vereinigt kaum zustande zu bringen pflegen.

„Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es war ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünctlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war des Abends bei Tische unterhaltend, und schlich, wenn alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus."[1]

Die Stelle ist insofern wichtig, als sie den moralischen Standpunkt nicht nur dieses Romans, sondern Goethes überhaupt bezeichnet: die Lossagung der Kunst vom Sittengesetze.

Wenn sich das, was Goethe hier als Prinzip der deutschen Bildung aufstellt, halten ließe, dann wäre die ganze christliche Sittenlehre, ja das Christentum selbst das traurigste, menschenfeindlichste Wahngebilde; die edleren unter den Heiden sogar sähen sich dann Lügen gestraft. Die blinde Leidenschaft, ohne Rücksicht auf Gesetz und Sitte, erschiene uns dann als erste Stufe der Bildung.

Als notdürftige Tünche für solche Anschauungen hat Goethe in den Eingangskapiteln seine harmlosen Kindheitserinnerungen an das Puppentheater verwertet. Er geht nicht so weit, das „Glück" des Liebespaares weitläufig psychologisch zu analysieren, wie Rousseau in der Neuen Héloise, oder nach dem Vorgang Wielands darüber zu philosophieren oder es kraß realistisch zu beschreiben, wie gewisse ältere und neuere Franzosen. Wilhelm erzählt vielmehr harmlos von seinem Puppentheater, holt sogar die Marionetten hervor, und da seine ersten Stücke aus der biblischen Geschichte geschöpft waren, so muß selbst diese dazu herhalten, um in dem Stübchen Marianens eine gewisse Atmosphäre von Kindesunschuld hervorzuzaubern und schon im Spiel den künftigen Dichterheroen ahnen zu lassen. Mariane schläft freilich darüber ein — die ersten Kapitel sind entschieden langweilig ausgefallen —, aber wo die ästhetisierende Kinderei aufhört, da fängt auch gleich wieder die unsaubere Pikanterie an. Der moralische Wilhelm ist schon in vierzehn Tagen soweit gekommen, von Vaterschaft zu träumen[2]. Er plant, seinen Eltern durchzugehen, Mariane zu heiraten und mit ihr die Bühne zu betreten. Bevor er indessen seine Geliebte davon verständigen kann, kehrt Norberg zurück;

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXI 13. [2] Ebd. 61.

die alte Barbara beredet ihren Liebling, sich dem Schicksal zu fügen, beide Anbeter um sich zu dulden, den einen zu lieben und den andern bezahlen zu lassen. Trotz aller Vorsicht der beiden Frauen kommt Wilhelm dem Plane auf die Spur, wird wertherisch unglücklich, erkrankt, verbrennt all seine Gedichte und wendet sich nach unendlichen Tränen wieder dem solideren Geschäftsleben zu.

Soweit das erste Buch und der Eingang zum zweiten.

Zwar älter, aber nicht viel klüger geworden, trifft Wilhelm mit den Trümmern einer ehemaligen Schauspielerbande zusammen, welche sich neben einer Gauklergesellschaft in einem kleinen Landstädtchen aufhält. Seine eng verschwisterten Leidenschaften für das weibliche Geschlecht und für das Theater erwachen von neuem. Die ausschlaggebenden Charaktere sowohl für die Neigungen des Helden als für das weitere Interesse des Romans sind Philine und Mignon. Philine, eine in den liebenswürdigsten Farben geschilderte, gutherzige und zugleich unendlich leichtsinnige Theaterblondine, so locker, daß sie kaum für die Bühne taugt, und dabei so schlau und verfänglich, daß sie immer neue Liebhaber an der Nase herumführt[1]; Mignon dagegen, ein schwarzäugiges, tief melancholisches Mädchen, obwohl halb erwachsen, noch immer in Knabentracht, durch Unglücksfälle aus einem Palast seiner italienischen Heimat in das unwirtliche Deutschland verschlagen und zum armseligen Los einer tanzenden Gauklerin verurteilt — diese beiden verkörpern die Hochschulen, welche Wilhelm Meister weiter bilden sollen[2]. Die von ihren Genossen mißhandelte Mignon nimmt er als eine Art Pagen zu sich; halb um Philinens willen, halb aus Liebe zur dramatischen Poesie schließt er sich den Schauspielern an, ergänzt ihre Truppe und stellt sich die kühne Aufgabe, das leichtfertige Korps, dem es nur um Geld und Vergnügen zu tun ist, zur Höhe klassischer Kunstleistungen heranzuschulen. Das geht aber nicht ab ohne neue Liebesabenteuer und Liebesszenen, die wieder mit behaglicher Lüsternheit gezeichnet sind. Zwischen der Leidenschaft für die Frauen und jener für das Theater dreht sich der Roman in unberechenbaren Spiralen bis zum sechsten Buch.

Einen gewissen romantischen Anstrich erhält das liederliche Komödiantentreiben durch die mit unvergleichlicher Meisterschaft gezeichneten geheimnis=

[1] „Die alte Frau von Pogwisch in Weimar“, berichtet Fanny Lewald (Gefühltes und Gedachtes 231), „und früher schon Ottilie von Goethe in Italien haben uns Knebels nachmalige Frau, die Rudorf, als das Original der Philine bezeichnet. Ganz dasselbe bestätigte mir der Großherzog mit Hinzufügung der mit ihr gehabten lächerlichen Erlebnisse, zu denen ich noch ein selbsterlebtes Abenteuer unglaublichster Art hinzufügen könnte.“

[2] „Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philine erschien ihm das höchste Leben“, schreibt Körner am 5. November 1796 ([Geiger] Schillers Briefwechsel mit Körner III 275).

vollen Gestalten Mignons und des alten Harfners. Der ganze Zauber von Goethes genialer lyrischer Begabung ist über diese beiden ausgegossen, die „in unregelmäßigem Duett mit dem herzlichsten Ausdruck" das Lied von der Sehnsucht singen:

„Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!"

Etwas ästhetischen Ballast dagegen bekommt das leichte Schiffchen durch eine eingehende Besprechung des „Hamlet" [1], mit dem Wilhelm seinen dramaturgischen Hauptversuch macht. Nach der Aufführung geht alles freilich wieder toll genug drunter und drüber.

Jetzt nahm Goethe plötzlich die Erinnerungen des frommen Fräuleins Susanna von Klettenberg [2] hervor und redigierte daraus die „Bekenntnisse einer schönen Seele", d. h. das Tagebuch einer Pietistin, welche, obwohl in der großen Welt lebend und ihren Versuchungen ausgesetzt, durch Kränklichkeit früh auf ein inneres religiöses Leben geführt wird, darüber eine nicht ungünstige Partie einbüßt, den Herrnhutern beitritt, ohne sich indes deren Leitung völlig anheimzugeben, und sich endlich als fromme Tante damit

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXII 155 ff. Die Reden über den Unterschied zwischen Roman und Drama (S. 177—179), ein Echo der theoretischen Besprechungen mit Schiller, streifen eher die Oberfläche, als daß sie die eigentliche Hauptsache treffen. Daß Goethe den Charakter des Hamlet nicht richtig auffaßte, hat schon A. W. v. Schlegel bemerkt (Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur [2], Heidelberg 1817, III 148). Man wird fast versucht, von dieser Romanästhetik zu sagen, was Goethe den Serlo von den Leseproben sagen läßt: „Gewöhnlich ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler vom Studiren sprechen; es kommt mir ebenso vor, als wenn die Freimäurer von Arbeiten reden" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXII 180).

[2] Vgl. J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Catharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, Hamburg 1849. — H. Dechent, Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg, Gotha 1896. — H. Funck, Susanna v. Klettenberg. Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg, Leipzig 1911. — Über die verschiedenen Vorbilder dieser pietistischen Episode vgl. Goethe's Werke (Hempel) XXI 345—348; J. Burggraf, Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft, Stuttgart 1902, 409—423.

tröstet, das Wohlsein und Glück schöner Nichten zu fördern. Diese Nichten hat Goethe hinzugedichtet, um seinem Wilhelm schließlich die passende Ehehälfte zu verschaffen. Im übrigen ist das Bild der „schönen Seele“ der Hauptsache nach aus den Erlebnissen und Mitteilungen seiner früheren Freundin geschöpft und mit sorglicher Treue nach denselben ausgeführt, in so frommem Tone, daß manche wohlmeinenden Leute sich wirklich dadurch täuschen ließen[1]: sie übersahen die vernichtende Ironie, welche Goethe in das biographische Gesamtgemälde und dessen Verbindung mit dem Roman gelegt hat, indem der Dichter zur Trägerin der christlichen Ideen eine kränkliche alte Jungfer wählt, ihr ganzes Glaubensleben auf trügerische Empfindungen zurückführt und das gesamte religiöse Leben in eine dumpfe, melancholische Spitalregion herabsetzt, während Wilhelm mit seiner Schauspielertruppe gerade in sittlichen Verirrungen erstarkt, wächst und sich weiterbildet. Was Goethe selbst von der Religion der schönen Seele hielt, hat er Schiller gegenüber deutlich genug ausgedrückt, wenn er sagt, daß „das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des subjectiven und objectiven beruht“[2].

Schiller meinte, damit sei die Materie doch zu schnell abgetan:

„Denn mir däucht, daß über das Eigenthümliche christlicher Religion und christlicher Religionsschwärmerei noch zu wenig gesagt sei: daß dasjenige, was diese Religion einer schönen Seele sein kann, oder vielmehr, was eine schöne Seele daraus machen kann, noch nicht genug angedeutet sei. Ich

---

[1] „Neulich erfuhr ich“, schreibt Schiller am 23. Juli 1796, „daß Stolberg und wer sonst noch bei ihm war, den Meister feierlich verbrannt habe, bis auf das sechste Buch, welches er wie Arndts Paradiesgärtlein rettete und besonders binden ließ. Er hält es in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrenhuterei und hat sich sehr daran erbaut“ (Jonas, Schillers Briefe V 39). — „Ein gewisser Cardinal, dessen Name mir entfallen ist“, schreibt dagegen der Prinz August von Gotha am 22. November 1795, „sagte, als er den Orlando furioso gelesen hatte, zum Verfasser: Signor Luigi, dove diavolo avete pigliato tante cogl(ionerie)? und ich möchte jetzt sagen: Signor Giovan-Volfgango, dove diavolo avete pigliato tanta devozione? Am Ende dürften beide Fragen vielleicht auf eins hinauslaufen“ (Goethe-Jahrbuch XXV 45 bis 46). — „Ich habe den Meister“, heißt es in einem Briefe W. v. Humboldts an Schiller vom 4. Dezember 1795, „jetzt von neuem gelesen. Es ist nicht zu läugnen, daß das VI. Buch unerträgliche longueurs und tiraden hat, so gut auch sonst der so schwierige Gegenstand behandelt ist“ (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt[3] 230). — Als Humboldt die Korrespondenz für den Druck (Stuttgart 1830) redigierte, hat die Rücksicht auf den noch lebenden Goethe ihn „stellenweise zu direkter Fälschung in majorem Goethii gloriam“ geführt (vgl. Euphorion VII 342). So wurde z. B. aus dem Tadel: „Es ist nicht zu läugnen, daß das VI. Buch unerträgliche longueurs und tiraden hat“, das Lob: „Der so schwierige Gegenstand des sechsten Buchs ist vortrefflich behandelt“ usw.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 244.

finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem höchsten und edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellung dieses höchsten sind."[1]

Goethe versprach darauf, „die christliche Religion in ihrem reinsten Sinne erst im achten Buche in einer folgenden Generation erscheinen" zu lassen[2]. Das geschah aber in sehr sonderbarer Weise.

Nachdem Wilhelm Meister in seiner ersten Bildungsschule nur gelernt, an der wirklichen künstlerischen Bedeutung des Theaters und seinem eigenen Beruf zur Bühne zu verzweifeln, führt ihn Goethe in die zweite und höchste Bildungsschule hinüber — in aristokratische Kreise, welche mit der Schauspielerwirtschaft innerlich und äußerlich sehr ungesucht zusammenhängen: innerlich durch die Flachheit ihres Geisteslebens, äußerlich durch ihre Liebeshändel mit den Schauspielern und Schauspielerinnen.

„Der Baron", bemerkt Friedrich v. Schlegel[3], „darf an geistiger Albernheit und die Baronesse an sittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin selbst ist höchstens eine reizende Veranlassung zu der schönsten Rechtfertigung des Putzes; und diese Adelichen sind, den Stand abgerechnet, den Schauspielern nur darin vorzuziehen, daß sie gründlicher gemein sind. Aber diese Menschen, die man lieber Figuren als Menschen nennen dürfte, sind mit leichter Hand und mit zartem Pinsel so hingedruckt, wie man sich die zierlichsten Caricaturen der edelsten Mahlerei denken möchte. Es ist eine bis zum Durchsichtigen gebildete Albernheit. Dieses Frische der Farben, dieses kindlich Bunte, diese Liebe zum Putz und Schmuck, dieser geistreiche Leichtsinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlich-

[1] Jonas, Schillers Briefe IV 235 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 289.

[3] Sämmtliche Werke², Wien 1846, VIII 107. Wenn Schlegel in einer andern Rezension (S. 135) von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" trotzdem sagt, daß „dieses Buch jetzt nicht bloß als ein vortrefflicher Roman, sondern überhaupt eines der reichhaltigsten und geistvollsten Werke, welche die Deutsche Literatur besitzt, allgemein anerkannt und geschätzt" sei, ja S. 139 sogar die Bedenken gegen die „Sittlichkeit" des Romans und gegen die „schlechte Gesellschaft" Wilhelms zu heben versucht, so geschah das in einer Übergangsperiode, wo sich seine religiösen und sittlichen Anschauungen noch keineswegs völlig geklärt hatten. Für die „schlechte Gesellschaft" ist der Hinweis auf Fielding, Scarron, Le Sage, Alfarache, Lazarillo, Cervantes durchaus keine genügende Entschuldigung; zwischen der „einförmigen Feierlichkeit der Klopstock'schen Art und Ansicht der Dinge" und zwischen der Liederlichkeit im Meister aber liegt eben die richtige Mitte echter Kunst, welche, von Religion und Sittlichkeit getragen, weder in gemeinen Realismus versinkt, noch in trostlose Nebelgestalten sich auflöst, sondern die ganze Fülle des Menschenlebens mit höheren Idealen verklärt und durchgeistigt.

keit nennen könnte und was zu zart und fein ist, als daß der Buchstabe seinen Eindruck nachbilden und wiederholen dürfte."

Es handelt sich hier durchaus nicht um jenen Teil des Adels, der durch Religiosität, sittlichen Ernst, patriotische Gesinnung und standesgemäße Würde durch alle Jahrhunderte deutscher Geschichte sich als eine feste Stütze der heiligsten, ehrwürdigsten Volksgüter bewährt hat, sondern um jene erbärmliche Kleinaristokratie am Ende des 18. Jahrhunderts, welche vom Adel nichts als den leeren Namen und Titel bewahrt hatte, an Seichtheit, Gemeinheit und Niedertracht mit der aufgeklärten französischen Noblesse unter Ludwig XV. wetteiferte, sie nachäffte, so gut es ging, und so alle wahre deutsche Bildung untergrub. Dieser religions- und sittenlose Duodezadel gilt Goethe in seinem Roman als die eigentliche Blüte der Menschheit, seine äußere Komödianten- und Scheinbildung als Bildung überhaupt. Nur hier konnte Wilhelm ein vollendeter Mensch werden.

An der Spitze dieses adeligen Kreises steht sehr charakteristischerweise ein Wesen, für das es nicht einmal eine deutsche Bezeichnung gibt: nicht ein derber, grobkörniger Apostat oder Ungläubiger, sondern der glatte, feinrasierte höfische Abbé des 18. Jahrhunderts, der, ursprünglich im katholischen Glauben und dessen großen weltumfassenden Ideen erzogen, im Kreise liederlicher Gräfinnen und Baronessen alle dogmatischen „Härten" und alle ernsteren Forderungen des Sittengesetzes abgestreift hat und sich nun als Apostel des „geläuterten Christenthums", „ächter Menschlichkeit" und „Liebe" an die Spitze des Fortschritts stellt. Das Modell zu dieser wichtigen Figur hatte Goethe unweit von Weimar gefunden. Dalberg hatte ihn ja selbst in das weimarische Regiment eingeführt, die weimarischen Größen der Reihe nach begünstigt, das Logenwesen in Thüringen zur Blüte gebracht und durch Schrift, Wort und Einfluß in ganz Deutschland jene seichte Aufklärung gefördert, aus welcher der sog. deutsche Klassizismus hervorgehen sollte.

Dem Freimaurer-Abbé zur Seite steht als andere Hauptfigur Lothario, ein hoher, vornehmer Herr — er könnte fast ein Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach sein. Ein „edler" Charakter — er hat schon früh ein Bauernmädchen verführt, einer leidenschaftlichen Schauspielerin das Herz gebrochen, sich wegen eines galanten Abenteuers duelliert, eine Liebesgeschichte mit der „armen" Lydie durchgemacht, dabei zwei andere Bräute in Sicht genommen und ist dabei immer „edler", eine Blüte männlicher Bildung geworden.

Dieses Paar nebst einem Freundeskreis von gleichgesinnten Baronen, Grafen, Baronessen und Gräfinnen arbeiten nicht bloß nach einem asketischen Systeme an ihrer eigenen Vervollkommnung, sondern unterstehen sich auch, ihre Nebenmenschen zu erziehen. In das Archiv ihrer Freimaurerloge legt nicht bloß ein jeder seine schönen Lebenserfahrungen nieder; sie kon-

trollieren sich, ziehen sich gegenseitig aus der Patsche, wenn ihre sonderbaren Tugenden sie in eine solche bringen, und führen, indem sie die Bauern und Bürger für sich arbeiten lassen, die eigenen Einkünfte aber an Hunde, Gärten, Statuen, Gemälde, Bauten, Theater und Maitressen verschwenden, die Menschheit ihrer inneren Vollendung entgegen. Auf ein paar gebrochene Herzen und uneheliche Kinder rechts und links kommt's nicht an. Nachdem jeder und jede eine Anzahl Liebschaften bestanden, kommt es endlich zur Heirat, und durch kluge Ökonomie ist nicht nur vorgesorgt, daß niemand bankrott wird, sondern daß jeder noch sein schönes Landgut erhält.

„Nette Menschen!" [1] könnte der niederländische Humorist auch von ihnen sagen. — Aber wie gelingt es dem schlichten Bürgerlichen, zu diesem lichten Dorado menschlichen Glückes und menschlicher Bildung emporzusteigen? Nichts leichter als das. Erstlich besitzt Wilhelm Meister ein so ansehnliches Vermögen, daß ihm, besonders nach dem Tode seines Vaters, den er unbetrauert „absocken" läßt, beständig Geld und Kreditbriefe zur Verfügung stehen. Zweitens hat er schon als Komödiant, Poet und Vorleser — ganz wie Goethe in Weimar — Zutritt in jene seligen Höhen gefunden und richtet sich, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, dort immer mehr häuslich ein [2].

Bei der „schönen Gräfin" kommt er als Vorleser zu Gnaden; dem edeln Baron Friedrich ist Philine noch gut genug, um mit ihr durchzugehen, obwohl er weiß, daß sie soeben Wilhelm ganz zu eigen gewesen ist; in der leidenschaftlichen Aurelie findet Meister eine unglückliche, halbwelke Geliebte des „edlen" Lothario. Sie sucht in ihm Ersatz für den Untreuen; aber er liebt sie nicht, verläßt sie als sentimentaler „Freund", und Aurelie stirbt.

---

[1] So lautet der Titel einer Novelle, in welcher der holländische Humorist Vitringa das moderne Klein-Kulturleben meisterlich gezeichnet hat (Deventer 1879). De deugd der „netheid" is de eenige, die op aarde haar loon vindt.

[2] „Bei aller tiefen psychologischen Wahrheit des Meisters, des Werthers und der Wahlverwandtschaften sind sie doch eben alle ‚auf eine gewisse Abstraktion vom Leben', auf ‚den schönen Schein' gearbeitet und verhalten sich zum Leben, wie die griechischen Götterbilder zum Menschen, wie Cornelius' typische Menschengestalten zum individuellen Porträt." „Sobald der Roman sich aus der Sphäre des befriedigten Bedürfnisses in die Sphäre des zu befriedigenden wendet, wird der Roman des schönen Scheins, der Roman der Bildungsleiden unmöglich, der Roman der scharfen Individualisirung und Wirklichkeit nothwendig. — Es zeigt sich auch in der ganzen Goetheschen Komposition, wie sehr er es vermeiden mußte, das Bedürfnis an seinen Helden herantreten zu lassen, um die reine Sphäre typischer, vornehmer Abstraktion zu erhalten. Wo in seinen Dichtungen das Volk, Gärtner, Architekten usw. vorkommen, sind sie wohlbeschäftigt und versorgt im Dienste großer Herren; diejenigen, welche Geldmangel, unbefriedigte Bedürfnisse haben, sind bald Schauspieler, welche mit Borgen und Nichtbezahlen darüber fortkommen, oder Geisteskranke, wie der Harfner, der stumpf geworden ist gegen Entbehrungen" (Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes 21 22).

Ihr Abschiedsbrief an Lothario führt Wilhelm auf das Schloß, wo die freimaurerische Adelsgemeinde ihren Sitz hat. Der Abbé übernimmt durch unsichtbare Überwachung die Leitung seiner weiteren Erziehung. Die Bühne wird ihm völlig verleidet und er kehrt ihr für immer den Rücken. Dabei sieht Mariane unerwartet ihren Ruf gerettet. Sie hat sich nach Wilhelms Abreise von Norberg ferngehalten, ist Wilhelm treu geblieben und hat sterbend einem Kinde das Leben gegeben. Dieses, der Knabe Felix, den Meister bei der Schauspielerin Aurelie findet, ist sein Sohn. Wilhelm nimmt ihn und Mignon mit zu den adeligen Freunden, bei denen er fürder zu leben gedenkt, und hofft dem Knaben bald eine „Mutter" zu geben. Des verlotterten Schauspielertreibens und der Schauspielerinnen ist er so überdrüssig geworden, daß ihm die ganz und gar ökonomische Therese — ein lebendes Haus- und Kochbuch — jetzt als die wünschenswerteste Braut erscheint. Nachdem er ihr aber kaum seine Hand angetragen, sieht er sich Lothario selbst als Nebenbuhler gegenüber, findet in der stillen, frommseligen und zugleich liebenswürdig weltlichen Natalie, der schöneren Nichte der „schönen Seele", ein noch anziehenderes Frauenideal und erreicht mit ihrer Hand das Höchste, was ein Mensch hienieden erreichen kann. Drei Herzen mußten allerdings brechen, um Wilhelm zu der Höhe von Bildung zu führen, die er in Natalie einfach erheiratet: die Schauspielerinnen Mariane, Aurelie und das arme Kind Mignon.

Denn mitten in all dem Wirrwarr von Liebeleien, dessen es Zeuge war, hat sich das unglückliche Mädchen ganz leidenschaftlich in Wilhelm verliebt, siecht, da seine Liebe unerwidert bleibt, unaufhaltsam dahin und erliegt endlich einem Herzschlag. Die Leiche wird einbalsamiert und vom Abbé unter allerlei Freimaurerformalitäten bestattet. Der Besuch eines Marchese bringt endlich Licht in die Herkunft Mignons. Sie ist nämlich dessen Nichte, eine Tochter seines Bruders Augustin, des unglücklichen Harfners, der, in den Mönchsstand hineingedrängt, das arme Geschöpf in sakrilegischem und blutschänderischem Verkehr mit der eigenen Schwester Sperata gezeugt hat. Das gibt zum Schluß noch Anlaß, Zölibat, Ordensleben, Heiligenverehrung, Reliquienkult und Wallfahrtswesen in die schauerlichste Beleuchtung zu rücken, wobei Goethe fast bis zum Konkurrenten seines Schwagers, des Romanfabrikanten Vulpius, herabsinkt.

Durch einen Prädikanten notdürftig vom Wahnsinn geheilt, bringt sich Bruder Augustin schließlich ums Leben, weil er — durch einen bloßen Zufall, ganz unabsichtlich — den kleinen Felix vergiftet zu haben glaubt. Der kleine Felix hat aber das Opium gar nicht getrunken — und Wilhelm tritt somit glücklich, mit seinem unehelichen Bübchen an der Hand, in den Stand der Ehe. Damit ist die höchste Stufe moderner Bildung erreicht: liederlich, aber ja nicht zu liederlich leben und dann zu rechter Zeit heiraten und ein

solider Philister werden. Nach allem Vorausgegangenen scheint es allerdings schwer glaublich, daß Natalie der letzte Frauencharakter ist, den Wilhelm praktisch studiert. Goethe schließt indes seine „Pseudo confession" hier ab.

So wunderlich darin die Charaktere, Erlebnisse und kleinen Abenteuer der zehn ersten Weimarer Jahre verschoben, phantastisch erweitert, künstlerisch ausgeschmückt und verklärt sind, gewährt sie doch ein treues Spiegelbild des inneren Lebens, das Goethe in jenem Zeitraum führte. Wie im Tasso, so hat er sich auch hier in mehrere Personen zerlegt, seine Ideen an sie verteilt: der Hauptträger derselben bleibt indes Wilhelm Meister, der poetisch angelegte Bürgerssohn, mit seiner unüberwindlichen Liebe zu den Frauen und zum Theater, mit seinem fast abergläubischen Schicksalsglauben, seinem bei aller Phantasterei praktischen, geschäftlichen Sinn, seiner stets gemäßigten Liederlichkeit, seiner servilen Hochschätzung des Adels und der äußeren höfischen Scheinbildung, seinem vollständigen Mangel an Interesse für alles Große in Welt- und Menschenleben, seiner unendlichen Anteilnahme am Nähtische und allen Einzelheiten der Frauengarderobe, seiner wunderlichen Mischung von empfindsamer Hingabe und herzlosem Egoismus, poetischer Träumerei und nüchternem Philistertum[1].

Die Armseligkeit des poetischen Gehalts und des geschichtlichen Hintergrundes kam Goethe selbst zum vollen Bewußtsein, als ihn und die ganze zivilisierte Welt fast 30 Jahre später die Romane Walter Scotts bezauberten. In Marienbad und Karlsbad war 1823 nur von Scott und Byron die Rede. Goethe nahm es niemand übel, weil er es selbst empfand, wie nahe Walter Scott dem poetischen Geiste und der Gestaltungskraft Shakespeares stand.

„Aber Scotts Zauber", fuhr er fort, „ruht auch auf der Herrlichkeit der drei britischen Königreiche und der unerschöpflichen Mannichfaltigkeit ihrer Geschichte, während in Deutschland sich nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber findet, so daß ich in Wilhelm Meister den allerelendesten Stoff habe wählen müssen, der sich nur denken läßt: herumziehendes Komödiantenvolk und armselige Landedelleute, nur um Bewegung in mein Gemälde zu bringen."[2]

Den tiefsten Mangel des Romans empfand er auch da noch nicht; es fehlt an einem Christentum, das nicht in bloß sentimentaler „unsichtbarer Seelenfreundschaft" besteht, sondern mit seinen Lehren, Geboten, Sakramenten,

---

[1] Can it be for these things that Goethe is cried up? one asks in amaze, when one has read „Wilhelm Meister", fragt William Barry (Dublin Review, July 1885, 56).

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller[3], Stuttgart und Berlin 1904, 69 f.

Einrichtungen und Gebräuchen das ganze Menschenleben und dessen bunte Erscheinungswelt in eine höhere Sphäre emporrückt, ihm hehre, ideale Ziele gibt und das Schlechte und Niedrige siegreich überwindet.

„Das sich selbst überlassene Leben", sagt Eichendorff sehr schön[1], „wenn es nicht in beständigem Rapport mit dem Überirdischen bleibt und von diesem erfrischt wird, dieses auch noch so künstlerisch decorirte Evangelium der fünf Sinne gleitet, bei seiner angebornen Schwere, nothwendig immer tiefer zum Realismus hinab, und wenn im Anfang des ‚Wilhelm Meister' der jugendliche Rausch des Lebens zuweilen anstößig geworden, so wird zuletzt der reflectirende Katzenjammer noch verletzender." [2]

Bemerkenswert ist, daß Goethes gefeiertster Roman schließlich auf denselben platten, prosaischen Materialismus hinausläuft, in welchem der berühmte Roman Voltaires, Candide, seinen Abschluß findet.

---

[1] Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum², Paderborn 1866, 184.

[2] Das hat sogar dem Philosophen Eduard v. Hartmann gedämmert, wenn er sagt: „So entspringt aus der Geschmacksmoral in ihrer Isolirung unausbleiblich Hohlheit und Leerheit der überschätzten Form; an Stelle ächter Empfindungstiefe tritt ästhetische Anempfindung, und das Streben nach künstlerischer Lebensgestaltung schlägt in gleißnerische Schauspielerei um, welche zuletzt jede ächte und wahre Sittlichkeit untergräbt. Denn der Schauspieler ist ja in der That der reinste Repräsentant der künstlerischen Selbstdarstellung." „Wilhelm Meister weiß dieß sehr wohl und drängt deßhalb immer zum Theater; die inneren Gründe, warum er sich von demselben entfernt, lassen hingegen an Klarheit zu wünschen übrig und heimlich bleibt er seiner alten Liebe doch sein Leben lang treu" (Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins, Berlin 1879, 156; vgl. 153 ff). — „Indem Goethe selbst in sich den Typus des verästhetisirenden Humanisten verkörperte, und dadurch vorbildlich für Deutschland wurde", äußert Leopold Ziegler (Goethe und der Typus des germanischen Genius, in Allgemeine Zeitung 1901, Beil. Nr 180), „war damit unfehlbar der Weg eingeschlagen, den Nietzsche vollendete. War die Schönheit das Maß aller Dinge, galt es das Leben aufzulösen und zu zersetzen in eine mannigfache Fülle von Stimmungen, Schönheiten und Launen, dann mußten auch alle andern Interessen diesen nachstehen. Dann diente das Leben des Einzelnen, den die Natur mit der Gabe der Schönheitsempfindung begnadet hatte, zur Rechtfertigung für das elende Dasein der andern, die dies nicht vermochten. Dann war der Künstler, der die Schönheit gestaltete, derjenige, um dessentwillen die andern existirten und die er nach seinem Gefallen verbrauchen durfte. Dann endet der Typus Goethes im Typus Nietzsches, denn wo die Schönheit alleinige Norm wird, haben die Forderungen der Sittlichkeit ihre Rechte verloren." — H. St. Chamberlain (Goethe und der Typus des germanischen Geistes [Eine Erwiderung] ebd. Beil. Nr 285) erblickt in diesen und verwandten Ausführungen Zieglers eine Majestätsbeleidigung, „das crimen laesae majestatis in seiner echten alten Bedeutung". Vergebens sucht er ihre zwingende Logik dadurch zu entkräften, daß er Goethes Persönlichkeit in ihrer „ungeheuern, unbegreiflichen, unermeßlichen Lebensarbeit" feiert und ihn zum „Meister der Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung" stempelt.

„‚Ich weiß daher‘, sagte Candide, ‚wir müssen unsern Garten bebauen.‘ ‚Du hast recht‘, sagte Pangloß, ‚denn als der Mensch in den Garten von Eden versetzt ward, wurde er dahin versetzt, ut operaretur eum, damit er ihn bearbeitete. Das beweist, daß der Mensch nicht für die Ruhe geschaffen ist.‘ ‚Arbeiten ohne nachzubrüten‘, sagte Martin, ‚das ist das einzige Mittel, um das Leben erträglich zu machen.‘

„Die ganze kleine Gesellschaft ging auf diesen lobenswerten Plan ein; jeder gab sich daran, seine Talente zu üben. Das kleine Grundstück gab großen Ertrag. Kunegunde war in der Tat sehr häßlich, aber sie wurde eine gute Pastetenbäckerin; Paquette stickte; die Alte sorgte für das Leinenzeug. Es war keiner, der sich nicht nützlich gemacht hätte, sogar Bruder Giroflée; er wurde ein sehr guter Schreiner und sogar ein anständiger Mensch: und Pangloß sagte bisweilen zu Candide: ‚Alle Ereignisse sind in der besten der möglichen Welten miteinander verknüpft; denn wärest Du nicht, um der Liebe zu Fräulein Kunegunde willen, mit gewaltigen Fußtritten in den H . . . aus einem schönen Schloß gejagt worden, wärest Du nicht der Inquisition in die Hände gefallen, hättest Du nicht Amerika zu Fuß durchpilgert, hättest Du dem Baron nicht einen Degenstich versetzt, hättest Du nicht alle Deine Schafe im Lande Dorado verloren, so äßest Du hier nicht eingemachten Cedrat und Pistazien.‘ ‚Gut gesagt‘, erwiderte Candide, ‚aber wir müssen unsern Garten bebauen.‘“ [1]

Wie Goethe in seinem Werther den Rousseau verdeutscht und etwas gehoben hat, so sind Kunegunde und Paquette von ihm zu der anmutigeren Therese und Natalie verklärt; aber die ökonomische Garten- und Hauswirtschaft ist schließlich dieselbe. Auf falsche Bahnen geführt, büßt der jugendliche Geist nicht bloß das Flügelpferd der Phantasie ein: die „Schafe im Lande Dorado“, die „Eselinnen Sauls“, sondern auch jegliche Schwungkraft zum Hohen, Großen, Idealen.

„Du kommst mir vor“, so enden diese Lehrjahre, „wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“ [2]

Ein Königreich — d. h. ein sentimentales Weib, ein uneheliches Kind, eine ökonomische Hauswirtschaft, die Freundschaft eines Freimaurer-Abbés und einiger entgleister Aristokraten.

Daß Wilhelm Meister sich durchweg in „schlechter Gesellschaft“ befinde, hat Goethe selbst zugegeben, entschuldigt es aber damit, daß der Roman ohne diese Würze langweilig geworden wäre: „Dadurch, daß ich die so-

[1] Candide. Oeuvres complètes de Voltaire, par Moland XXI, Paris 1879, 217 f.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIII 309 f.

genannte schlechte Gesellschaft als Gefäß betrachtete, um das, was ich von der guten zu sagen hatte, darin niederzulegen, gewann ich einen poetischen Körper und einen mannichfaltigen dazu. Hätte ich aber die gute Gesellschaft wieder durch sogenannte gute Gesellschaft zeichnen wollen, so hätte Niemand das Buch lesen mögen." [1]

Abweichend von Carlyle [2], welcher den „Meister" in den Händen aller Gebildeten wissen wollte, behauptete Goethe in späteren Jahren von diesem Werke wie von seinen Werken überhaupt: „Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." [3]

---

[1] Eckermann, Gespräche[8] 132 f.

[2] „Ich fühle mich", sagt er, „in Sachen meiner geistigen Entwicklung Goethe zu unendlichem Danke verpflichtet. Er war zuerst unter den Neuern den steinigen Pfad vor mir auf seine eigene Weise hinangeklettert. Durch ihn habe ich gelernt, meinen Skepticismus, meine seelenbeängstigenden Zweifel und das fürchterliche Ringen mit den geisttödtenden Kot-Götzen dieses Zeitalters zu überwinden. Seitdem hatte ich nichts mehr mit Puseyismus, Ritualismus und allen ähnlichen Geistesverirrungen zu thun" (Froude, Thomas Carlyle, London 1882, I 288). — Crabb Robinson nennt Carlyle in seinem Tagebuch unterm 11. Februar 1832: a deep thinking German who contrives to unite his almost idolatrous admiration of Göthe with the profession of a sort of religion, tho' mixed with sentimental metaphysics (J. M. Carré, Quelques lettres inédites de William Taylor, Coleridge et Carlyle à Henry Crabb Robinson sur la littérature allemande, in Revue germanique. 8ème Année [1912], Nr 1, 48). — Nicht immer hatte Carlyle so günstig über den Roman geurteilt. I go on with Goethe's „Wilhelm Meister", schrieb er 1823, als er sich mit der Übersetzung befaßte (E. Norton, Early letters of Thomas Carlyle, London 1886, 219), a book which I love not, which I am sure will never sell, but which I am determined to print and finish. There are touches of the very highest, most ethereal genius in it; but diluted with floods of insipidity, which even I would not have written for the world. — There is poetry in the book, urteilt er James Johnstone gegenüber (ebb. 223), and prose, prose for ever. When I read of players and libidinous actresses and their sorry pasteboard apparatus for beautifying and enlivening the „Moral world", I render it into Grammatical English — with a feeling mild and charitable as that of a starving hyaena. Goethe is the greatest genius that has lived for a century, and the greatest ass that has lived for three. I could sometimes fall down and worship him; at other times I could kick him out of the room. Vgl. auch Carlyles Äußerungen (ebb. 269): Meister himself is perhaps the greatest ganache that ever was created by quill and ink. I am going to write a fierce preface, disclaiming all concern with the literary or the moral merit of the work. What a work! . . . Bushels of dust and straw and feathers, with here and there a diamond of the purest water. — E. Dowden (New Studies in Literature 145) weist, um diese Urteile zu entkräften, auf Carlyles Äußerung im Vorwort zur 1. Auflage seiner Übersetzung hin, daß bei allen wirklich vorzüglichen Werken der erste Eindruck der ungünstigste, und meint, das bewahrheite sich an allen Lesern von Meisters Lehrjahren.

[3] Eckermann, Gespräche[6] 284.

Was er eigentlich damit wollte, darüber hat er sich später widersprechend geäußert. Gelegentlich sagte er, der ganze Roman sei Mignons wegen geschrieben, Wilhelm selbst nur eine Stange, an welcher der zarte Efeu sich emporranke[1]. Bei anderer Gelegenheit tat er, als ob der Roman die größten Geheimnisse berge: „Den anscheinenden Geringfügigkeiten des ‚Wilhelm Meister‘ liegt immer etwas Höheres zu Grunde, und es kommt bloß darauf an, daß man Augen, Weltkenntniß und Uebersicht genug besitze, um im Kleinen das Größere wahrzunehmen. Anderen mag das gezeichnete Leben als Leben genügen." [2] „Es gehört dieses Werk übrigens", sagte er ein andermal, „zu den incalculabelsten Productionen, wozu mir fast selbst der Schlüssel fehlt. Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches, mannichfaltiges Leben, das unseren Augen vorübergeht, wäre doch auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist." „Im Grunde", fügte er noch bei, „scheint das Ganze nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange." [3] Das tönt sehr artig, drückt aber vielleicht den tiefsten und verderblichsten Irrtum aus, welcher dem ganzen Roman zu Grunde liegt, daß nämlich jene höhere Hand nicht die eines vernünftigen, heiligen und gerechten Wesens ist, sondern ein launenhaftes, unberechenbares Schicksal, das eine ganze Reihe von Personen — Mariane, Mignon, Augustin, Sperata, Aurelie — ins Unglück stürzt, nur um einen charakterlosen Menschen durch eine Kette nichtsnutziger Streiche zu einer seichten Weltklugheit heranzuschulen[4].

Daß die Moralität des ganzen Romans sehr zu wünschen übrig läßt, wird auch von solchen zugegeben, welche nicht gerade den strengsten Maßstab des christlichen Sittengesetzes anlegen. So schreibt z. B. Friedrich Vischer[5]:

---

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Müller[3] 7. — Biedermann (Goethes Gespräche[2]) liest „Bohnenstange".

[2] Eckermann, Gespräche[8] 133. [3] Ebd. 112 f.

[4] Sérénité, sécurité, domination de soi-même, claire intelligence des lois du monde et du but de l'existence, voilà le vrai bonheur, celui qui vous rend maître-ès-arts de la vie. Nous le payons cher la plupart du temps; il y a toujours quelque souvenir importun ou douloureux, quelque méprise fatale, quelque erreur homicide au fond de ce bonheur. Le doux Wilhelm ne compte-t-il pas deux victimes dans sa vie d'apprentissage, la charmante et passionnée Marianne, la sensible et poétique Mignon? Et Goethe ne traîne-t-il pas après lui le souvenir de Frédérique Brion! Heureux cependant celui qui peut s'en tirer à aussi bon compte que Wilhelm et que Goethe! (É. Montégut, Philosophie de W. Meister, in Revue des Deux Mondes XLVIII [1863] 200.) — Ein schöner Trost! Und eine noch schönere Moral! — „Die Lebensansicht ist bequem, aber wehe, wenn sie jemals eine allgemeine werden könnte!" urteilt O. F. Gruppe (Leben und Werke deutscher Dichter, Leipzig 1870, IV 331). [5] Goethe-Jahrbuch IV 29 f.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre, dieser Roman, der doch im Übrigen ein wunderbares Kunstwerk ist, Gestalt um Gestalt homerisch sonnenhell, ein Weltbild, ein breiter, wellenreicher, rauschender, durchsichtiger Strom des Lebens — dieser Roman ist der Nation fremd geblieben, wird ihr fremd bleiben, gar nicht blos darum, weil er sich, obwohl bei dem Schauspielervölkchen gern verweilend und den Kaufmann nicht verachtend, doch wesentlich in der exclusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt und dadurch zu einer ins vorige Jahrhundert hinter die Revolution fallenden Spezialität wird, gar nicht blos darum, weil die Gesellschaft vom Thurm als Zopf daran hängt, nein, schon darum, weil hier nicht unsere, des protestantisch gebildeten Deutschlands, Luft und Boden ist. Man muß kein Biederphilister sein, um sich zu fragen, ob denn das bei uns nur so selbstverständlich sei, daß ein achtzehnjähriger Ladenschwengel (— Immermanns Wort, wenn ich mich recht erinnere) glücklicher Vater wird. Nicht, daß ein Poet so etwas nicht solle bringen dürfen, aber dazu gehört dann noch etwas, ein Schlußact, enthaltend etwa, daß ihn der Alte, der es erfährt, wenigstens auf acht Tage bei Wasser und Brod einsperrt. Sera iuvenum Venus — Tacitus war doch kein Pietist, kein Moralzelot. Man könnte glauben, für den Dichter vorbringen zu dürfen, es folge doch eine Nemesis: Wilhelms Verdacht auf Mariane und was daraus folgt, Marianens Elend und Wilhelms Seelenleiden, sei Alles die natürliche Folge eines Verhältnisses, das nicht auf wahrem Vertrauen ruhen kann. Der Einwand ist ohne Halt, denn nirgends findet sich eine Spur davon, daß Wilhelm die Folgen in diesem Sinne sich zu Herzen nähme. Und bei Philine, muß man doch sagen, verweilt der Dichter mit mehr Behaglichkeit, als der genannte Zusammenhang verlangt. — Der Lothario wird von vornherein als ein wahrer Spiegel von Mann hingestellt, während wir lange außer einigen gescheidten Reden nichts von ihm erfahren, als eine Reihe von Liebschaften nicht sehr ascetischer Art und nicht verlaufend ohne einen Act herber Untreue, bis erst gegen Ende des Mannes höherer Werth in seinen Ideen über Bodenentlastung und Staatsbürgerpflichten ans Licht tritt. Es ist eben doch eine verliebte, wollüstige, eine Weiber-männer-Atmosphäre in diesem Roman, dicht und schwül genug, um Jedem, der nicht bereits eine hohe Reife des Denkens erreicht hat, den Himmel von Vernunft und von Ethos zu verhüllen, der trotzdem über dieser Dunstwelt sich aufthut und in Natalien so rein offen liegt."

Was nun diesen Himmel von Vernunft und von Ethos anbetrifft, so ist der Charakter Nataliens gewiß der reinste, schönste und anständigste, welcher in dem ganzen bunten Sittengemälde vorkommt. Sie ist als eine Art von protestantischer Heiligen gezeichnet, als ein Abbild ihrer Tante, der

„schönen Seele“ [1], christlich-gläubig, fromm, dem Gebet ergeben, achtsam auf ihr Herz, bestrebt, sich selbst zu vervollkommnen; sie ist dabei voll Sanftmut, Milde, Geduld, Liebe und Barmherzigkeit. Anstatt den geräuschvollen Vergnügungen der Welt oder verlockenden Liebesabenteuern nachzugehen, lebt sie in stiller Zurückgezogenheit, hilft allen Armen, erzieht verlassene Mädchen, pflegt Kranke — das ist viel für eine so vornehme Dame, die dabei Kunst und Literatur kennt und sich in den höchsten Kreisen mit Anmut zu bewegen weiß wie eine geborene Fürstin.

Um indes diese Heilige nicht zu überschätzen, ist wohl zu beachten, daß alle guten Eigenschaften ihr schon angeboren sind. „Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.“ [2] Das hat schon ihr Onkel gesagt, und Goethe stellt es ebenfalls als unanfechtbar hin. Die Erziehung brauchte nur ihre Neigungen zu fördern, und sie mußte ein vollendetes Muster jeder Tugend werden. Alles ist Natur, „schöne Natur“. Sie selbst betrachtet ihr Vorbild, ihre Tante, als „schöne Natur“.

„So sind Sie“, spricht sie dankend zu Wilhelm, „billiger, so ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche anderen, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt, und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein.“ [3]

Wie Nataliens gute Eigenschaften und Anlagen, so ist auch deren Ausbildung, ihre zarte Verfeinerung, jede Bildung überhaupt ein Werk der Natur. Das höchste Prinzip, nach dem sie ihre Töchter erzieht, ist eine liebevolle Nachhilfe an die natürlichen Triebe und Neigungen. „Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln.“ [4] Eine Erbsünde kennt Natalie nicht. Verkehrte Leidenschaften, Neigung zur Sünde gibt es nicht. Einer göttlichen Gnade bedarf es nicht. Auf positive Religion gibt sie nichts. Obwohl in herrnhutischen Kreisen aufgewachsen, geht sie ihre eigenen Wege und verkehrt mit Gott nach ihrem separatistischen Gutdünken.

---

[1] Wilhelm v. Humboldt wollte von dieser „schönen Seele“ nicht viel wissen; Goethe bat ihn deshalb, „ihren Vettern und Nichten desto gewogener“ zu bleiben (Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 77. Vgl. Geiger, Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Berlin 1909, 5 f 8 23 f).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIII 197. [3] Ebd. 163 f. [4] Ebd. 167.

Während der Abbé, ihr Freund, und die Herren von der unsichtbaren Loge ihre Leute in allem gewähren lassen, stellt sie aus eigener Machtvollkommenheit selbst gewisse Gesetze auf und schärft sie den Kindern ein; denn, so sagt sie: „Wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.“ [1]

Daß sie persönlich zu ihrem unsichtbaren Freund nicht schon zehn sichtbare gewonnen hat, daran ist nicht ihr Wille und ihre Freiheit oder gar übernatürliche Gnade schuld, sondern lediglich die Neigung ihrer schönen Natur. Sie hat bis jetzt „nie oder immer“ geliebt. Jetzt kommt der erste beste bürgerliche Abenteurer aufs Schloß — sie weiß, daß er sich bis jetzt nur auf dem Theater und in Liebeshändeln herumgetrieben, daß Mariane, Aurelie, Mignon die Opfer seines Egoismus geworden sind; sie verpflegt Mignon in ihren letzten Tagen und hat den unehelichen Knaben Felix vor sich. Und in einen so traurigen Helden verliebt sich die „schöne Seele“ ohne weiteres und heiratet ihn, nachdem Lothario beschlossen hat, ihre Freundin Therese zu ehelichen. Es ist zum wenigsten eine höchst wunderliche Heilige.

Bemerkenswert bleibt übrigens, daß Goethe diesen einigermaßen religiösen Charakter nicht nur als den Höhepunkt geistiger Bildung, als die Verkörperung des „reinen“ und geläuterten Christentums hinstellt, sondern ihm auch eine Art versöhnender und erlösender Kraft beimißt. Alle Sünden und Verirrungen des jungen Mannes werden dadurch gutgemacht, daß er schließlich diese „Heilige“ heiratet — ähnlich wie Gretchens Buße hinreicht, um den unbußfertigen Faust zu entsühnen. Goethe bringt hierin der Religion einigermaßen eine Huldigung dar, indem er sie wenigstens als eine liebenswürdige Aussteuer für das Gemütsleben des Weibes anerkennt. Aber diese Huldigung ist schließlich doch vom zweideutigsten und wertlosesten Charakter. Alle diese Religiosität besteht ja nach seinem eigenen Ausspruch auf einer „liebenswürdigen Täuschung“, auf einer „Verwechslung von Subject und Object“ — und so bleibt als reeller Grund derselben nur das zarte Gefühlsleben des Weibes, das Weib selbst:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ [2]

Indem er an Stelle des Erlösers ganz allgemein das Weib setzte, hat er allen Damen ein gar artiges Kompliment gemacht, das von tausend Evastöchtern dankbar angenommen wurde; er selbst aber sah sich weder

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIII 178.

[2] Seinem Freunde Riemer gestand Goethe einmal: „daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes concipirt. Wie ein Mann sey, das wiße er ja nicht“ (R. Keil, Aus den Tagebüchern Riemers IV, in Deutsche Revue 12. Jahrg. I 2[illegible]).

nach einer solchen Natalie noch nach einem solchen Läuterungsprozeß um. Christiane Vulpius war eine gute Haushälterin und Köchin, aber nichts weniger als eine „schöne Seele".

Was die künstlerische Anlage des Romans betrifft, so verbindet sich innere und äußere Einheit mit einer bunten Fülle von Charakteren, Situationen, anziehenden Gesprächen, geistreichen Bemerkungen, naturwahrer Schilderung. Was aus einem solchen Stoff und aus einem solchen Helden zu machen war, das hat Goethe daraus gemacht. Er hat dieses auf- und abgeklärte Bürgertum so anziehend, so schön, so echt künstlerisch aufgefaßt, beschrieben und verklärt, wie es keinem zweiten nach ihm gelungen. Alle seine Gestalten leben. Das Kleinste und Unbedeutendste wird interessant. Durch die „schöne Seele" und Natalie ist eine Art religiöser Weihe über die leichtfertigste Alltagsprosa ausgegossen. Der Zauber echter tiefer Poesie aber ruht auf den Gestalten Mignons und des Harfners, jenem träumerischen Bilde lieblicher, unschuldsvoller Kindlichkeit, dieser düstern Verkörperung geheimnisvollen, unergründlichen Leidens. Schon Mignons sehnsuchtsvolles Lied führt uns hinaus aus dem dumpfen Theaterqualm, aus der Kaufmannsstube, aus der vornehmen Langweile des deutschen Landschlosses in das alte Heimatland der Kunst, das sonnige, katholische Italien.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
  Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
  Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth:
Kennst du ihn wohl?
  Dahin! Dahin
Geht unser Weg; o Vater, laß uns ziehn!"[1]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXI 233.

Es dämmert dem Dichter etwas von der Herrlichkeit, mit welcher das Glaubensleben der Kirche dort Kunst, Natur und Volkswesen verklärt. Doch er wagt nicht tiefer zu dringen. Selbstmörderisch gibt er die zwei schönsten Gestalten seiner Dichtung der Schmach und dem Verderben preis, um ein glaubensloses und liebeleeres Philistertum nicht vor den Kopf zu stoßen [1].

Die Hauptfehler des Romans rühren von dem Stoffe her, oder besser gesagt, von dem engen, kleinlichen Kreise, den Goethe sich selbst und seiner Dichtung gezogen. Ein äußeres Leben ohne politischen, geschichtlichen Hintergrund, ein inneres ohne eine feste, geoffenbarte Religion — was ist das? Außer der nüchternen Alltagsprosa bleibt dann nichts als Rauch und Nebel [2]. Statt in Handlungen spielt sich, wie Goethe selbst fühlte, der Roman in Gesinnungen ab, und da diese Gesinnungen keinen Halt, kein sicheres Ziel, keine ewigen Gesetze haben, so weiß der Dichter selbst zuletzt nicht mehr, was er mit seinem charakterschwachen Helden anfangen soll — er schreibt wieder und wieder an Schiller und fordert ihn zuletzt auf, „mit ein paar kecken Pinselstrichen das Mangelnde zu ersetzen". „Wenn dieß Schillern auch schmeicheln konnte", bemerkt Gervinus, „so mußte es ihm doch beim Nachdenken eigen erscheinen, mit welcher Gleichgiltigkeit Göthe seine Arbeiten und mit ihnen das Publikum behandelte, dem er sie darbot." [3]

„Daß Wilhelm Meisters Lehrjahre", sagt Wilhelm Scherer [4], „gegen den Schluß hin von der Höhe der ersten Bücher herabsinken, haben schon viele bemerkt. Die Wanderjahre nehmen dann einen ganz andern Charakter an, und ihre Redaction ist so oberflächlich besorgt worden, daß nothwendige Glieder der Erzählung, die in der ersten Auflage vorhanden waren, in der zweiten Bearbeitung wegblieben." Diese Erscheinung weist genau auf denselben Grund hin. Die Welt des Dichters hatte keine festen Gesetze, keine

---

[1] Goethe est en effet le type suprême des classes moyennes, le bourgeois idéal. Il est bourgeois dans l'art comme dans la vie, dans la domaine des faits comme dans la domaine des idées (É. Montégut a. a. O.).

[2] „Goethes Meister wieder gelesen", schreibt Fr. Hebbel am 22. Mai 1842. „Diesmal hat mich das Negative des Buchs, das Indifferente, das in der Ironie keinen gehörigen Gegensatz gefunden hat, unangenehm berührt. Es ist in diesem Roman dargestellt, wie das Nichts von allem menschlichen Beiwesen unterstützt, Form und Gestalt gewinnt. Die höhere Aufgabe, zu zeigen, wie sich im Widerstreit mit der Welt ein kernhaftes Individuum entwickelt und zur Bildung gelangt, ist noch übrig" (Fr. Hebbels Tagebücher, herausgeg. von F. Bamberg, I, Berlin 1885, 280). — It is a novel without a hero, urteilt E. Dowden (New Studies in Literature 154).

[3] Gervinus-Bartsch, Geschichte der deutschen Dichtung V [5] 522.

[4] Goethe-Jahrbuch VI 231.

bestimmten Pole, keinen Mittelpunkt. Alles könnte nach Belieben auch anders gelebt und anders geschrieben sein. Alles ist ein bloßes Spiel, das die Natur mit ihren großen Kindern treibt[1].

Viertes Kapitel.

Hermann und Dorothea.

(1796. 1797.)

Die glückliche Vollendung des Wilhelm Meister brachte Goethe einen großen Gewinn. Er fühlte nun wieder Mut, Freude, schöpferischen Drang. Kaum war der Roman abgeschlossen, so fing er Mitte September 1796 ein größeres episches Gedicht an. Die Ader floß. Neun Tage blieb er unentwegt an der Arbeit, jeden Tag kamen etwa 150 Hexameter zustande. Stoff und Plan verriet er einstweilen nicht; aber am 18. Oktober waren schon drei Gesänge durchgearbeitet, ein vierter angefangen. Die ersten vier Gesänge schätzte der Dichter auf 1400 Verse, das Ganze auf 2000. Nach seiner alten Gewohnheit setzte er dann aber die Arbeit nicht in einem Zug durch, sondern kam wieder auf den Anfang zurück, dichtete die ersten drei Gesänge abermals um und ließ sie neu abschreiben. Dann trat eine Pause ein.

Ein Angriff auf die „Moralität“ seiner Römischen Elegien, den die Xenien veranlaßt hatten, ging ihm ernstlich zu Herzen. Er glaubte in seinem neuen Gedichte die beste Rechtfertigung zu finden, wollte es aber vorläufig nur in einer Elegie ankündigen. Goethe ging darin so weit, jede Rücksicht der Kunst auf Religion und Sitte als „Heuchelei“ zu brandmarken:

„Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?“[2]

---

[1] „Ich hatte mich geärgert am Titan“, schreibt Görres an Achim v. Arnim am 25. April 1811, „und (mit deiner Erlaubniß sei's gesagt) am Wilhelm Meister, daß sie so miserabel ausgehen, daß man den Ballon, den man über den Wolken gesehen, immer mehr und mehr sinken, und endlich durch den Koth rutschen sieht, wo ihn die Bauern mit den Mistgabeln und Dreschflegeln empfangen“ (R. Steig, Joseph v. Görres' Briefe an Achim von Arnim [Erste Hälfte: Bis zu den Freiheitskriegen. 1808 Oktober 14. bis 1813 Februar 3.]. Neue Heidelberger Jahrbücher X [1900] 152).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 293.

Schiller war von der Elegie „Hermann und Dorothea“ ganz entzückt, widerriet aber die sofortige Veröffentlichung, weil die Gemüter infolge der Xenien noch zu verhärtet seien. Wie immer, wurde die weitere Fortsetzung des Gedichtes durch eine Menge anderer Geschäfte und Arbeiten aufgehalten. Goethe übersetzte an einem Schriftchen der Frau v. Staël und an Cellini, studierte Diderot, machte Experimente, trieb Fisch- und Wurm-Anatomie. Während er in der Weihnachtszeit den Herzog nach Leipzig begleitete, schematisierte er wenigstens den Schluß des Gedichtes und veräußerte es dann, noch bevor es weiter gediehen war, für „Eintausend Thaler in Golde“ an den Verleger Friedrich Vieweg [1]. Mitte Februar 1797 gelangten die ersten drei Gesänge zur Begutachtung an Schiller und Wilhelm v. Humboldt, am 1. März war auch der vierte in Ordnung, am 4. konnte Goethe Schiller melden: „Es kommt nur noch auf zwey Tage an, so ist der Schatz gehoben, und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdenn das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem Idyllischen Ursprung hinneigt.“ [2] Schon vor Ende des Monats konnte er Knebel ankündigen, daß es „beynahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet ist“ [3]. Anfang April hielt er noch ein genaues prosodisches Gericht darüber ab, wobei er Wilhelm v. Humboldt zu Rate zog. Am 11. April wurden die ersten vier Gesänge Böttiger übergeben, damit er sie durchsehe und vorlese, am 17. wanderten sie in die Druckerei [4]. Die weitere Durchfeilung der übrigen Gesänge veranlaßte zwischen Goethe und Schiller sehr interessante Verhandlungen über den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie, über die

---

[1] An Böttiger, durch den die Sache ging, schrieb Goethe kurz und gut: „Für das epische Gedicht Herrmann und Dorothea verlange ich Eintausend Thaler in Golde“ (ebd. 4. Abt. XII 11). — „Aber das Honorar?“ schrieb Wilhelm v. Humboldt ganz entsetzt an seine Frau am 6. Mai 1797. „Es ist ein fürchterliches Geheimnis, sage es bloß Schillern.“ „Stell dir nur vor: 1000 Reichsthaler, das macht zwölf Groschen für jeden Vers. Vieweg hat es mir heute mit einer Art Beklemmung gestanden“ (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen II, Berlin 1907, 51). — „Das Honorar für den Hermann ist ungeheuer“, antwortete Caroline am 12. Mai. „Schiller meinte auch, es sei enorm bezahlt, aber Vieweg werde es herausbringen.“ „Er erzählte mir, daß er Goethe gefragt, ob er zufrieden mit dem Honorar sei, und dieser habe ihm geantwortet: ‚O ja, recht gut, ich kann leidlich zufrieden sein.‘ Etwas Außerordentliches habe Goethe also gar nicht darin gefunden. Schiller hatte sich eingebildet, Vieweg gäbe ihm etwa 150 Louisdor“ (ebd. 61).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 60 f.

[3] Ebd. 81.

[4] K. W. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse (2 Bde), Leipzig 1838, I 70—80. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 121 f; XIII 215 f. — L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit W. und A. v. Humboldt 36 ff 48 ff.

Einheit und andere Eigentümlichkeiten dieser Dichtungsarten [1]. Beide Dichter griffen bei dieser Gelegenheit zu dem Lehrmeister der gesamten alten Schule, jenem Aristoteles, über dessen Theorien sie sich als junge Genies einst so unendlich erhaben gefühlt hatten. Beide fanden ihn jetzt überaus vernünftig, praktisch, selbst anregend.

„Ich habe", schrieb Goethe [2], „die Dichtkunst des Aristoteles wieder, mit dem größten Vergnügen, durchgelesen, es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung: Es ist sehr merkwürdig wie sich Aristoteles blos an die Erfahrung hält und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber auch meistens desto solider auftritt. So war es mir auch sehr erquickend zu lesen mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Krittler in Schutz nimmt, immer nur auf's wesentliche dringt und in allem andern so lax ist, daß ich mich an mehr als Einer Stelle verwundert habe. Dafür ist aber auch seine ganze Ansicht der Dichtkunst und der besonders von ihm begünstigten Theile so belebend, daß ich ihn nächstens wieder vornehmen werde."

So der Epiker Goethe; der Dramatiker Schiller erwiderte [3]:

„Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht bloß mit ihm, sondern auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht oft, daß man nach Lesung eines so nüchternen Kopfs und kalten Gesetzgebers den innern Frieden nicht verliert. Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äußern Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene muß er durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen: denn es ist sichtbar, wie viel mehr ihm um das Wesen als um alle äußere Form zu thun ist; und diesen muß die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichts, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat: auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespeare, so viel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragödie."

Obwohl Goethe gerade in dem Punkte, worauf es ihm ankam — das Problem des retardierenden Momentes in der epischen Dichtung — nicht den Aufschluß zu finden glaubte, den er im Sinne hatte, trug das aristotelische Studium doch für beide Dichter die günstigsten Früchte. Sie kamen da-

---

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur) II (1892) 84 ff.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 106.

[3] Jonas, Schillers Briefe V 187 f.

durch auf die einfachen, klaren und bestimmten Kunstregeln der Alten zurück und fanden daran die trefflichsten Leitsterne für ihr weiteres Schaffen.

Am 28. April schon konnte Goethe seinem Freunde Heinrich Meyer den Abschluß der Dichtung melden:

„Mein Gedicht ist fertig, es besteht aus zweytausend Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darinn wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt; meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich noch darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält? denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmahler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage seyn ob Sie unter dem modernen Costum die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden? der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweymal findet. Wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen."[1]

„Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ohngefähr im vergangenen August, und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenommen, als bis das Schwerste schon überstanden war. In Absicht auf die poetische sowohl als prosodische Organisation des Ganzen habe ich beständig vor Augen gehabt, was in diesen letzten Zeiten, bei Gelegenheit der Vossischen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen ist, und habe verschiedene streitige Punkte zu entscheiden gesucht."[2]

Für die Ausfeilung des Schlusses nahm sich Goethe noch geraume Zeit. Erst am 3. Juni bekam Schiller den letzten Gesang „Urania" zu lesen. Doch war der Dichter jetzt seiner Sache sicher und bat um umgehende Zurücksendung, um das Manuskript in die Druckerei befördern zu können.

Daß die Anregung zu der Dichtung von Vossens „Luise" ausging, hat Goethe selbst mehrfach bezeugt.

„Ich bin mich noch recht gut des reinen Enthusiasmus bewußt", schreibt er an Schiller[3], „mit dem ich den Pfarrer von Grünau aufnahm, als er sich zuerst im Merkur sehen ließ, wie oft ich ihn vorlas, so daß ich einen großen Theil davon noch auswendig weiß, und ich habe mich sehr gut dabey befunden. Denn diese Freude ist am Ende doch productiv bey mir geworden,

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 109 f.
[2] Riemer, Mittheilungen über Goethe, Berlin 1841, II 585 f.
[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 88.

sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Herrmann erzeugt und wer weiß was noch daraus entstehen kann."

Dieses Geständnis zeigt deutlich genug, daß Goethe die „Luise" nicht, gleich manchen neueren Kritikern, als eine unendlich tiefer stehende, fast armselige Leistung betrachtete, an der höchstens abzusehen wäre, wie man es nicht machen dürfe. Die Dichtung hat ihn, bei all ihren Fehlern, wirklich begeistert, ihn angeregt, etwas Ähnliches zu versuchen, ihm als positive Vorlage gedient [1]. Während Goethes Homer-Verehrung bis dahin unfruchtbar geblieben war, hat der grobkörnige und hölzerne Voß das unbestreitbare Verdienst, durch die Luise aus einem bloßen Homer-Übersetzer ein recht leidlicher Homer-Nachbildner geworden zu sein: kein Nachbildner der Ilias noch der Wunderwelt der Kämpfe und Wanderschaften des schlauen Odysseus, aber ein ganz gemütlicher Nachbildner des patriarchalischen Kleinlebens, wie es in einzelnen Stellen der Odyssee geschildert wird. Da ihm keine Helden zu Gebote standen, ein bloß weltliches Landleben aber gar zu sehr des geistigen Gehaltes zu entbehren schien, erkor er zum Hauptträger seiner Handlung den glücklichsten aller Sterblichen, den protestantischen Landgeistlichen, der als Ökonom das gesamte Reich der Bukolik, als Bräutigam das poetische Reich irdischer Minne und als Seelenhirt und Gottesgelehrter endlich auch das himmlische Reich bis zu einem gewissen Grade beherrscht. Schlafrock und Kaffeekanne wurden dadurch in eine religiöse Sphäre emporgehoben, die Brautfahrt aber bot eine nach allen Seiten willkommene Teilung dar: erste Bekanntschaft, Besuch, Hochzeit. Das durch Religion und bräutliche Liebe verklärte Kleinleben ist überaus gewissenhaft, realistisch, wahr, ganz nach der Natur gezeichnet, sinkt wie diese zur lächerlichen Plattheit herab, erhebt sich aber auch wie diese zu höchst anmutigen, wirklich poetischen Szenen und Bildern und spiegelt die ganze patriarchalische Gemütlichkeit des norddeutschen Landlebens wider, an welcher der schulmeisterliche Homeride sich von seinem harten Tagewerk des Hexameterschmiedens erholte. Mit den seraphischen Versen Klopstocks hätte Goethe nichts anfangen können; den Hexameter, wie er ihn allenfalls verwenden konnte, hat ihm Voß geboten; er bedurfte bloß noch der Politur. Mit der äußeren Anregung war also in der Luise auch die ungefähre Form, die Schablone, das Genre und selbst der Geist der neuen Dichtung gegeben. Die Fehler der Vorlage: Mangel an spannender Handlung, an bestimmter, scharfer Charakteristik, Überwiegen des beschreibenden Elementes, allzu platter Realismus, holperige Form, waren in die Augen springend und namentlich für Goethe leicht zu umgehen.

---

[1] Vgl. dagegen Düntzer (Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea[8], Leipzig 1897, 9 f), der die „Luise" sehr abfällig beurteilt.

Als Stoff der Handlung zog er diesmal nicht etwas halb oder ganz Selbsterlebtes herbei, sondern eine Anekdote, auf die er zufällig stieß und die ihn ansprach. In einer 1732 erschienenen Flugschrift: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten", wird die Geschichte folgendermaßen erzählt:

„In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Stättgen passirten, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefället, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich daher bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohlverhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion geschieden und hätte solche zurückgelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die ihm gefalle und wo er ihm diese nicht lassen wollte, werde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne wie auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? Sie antwortet: Herr, ganz wohl! Er versetzet weiter: Ob sie wol bei seinem Vater dienen wolle? Sie sagt: gar gern; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt und sie seinem Vater präsentirt. Dieser fragt das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber nichts von der Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren und antwortet: Ey, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst sein solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und

sie wollte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahlschatz geben, wormit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."[1]

Diese schlichte, gemütliche Volksanekdote bot nicht nur den schönsten Rahmen zur Schilderung des bürgerlichen und bäuerlichen Wesens, sondern auch den Kern eines kleinstädtischen Romans, eine Liebesgeschichte, welche in ihrer volkstümlichen harmlosen Naivität jeden noch so strengen Sittenrichter verstummen machen mußte. Die „erste Liebe" ward hier zum Werk der Barmherzigkeit, zur friedlichen Lösung aller politischen und sozialen Schwierigkeiten. Die Geschichte war auch eine sehr treffende Antwort auf die Prüderie der vornehmen Weimarer Damen, welche Goethes Verhältnis zu Christiane nicht so sehr deshalb verurteilten, weil die religiösen und bürgerlichen Formalitäten fehlten, sondern hauptsächlich, weil Christiane gleich jener Salzburgerin ein mittelloses bürgerliches Mädchen war — ein „armes Geschöpf", wie Goethe sie selbst genannt hatte. Die „Mesalliance" trat durch das Geschichtchen in ein so rührend schönes Licht, daß die Damen dem „edlen" Hermann entschieden recht geben mußten. Auch nach anderer Seite entsprach der Stoff Goethes subjektiver Stimmung und Anschauung. Das häusliche Kleinleben war es schließlich, in das er sich vor den großen Zeitereignissen, den literarischen Fehden und der ermüdenden Zersplitterung des Hof- und Geschäftslebens wie in einen stillen Friedenshafen zurückzog. Da wurde ihm behaglich, sogar lustig zu Mute, während die Schrecknisse der französischen Revolution die gesamte Ordnung Europas zertrümmerten und ihre Wirkungen schon Deutschland ergriffen hatten.

„Daß Goethe die Welt lustig ansieht", schrieb Frau v. Stein um diese Zeit, „macht, weil diese Seite seines Verstandes die klarste ist; er hat begriffen, daß ihre Natur von der Beschaffenheit sei, daß sie keine Philosophen je verbessern werden, und da er sich selbst, wie billig, auch zu der Welt rechnet, weiß er wohl, daß er auch nicht anders sein kann, und je mehr ihn diese Dinge sonst gequält und er sie durchdacht, hat er sich gemüthlich zur Ruhe gesetzt. Dabei hat er jetzt eine gute Gesundheit und mehr Fleisch im Topf als der arme Rousseau, um sich gute Bouillons kochen zu lassen."[2]

---

[1] O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter, Leipzig 1870, IV 366 f. Vgl. über die vier Quellen zum Gedicht ebd. 365—368. — H. Düntzer (Zu Hermann und Dorothea, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 12. Jahrg. [1898] 421 f) zitiert Göckings Vollkommene Emigrationsgeschichte der vom Erzbischof von Salzburg vertriebenen Lutheraner; darin finde sich der Umsturz eines bepackten Wagens „und daneben alles, was zur ‚wunderbaren Heirat' gehört, die den Stoff zu Hermann und Dorothea bildet. Hiernach muß diese oder eine davon abgeleitete Quelle Goethe gedient haben" (S. 421). — Vgl. auch Goethe-Jahrbuch XXVI 275.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 67.

Weder im „Groß-Cophta“, noch im „Bürgergeneral“, noch in den „Aufgeregten“, noch in den „Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten“ hatte es ihm gelingen wollen, die unangenehmen Eindrücke der französischen Revolution ganz zu überwinden; immer spielten die religiös-politischen Fäden hinein, die er nicht loszuwerden vermochte. Jetzt gelang ihm dies. Er rückte die Heiratsgeschichte der Salzburgerin in den Vordergrund, die unangenehmen Wirkungen der französischen Revolution in den nicht allzu grellen, sanft abdunkelnden Hintergrund und proklamierte zum Schluß, im schroffen Gegensatz zu seinem ganzen bisherigen Dichten und Treiben, die Rückkehr zur christlichen und gesetzlichen Ordnung und die mannhafte Verteidigung derselben als die einzige wahre Lösung der gewaltigen Zeitfragen:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“ [1]

An den Einfluß Homers auf die Dichtung erinnert außer dem mit mustergültiger Schönheit durchgeführten Hexameter die klassische Ruhe, Einfachheit und Natürlichkeit der ganzen Erzählung, der naiv gemütliche Ton, die schlichte, wahre und doch nie platte Charakteristik, die ungesuchte, einfach-schöne Verteilung des poetischen Schmucks [2]. Das schlichte deutsche Bürgerleben ist nicht weniger fein und künstlerisch idealisiert als das Leben der Urschweiz in Schillers Wilhelm Tell. Volksgeist und Volksleben sind mit voller Wahrheit und Harmonie zur Erscheinung gebracht, ohne störende realistische Elemente, welche das Schöne des Bildes trüben oder vermindern könnten. Alles Unwahre, alles Übertriebene ist vermieden. Das einfache

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. L 267.

[2] W. v. Biedermann (Goethe und Lessing, in Goethe-Jahrbuch I 21) glaubt, Goethe verdanke es Lessings „Laokoon“, „daß er z. B. in ‚Hermann und Dorothea‘ jene Gesetze genau befolgen konnte, denen Homer unbewußt gehorchte“. Indes brauchte Goethe solche Krücken denn doch nicht, wo Homer und Voß ihm höchst einfach den Weg zeigten.

Genrebild hat sich zum vollendeten Kunstwerk gestaltet[1]. Mit Recht mochte der Dichter den neun Gesängen die Namen der neun Musen zur Aufschrift geben; der Geist hellenischer Kunst lebt darin und hat sich aufs glücklichste mit deutschem Volksgeiste verbunden.

„Mutter und Sohn.

„Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: Er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch und freute sich jegliches Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Äste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,
Eben so wenig, als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Anherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiß gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.

---

[1] „Dieses Idyll", sagt Fr. Vischer, „ist unbestritten Goethes vollendetste größere Composition — fertig, rund, ganz" (Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes, in Goethe-Jahrbuch IV 22).

Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.
Zwischen den Äckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hause gehörten;
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg, er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge." [1]

Aber trotz aller Vorzüge der Dichtung können wir nicht in das überschwengliche Loblied derjenigen einstimmen, welche in ihr das Höchste erblicken, was deutscher Dichtergeist in neuerer Zeit geleistet hat und leisten konnte [2].

Die kunsttheoretischen Verhandlungen mit Schiller und anderweitige Projekte des Dichters weisen uns von selbst darauf hin, daß Goethe den Beruf und Drang in sich fühlte, ein deutscher Homer zu werden, d. h. das gesamte deutsche Leben nach allen seinen Seiten hin in einer großen epischen Dichtung zur Darstellung zu bringen. Dieser Plan ist nicht zur Ausführung gelangt. Statt eines großen Volks- oder Kunstepos, wozu Goethe wie kein Zweiter veranlagt war, hat er uns nur ein liebliches Idyll geschenkt, das uns die gemütliche deutsche Kleinstädterei zwar in freundlichstem Lichte erscheinen läßt, aber die deutsche Jugend nicht aus der philiströsen Enge eines kleinlichen Daseins zu großen, tiefen, wahrhaft veredelnden Idealen emporzuheben vermag.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I. 213—215.

[2] Vgl. z. B. H. Grimm, der Goethes Hermann und Dorothea als „einziges Werk" „dicht neben Homers Odyssee" stellt (Fragmente II, Berlin und Stuttgart 1902, 578). — Für die Beurteilung der Dichtung vgl. W. v. Humboldt, Über

Jeder wird sich in dem herzigen Nestchen zu Hause fühlen, das Goethe mit unvergleichlicher Wahrheit gezeichnet hat, obwohl es den Kleinforschern nicht gelungen ist, herauszubringen, welches Städtchen am Rhein Goethe eigentlich vor Augen hatte. Er wollte eben nicht eines oder das andere, sondern das deutsche Kleinstädtchen schildern, wie Gretchen im Faust nicht dieses oder jenes Mädchen darstellen soll, sondern das naive deutsche Mädchen überhaupt. Jeder findet in dem Städtchen sein Städtchen wieder. Goethe macht es ihm noch lieber und teurer, er schildert es so schön, daß auch der anspruchsvollste Künstler sich dem Reize der Darstellung nicht entziehen kann und der Idealist Könige und Völker, Päpste und Religionen, Weltgeschichte und Weltgericht, Himmel und Hölle vergessen möchte, um beim Wirt zum goldenen Löwen friedlich ein Schöpplein zu trinken, ein Glas dreiundachtziger Rheinwein! Was kann man auch Besseres tun in trüben Zeiten? Ist das nicht gescheiter als alle historisch-politische Betrachtung und alle poetische Träumerei?

Selbst davon bekommen wir übrigens etwas mit, soweit es ein jeder haben und vertragen kann. Denn Pfarrer, Wirt und Apotheker sind nun einmal für das Städtchen, was der Papst, der Kaiser und die Universitäten für die große Welt sind, und sie politisieren und philosophieren so verständlich, daß der gemeine Mann ihnen folgen kann. Auch an Poesie soll es nicht fehlen, an jenen Lieblingsvorstellungen des redlichen Bürgers, welche sein Herz am ehesten rühren: Unglück und Liebe. Ein Zug armer

---

Göthe's Herrmann und Dorothea, Braunschweig 1799 (Ästhetische Versuche I). — A. W. Schlegel, Herrmann und Dorothea, in Allgemeine Literatur-Zeitung 1797, Nr 393—396. — Ders. in Kritische Schriften I 34—73. — G. Th. Becker, Göthe's Hermann und Dorothea, Halle 1852. — F. Th. Bratranek, Aesthetische Studien, Wien 1853, 1—55. — H. Düntzer, Goethes Ansicht über das Wesen der Tragödie, in Goethe-Jahrbuch III 148 ff. — Fr. Vischer, Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes, in Goethe-Jahrbuch IV 19—23. — S. Levy, Goethe und Oliver Goldsmith, in Goethe-Jahrbuch VI 295 ff. — G. Neudecker, Die innere Compensation in Goethes epischer Dichtung „Hermann und Dorothea", Progr., Würzburg 1896. — V. Hehn, Ueber Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachlaß herausgeg. von A. Leitzmann u. Th. Schiemann, 2. Aufl., Stuttgart 1898. — C. H. Herford in Publications of the English Goethe Society VI 106—119. — A. Chuquet, Études de Littérature Allemande. I[ère] série (1900) 197—287. — A. Hauffen, Goethes Hermann und Dorothea[2], Leipzig 1901. — C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit, Leipzig 1902, 162 bis 168. — R. M. Meyer, Goethe[3], Berlin 1905, 420—434. — H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts[5], 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschn., 2. Abt., 209—214. — L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit W. und A. v. Humboldt 35 ff 48 f 138 235. — Bielschowsky, Goethe II[19] 184—222. — E. Engel, Goethe 386 bis 392. — H. Loiseau, L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 668 ff.

Leute, vom Krieg aus der Heimat vertrieben, naht sich der Stadt. Ihr Notstand ist so wahr, so herzlich geschildert — er muß jedem nahe gehen, der ein Herz hat. Die ganze Dichtung hindurch sind Glück und Unglück so treffend einander gegenübergestellt, daß der Arme dem Dichter für sein Mitgefühl dankbar sein, der Reiche die Börse ziehen muß, dem Armen zu helfen. Goethe offenbart hier sein bei aller Sinnlichkeit und Selbstsucht im Grunde gutes, weiches Gemüt, dem das Mißgeschick armer Leute wirklich nahe geht.

Nachdem der Dichter, ernst, moralisch, gemütvoll, sich so recht tief ins deutsche Herz gesetzt — selbst der „edle verständige Pfarrherr" ist diesmal vertreten, so daß alle Gefahr sinnbestrickender Lektüre ausgeschlossen erscheint — spinnt er nun unvermerkt sein altes Lieblingsthema an — einen Liebesroman im kleinen. Denn was immer die Kritiker sagen mögen, es ist weder ein Epos noch ein Idyll im Sinne der Alten, sondern ein moderner bürgerlicher Kleinroman in antikem Versmaß. Man führe ihn nur etwas in Prosa aus und man hat eine allerliebste Musternovelle — das Vorbild zu zahllosen kleinstädtischen Liebesgeschichten, die denn auch dem deutschen Volk nicht erspart geblieben sind. Das Studium des Aristoteles erwies sich deshalb für diese Dichtung unfruchtbar. „Freylich über das epische Gedicht findet man gar keinen Aufschluß in dem Sinne wie wir ihn wünschen", schrieb Goethe an Schiller[1]. Und er hatte recht. Während der Roman im großen Stil, gleich dem Epos, den „retardirenden Moment" nicht nur zuläßt, sondern geradezu heischt, strebt die moderne Novelle und Novellette, der Kleinroman, mehr gleich dem Drama in raschem Fortschritt dem Schlusse zu. Bei der Liebesnovelle ruht allerdings die Verwicklung und mit ihr das Interesse wesentlich auf den Hindernissen, welche der Liebe bereitet werden, also auf „retardirenden Momenten". Diese dürfen indes nicht breit ausgesponnen werden, wie es das Epos liebt, sondern müssen in lebendigem, spannendem Fortschritt der Lösung entgegeneilen. Deshalb fehlen in „Hermann und Dorothea" zwar die „retardirenden Momente" nicht, aber es geht doch munter auf die Heirat los. Vater und Mutter, Pfarrer und Apotheker, der fremde Richter und die armen Kindlein, die Wöchnerin und Dorothea, die Vertreibung der Emigranten und die französische Revolution wirken zusammen, um die brave deutsche Braut dem wackern deutschen Bräutigam nach kurzer Spannung in die Arme zu führen.

Der schüchterne Hermann, ein guter Junge, aber fast etwas blöde und linkisch, will nur darum nicht heiraten, weil er bis jetzt unter der standesgemäßen überbildeten Frauenwelt des Städtchens keine wahre Liebe gefunden. Aber an Liebesfähigkeit und Lust zu lieben fehlt es ihm nicht;

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 106 f.

sobald er nur die Rechte sieht, ist er verliebt, sterbensverliebter als nur einer. Die Verwicklung, der Faden, das ganze Interesse der Dichtung ruht auf Hermanns Liebe zu Dorothea: wie der erste Keim der Liebe in seinem Herzen sich entwickelt, im Kampfe mit der väterlichen Autorität wächst und fast zur Verzweiflung drängt, wie die erstarkte Neigung durch den Rat der Mutter gesänftigt, durch die Hilfe der Freunde dem erwünschten Ziele näher gebracht wird und endlich, durch Kampf und inneres Leiden geläutert, den Widerstand des Vaters besiegt. Zum Ziele gelangt, klingt die sanfte Liebesnovelle Hermanns keineswegs in ein leidenschaftliches Hochzeitslied aus, wie es Voß in seiner Luise zum Klaviere singen läßt, sondern in ernste, würdige und weihevolle Akkorde. Hermann sieht seine Liebe durch die Zeitverhältnisse auch für die Zukunft der Feuerprobe ausgesetzt; sie wird durch edle Gesinnung geadelt. Es handelt sich um jene echte, treue Gattenliebe, welche die Grundlage der Familie und alles Volkswohles bildet.

Dem Ästhetiker Friedrich Vischer ist es nicht entgangen, daß die Atmosphäre in Hermann und Dorothea zwar ganz merkwürdig von der „Weiber-Männer-Atmosphäre“ in Wilhelm Meister absticht; daß es Goethe aber doch nicht gelungen ist, die Verwandtschaft der beiden Werke ganz zu verleugnen. „Und mitten in diesem reinen Elemente“, sagt er verwundert, „legt der Dichter Hermanns Mutter ein Wort in den Mund, das — Philinen nachgesprochen ist.“ Er führt dann die Verse an, welche in den Schulausgaben weggelassen zu werden pflegen, und fragt:

„Kann, darf eine Mutter das zum Sohne sagen?“ „Nein, nein! wird jedes richtige Gefühl urtheilen. Das steht Philinen an und diese sagt es auch, s. ihr Lied im Wilhelm Meister, Vers 2.“ „So ist man unvermeidlich vom Gedicht auf den Dichter geführt: es muß eine Lieblingsvorstellung sein, sonst würde er sie nicht an so unpassender Stelle wiederholen. Die Stelle schreit aus dem Zusammenhang heraus, ist nicht objectiv bedingt, ja objectiv ausgeschlossen, also subjectiv zu erklären.“ [1]

So der berühmte Ästhetiker [2]. Es ist ihm völlig darin beizupflichten, daß jene Verse dem Ideenkreise Wilhelm Meisters angehören; aber man sollte

---

[1] Fr. Vischer a. a. O., in Goethe-Jahrbuch IV 30 f. — Goethes Werke, WA 1. Abt. XXII 193 f.

[2] W. Brandes (Die schöne Hälfte des Lebens, in Grenzboten, Jahrg. 58, II [1899]) läßt S. 487—493 die Goetheforscher, die zu dieser Äußerung Vischers Stellung nehmen, Revue passieren und gibt hierdurch Düntzer (Ein böser Angriff auf Goethes „Hermann und Dorothea“, in Goethe-Jahrbuch XXI 236—245) Anlaß zu einem leidenschaftlichen Ausfall zu Gunsten der umstrittenen Stelle Goethes, der in den bezeichnenden Worten gipfelt: „Kein reiner Sinn wird in ihr Schamlosigkeit sehen, sondern nur der von Anderen irregeleitete. Wie könnte auch Goethe bei der erbaulichen Stimmung, in welcher er den menschlich so schönen Gesang von Mutter

denken, daß sie denn doch nicht so schrill aus der Dichtung herausschreien. Denn eigentliche männliche Kraft liegt in derselben nun einmal nicht, sondern jene weiche Stimmung, welche aller sanfteren Liebespoesie anhaftet. Die Verwandtschaft mit Goethes andern Dichtungen zeigt sich auch darin, daß Hermann wie Werther, Tasso, Egmont und Wilhelm Meister ein weicher, träumerischer Charakter ist. Erst als Verliebter rafft er sich etwas auf, und erst als Bräutigam gelangt er zu einem verständigen, kräftigen Patriotismus. Das zeugt nicht von gesunder Entwicklung. Der Mann soll des Weibes Stütze sein, und dazu muß er auch ohne sie ein Mann, ein Charakter sein. Zu dieser Anschauung hat sich der liebebedürftige Goethe auch hier nicht durchgerungen[1].

Zu großem Verdienst ist es Goethe von katholischen Beurteilern ausgelegt worden, daß er die Salzburgerin einfach in eine Vertriebene des Jahres 1796 umwandelte. Gewiß verdient es Anerkennung, daß er nicht, wie so viele kleinere Dichter es getan, die Salzburger Emigrantengeschichte zu einem Ausfall gegen die katholische Kirche mißbrauchte; doch waren für ihn hier nicht Gründe der Toleranz, sondern der Ästhetik bestimmend.

Während er noch an „Hermann und Dorothea" dichtete, las er im April 1797 auch wieder zur Abwechslung in der Bibel. „Ich bin", schreibt er an Schiller, „indem ich den patriarchalischen Überresten nachspürte, in das alte Testament gerathen und habe mich auf's neue nicht genug über die Confusion und die Widersprüche der fünf Bücher Mosis verwundern können, die denn freylich wie bekannt aus hunderterley schriftlichen und mündlichen Traditionen zusammengestellt seyn mögen. Über den Zug der Kinder Israel durch die Wüsten habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es ist der verwegne Gedanke in mir aufgestanden: ob nicht die große Zeit welche sie darinne zugebracht haben sollen, erst eine spätere Erfindung sey?"[2]

Schiller erwiderte: „Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem andern, was mit einem eigentlichen Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung."[3]

---

und Sohn schuf, darauf gekommen sein, durch einen falschen Ton, der gar keine dichterische Wirkung üben konnte, sich selbst einen Schmiß ins Gesicht zu geben!" (S. 243.)

[1] „Als ob dies allein die Bedeutung der Frau ausspreche", bemerkt hiergegen Düntzer (a. a. O. 244). — Als ob es sich hier um diese handelte und nicht um den Mann!

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 86. — Professor Konrad Burdach hat unlängst in der Berliner Akademie der Wissenschaften über „Faust und Moses" einen Vortrag gehalten, worin er dem Einfluß des Bibelstudiums auf die Gestaltung von Goethes Faust eine gewichtige Rolle zuerkennen möchte.

[3] Jonas, Schillers Briefe V 177.

Goethe befaßte sich weiter mit dem Zug durch die Wüste: „Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas, auf kurze Zeit, zu haben bey dem ich, mit Interesse, im eigentlichen Sinne, spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung.“ [1] Neben der Bibel studierte er in dieser Weise noch Ilias und Odyssee und den sittenlosen Benvenuto Cellini und langte bei dem Ergebnis an: „Die beyden handfesten Pursche Moses und Cellini haben sich heute zusammen eingestellt, wenn man sie neben einander sieht, so haben sie eine wundersame Ähnlichkeit.“ [2]

Das ist die Religiosität, auf deren Boden „Hermann und Dorothea“ gewachsen ist[3]. Daran ändern auch die schönen Schlußsätze über „Gott und Gesetz“ nichts.

Fünftes Kapitel.

Die Musenalmanache und Goethes Lyrik.

(1796—1804.)

Die „Xenien“ waren ein scharfer, stachlichter Dornenkranz, der manchen herb verwundete. Man würde indessen den beiden Dichtern unrecht tun, wenn man ihre Distichen nur nach der tendenziösen, persönlichen Rücksicht betrachtete. Es war auch ein gut Teil poetischer Spielerei dabei, ein lustiger, aus berechtigtem Selbstgefühl hervorgegangener Übermut, eine durchaus künstlerische Freude an der Form des Epigramms, die mit wachsender Übung zunehmen mußte. Die Dornen, Stacheln und Disteln erschienen auch nicht für sich allein, sondern als ein humoristisches Noli me tangere hineingewoben in einen formenreichen, farbenprächtigen Blütenkranz anderer Dichtungen, durch welche die zwei Dichter eigentlich mehr als durch die Xenien ihre geistige Überlegenheit bekundeten. Das war Schillers Musenalmanach. Die Duumvirn traten da von ihren kurulischen Sesseln gemütlich unter eine Schar anderer Poeten herab, sangen ihr Lied, und zwar so trefflich, daß man ihnen ihren Übermut schon etwas zu gute halten konnte.

Fünf Jahre lang, von 1796 bis 1800, vereinigte dieser Almanach die formvollendetsten kleineren Dichtungen, welche die beiden Meister auf der Höhe ihres Schaffens zustande brachten. Er bietet zum Teil die Auswahl

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 88. [2] Ebd. 130.

[3] Julian Schmidt (Goethe's Stellung zum Christentum, in Goethe-Jahrbuch II 56) will durch den „Pfarrherrn“ Goethes Christentum retten: „Eine solche Hochachtung vor dem geistlichen Amt ist aber bei einem Gebildeten undenkbar ohne sittliche Beziehung zu der Religion, die durch dieses Amt verkündet wird.“ Die Antwort ist in den angeführten Briefstellen genügend enthalten.

und Blüte der neueren klassischen Poesie, und zwar nicht gesondert von den Versuchen und Leistungen anderer, weniger begabter Dichter, sondern vereint mit diesen zu einem an Abwechslung reichen Kranz. Ältere einst angesehene Namen erinnern darin, daß die beiden denn doch nicht allein die neue Literatur aufgebaut; jüngere Namen verkünden, daß die gegebene Anregung lebendig weiter pulsieren und dichterischen Geist in ganz Deutschland erwecken sollte. Den Charakter der Allgemeinheit hatte der Almanach jedoch nicht. Alle jene Richtungen, welche in den Xenien bekämpft waren, blieben mehr oder weniger ausgeschlossen oder sehr matt vertreten. Den ausgezeichnetsten jüngeren Kräften, wie Tieck, Novalis, den beiden Schlegel, wurde der Platz nicht, den sie darin verdient hätten. Alles gruppierte sich schließlich nur als Folie um Schiller und Goethe.

Schiller unternahm den Musenalmanach im Sommer 1795, gerade in der Zeit, als er durch die mangelhafte Beteiligung der andern Schriftsteller an seinen „Horen“ und durch die ungünstigen Rezensionen über dieselben in mannigfache Verlegenheit geriet. Es war echt poetisch, nun zum Trotz etwas Neues anzufangen. „Ich mache Gedichte für meinen Musenalmanach“, schreibt er an Körner, „närrisch genug komme ich mir damit vor.“ [1] Was immer gegen Schillers poetisches „Machen“, über das Philosophische und Rhetorische seiner Poesie gesagt worden ist, die Mehrheit des deutschen Volkes und besonders die deutsche Jugend hat seine Lyrik und Balladendichtung, seine Elegien und seine Epigrammatik von jeher als vollbürtige Poesie anerkannt, geliebt und bewundert. Als vielgeplagter Journalist und Familienvater konnte er allerdings nicht immer die günstigsten Stimmungen abwarten, wie Goethe; als Idealist gewann er selten dem gewöhnlichen Alltagstreiben die poetische, reizende Seite ab, die jenem, dem heiter Genießenden, stets das erste war; als Philosoph besaß er nicht jene wunderbare Leichtigkeit und Feinheit des sinnlichen Formgefühls, das Goethe von Natur eignete und welches dieser spielend, genießend, arbeitend in tausenderlei Versuchen ausgebildet hatte. Die Gedichte kamen ihm nicht ins Haus geschneit. Er mußte sie machen. Aber es waren wirklich Dichtungen. Er besaß eine große, reiche Gedankenwelt, einen weiten, erhabenen Einblick in das geistige und äußere Leben der Menschheit, ein glühendes Sehnen, eine lodernde Leidenschaft nach allem wahrhaft Schönen, und er hatte durch treue Kunstübung eine bewundernswerte Fertigkeit erlangt, für seine Ideen die passenden, zündenden Bilder und Ausdrücke zu finden. Erinnert Goethes spielende Tätigkeit oft mehr an das üppig-reiche Walten eines Ovid oder Ariost, so gemahnt die seine an Vergil oder Dante. Er hat wie der letztere die Kraft, selbst die abstrakte Idee leidenschaftlich zu erfassen, in Farben

[1] Jonas, Schillers Briefe IV 201.

und Formen zu verkörpern und melodisch auszuführen. Wort, Bild und Rhythmus stehen ihm im reichsten Maße zu Gebote. Seine Empfindungen sind meist tiefer und leidenschaftlicher als diejenigen Goethes, und wenn auch seine Philosophie auf irren Bahnen wandelt, so verliert sie die Sterne natürlicher Wahrheit und sittlicher Güte doch nur selten aus ihrem Gesichtskreis, nähert sich vielmehr stetig der Einsicht, daß das Christentum dem Geistesleben der modernen Völker einen inneren Gehalt und eine Vollendung gegeben hat, welche das antike Heidentum nicht besaß:

„Religion des Kreuzes! Nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palmen zugleich."

So dichtete Schiller denn im Sommer 1795 für seinen Musenalmanach den berühmten „Spaziergang", der damals noch „Die Elegie" hieß, „Das Ideal und das Leben", damals „Das Reich der Schatten", „Die Ideale", „Das verschleierte Bild zu Sais", die „Würde der Frauen", die „Macht des Gesanges", „Pegasus im Joche", damals „in der Dienstbarkeit", und zahlreiche andere, noch heute allgemein beliebte Gedichte, die einen im erhabenen Schwunge des antiken Chors, die andern im herzlichen Tone des neueren Liedes, wieder andere humoristisch, elegisch und didaktisch gestimmt, in ihrer Mannigfaltigkeit ein treues Zeugnis von poetischem Reichtum und edelster Begeisterung.

Den Xenienalmanach für das Jahr 1797 begleiteten „Das Mädchen aus der Fremde", die „Klage der Ceres", die „Macht des Weibes", „Die Geschlechter" und eine stattliche Anzahl sinnreicher Epigramme.

Das Jahr 1797 pflegt in den Literaturgeschichten als Balladenjahr gefeiert zu werden. In Bezug auf Schiller verdient es sehr wohl diesen Namen. Die ersten Monate des Jahres hatte er, meist durch Kränklichkeit an die Stube gebannt, sich mit dem kaum mehr zu bewältigenden Material seines Wallenstein beschäftigt, das ihm zuletzt wie ein auszutrinkendes Meer vorkam. Gegen den Sommer hin erwarb er dann das Gartenhaus des verstorbenen Professors Schmidt, das den freundlichsten Ausblick in die Täler der Saale und Leutra gewährte, und gönnte sich da von Anfang Mai an die Muße, seinen poetischen Geist an einer Reihe von Balladen zu versuchen. Goethe war in diesen Plan eingeweiht. Die gemeinschaftlichen Untersuchungen über epische und dramatische Poesie, mit Zuziehung des Aristoteles, hatten Schillers kritischen und technischen Kennerblick geschärft. Bunte Lektüre aller Art bevölkerte die Garteneinsamkeit mit phantastischen Gestalten der verschiedensten Zeiten. Goethes „Hermann und Dorothea" regte in seiner formlichen Vollendung zur Nacheiferung an. So entstanden denn im Juni Schillers meisterhafte Balladen: „Der Taucher", „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates"; dann nach einiger Pause im Juli „Ritter Toggen-

burg", im August „Die Kraniche des Ibykus", im September „Der Gang nach dem Eisenhammer". Im Herbst 1798 folgten dann noch „Der Kampf mit dem Drachen" und „Die Bürgschaft"[1].

Durch die Balladen erhielten die Musenalmanache für 1798 und 1799 einen noch höheren Reiz als die vorausgegangenen. Von andern Dichtern nachgeahmt, von Künstlern zum Vorwurf genommen, von Hunderttausenden gelesen, auswendig gelernt und vorgetragen, sind diese Balladen zum eigentlichen Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Mit vereinzelten Balladen Bürgers und Goethes sind sie auch der Ansatz und Kern der reichen Balladendichtung, welche während der nächsten Jahrzehnte in Deutschland aufblühen sollte. Ihnen folgte in dem nächsten und letzten Schillerschen Musenalmanach „Das Lied von der Glocke", das durch ganz Deutschland hin nicht weniger volkstümlich geworden ist und diese Liebe auch im reichsten Maße verdient. Es bildet einen würdigen Abschluß zu Schillers Lyrik und Epik und zugleich einen schönen Übergang zu seiner Dramatik, in welcher die erhabenen religiösen Feierklänge seiner Glocke gewissermaßen weiterschwingen.

Nachdem der Musenalmanach von Voß für das Jahr 1795 ein paar vereinzelte Gedichte Goethes gebracht hatte[2], übergab dieser in den nächsten vier Jahren seine kleineren Dichtungen, darunter manche schon früheren Datums, meistens dem Schillerschen Musenalmanach[3]. Noch ein Jahr bevor

---

[1] Vgl. Jonas, Schillers Briefe V 201 ff 221 ff. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XII Nr 3583 und die folgenden Briefe an Schiller. — H. Viehoff, Schillers Leben, Stuttgart 1874, III 63—84. — E. Palleske, Schillers Leben und Werke II[13] 272 ff. — J. Scherr, Schiller und seine Zeit, Leipzig 1865, III 123—131. — Julian Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen, Leipzig 1859, 316—328 67—71. — J. Wychgram, Schiller dem deutschen Volke dargestellt[4] 382 ff. — Vgl. ferner J. H. Bondi, Aus dem Balladenjahre 1797, Frankfurt 1898. — H. Gräf, Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen (Beiträge zur Literatur-Geschichte, 1.—28. Heft), Leipzig 1906/1907. — H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts[5], 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschn., 2. Abt., 231—234. — Vgl. auch den Brief W. v. Humboldts vom 9. Juli 1797 bei Fr. Cl. Ebrard (Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller 1796—1803, 134—140).

[2] Die Liebesgötter auf dem Markte, jetzt: Wer kauft Liebesgötter? (Goethes Werke, WA 1. Abt. I 41 f). Das Wiedersehn (I 287), beide in den Schillerschen Almanach von 1796 aufgenommen.

[3] Musenalmanach für 1796: Nähe des Geliebten (I 58). Der Besuch (II 101—103). Verschiedene Empfindungen an Einem Platze (I 39 f). Meeresstille. Glückliche Fahrt (I 66). Kophtische Lieder (I 130 f). Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel (I 37 f). Epigramme. Venedig (I 305 ff). — Musenalmanach für 1797: Alexis und Dora (I 265—271). Väterlicher Rath. Der Biedermann. Würde der Kleinen. Der Würdigste. Der Erste. Ultima Ratio. Wer will die Stelle? Zum ewigen Frieden. Zum ewigen Krieg. Unterschied. Ursachen. An den Selbstherrscher. Der Minister. Der Hofmann. Der Rathsherr. Der Nachtwächter. Das Heilige und Heiligste. Der Freund. Musen und Grazien in der Mark (I 146 bis

dieser einging, vereinigte er sie mit den Elegien, den Venetianischen Epigrammen, den Weissagungen des Bakis, den vier Jahreszeiten und seinen Theaterreden zu einem neuen Bande seiner bei Unger verlegten Werke[1]. Im Jahre 1803 hatten sich dann schon so viele kleinere Gedichte angesammelt, daß er Wielands Musenalmanach für das folgende Jahr mit 20 Nummern bereichern konnte[2].

In den Gesammelten Werken hat Goethe die Lieder, Balladen, Elegien und Epigramme dieser Periode so mit seinem Leipziger Liederbuch, den Sesenheimer Liebesgedichten, den Oden der Sturm- und Drangperiode, den Gedichten der ersten Weimarer Zeit und den späteren Erzeugnissen seines Alters gemischt, daß die Biographen und Literaturhistoriker nur annähernd eine chronologische Ordnung herauszubringen vermochten. Die Gruppierung ist selbst ein kleines poetisches Kunststück und muß mit dem Eindruck reicher Fülle zugleich denjenigen meisterlicher Auswahl und klassischer Formvollendung hervorrufen[3]. Hundert andere Dichter haben, wenn man von Goethes Sprüchen und Gelegenheitspoesien absieht, umfangreichere Gedichtsammlungen aufzuweisen, aber keiner eine so abgerundete, harmonisch geglättete. Verteilt man jedoch diese poetischen Erzeugnisse auf die 60 Jahre, in welchen der

---

148). Der Chinese in Rom (II 132). — Musenalmanach für 1798: Der neue Pausias und sein Blumenmädchen (I 272—280). Der Zauberlehrling (I 215—218). Der Schatzgräber (I 181 f). Die Braut von Corinth (I 219—226). Legende (XVI 115—119). An Mignon (I 91 f). Der Gott und die Bajadere (I 227—230). Erinnerung (jetzt: Nähe des Geliebten) (I 58). Abschied (I 63). Der neue Amor (II 135). — Musenalmanach für 1799: Euphrosyne (I 281—286). Die Musageten (II 96 f). Metamorphose der Pflanzen (I 290—292). Blümlein Wunderschön (I 172—175). Sängerwürde (jetzt: Deutscher Parnaß) (II 23—31). Edelknabe und Müllerin (I 187 f). Der Junggesell und der Mühlbach (I 189—191). Der Müllerin Verrath (I 192—194). Der Müllerin Reue (I 195—198). Amyntas (I 288—290). Stanzen. An meine Lieder (jetzt: Am Flusse) (I 61).

[1] Paläophron und Neoterpe (XIII 1, 1 ff). Die Spinnerin (I 184 f). Der Sänger (I 162 f). Der Musensohn (I 23 f).

[2] In Wielands Musenalmanach für 1804: Stiftungslied (I 109 f). Zum neuen Jahr (I 107 f). Generalbeichte (I 126 f). Weltschöpfung (jetzt: Weltseele) (III 77 f). Frühzeitiger Frühling (I 81 f). Dauer im Wechsel (I 119 f). Schäfers Klagelied (I 85). Trost in Thränen (I 86 f). Sehnsucht (I 89 f). Nachtgesang (I 88). Bergschloß (I 93 f). Die glücklichen Gatten (I 113—116). Wanderer und Pächterin (I 199—201). Ritter Curts Brautfahrt (I 176 f). Hochzeitlied (I 178—180). Magisches Netz (II 104 f). Kriegserklärung (I 30 f). Selbstbetrug (I 29). Der Rattenfänger (I 183). Frühlingsorakel (I 111 f).

[3] „Es ist klar", sagt W. Scherer (Über die Anordnung Goethescher Schriften, in Goethe-Jahrbuch IV 67), „der epische Zusammenhang, der sich hier ungesucht einstellt, wenn man die Lieder nur unbefangen hinter einander liest und auf Erlebnisse des Dichters bezieht, muß von Goethe gewollt sein. Er hat sein eigenes Leben darin poetisch umgebildet, wie etwa im Wilhelm Meister."

Blütenflor herangewachsen ist, so wird man finden, daß es Goethe keineswegs um eine üppige Produktion oder gar Überproduktion zu tun war. Es gereicht ihm dies sicherlich nicht zur Unehre. Ebensowenig die sich häufig darbietende Bemerkung, daß er mit dem Drucken nicht eilte, sondern kleine unscheinbare Gedichte jahrelang liegen ließ, sie wieder vornahm, vorlas, veränderte, ummodelte. Wie er zum Dichten selbst günstige Augenblicke und Stimmungen abwartete, so ließ er auch Gedanken und Form ruhig wachsen und pflückte die Frucht erst, wenn sie reif war. Er behandelte die Kunst nicht als Geschäft, sondern als Kunst, und zwar als freie Kunst.

Wie Blumen sind seine Lieder zumeist ungesucht aus den verschiedenen Erlebnissen und Stimmungen hervorgesproßt, ihr lebendigster natürlichster Ausdruck.

Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag." [1]

Andere danken seiner stets heitern Geselligkeit ihren Ursprung, andere der Freundschaft, der Dankbarkeit, dem Anklingen oder Nachklingen eines Volksliedes oder eines gelesenen Gedichts, einer anziehenden Lektüre, eines geistreichen Wortes, wieder andere festlichen Anlässen.

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Windung!
Alte Verbindung
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut,
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere schauen
Deckende Falten
Über dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr [2].

Er sucht nicht lange nach Stoffen, er ringt nicht mühsam mit der Form. Ein buntes, vielseitiges Leben, ein stetes Sichweiterbilden auf allen Gebieten menschlichen Wissens schafft von selbst reichen Vorrat von Stoff herbei; ein durchdringendes, feinfühliges Auge findet in allen Beziehungen und Gegenständen das Schöne heraus; eine sanftbewegliche Phantasie, von Einförmigkeit wie von Sonderbarkeit gleich weit entfernt, gestaltet das Empfangene in Bild und Harmonie; ein tief empfindendes Herz durchströmt Eindrücke und

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 86 f. [2] Ebd. 107 f.

Phantasien mit neuem Leben; ein scharfer praktischer Verstand hält das Gefühl in Schranken, und dem klaren Geiste steht eine volle Herrschaft über Wort und Form zu Gebot.

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh[1].

Das war Goethe, der Dichter, vorab der Lyriker. Ein wahrhaft verschwenderisch ausgestatteter Dichtergeist, ein Sänger von Geburt, einer der gewandtesten Liederdichter aller Völker und Zeiten[2]. Das Kleinste und

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 85.

[2] W. Menzel, Die deutsche Literatur[2], Stuttgart 1836, III 353 ff, wie auch Das Büchlein von Göthe (2. Ausg., Weimar 1853, 73 ff) mißkennen die großartigen Naturanlagen des Dichters. Vgl. K. A. Koberstein, Vermischte Aufsätze zur Litteratur, Geschichte und Aesthetik, Leipzig 1858, 3—30. — P. Wiegand, Göthe's Lyrik und das Volkslied, in Allgemeine Conservative Monatsschrift, 38. Jahrg., VI 211—233. — Bielschowsky, Goethe II[10], 365—411. — E. Engel, Goethe 505—519. — E. Lichtenberger, Étude sur les poésies lyriques de Goethe. 2e éd., Paris 1899. — E. Gnad, Litterarische Essays[2], Wien 1891, 3—35. — R. M. Meyer, Literarhistorische und biographische Aufsätze I, Berlin 1911, 164

Unscheinbarste gewinnt unter seiner Hand den Zauber der Poesie. Die Herrlichkeiten der Natur, das Leben und Weben des Menschenherzens, das bunte Treiben des Alltäglichen, all das spiegelt sich in ihm wider, empfängt neues Leben in seiner Brust, wird durch ihn zum Liede. Wie ein Arion zieht er alles nach sich, und selbst die eifersüchtigen Rivalen, das empfindlichste Geschlecht unter der Sonne — genus irritabile vatum — halten es nie lange aus, ihm abhold zu sein, sie versöhnen sich wieder mit ihm und huldigen seiner Dichtkunst. Er mag einfältig lallen wie ein Kind, schmachten wie eine Braut, zürnen wie ein Held, spotten wie ein Dämon, alles scheint ungekünstelte Natur zu sein; er betrachtet sich auch wie ein Lieblingskind der Natur und schreibt sein Künstlerwalten auf ihre Rechnung. Wie nur wenigen ist es ihm gelungen, den Ton der Volksdichtung zu treffen, oder besser gesagt, Freude und Schmerz des gewöhnlichsten Lebens ganz und voll wie einer aus dem Volke zu singen und dabei anderseits wieder die vollendetste Kunstdichtung der Alten selbständig nachzuahmen. Er schien wirklich hinter das Geheimnis der Schönheit gekommen zu sein; er spielte mit ihr wie die Natur selbst im Jubel des Frühlings oder im Fruchtsegen des Herbstes.

All diese Fülle, Pracht, Kraft und Schönheit hält sich jedoch völlig im Irdischen: etwas Übernatürliches kennt der Dichter nicht. Die tausendfältigen Wunder des Weltalls gelten ihm nur als das Walten einer geheimnisvollen Urkraft, die, eins mit der sinnlichen Erscheinung, ihr buntes Zauberspiel gestaltet. Die christliche Ordnung der Dinge ist für ihn nicht vorhanden. Im Völkerleben anerkennt er nichts als über ihm stehend, es sei denn die altgriechische Kunst, deren Harmonie er fast abgöttisch verehrt. Außer diesem

---

bis 189. — Vgl. auch A. Leitzmann, Die Quellen von Schillers und Goethes Balladen (Kleine Texte, herausgeg. von H. Lietzmann. Nr 73), Bonn 1911. — H. Benzmann, Die Ballade Goethes, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht XXV (1911) 543—556. — „In der Lyrik", sagt G. Portig (Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe, 567), „offenbarte Goethe eine Unmittelbarkeit und Reinheit des Empfindens wie kein zweiter: er zieht gewissermaßen die Seele aus den Dingen und läßt uns diese Seele einatmen. Man hat Goethe den größten Lyriker aller Zeiten genannt. Wenn man die Lyrik beschränken will auf die Natur- und Liebespoesie, und wenn man die Goethe'schen Erzeugnisse dieser Arten wiederum zurückführt auf eine sehr kleine Anzahl seiner Gedichte, so ist das richtig." „Sodann aber müssen wir die bei der Goethearistokratie herkömmliche Ueberschätzung der Lyrik überhaupt sowie die Geringschätzung der Schiller'schen Lyrik auf das entschiedenste ablehnen. Wir würdigen vollkommen die innere Unendlichkeit im Kleinen, worin die Empfindungslyrik Goethes unerreicht ist und wohl für immer bleiben wird; aber so lange noch Handlung mehr ist als Stimmung, so lange wird auch ein Schiller'sches Drama der Reifezeit als ein höheres dichterisches Gebilde zu gelten haben als die kleine Anzahl von wahrhaft vollendeten Goethe'schen Liedern."

Lieblingskreise schließt sich das Feld seines Dichtens nahezu im engen Bezirke des bürgerlichen Alltagslebens ab, in das kaum der Strahl einer religiösen Wahrheit fällt. Da verschanzt er sich überdies streng gegen alle ernstere Lebensweisheit wie gegen alle Politik. Er will nur spielen und genießen. Seine Lyrik hat darum nicht das weite Gesichtsfeld eines Horaz, eines Walther von der Vogelweide, eines Schiller. Sie bewegt sich meist in jenem engen Gefühlskreis, den Brentano die „salva venia Liebe" genannt hat.

Das ist der Charakter und zugleich der Unsegen der Goetheschen Poesie: alle glänzenden Talente und Fertigkeiten, das ausgesuchte Schönheitsgefühl und die Meisterschaft der Form werden schließlich jenem Teil des menschlichen Gefühlslebens dienstbar gemacht, welcher am wenigsten über das Materielle und Sinnliche erhebt. Denn sein Sang gilt nicht jener idealen Liebe, welche in reinen keuschen Akkorden die Dichtungen aller christlichen Völker durchklingt, sondern der sinnlichen Liebe, die sich von jener losgerissen und auf freien Fuß gestellt hat. Von der frommen, ernsten Minne, die gen Himmel weist, wandte er sich ab zu dem üppig wollüstigen Bilde der irdischen Schönheit. Diese irdische Liebe, ohne alle Rücksicht auf Gott und Sitte, erhob er nicht nur zu seinem höchsten Ideal, sondern betrachtete sie auch als hauptsächlichstes Kunstprinzip:

„Den Musen-Schwestern fiel es ein,
Auch Psychen in der Kunst zu dichten
Methodice zu unterrichten;
Das Seelchen blieb prosaisch rein.
Nicht sonderlich erklang die Leier,
Selbst in der schönsten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer,
Der ganze Cursus war vollbracht." [1]

Blicken wir auf sein Liederbuch, soweit es von 1795 bis 1805 zum Drucke kam, so kann kein Zweifel sein, daß Goethe mit dieser Theorie vollen Ernst gemacht hat. Aus allen kleineren Dichtungen dieser Zeit kann man kaum ein Dutzend zusammenbringen, die nicht mehr oder weniger erotisch sind.

Nur einem einseitigen Rigoristen kann es einfallen, alle Liebespoesie unterschiedslos verurteilen und von der Erde verbannen zu wollen. Es gibt eine edle, gottgewollte Liebe, die der Schöpfer selbst mit dem Zauber der Schönheit, der Jugend, der Poesie umgeben hat. Christus hat sie in eine höhere, übernatürliche Sphäre gehoben und verklärt, indem er seine bräutliche Liebe zur Kirche der wahren und edeln Gattenliebe zum Vorbild gab und die Gnade des Sakramentes an den Ehebund knüpfte. Erhoben in die Sphäre des Christentums, hallt das Hohelied, dieser älteste und ehrwürdigste Braut-

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. III 175.

gesang, in der Liturgie durch alle Jahrhunderte wider. Die Sklavenfesseln des Heidentums wurden gebrochen, das Weib ward aus einem rechtlosen Geschöpf die ebenbürtige Genossin des Mannes. Die Lehre Christi hat die Saturnalien des alten Götterdienstes hinweggeräumt, in welchem Wollust und Grausamkeit wetteiferten, die Menschennatur zu erniedrigen. An die Stelle der Polygamie trat die Ehe. An die Stelle einer liederlichen Poesie, welche alles Ideale in Unlauterkeit erstickte, traten die jungfräulichen Hymnen der ersten Kirche, die Gottesminne des Mittelalters, jene von übernatürlichem Lichte verklärte Kunst, wie sie uns sichtbar aus den Bildern eines Fra Angelico da Fiesole entgegenstrahlt: Unschuld voll der Liebe zu Gott und den Menschen.

Auch in der christlichen Welt klingt das alte Lied der Liebe noch fort, aber nicht mehr im bacchantischen Rausche heidnischer Sinnlichkeit, sondern gedämpft von ernsten, hohen Gedanken, verklärt von übernatürlicher Weihe, von der Erde empor zum Himmel gelenkt. Dante, der große vates des Mittelalters, besingt seine Beatrice, aber diese Dichtung ist nicht jener des Properz und Catull verwandt, sondern dem Minnegesang, in welchem der heilige Franziskus und seine Söhne die Armut lobpreisen. Petrarca, der Sänger der Renaissance, feierte seine Laura, aber sein Lied ist ein platonischer Traum, nicht ein Nachhall frech-heidnischer Erotik. Ohne Weltschmerz, ohne krankhaften Jammer wendet sich der edle Humanist von seiner leichten Sonettentändelei wieder den höheren Idealen zu, die er im Grunde seiner Seele stets festgehalten, und feiert in seinen herrlichen Kanzonen die jungfräuliche Königin des übernatürlichen Gottesreiches. Dantes Beatrice wird zur verklärten himmlischen Gestalt; der Riesengeist eines Michelangelo flieht von der Täuschung irdischer Minne demütig wie ein Kind zu den heiligen Wunden des Erlösers; und Raffael zeichnet über das Bild der antiken Schönheit, wie sie machtlos und schreckensvoll dem Dämonischen gegenübersteht, hoch oben in lichter Glorie den verklärten Gottessohn.

Wie Goethe nicht zur Würdigung der älteren italienischen Kunst gelangt ist, in der Renaissance sich mit Vorliebe den „schönen Weibern“ zuwandte, so hat er auch zum Gegenstand seiner Lyrik fast „immer Mädchen“ gewählt. Er ist, wie Friedrich Vischer euphemistisch sagt, „merkwürdig lang jung geblieben“. So singt er denn von verliebten Bauernburschen und Müllerjungen, griechischen Hetären und römischen Kurtisanen, schmachtenden Edelfräulein und indischen Bajaderen, ja er stellt sich dem Publikum halb im Ernst halb im Scherze als „Mädchenfänger“ vor:

„Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.

Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde;
Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang." [1]

Das ist nicht bloß eine vorübergehende Spielerei, das ist die Quintessenz seines Dichtens in dieser Periode.

Den Kern seiner kleineren Gedichte bilden die „Römischen Elegien" und die „Venetianischen Epigramme" — trotz ihrer klassischen Formvollendung im Grunde Demimonde-Poesie. Die zwei scherzhaften „Episteln" vermögen für die schnöde verletzte Sittlichkeit keinen Ersatz zu bieten. „Alexis und Dora", „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" sind zwei heidnische Liebespaare, deren Begriffe von Lebensglück nicht über die Ideale Ovids hinausgehen. „Die Metamorphose der Pflanzen" ist der botanische Kommentar dazu. Unter dem Titel „Sängerwürde", jetzt „Deutscher Parnaß", verherrlicht der Dichter in einem Bacchantenzug die maßlosen Ausschweifungen der Sturm- und Drangperiode, an denen ein Lenz zu Grunde ging, andere der schönsten Talente auf lange Jahre verwilderten. „Der neue Amor" ist des frivolen Liebesdichters Entschuldigung vor dem frommen Kreise zu Münster, „Amyntas" eine ähnliche vor dem eigenen Gewissen. „Euphrosyne" ist die dichterische Apotheose eines Kusses, den er einmal von einer jungen Schauspielerin bekommen, das „Wiedersehen" eine weitere Kußelegie. Die zwanzig Gedichte für Wielands Musenalmanach sind fast ausnahmslos Liebespoesien, manche harmlose, volkstümliche Spielereien, aber andere, wie z. B. die „Generalbeichte", voll der üppigsten sinnlichen Glut.

Von den Balladen dieser Zeit sind zwar der „Zauberlehrling", der „Schatzgräber" und „Ritter Curts Brautfahrt" harmloser Natur; aber die Balladen von der schönen Müllerin: „Der Edelknabe und die Müllerin. Der Junggesell und der Mühlbach. Der Müllerin Verrath. Der Müllerin Reue" — spielen in das Gebiet der derbsten Volkserotik hinüber. In der indischen Legende „Der Gott und die Bajadere" wird der dürftige ethische Gehalt fast ganz von lüsterner Schilderung überwuchert. Die „Braut von Corinth" aber ist ein melancholisch-grimmiger Protest gegen das Christentum als die der Liebe feindliche Weltmacht [2]. Schillers „Götter Griechenlands"

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 183.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 219—226. — Von diesem Gedichte, wie auch von „Die erste Walpurgisnacht", urteilt selbst Düntzer (Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten [3] [2 Bde mit durchlaufender Paginierung], Leipzig 1896, 336): „Beide Gedichte (es ist seltsam, wie man allgemein diesen Hauptpunkt übersehen konnte) gehen von der festen Ueberzeugung der Wahrheit der bis dahin geglaubten Götterwelt aus und von der Irrigkeit des diese bekämpfenden Christenthums; man kann sie nur fassen, wenn man sich auf den Standpunkt jener heidnischen Welt

sind darin mit zündender Glut ins Epische übersetzt, und aus den Bildern und Akkorden der glühendsten Sinnlichkeit schreit schrill die tief leidenschaftliche Klage des verfemten Heidentums auf:

„Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört."

Während über Schillers griechische Balladen der sanfte Glanz attischer Schönheit ausgegossen ist, qualmt uns aus dem Fackeldampf dieser Brautnacht der Geist Lukians und Julians des Apostaten entgegen. „Es ist der Sieg des griechischen Heidentums", gesteht Düntzer zu, „den der Dichter hier aus der Seele der im Kampfe mit dem Christenthum ringenden alten Welt heraus in einem ergreifenden Mythus feiert."[1]

„Was er dem Christentum am wenigsten verzieh", meint E. Caro[2], „das war seine mystische Moral, die unversöhnliche Feindin jeder Sinnlichkeit. Als Philosoph proklamiert er sich zum Apostel der Glückseligkeit. Er empfiehlt den Genuß, er erklärt ihn zum Gesetze."

Der wirkliche Gegensatz ist aber hiermit nicht ausgesprochen. Mit all seinen hundert Liebesliedern hat sich Goethe, ebensowenig als Heine, wahres Glück und wahre innere Befriedigung ersungen. Hundert Zeugnisse beweisen das. Das Christentum aber hat er sich selbst zum Zerrbild entstellt. Denn so wenig die christliche Moral auf Zerstörung des leiblichen Lebens oder der menschlichen Gesellschaft gerichtet ist, so wenig tritt sie jedem Lebensgenuß, jeder Lebensfreude hemmend entgegen. Sie verbietet nur das Unerlaubte und beschränkt mild und weise das Erlaubte, um das durch die Sünde zerstörte Gleichgewicht im Menschen wiederherzustellen, den Leib der

---

stellt." — Crabb Robinson erzählt, daß Herder bei Erwähnung der Balladen „Die Braut von Corinth" und „Der Gott und die Bajadere" blitzenden Auges ausgerufen habe: „Das sind zwei scheußliche Producte!" Robinson will das Urteil zwar auf Herders Eifersucht auf Goethe zurückführen, muß aber doch zugestehen, daß die Gedichte dem „eng christlichen Standpunkt" anstößig erscheinen können (J.-M. Carré, Un ami et un défenseur de Goethe en Angleterre. Henry Crabb Robinson [1775/1867], avec des documents inédits, in Revue germanique. 8ème Année [1912], Nr 4, 391).

[1] A. a. O. 337.

[2] Ce qu'il pardonne le moins au christianisme, c'est sa morale mystique, irréconciliable ennemie de toute sensualité. . . . Comme philosophe, il se proclame l'apôtre de la félicité. Il recommande la jouissance, il la déclare légitime (E. Caro, La philosophie de Goethe, in Revue des Deux Mondes, année XXXV. 2e sér. LX 323).

Seele, die Sinne der Vernunft, die Vernunft aber Gott zu unterwerfen und dem Menschen eben hierdurch jenes wahre, innere Lebensglück zu gewähren, das er, getrennt von Gott, bloß der Leidenschaft frönend, in allen Genüssen, in allen Wissenschaften und Künsten vergeblich sucht. Mit einem Freudengruß ist Christus in die Welt getreten, und durch alle Jahrhunderte katholischer Kunst und Literatur, katholischen Volkslebens und katholischer Volkspoesie rauscht wie ein Jubelsang das Alleluja des Ostermorgens [1].

Sechstes Kapitel.

Die dritte Schweizerreise. Die Propyläen.

(1797—1800.)

Der „neue Pausias" und „Jüngling von Athen" war übrigens längst kein schlanker Apollo mehr, sondern ein wohlbeleibter weimarischer Geheimrat, den Fünfzigen nahe, steif und förmlich, ein peinlich genauer Sammler, dessen Universalwissen wohlregistriert in hundert Schubladen geordnet lag und der sein Honorar noch viel sorgfältiger abzählte als die Füße seiner Hexameter. Wenn der griechische Halbgott zufällig seinen soliden dicken Überzieher vergaß, so setzte es schon leicht eine Erkältung ab, und auch andere prosaische Eigentümlichkeiten eines älteren Herrn fehlten nicht. Auch sein „Blumenmädchen" war längst keine ätherische Grazie mehr. Sie hatte zwar als Mutter nicht viele Sorgen gehabt; aber ihre jugendliche Zierlichkeit war verblüht, und ihre zunehmende Beleibtheit gab den andern Musen von Weimar viel Stoff zu boshaften Stichelreden. Das dritte Mitglied der kleinen Haushaltung, der achtjährige August, wurde von Papa und Mama stark verhätschelt [2].

Mit Christiane und August reiste Goethe am 30. Juli 1797 nach Frankfurt ab, um seine nunmehr 66jährige Mutter zu besuchen. Die erforderlichen Pässe erbat er sich von Johann Friedrich v. Koppenfels: „Ich überlasse Ew. Hochwohlgeb. ob Sie unbedenklich finden etwa einen dergleichen auf Frau Vulpius und Sohn ausfertigen zu lassen, oder was Sie sonst schicklich und zweckmäßig finden." [3] Es ging jetzt nicht mehr in Saus und Braus, wie ehedem mit dem Herzog und dem lustigen Wedel. Man

---

[1] Vgl. P. v. Keppler (Bischof von Rottenburg), Mehr Freude, ein Ostergruß (75. Tausend), Freiburg 1912.

[2] Goethe, immer ein Kinderfreund, gab sich gern mit dem spielenden Knaben ab. Vgl. Düntzer, Goethe[2] 487; K. Muthesius, Goethe ein Kinderfreund[2], Berlin 1910.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 207. Die sehr bezeichnende Sperrung rührt von Goethe selbst her.

reiste nur bei Tage, gönnte sich nachts behagliche Ruhe und brauchte so vier Tage bis zur alten Kaiserstadt[1]. Die Frau Rat war noch die alte gemütliche Bürgersfrau. Von ihrer verstorbenen Tochter hatte sie schon Enkel und Urenkelchen, schrieb den lieben Enkeleins die herzlichsten Briefe[2] und klöppelte für die Häubchen ihrer Urenkelchen Brabanterspitzen, ging brav in die Kirche, auch wohl ins Theater, und blieb auf ihre Weise schlicht, einfach und fromm, obwohl der Frankfurter Poet Gerning sie als Göttermutter in sapphischen Strophen verherrlichte[3]. Der Besuch des Sohnes brachte einen Festtag in ihr sonst einförmiges Leben. Sie dankte ihm im Winter noch herzlich dafür:

„Das erste ist, daß ich Dir danke, daß Du diesen Sommer etliche Wochen mir geschenkt hast — wo ich mich an Deinem Umgang so herrlich geweidet — und an Deinem so außerordentlichen guten An und Aussehen ergötzt habe! Ferner daß Du mich Deine Lieben hast kennen lernen, worüber ich auch sehr vergnügt war, Gott erhalte euch alle ebenso wie bisher und ihm soll davor Lob und Dank gebracht werden. Amen. Daß Du auf der Rückreise mich nicht wieder besucht hast, that mir in einem Betracht leid.“[4]

Goethe blieb bis zum 25. August in Frankfurt. Hatte er schon auf seiner italienischen Reise der Korrespondenz und sonstiger Schreiberei einen mehr als zuträglichen Raum verstattet, so wurde es jetzt bei weitem noch schlimmer; er arbeitete sich immer mehr in die fast aberwitzige Idee hinein,

---

[1] Vgl. Reise in die Schweiz 1797, bearbeitet von Joh. Peter Eckermann (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 201—445). — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 221 ff. — H. Viehoff, Goethe's Leben[5], Stuttgart 1887, III 206 ff.

[2] Vgl. Baronin von Brockdorff, Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins, Schleswig 1902.

[3] R. Keil, Frau Rath, Leipzig 1871, 321 ff. — „Im Theater hatte sie in der Bethmannschen Loge einen festen Platz, wo sie bis an ihr Ende, täglich geputzt und geschminkt, im Sommer Kühlung, im Winter Wärme suchte.“ „In späteren Jahren war sie genöthigt sich einzuschränken; sie verkaufte ihr Haus, bezog eine kleine Wohnung, beschränkte sich auf eine Magd, ließ sich aus der Garküche speisen, versagte sich den Wein, hat aber nie ein Wort der Klage vernehmen lassen. Insonderheit hat mir Frau Mals noch manches über die Frau Rath erzählt.“ „Einmal, wie ihr Sohn krank gewesen, habe die Frau Rath Goethe sie besucht und ihr gesagt, sie solle sich um den Bub nicht grämen, der würde schon besser werden. Viel Freud' werde sie aber nicht daran erleben, das sei gut, so lange man sie auf dem Schoß habe. Sie habe einen in Weimar, vor dem ganz Europa die Knie beuge. Sie wolle ihr aber nicht wünschen, auch nur den zehnten Theil des Kummers zu haben, den der ihr gemacht“ (Bilder aus Karl Sievekings Leben, Hamburg 1887, 122 [Brief Sievekings aus Frankfurt von Anfang April 1835]).

[4] Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August von Goethe, Weimar 1889, 143. Vgl. A. Köster, Die Briefe der Frau Rath Goethe II[4], Leipzig 1908, 36.

alles wie ein Gott komprehensiv erkennen, alles wissen und begreifen zu wollen. Da das bei Städten schon schwer wurde, so versuchte er die Methode seiner „Fisch- und Wurmanatomie“ darauf anzuwenden und verfiel sogar auf den Gedanken, die eigene Vaterstadt durch schablonenmäßiges Studium zu erschöpfen.

„In früherer Zeit“, schreibt er an Schiller[1], „imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserem Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist, zurecht stellen, an Frankfurt selbst als an einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu meiner weiteren Reise vorbereiten.“[2]

Er war ein solcher Philosoph und Bureaukrat geworden, daß er gar nicht mehr an das Treiben seiner Jugend dachte[3] und daß ihm das leichtsinnige Leben der nicht einmal besonders großen Stadt wie etwas Außerordentliches erschien:

„Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.“

„Ich gewöhne mich nun, alles wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke aufzuschreiben, ohne die genauste Beobachtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern, oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken.“

„Ich habe mir“, heißt es in einem späteren Brief, „Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen:

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 219 f. Vgl. ebd. 4. Abt. XII 216 f.

[2] Vgl. seine Tagebuchaufzeichnungen (ebd. 3. Abt. II 78—84).

[3] „Gerade bei ihm, einem Sohne Frankfurts, möchte man erwarten, daß die Stätten, die ihm während des Vierteljahrhunderts, das er in Frankfurt verbracht hatte, lieb und werth geworden, genannt und besucht worden wären. Es dürfte nicht eben sentimentale Anwandlung heißen, wenn man erwartet, daß er das väterliche Haus wenigstens angeschaut oder die Grabstätte des Vaters besucht hätte. Aber auch das, was man gerade in den Aufzeichnungen eines geschichtlich gebildeten Mannes erwartet, den Hinweis auf die historisch merkwürdigen Stätten, sucht man vergeblich“ (L. Geiger, Goethe in Frankfurt am Main 1797, Frankfurt 1899, 81).

Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscurrente einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, in wie fern ich gut unterrichtet bin, und in wie fern mein Urtheil mit dem Urtheil wohl unterrichteter Menschen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Äußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen." [1]

Wirklich fing er noch, einen Tag vor seiner Abreise von Frankfurt, an, eine Sammlung von 200 französischen satirischen Kupfern nicht bloß zu schematisieren, sondern sogar „einzeln zu beschreiben und es geht sehr gut". Dazu exzerpierte er italienische Zeitungen, beschrieb ausführlich sämtliche Dekorationen einer Opernaufführung und charakterisierte sämtliche Schauspieler und Schauspielerinnen, wie wenn er Buch über sie hätte führen sollen.

Bei einem längeren Aufenthalte in London oder Paris hätte er notwendig ganze Wagenladungen von Materialien zusammengebracht. Zum Glück für ihn ging die Reise nicht so weit, vorläufig bloß über Schwaben in die Schweiz, und so legte sich die Sammelwut nach einigen Wochen wenigstens etwas. Dennoch erließ er nicht nur an Schiller, sondern auch an den Herzog Carl August so umständliche und aktenmäßige Berichte, daß dieser sich darüber lustig machte: „Göthe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen: es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird." [2] Mit Recht mahnte Schiller daran, Goethe sollte

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 220 f 237 f. Vgl. ebd. 4. Abt. XII 217 f 260 f. Während die Briefe an ersterer Stelle unter dem 8. und 15. August stehen, sind sie an der zweiten vom 9. und 22. datiert. — Vgl. auch Eckermann, Gespräche [8] 52. — By the bye, Goethe in giving an account of a tour into Switzerland, berichtet H. C. Robinson unterm 13. August 1829, relates that on his journey he collected all the papers of the day — all the hand-bills, advertisements, all his own bills and every paper he could lay his hands on and so it was that his narrative at least had the merit of truth. — Goethe observed that evening that he had all these papers still — and he repeated the remark, which is one of his fixed ideas, that it is by the most laborious collection of facts that even a poetical view of nature is to be corrected and as it were authenticated. He remarked — in the same spirit, that occasional poems are among the best poems, when the poet takes care to retain all the spirit of the occasion (v. Biedermann, Goethes Gespräche IV [2] 134). — L. Geiger (a. a. O. 48) gibt einen Auszug von Bd 1 der Reise-Akten 1797.

[2] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 224.

„mehr darauf denken, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß.“ [1] Es war vergeblich. Unterwegs kam

[1] Jonas, Schillers Briefe V 226. — Der Exkurs „Eine Charakteristik. Problematisch“ (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLII 2, 506 f; vgl. darüber B. Suphan in Goethe-Jahrbuch XVI 20—30) bietet nach Suphans Annahme eine Selbstschilderung Goethes vom August 1797 aus Frankfurt an die Adresse Schillers. „Immer thätiger nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunct und die Base seiner Existenz. Hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden, und da er nicht beschauend, sondern nur practisch ist, nach außen gerichtet entgegenwirken: daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum thätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat. Da er sich aber gegen alle drey bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall bringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunct gelangt, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte. Seine theilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. Im Geschäftlichen ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgend eine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterwegs immer etwas Gebildetes erscheint. Bey Hindernissen hat er keine Biegsamkeit; aber er giebt nach oder widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Ueberzeugung oder seine Stimmung es im Augenblicke gebieten. Er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfniß, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geists der sie behandelt, als auf die Gegenständ selbst ankommt: seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war, hat er dieser Geistesthätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr regulirt und lieber gewonnen: so wie er sich jenen anderen beyden Tendenzen, die ihm theils habituell, theils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtseyn und in der Beschränkung die er kennt, gelegentlich ausübt; um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zu statten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen. Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtseyn wirken, indeß die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften: er darf nicht lesen, ohne durch das Buch gestimmt zu werden; er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sey ihm so wenig eigen als möglich, thätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt“ (Suphan a. a. O. 21—23).

ihm zwar die Idee zu den sogenannten Müllerromanzen: „Der Edelknabe und der Mühlbach“, „Der Junggesell und der Mühlbach“; er verfaßte die Elegien „Amyntas“ und „Euphrosyne“ und entwarf den Plan zu einem Epos „Wilhelm Tell“. Das alles war indes das Werk kurzer Zwischenräume. Statt wie ehemals dichterisch die herrliche Alpennatur zu genießen, verlor er sich in einer enzyklopädischen Analyse des schweizerischen Lebens.

„Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung; und die Übersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht in's Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen.“ [1]

Das ist vor dem Spiegel geschrieben. Wer sollte in diesem naturhistorisch-geographisch-ökonomisch-politischen Rubrizisten den fröhlichen Götterjüngling wieder erkennen, der zwanzig Jahre früher in den Bergen herumtollte und dem das Land damals nichts weniger als „sonderbar“ vorkam! Wie wenig er mit seiner Methode und seinen Schemata auch nur die kleine Schweiz zu erschöpfen vermochte, zeigte der Erfolg. Es kam weder ein „Tell“ zustande, noch irgend ein bedeutendes Gedicht über die Schweiz, noch eine erquickliche Reisebeschreibung [2]. Nur einige Stellen des Faust erinnern an die

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 414 f. Vgl. ebd. 4. Abt. XII 327 f.

[2] Die bruchstückweisen Notizen und eine Anzahl Briefe erschienen erst 1833, nach seinem Tode, in den „Nachgelassenen Werken“ (III. Vgl. WA 3. Abt. II 84—194. Vgl. auch Eckermann, Gespräche [3] 46). — L. Geiger (Goethe in Frankfurt a. M. 1797) macht S. 50—55 seine Zweifel an Goethes Redaktion geltend; erst die in der WA zu erwartenden Tagebücher würden übrigens ein abschließendes Urteil in der

phantastischen Eindrücke, welche die Alpen in seinem Gemüte hinterlassen haben, — Eindrücke, die er sich aber ohne solches Aktensammeln viel einfacher hätte verschaffen können.

Die Reise ging von Frankfurt über Stuttgart, Tübingen, Hechingen, Balingen, Wellendingen und Tuttlingen nach Schaffhausen, wo Goethe am 17. September ankam. Der 18. wurde dem Rheinfall gewidmet. Am 19. fuhr er über Bülach nach Zürich, wo er mit seinem Freunde Heinrich Meyer zusammentraf. Lavater und die andern Freunde von ehedem wurden als Exkommunizierte und unverbesserliche Christen nicht mehr besucht[1]. Am 21. fuhr er mit Meyer in dessen Heimatsort Stäfa am Zürichersee und besichtigte hier die Kunstwerke, welche dieser aus Italien mitgebracht hatte. Nach einer Woche ruhigen Aufenthalts an den Ufern des lieblichen Sees brachen die beiden Freunde am 28. auf, um einen kleinen Ausflug über

---

Frage ermöglichen. Nachdem aber die Tagebücher erschienen sind, erweisen sich die Zweifel L. Geigers als unbegründet (vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. IX 138 ff).

[1] „Göthe ist bei uns — ohne daß wir uns sahen" — schreibt Lavater an Meta Post (Hedwig Waser, Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen, Zürich 1894, 91 Anm.). „So gern ich ihm etwas gesagt hätte, ich bin froh, außer der Verlegenheit zu sein, ob ich ihm seinen ‚Schwärmer, der im dreißigsten Jahre gekreuzigt werden sollte, damit der Betrogene kein Schelm werde' (so intolerant sind die Eiferer gegen Bonzen ohne Bonzengift!) und seine ‚Wanzen und † —' vorhalten, oder ihn als einen dezidierten Antichristen wegstoßen sollte. Die Orthodoxen und Schwärmer sind sehr intolerant. Intoleranter die Theologen, am intolerantesten die Atheisten und Lästerer!" „Dies weist auf das 53. und 67. der Venetianischen Epigramme hin", fügt Hedwig Waser hinzu, „von denen sich 53, 56, 57, 67 sicher auf Lavater beziehen, ebenso ein zurückbehaltenes, in Goethe-Jahrbuch II 231 mitgeteiltes. Daselbst sind auch noch deutlicher auf Lavater zielende Fassungen von 53 und 57. Jenes ungedruckte Epigramm Goethes scheint mir Lavaters 1790 zu Berlin erschienene Monatsschrift ‚Antworten auf wichtige und würdige Fragen und Briefe, weiser und guter Menschen' lächerlich machen zu wollen; es heißt:

‚Guten schreibt er, das glaub ich, die Menschen müssen wohl gut sein,
‚Die das alberne Zeug lesen und glauben an ihn.
‚Weisen denkt er zu schreiben, die Weisen mag ich nicht kennen.
‚Ist das Weisheit, bei Gott, bin ich mit Freuden ein Thor.'"

(Vgl. auch Goethes Werke, WA 1. Abt. I 458 f [Lesarten]). — „Es ist kein Zweifel", bemerkt E. Haug (Goethe und Lavater, in Allgemeine Zeitung 1902, Beilage Nr 117), „auf wessen Seite in dieser Tragödie der Freundschaft unsere Sympathien sind. Im ganzen Buche (H. Funck, Goethe und Lavater, Weimar 1901) findet sich nichts Unlauteres an Lavater. Er ist manchmal nicht taktvoll, nicht besonnen, nicht vorsichtig, nicht zurückhaltend, im ganzen etwas kindlich — alles keine Fehler des Herzens. Goethe dagegen hat entschieden nicht edel gehandelt. Es mochte ja sein, daß ihm die Belehrungssucht Lavaters lästig, ja widerlich war und ihm seine Liebe raubte. Aber wenn man den Freund nicht mehr lieben kann, so soll man schweigen, nicht ihn vor aller Welt brandmarken."

Einsiedeln, Schwyz, Altorf auf den Gotthard zu machen. Am 2. Oktober erreichten sie das Gotthardhospiz, am 8. waren sie über Zug schon wieder in Stäfa[1].

So kurz Goethes abgerissene Reisenotizen sind, so enthalten sie doch alle Keime einer schönen Reisebeschreibung — die reichste Fülle genauer Beobachtung, geistreicher Auffassung und echt poetischer Ideen. Hätte er nur auf seine unglücklichen Schemata und Schablonen verzichtet und seinen hellen, vielseitigen Geist frei walten lassen, so wäre notwendig eine höchst anziehende Beschreibung oder irgend ein bedeutendes dichterisches Erzeugnis entstanden. Aber er wollte zu viel. Neben der Reiseschilderung, an der er diktierte, schwebte ihm noch immer Italien vor und das unabsehbare Meer seiner Kunstschätze, die ganze bunte Welt der Renaissance und das klassische Altertum mit seiner Bildhauerkunst, Malerei, Baukunst und Poesie. Dieser Ozean des Kunstschönen zerfloß in seiner Vorstellung in dem ebenso uferlosen der Natur. Er wollte der echten Kunst durch die Natur und der Natur durch die Kunst habhaft werden, und da er, aus Mangel an philosophischer Schulung, weder dem Erfahrungswissen noch der philosophischen Spekulation ihren Anteil abzuwägen und zuzuweisen wußte, zersplitterte er dabei seine Kraft an ein unfruchtbares Bemühen.

So verfiel er endlich auf den Plan, die Summe seiner Beobachtungen, Einfälle und Spekulationen in kleinen Aufsätzen vor die Lesewelt zu bringen. Er hatte eine Flut von Ideen, Meyer einen ansehnlichen Vorrat von kunstgeschichtlichen Kenntnissen. In Schillers historische, philosophische und idealistische Welt paßte Goethes naturgeschichtliche, realistische Welt nun einmal nicht. Man kam also auf den Gedanken, eine eigene Zeitschrift zu gründen: „Die Propyläen". Es wurden ein paar Freunde, anstandshalber auch Schiller, zur Mitarbeit eingeladen; aber da dieser sich fast gleichzeitig veranlaßt sah, die „Horen" eingehen zu lassen, und die ganze Tendenz des neuen Organs seiner Richtung widerstritt[2], so dürfte es sich bei der Einladung nur um eine Formalität gehandelt haben. Jetzt wechselten die Rollen: Goethe wurde Chefredakteur, Meyer sein ergebener Adjutant, Schiller Mitarbeiter, wenn er wollte.

Für Schiller ward diese Wendung der Dinge zu einem wahren Segen. Er schloß nun endlich das Redaktionsbureau, das ihm jahrelang die beste Kraft und Zeit entzogen hatte — er ward nun vollständig Dichter und brachte trotz zunehmender Kränklichkeit in der knappen ihm noch beschiedenen

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 259 ff. Vgl. ebd. 4. Abt. XII 271 ff. — „Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden", schreibt er am 23. September an Christiane, „wenn ich dich nicht mitnehmen kann" (ebd. 307).

[2] Goethe selbst fühlte die „Kluft" zwischen sich und Schillers „höchst beweglichem und zartem Idealism" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 189 f).

Zeit mehr zu stande als früher in den zwanzig Jahren seiner besten Jugendkraft. An Goethe jedoch sollte sich das gewagte Unternehmen ernstlich rächen. Er wurde dadurch in der Blüte der Kraft von seiner glänzenden Dichtertätigkeit fast ganz abgezogen — und erwies sich schließlich als ein sehr mäßiger Redakteur, ein zwar geistreicher, aber doch nicht bahnbrechender Kunsttheoretiker und — bei allem Fleiß und einer entschiedenen natürlichen Begabung, doch als ein mangelhaft vorgebildeter Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete.

„Jedem Kunstverständigen“, sagt G. F. Waagen[1], „welcher mit Unbefangenheit die Werke Goethe's liest, muß es deutlich werden, daß der Sinn für bildende Kunst und namentlich für die Malerei diejenige Seite war, worin die Natur diesen so wunderbar begabten Genius am mindesten freigebig ausgestattet hatte.“ Wenn v. Urlichs[2] Goethes Fehlgriffe auf diesem Gebiete bloß seiner „angelernten Bescheidenheit“ und „fremden Stimmen“ zuschreibt, so beurteilt er sowohl Goethe zu günstig als seine Freunde zu ungünstig. Hätte Goethe wirklich Genie für die bildende Kunst gehabt, so hätte es sich gerade durch frühe selbständige Erkenntnis zeigen müssen. Aber das war nicht der Fall.

Das Kühne, fast Verwegene seines Unternehmens scheint er einigermaßen selbst empfunden zu haben. In der Einleitung, mit der er die neue Zeitschrift beim Publikum einführte, trat er in bescheidenem, zurückhaltendem Tone auf. Es weht hier nichts mehr von jener dithyrambischen Kunstbegeisterung, mit welcher er einst über das Straßburger Münster sich ausließ. Damals war alles Genie, Natur; jetzt war alles Studium, Kunst. Er scheint eher lernen und sich beraten als lehren zu wollen:

„Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

„Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Äußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

„Will jemand noch besonders, bei dem Worte Propyläen, sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athieniensischen Burg, zum Tempel der

---

[1] „Goethe's Kunsturtheil“ (v. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst I 79). — Goethe judged of art, bemerkt E. Dowden (New Studies in Literature 237), as a man of the eighteenth century, as one who distinguished imperfectly between sculpture of the Greek classical period and the copies reproduced by the later artists for their Roman patrons.

[2] Goethe und die Antike, in Goethe-Jahrbuch III 3 4.

Minerva gelangte, so ist auch dieß nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

„Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

„Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und, in gewissen Fächern, welche mehr als die deutsche?“ [1]

Der Irrtum, von welchem Goethe hier ausgeht, ist heute ziemlich allgemein überwunden [2]. Jedermann weiß, daß die neuere Welt ihre Kunstbildung nicht ausschließlich den Griechen verdankt, daß diesen Ägypter, Assyrier und Inder vorangegangen, daß Römer und Italiener und viele andere Völker die griechische Kunst selbständig weitergebildet haben, daß es auch eine selbständige deutsche Kunst gibt, und daß der Kölner Dom und das Kölner Dombild, die Bildhauerei und Kleinkunst des Mittelalters nichts mit der Akropolis zu tun haben, aber doch ihre selbständige Daseinsberechtigung besitzen, so gut wie ein Shakespeare und Calderon neben Sophokles und Euripides, ein Dante neben Homer ihren Ehrenrang einnehmen.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVII 5 f.

[2] Daß Goethe selbst teilweise, freilich nicht ohne Schwankungen, davon abkam, gereichte dem Maler Peter Cornelius zu großer Befriedigung, und er knüpfte daran folgende interessante Bemerkungen: „Göthe war darüber auch zur richtigen Einsicht gekommen, und in seinen Schriften bricht einmal sein Genius durch: ‚Wir können keine Griechen werden‘, schrieb er einmal, ‚wir müssen uns an die barbarischen Avantagen halten (so drückt er sich seltsamerweise aus), an Shakespeare und an die Nibelungen z. B. und die in griechischem Geiste beleben.‘ Und da hat er's getroffen. Im Griechenthum werden wir immer unser Licht und unsere Leuchte suchen müssen; aber die Tiefe der Ideen ist jetzt eine größere, die Anschauungen sind richtigere. Die muß man nun geben, und es war recht wenig bedacht vom guten Friedrich Wilhelm dem Vierten, als er die recht schönen und stilvollen Figuren auf die Schloßbrücke setzte, die greifen ja nicht in's Leben ein; die Kunst soll und muß das aber! Sehen Sie, die Griechen hatten keinen Himmel und keine Hölle; wenn wir Todesgedanken darstellen wollen, haben wir viel erhabenere und wahrere Ideen als sie zu geben: sie machten auf ihren Sarkophagen Bacchanalien, brachten die in äußere Kultverbindung, haben aber doch ihre Geistesarmuth in dieser Richtung nicht verstecken können“ (M. Lohde, Gespräche mit Cornelius, bei v. Lützow, Zeitschrift für bildende Kunst III 3).

Zugegeben, daß die griechischen Künstler sich am meisten dem Ideal des einfach natürlich Schönen genähert hatten, so war der naturgemäße Weg, von den Griechen etwas zu lernen, bereits durch Winckelmann eingeschlagen, und Goethe konnte nichts Besseres tun, als dessen Bilderatlas zu vervollständigen, die Beschreibung der Kunstwerke zu erweitern, zu vertiefen, zu ergänzen, im Anschluß an sie eine vollständige Geschichte der griechischen Kunst zu geben und auf Grundlage derselben dann eine verläßliche Theorie aufzubauen. Eine solche Geschichte der griechischen Kunst hätte sich ebenso leicht zur allgemeinen Kunstgeschichte, eine solche Theorie der griechischen Kunst zur allgemeinen Ästhetik erweitern lassen.

Das lag aber nicht in Goethes Absicht. Was er wollte, wird durch nichts besser und gründlicher charakterisiert als durch das Schema, welches er seiner „Einleitung" als „Einleitung" vorausschickte:

„Veranlassung des symbolischen Titels — Das Werk soll eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen, harmonisch verbundner Freunde, über Natur und Kunst enthalten — Aufmerksamkeit des Künstlers auf die Gegenstände — Bemerkungen — Praktischer Gebrauch — Mittheilung — Betrachtungen — Gefahr der Einseitigkeit — durch Verbindung mit mehreren Gleichdenkenden vermindert — Freundschaftliche Verbindung zu fortschreitender Ausbildung — Vortheile des Gesprächs — eines Briefwechsels — kurzer Aufsätze — Verhältniß des Schriftstellers zum Publicum — in früherer Zeit — in späterer — Wünsche — — Übereinstimmung der Verfasser im Ganzen — Abweichung im Einzelnen — Harmonie mit einem Theil des Publicums — Disharmonie mit einem andern — Beharrlichkeit auf Einem Bekenntnisse — Natur — Forderung an den Künstler, daß er sich an die Natur halten solle — Größe dieser Forderung — Naturstoffe — praktische Ausbildung sie zu beherrschen — theoretische Ausbildung — Nöthige Kenntnisse — Schwierigkeit aus der Schule des Anatomen, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers aufzusuchen, was zum Zweck des Künstlers dient — Die menschliche Gestalt kann nicht allein durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden — in der Kenntniß liegt die Vollendung des Anschauens — Beispiel von Naturbeschreiber, der zugleich Zeichner ist — Überblick über organische Naturen überhaupt — die vergleichende Anatomie erleichtert ihn — organisches Verfahren der Natur — organisirendes Verfahren des Künstlers — Unorganische Naturen — Kenntniß derselben erleichtert — Allgemeine Naturwirkungen — Nöthige Einsicht in ihre Gesetze — Töne — Farben — — Kunst — Aufsatz über bildende Kunst zunächst versprochen — Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen — Gegenstand durch den Künstler ergriffen — Kunstkreis abgeschlossen — Fabel, Inhalt des Kunstwerks — Sorgfalt bei der Wahl — ausführliche Abhandlung zunächst — Behandlung — geistige — sinnliche — mechanische — — Der Mensch leidet von

seinem Zeitalter, wie er von demselben Vortheil zieht — Einfluß des Publicum auf die Kunst — Einstimmung des Künstlers — Zufriedenheit beider mit einander — Einzelnes Beispiel, Schwierigkeit von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen — Wirkung eines Aufenthalts in Italien auf den Künstler — Sein Schicksal nach seiner Zurückkunft — Wirkung schlechter und guter Kunstwerke auf Empfindung und Einbildungskraft — Die Neuern nennen die Alten ihre Lehrer und entfernen sich von ihren Maximen — einzelne Beispiele — Vermischung der Kunstarten, als Zeichen des Verfalls — Beispiel von der Bildhauerkunst — Auszusprechende Maximen — Sie sind aus den Kunstwerken gezogen — sind von dem Künstler praktisch zu prüfen — sind bei Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke zum Grunde zu legen — Eine genaue Kritik der ältern sowohl als neuern Kunstwerke nöthig — Beispiel von der wachsenden Kenntniß des Liebhabers in der plastischen Kunst — Höchster Grad der Einsicht — mehrere Menschen können darnach streben — — Von Kunstwerken sollte man eigentlich nur in ihrer Gegenwart sprechen — doch läßt sich auch für solche Leser schreiben, welche die Werke gesehen haben, und sehen werden — Wie man auch den übrigen nützlich sein kann? — Nur auf dem höchsten und genausten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte ruhen — Psychologisch-chronologischer Gang des Auf- und Absteigens der bildenden Kunst — Beurtheilung der alten und neuern Kunst nach Grundsätzen — Maximen am nöthigsten bei Beurtheilung der gleichzeitigen Künstler — — Ausdehnung des Werks auf andre Gegenstände — Theorie und Kritik der Dichtkunst wird sich besonders an diese Arbeit anschließen — — Über Kunstlocal — Italien, als ein großer Kunstkörper, wie er vor Kurzem noch bestand — Zerstücklung desselben — Kunstkörper in Paris — Was Deutschland und England thun sollte, einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorschläge künftig." [1]

Zur Verwirklichung dieses gigantischen Programms, das schon unsern heutigen nationalen und internationalen Museen, Kunstausstellungen, Kunstreisen, Preisausschreiben und anderweitigen Veranstaltungen zur Förderung der Kunst, Künstlerbildung und Kunstpflege vorauseilte, hätte Goethe wenigstens einen Napoleon zum Protektor, Rom, Florenz, Paris und London zum abwechselnden Aufenthalt und die ersten Kunstkenner und Künstler Europas zu Mitarbeitern haben müssen. Die bescheidenen Mittel standen zum weitgezogenen Prospekt in keinem Verhältnis.

Der treue Heinrich Meyer arbeitete zwar recht fleißig. „Als Beschreiber von Kunstwerken", urteilt v. Urlichs, „namentlich als sorgfältiger Beobachter der stilistischen Unterschiede hat er sich eine wohlverdiente Anerkennung verschafft, auch die Münzen fleißig herangezogen; aber als Kenner und

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVII 3 f.

Kritiker hängt der Zopf ihm hinten."[1] Wegen der ihnen zu Grunde liegenden sorgsamen Beobachtung haben seine Beiträge zu den „Propyläen": „Über die Gegenstände der bildenden Kunst", „Über etrurische Monumente", „Niobe mit ihren Kindern", „Über Masaccio" und „Über Raphaels Werke, besonders im Vatican", noch heute einigen Wert. Namentlich sein Aufsatz „Über Lehranstalten zu Gunsten der bildenden Künste" verdient heute noch Beachtung. Aber gegen die Leistungen späterer Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller verschwinden seine Aufsätze denn doch, und ohne seine Beziehung zu Goethe wäre er wohl nie zu einer weiteren Berühmtheit gelangt[2]. In merkwürdigem Gegensatz zu dem vielverheißenden Programm der Zeitschrift standen Goethes eigene Beiträge.

Zum ersten Band (1798 und 1799) lieferte er eine kleine Studie „Über Laokoon"[3], ein kurzes Gespräch „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke"[4] und fing dann, da Kenntnisse und Arbeitskraft bei so vielen andern Beschäftigungen nicht zu selbständiger Forschung ausreichten, „Diderot's Versuch über die Malerei"[5] zu übersetzen an.

Im zweiten Band (1799) ward die Übersetzung aus Diderot fortgeführt und mit einem ästhetischen Salongeplauder begleitet, welches geistreicher Bemerkungen nicht entbehrt, aber höchstens dazu dienen konnte, modische Kunstliebhaber auf ein ernsteres Kunststudium hinzulenken. Das eigentliche Studium blieb ihnen überlassen. Das Stück heißt: „Der Sammler und die Seinigen"[6].

Als es sich im Jahre 1800 um den dritten Band handelte, hatte Goethe nichts Druckreifes zur Hand als „Einige Scenen aus Mahomet, nach Vol-

[1] Goethe und die Antike, in Goethe-Jahrbuch III 16. — „Er ist ein Kohlstrunk und wird ein Kohlstrunk bleiben", schrieb Herder über Meyer aus Rom ([Düntzer u. G. v. Herder] Herders Reise nach Italien, Gießen 1859, 273).

[2] A. Dürr, Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Goethe, in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 20. Jahrg. 61 f. Vgl. O. Harnack, Essays und Studien zur Literaturgeschichte, Braunschweig 1899, 151—169. — Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Meyer hat Harnack (Die klassische Ästhetik der Deutschen, Leipzig 1892, 189—213) Meyers Mitwirkung „zum Gedankenkreis der Propyläen" zum Gegenstand einer Besprechung gemacht. „Es war Meyers Verdienst", schreibt er, „daß er zu Goethe's abstrakter Behandlung der Kunst den notwendigen Zusatz von Natürlichkeit und Individualität hinzubrachte; was ihm fehlte, war die Gabe des Ausdrucks, die Fähigkeit unmittelbar persönlich zu wirken. Es ist seltsam, daß der unendlich freiere, Quellen des Menschengemüts erschließende Goethe hier der strengere, rein gesetzmäßig vorgehende Beurteiler ist, dagegen der scheinbar nüchterne, hölzerne, vertrocknete Meyer der Verteidiger des Natürlichen und Persönlichen. Vielleicht hat diese seltsame Mischung und Verteilung den Erfolg der gemeinsamen Bemühungen besonders erschwert" (ebd. 213).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVII 99—117. [4] Ebd. 257—266.

[5] Ebd. XLV 247—322.

[6] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVII 121—207. Vgl. L. v. Urlichs, Goethe und die Antike, in Goethe-Jahrbuch III 19.

taire, von dem Herausgeber", und von S. 165 ab eine „Flüchtige Uebersicht der Kunst in Deutschland", S. 169 eine „Dramatische Preisaufgabe" und S. 174 die „Ankündigung" eines kleinen dramatischen Festprologs „Paläophron und Neoterpe".

Ein vierter Band — erschien nicht mehr. Die Zeitschrift hatte es nicht über 450 Abonnenten gebracht, die Zahl sank bald auf 300. Schon Aufsätze wie „Der Sammler und die Seinigen" waren dem Modepublikum zu hoch. Goethe verlor den Mut und ließ seine „Propyläen" nach drei Jahren den „Horen" in die Unterwelt folgen.

Unangenehmer für Goethe als das äußerliche Fiasko der Zeitschrift, das sich schließlich durch die Teilnahmslosigkeit der deutschen Lesewelt entschuldigen ließ, war der innere Zusammensturz seiner „Propyläen". Kunst und Natur, Himmel und Erde, alle Wissenschaften und alle Künste sollten nach seinem Versprechen in den Vorhallen der Akropolis behandelt und das Geheimnis der Kunst, wenn nicht gelüftet, doch einer Enträtselung nahe gebracht werden — und nun, nach einigen Aufsätzen, von denen die sachlich wertvollsten der Schweizer Heinrich Meyer geschrieben, ist die deutsch-hellenische Bildung richtig wieder bei Diderot und Voltaire angelangt. Ein paar Szenen aus „Mahomet" und etwas leichtfüßiges Kunstgeplauder aus Paris — das ist schließlich das Kunstgeheimnis und die „deutsche" Bildung, mit welchen man aus diesen „Propyläen" entlassen wird.

Zur Charakteristik dieser Kunstweisheit läßt sich nichts Bezeichnenderes sagen, als was Schiller von Diderot berichtet, nachdem er die Handschrift seiner Lebensbeschreibung gelesen hatte[1]:

„Diderot hatte lange und oft mit dem Mangel zu kämpfen; viele seiner Schriften danken ihre Entstehung seinem Bedürfniß, noch mehrere einer Herzensangelegenheit mit einer Madame de Roussieux, die ihn tüchtig in Contribution setzte. Madame brauchte funfzig Louis am Charfreitag. Er schrieb Pensées philosophiques und brachte ihr auf Ostern funfzig Louis. So ging's mit fünf und sechs andern Werken. Advocatenreden, Missionspredigten, adresses au Roi, Dedicationen, Avertissements, Bettelbriefe und Anzeigen neuer Pomaden flossen aus seiner Feder."

Am meisten wirkte Goethe mit seinen „Kunstfreunden" von Weimar noch dadurch, daß er überhaupt das Interesse für Kunst belebte, junge Talente zur Tätigkeit anspornte und durch Ausstellungen und Ausschreiben von Preisaufgaben Künstler und Publikum gleichzeitig zu fördern suchte. Dieses sein Mäcenatentum war indes nicht frei von einer gewissen Tyrannei und einer die Künstler beengenden Pedanterie. Durch Aufstellung und Begrenzung

[1] Jonas, Schillers Briefe II 15.

ganz bestimmter Vorwürfe entzog er dem Künstler die freie Wahl und drängte ihm mit dem Stoff schon einigermaßen seinen Geschmack auf[1].

Die Folgen hiervon hat Philipp Otto Runge, einer der talentvollsten jüngeren Maler jener Zeit, von Goethe selbst hochgeschätzt und wiederholt belobt[2], in seinen Briefen sehr anschaulich geschildert[3]. Als er im Sommer 1801 die Aufgabe „Der Kampf Achills mit den Flüssen" zu lösen versuchte, trieb ihn sein künstlerischer Geist, ein festes historisches Moment zu wählen,

---

[1] Die erste Preisaufgabe 1799 war „Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend". „Man mag die Scene als Geschichte, als symbolische Darstellung, oder bloß in Rücksicht auf das rein Menschliche betrachten, so spricht sie sich allemal vollkommen aus, wirkt angenehm auf jedes Auge, jedes Gefühl", sagt Goethe. Die zwei Aufgaben von 1800: „Hektors Abschied von Andromache" und „Odysseus und Diomedes, welche die Pferde des Rhesos rauben"; die von 1801: „Achill auf Scyros" und „Der Kampf Achills mit den Flüssen"; die von 1802: „Perseus und Andromeda"; die von 1803: „Ulyß, der den Cyklopen hinterlistig durch Wein betrügt" und „Die Küste der Cyklopen, nach homerischen Anlässen"; die für 1804: „Das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt" (allenfalls „Sündflut"); die für 1805: „Ein beliebiger Gegenstand aus den Arbeiten des Herkules"; mit Ausnahme des vorletzten lauter griechische, meist mythologische oder mythologisch gedachte Stoffe (vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVIII 3—79). — Über die „Propyläen" und die in denselben gestellten Preisausschreiben sagt W. v. Oettingen (Goethes Werke, Cottas Jubiläums-Ausgabe XXXIII XIV): „Das Publikum lehnte, mit richtigem Instinkte, beides ab. Der einseitige, völlig unmalerische Klassizismus, eine geistvolle Abstraktion, war unter naiven, sinnesfrohen, herzlich ungebildeten Künstlern ebensowenig lebensfähig wie unter der Menge der Kunstfreunde, die bei ihrem natürlichen Geschmack verharren wollten; mehr noch: dieser Klassizismus wäre bei größerer Verbreitung, für lange Zeit die Vernichtung jeder frischen Kunst geworden, da er nicht auf unbefangener Anschauung und dem Triebe zu unmittelbarer Darstellung beruhte, sondern auf einer, überhaupt nur selten vorhandenen, vergeistigten Gelehrsamkeit." — „Im allgemeinen", sagt A. Michaelis (Goethe und die Antike [Straßburger Goethevorträge], Straßburg 1899, 131 f), „litten die Preisaufgaben an großer Einseitigkeit sowohl in den Stoffen als in der Auffassung. Das Recht der Gegenwart auf eine eigene Kunst ward völlig verkannt. Ein weiterer Grundirrthum lag in der Anschauung, daß in der antiken Kunst das Hauptgewicht auf der Bildhauerei liege, die Malerei von dieser herrühre." „Während nun im Barock und Rococo die Plastik malerisch gewesen war, strebten die ‚W. K. F.' aus Mißverständniß der Antike und im Einklang mit dem Zuge der Kunst der napoleonischen Zeit dahin, die Malerei plastisch zu machen. Gemälde nahmen den Charakter bemalter Basreliefs an — wobei auch das Beispiel der zweifarbigen griechischen Vasenmalerei mitwirkte, — und das künstliche Antikisiren führte zu kühler akademischer Nüchternheit."

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 39. Ebd. 4. Abt. XIX 132 f 178 f 231 f; XX 119 f; XXI 118 f 216 f. „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden", schreibt Goethe am 16. November 1810 an Perthes. „Sein vorzüglich Talent, sein wahres treues Wesen, als Künstler und Mensch, erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bey mir" (ebd. 4. Abt. XXI 415).

[3] Ph. O. Runge, Hinterlassene Schriften, Hamburg 1840, II 112.

aber das hatte Goethe selbst in seinem Ausschreiben nahezu unmöglich gemacht, indem er dem Künstler riet, den ganzen 21. Gesang der Ilias zu lesen. Der Maler Hartmann, der frühere Weimarer Preise gewonnen hatte und den Runge befragte, meinte selbst, Goethe hätte hier einen Fehler begangen und den Künstler zum Allegorisieren und Symbolisieren gedrängt. „Es gibt hier", sagt er, „eigentlich keinen Moment darzustellen, sondern die ganze Composition ist symbolisch, und wir können sie nur rein einsehen, wenn wir die Sache auf die platte Prosa zurückführen und dann diese Prosa ganz verlassen. Die Stelle ist der höchste Punkt der Ilias, wo Achill selbst den Göttern widersteht."[1] Je länger und ernstlicher sich Runge mit dem Gegenstand beschäftigte, desto tiefer empfand er das Unfruchtbare, das in dieser künstlichen Auferweckung der Antike lag:

„Der Achill und Skamander, sammt den Sachen, wie das nach und nach zur Vollendung gebracht werden soll, ist doch am Ende ein vergeblicher Wunsch; wir sind keine Griechen mehr, können das Ganze schon nicht mehr so fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunstwerke sehen, viel weniger selbst solche hervorbringen, und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern? Die neue Aufgabe („Perseus und Andromeda") ‚läßt viel Empfindung und Symbolisches zu'; nun können wir sitzen, gehen und empfinden; das heißt uns: beim verkehrten Ende anfangen. — Der Tiresias ist ‚eine neue Entdeckung in der Composition', — ja die Leute jagen nach Sujets, als wenn die Kunst darin stäke, oder als wenn sie nichts Lebendiges in sich hätten. Muß denn so etwas von außen kommen? Haben nicht alle Künstler, die noch ein schönes Kunstwerk hervorbrachten, erst ein Gefühl gehabt? haben sie sich zu dem Gefühl nicht das passende Sujet gewählt?"[2]

Obwohl Runge seinen ersten Erfolg, nicht ohne Anregung durch Verse Herders und Goethes, mit einem mythologisch-symbolischen Bilde, „Triumph des Amor", erlangt hatte, so war er doch zu tief religiös, ernst und ideal angelegt, um jene methodische Züchtung eines neuen Kunst-Griechentums auf die Dauer zu ertragen. Er fühlte die ganze Unnatur eines Strebens, das, alle historische Entwicklung verleugnend, über die Jahrhunderte hinweg ins Altertum zurücksprang und die Kunst von neuem zur Religion machte.

„Die Religion ist nicht die Kunst", schrieb er seiner Schwester[3]; „die Religion ist die höchste Gabe Gottes, sie kann nur von der Kunst herrlicher und verständlicher ausgesprochen werden. Es gibt ein böses Wesen in der Welt, das eben so den Schein für sich hat und das eben so nach der Er-

---

[1] Ph. H. Runge, Hinterlassene Schriften II 78.

[2] Ebd. I 6. — Vgl. Chr. Schuchardt, Die Goethestiftung und die Goetheschen Preisaufgaben. Mit einem Blicke auf die neueste Kunstrichtung, Weimar 1861.

[3] A. a. O. II 148. Vgl. II 124.

scheinung strebt, wie das Gute, aber die lebendige Kraft ist nicht in ihm, und es verlischt zuletzt in sich selbst: das ist das, was jetzt in der Welt regiert und überall die Oberhand allenthalben hat. Aber das kann nicht so bleiben und wird alles bald anders."

Zwar milder in der Form, aber sachlich nicht weniger ungünstig lautet das Urteil des sonst für Goethe warm begeisterten Kunstforschers Felix v. Rumohr[1]:

„Von Göthe verletzte Künstler und Kunstfreunde mögen nie aus den Augen lassen, daß Göthe in seiner dichterisch-philosophischen Ausbildung der Kunst und allem sie Angehenden der Welt das ehrenvollste Zeugniß abgegeben und durch Lehre und Beispiel einer ganz von ihr abgewandten Zeit für sie die größte Achtung mitgetheilt. Anderseits ist freilich auch nicht zu verkennen, daß seine historischen Kenntnisse und technischen Einsichten weder sehr mannichfaltig, noch selbst zusammenhängend waren; daß er in seinem langen Leben für die Kunst nie einen festen Standpunkt gewonnen, häufig dem Einflusse niedriger gestellter Kunstfreunde sich hingegeben hat, daher nicht selten in Widersprüche und Schwankungen verfallen ist, welche in dieser Hinsicht seinem Ansehen schaden mußten."

„Goethe, der feine Kenner alter Kunst", urteilt ein moderner Kunstkritiker, Cornelius Gurlitt[2], „war unempfindlich für die Schwächen der Zeitgenössischen. Ihm schien es daher auch genügend, für gute Schulen zu sorgen, in welchen das Handwerkliche gelehrt und die großen Gedanken vertheilt werden, um somit Kunst zu zeugen."

Ein wahrhaft großer Künstler ist denn auch aus der Weimarer Schule nicht hervorgegangen[3]. Asmus Jakob Carstens und Joseph Anton Koch lebten

---

[1] Drey Reisen nach Italien, Leipzig 1832, 18.

[2] Die deutsche Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts[3], Berlin 1907, 29 f. — Zu Goethes Urteil über das Resultat seiner Kunstschule, das ihm „dem Gepriesensten gleich zu stehen schien" — äußert sich Gurlitt folgendermaßen: „Wer es ruhig betrachtet, der wird sich wohl über das Selbstgefühl wundern, mit dem hier die Kritik sich väterlich lobend über die Kunst stellt; der wird an der Betonung des Wissenschaftlichen und des Nützlichen Anstoß nehmen, wenn er im Gegensatze zu Goethe der Ansicht ist, daß beides nichts mit dem Wesen der Kunst zu tun habe, der wird erkennen, daß immer noch Goethe jene Ästhetik trieb, die aus dem Barock zum Rokoko, aus diesem zum Zopf führte; daß er sich mit dem ganzen Gewicht seines Namens für damals schon ins Schwanken gekommene Ideale einsetzte" (ebd. 28).

[3] Es ist bezeichnend für Goethe „und für die von ihm geleitete Gesellschaft der Weimarer Freunde der Kunst", urteilt Gurlitt (a. a. O. 28 f), „daß sie sich nicht an die Großen im Schatten, sondern an die Mittleren wendete. Er wollte heben, nicht erwecken; er hatte die Absicht, die Kunst nicht über sich selbst hinwegwachsen zu lassen, da er ja ihr Schützer bleiben wollte. Ein wissenschaftlich literarischer Hochmut spricht aus ihm, der lange auf der deutschen Nation gelastet hat, der Hochmut

in Rom [1]. Dort, in der Casa Bartholdi und in der Villa Massimi, fanden sich Peter Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow zusammen, die Überwinder des steifen, akademischen Klassizismus, die Neubegründer einer echt nationalen Kunst, die späteren geistigen Führer der religiösen Kunstschulen zu München und Düsseldorf.

Nicht einmal in der Nachahmung griechischer Plastik, in welcher Goethe den Höhepunkt aller Kunst erblickte, hat sein Weimar etwas Bedeutendes geleistet. Der Genfer Pradier vollendete seine Phryne, Psyche, Sappho durchaus selbständig in Paris, nicht nach Goethes und Meyers schematischen Papieren. Der Italiener Canova hatte in Rom selbst Zopf und Antike vor sich und vermochte, trotz der besten alten Vorbilder, den Zopf nicht völlig zu überwinden. Wer aber den Griechen in edler Ruhe und Würde am nächsten kam, wenn auch nicht im Dienste einer ausgesprochen religiösen Kunstauffassung, das war kein von Goethe großgezogener Deutsch-Hellene, sondern Bartel Thorwaldsen, dessen Großvater ein isländischer Pfarrer, dessen Vater ein Kopenhagener Schiffsmaler, dessen Künstlerheimat aber Rom war.

---

des Gesetzes, das auch die nicht künstlerisch Sehenden zum rechten Urteil befähigen sollte; das Übergewicht des Wissens über das Können; der Maßstab des Dilettanten gegenüber jeder freien Willensäußerung starker Eigenempfindung. Es ist kein Zufall, daß die starken Persönlichkeiten in der Kunst, die sich Goethe näherten, fast alle von ihm zurückgewiesen wurden. Erst Schadow, dann Cornelius. Die, welche in der Folge Anregungen gaben, sind ihm Alle gleichgültig geblieben."

[1] Zu Beda Weber soll sich Joseph Anton Koch 1829 folgendermaßen über Goethe und „seine Kunststümperei" ausgesprochen haben: „Dieser Mensch hat der wahren Kunst den empfindlichsten Abbruch getan. Vor seinem Werther und Goetz hab' ich Respekt, wenn er mir aber den Hackert als Meister der Landschaftsmalerei anpreist, so lach' ich ihm ins Gesicht. Er hat zuerst die Lobhudelei in die Kunstkreise klassisch eingesetzt, diese bezahlten Kritiker, diese bestellten Hätscheleien, die so manchem aufkeimenden Talente den Kragen umdrehen; und, soviel an ihnen ist, die Kunst zum Handwerk herabwürdigen. Ich kenne diesen Goethe persönlich, bin ihm aber allzeit aus dem Wege gegangen. Das Buch ‚Winckelmann und sein Jahrhundert' könnte ich nicht mehr lesen, ohne mich zu erbrechen. Solche Leute sind nur in Thüringen und Nachbarschaft zu finden, wo das Kleinliche sich vornehm aufblasen und die Schmutz- und Stinkblüte ohne sittlichen Ekel Anspruch auf Poesie und Kunst machen kann. Ist der Edelstein nicht ab- und ausgeschliffen, so hat er unter solchen Umständen keinen Wert. Die souveraine Verachtung Goethes gegen Kotzebue hat mitunter auch darin ihren Grund, weil Goethe selbst mit seinem Thüringer Hofstaat leibhaftig in diese deutsche Kleinstaaterei hineinpaßt. Daraus sind euere Goethe-Literaturen, euere dreibändigen Liebesbriefe, euere Teltowerrüben-Schmeicheleien, euere zerstreuten Blätter und Blättlein voll nichts und übernichts geflossen, um die gesunde Nation mit dieser krankhaften Eitelkeit und Pedanterie lächerlich zu machen. Dankt eurem Wolfgang Menzel, daß er euch mit seiner gewohnten Derbheit auf die Patsche aufmerksam gemacht hat, durch die ihr voll Goethe-Enthusiasmus einhertrabt, wie Roscinante und ihr tapferer Reiter" (E. Jaffé, Joseph Anton Koch, sein Leben und sein Schaffen, Innsbruck 1905, 77 f).

Da hat er gelebt und gewirkt von 1796 bis 1841, da hat ihn Pius VII. in hochsinnigster Weise begünstigt und selbst besucht, da nannte ihn ein italienischer Dichter neidlos

l'islandico scultor! emulo a Fidia!

Siebtes Kapitel.

Die erste Aufführung des Wallenstein.

(1798. 1799.)

Einer der Hauptgründe, weshalb Goethes dichterische Entwicklung und zugleich sein kunsttheoretisches und kunstgeschichtliches Studium gehemmt wurde, ist nicht so sehr in seiner besondern Eigenart, als in der ganzen Strömung des damaligen Geisteslebens zu suchen. Es war der revolutionäre Geist, der in allen jüngeren Köpfen spukte und die Philosophen wie die Dichter, die Kunsttheoretiker wie die ausübenden Künstler auf mannigfache Irrwege leitete. Die jungen Genies warfen fast sämtlich schon während ihrer Gymnasialstudien alle Ehrfurcht vor der Autorität und dem Bestehenden über Bord, füllten sich den Kopf mit Mode- und Revolutionsliteratur, verachteten Regel und Form und dichteten darauf los, wie es ihnen in den Sinn kam. Ihre Liebschaften verwerteten sie teils in Romanen, teils in Dramen, ohne auch nur oberflächlich die Technik des Theaters studiert zu haben. Dabei mußten notwendig Ungeheuer herauskommen, voll poetischer Ideen, aber formlos, grotesk, unaufführbar. Nur die Schere der Theaterdirektoren konnte den „Götz" und die „Räuber" bühnenfähig machen.

Hatten die Genies nach einer größeren oder geringeren Zahl von Liebesabenteuern endlich etwas ausgetobt, so schlugen sie ins Gegenteil um und wurden die krittligsten Kunstphilister. Da sie meist mit aller praktischen und positiven Religion gebrochen hatten, so wandte sich ihr ganzer Ernst der Kunst zu: sie wurde ihnen nun zur höchsten Aufgabe, zum Inbegriff ihres geistigen Lebens. Nicht bloß von den deutschen Philosophen, sondern auch von den deutschen Dichtern und Schöngeistern machte sich jeder im vollsten Ernste daran, eine neue „Weltanschauung" — Philosophie und zugleich Religion, Kunsttheorie und private Lebensidee umfassend — auszubrüten. Sie ward in den zahlreichen Zeitschriften fragmentarisch entwickelt, ganz oder teilweise zurückgenommen, weiter geführt, bekämpft und verteidigt, wie es sich traf. Die Kritik bemächtigte sich sofort der geistreichen Bruchstücke, lobte, tadelte, zankte, stritt, tötete und machte wieder lebendig, verdammte und verhimmelte. Aus jedem von der Kritik abgesäbelten Drachenkopf wuchsen wieder zwanzig oder dreißig neue hervor. Die Gärung blieb in lustigem

Fluß, und da die Schreiberei anfänglich auch ihren Mann notdürftig ernährte, so drängten sich immer zahlreichere Genies auf den Olymp.

Das Dichten, sonst die schönste Sache von der Welt, wurde aber jetzt das beschwerlichste Brutgeschäft unter der Sonne. Aus einer artigen vergessenen Novelle ein Drama zu gestalten, wie Shakespeare und Calderon, das war zu trivial, das hielt man für gar keine Kunst mehr. Es mußte in jedem Stück wo möglich eine ganz neue Weltanschauung aufs Tapet gebracht, die ganze Welt neu geschaffen werden. Es entstanden nun andere Arten von poetischen Ungeheuern: der philosophische „Nathan", der ohne Kürzung nicht aufzuführen war; der alchimistische „Faust", der nicht zum Abschluß kam, weil es dem Dichter selbst nicht gelang, seine neue Religion mit dem alten Heidentum zu vereinbaren; der politische, weltbürgerliche „Don Carlos", so umfangreich, daß man einen halben Tag daran spielen konnte, und so vielumfassend, daß der Dichter selbst Kommentare darüber schreiben mußte. Es war die helle Unnatur. Selbst die Tragödie der Alten, obwohl religiösen Ursprungs, versprach denn doch nicht, Religion und Wissenschaft ersetzen und die höchste Bildung darbieten zu wollen. Das Theater war dem Griechen eine ernste, würdige Erholung — aber schließlich eine Erholung.

Schiller litt geistig und körperlich unter dem Frondienst, zu welchem haltlose Spekulation und zerstörende Kritik das Los des dramatischen Dichters gestaltet hatten. Die Anstellung als Professor der Geschichte warf ihn noch weiter aus der naturgemäßen Bahn seines Talentes. Als er vollends erst für sich, dann mit Goethe, aus der Weltgeschichte sich in das Reich der ästhetischen und philosophischen Spekulation verlor, schien sein dramatisches Genie völlig zu ersticken. Er stellte über seinen Herzog von Friedland so umfangreiche historische Studien an, als ob er ein zehnbändiges Geschichtswerk hätte schreiben wollen; er brütete über Willensfreiheit, Schicksal, dramatische Einheit und Entwicklung so lange, daß alle poetische Frische und Kraft zu erliegen drohte. Nach sieben Jahren angestrengten Studiums wußte er nicht einmal, ob er das Stück eigentlich in Versen oder in Prosa abfassen sollte, während doch das Studium der Alten wie jenes Shakespeares deutlich genug auf den Vers hinwies.

Ganz vergeblich waren bei einem so glücklich angelegten Geiste die Mühen und Leiden jener sieben Jahre indes nicht. Was er in der Jugend versäumt, ward reichlich nachgeholt. Er rang sich zwischen Irrungen aller Art zu einem reichen Schatz philosophischer Ideen, praktischer Kunstmaximen und ethischer Weltbetrachtung empor. Das geistige Ringen verlieh ihm eine mächtige Schwungkraft, das Leiden läuterte sein Herz und seinen Geist und näherte ihn wieder den christlichen Idealen. Ein weit ausschauendes Geschichtsstudium machte ihn nach und nach mit fast allen wichtigeren Kreisen der Weltgeschichte

bekannt, allerdings nicht im Sinne eines Historikers, sondern in jenem des dramatischen Dichters, der auf der Suche nach Stoffen ist[1].

Endlich sollte sich auch aus dem Wallenstein-Labyrinth ein Ausweg finden. Aristoteles, Sophokles und Shakespeare leisteten dabei wesentliche Dienste. Von nicht geringerer Bedeutung war es, daß beide Dichter, Goethe und Schiller, sich nunmehr von der nüchternen Theaterprosa der Aufklärungsperiode wieder entschieden zum Vers bekehrten.

„Man sollte", schrieb Schiller[2], „wirklich alles, was sich über das gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich, concipiren, denn das platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird." Der Rhythmus „bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das gröbere bleibt zurück, nur das geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden".

Goethe stimmte ihm zu:

„Alles poetische sollte rhythmisch behandelt werden! das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. Es ist nicht besser als wenn sich jemand in seinen Park einen trocknen See bestellte und der Gartenkünstler die Aufgabe dadurch aufzulösen suchte daß er einen Sumpf anlegte. Diese Mittelgeschlechter sind nur für Liebhaber und Pfuscher, so wie die Sümpfe für Amphibien. Indessen ist das Übel in Deutschland so groß geworden daß es kein Mensch mehr sieht, ja daß sie vielmehr, wie jenes kröpfige Volk, den gesunden Bau des Halses für eine Strafe Gottes halten. Alle dramatische Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch seyn und man würde alsdenn eher sehen wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter fast nichts übrig als sich zu accommodiren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen wenn Sie ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbstständiges Werk an, so muß er nothwendig rhythmisch werden."[3]

---

[1] H. Viehoff (-Hoffmeister), Schillers Leben III 84 ff. — E. Palleske, Schillers Leben und Werke II[15] 279 ff. — J. Janssen, Schiller als Historiker[2], Freiburg 1879. — O. Harnack, Schiller II[3] 299 ff. — K. Berger, Schiller II 378 ff. — J. Wyçgram, Schiller[4] 406 ff. — H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts[5] 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschn., 2. Abt. 125 ff.

[2] Jonas, Schillers Briefe V 289 290.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 360 f. — In weiteren Kreisen wurde die Frage, ob Vers, ob Prosa im Drama, noch lange erörtert. Die Schauspieler wie die Zuhörer waren nur an den prosaischen Konversationston gewöhnt, der notwendig allen poetischen Schwung daniederhielt. Vgl. E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, 9 ff.

Der Wallenstein wurde nun in Jamben umgesetzt und gewann dadurch sehr. Nur ging die Exposition jetzt zu sehr in die Breite, was Schiller der „poetischen Gemüthlichkeit" der Jamben zuschrieb, während tatsächlich der weite Stoff nicht genug disponiert war.

Goethe, der den Dichter einst auf die Professoren-Laufbahn verführt hatte, sollte ihn nun auch wieder aus dem breit angeschwollenen historischen Stoff hinausleiten, nicht so sehr durch kunstrichterlichen Rat, als durch ein höchst realistisches Drängen als Chef der Theaterkommission. Als solcher hatte er einen viel praktischeren Blick, denn als Redakteur der „Propyläen". Weshalb sich im Frühjahr 1798 unter seinen zwanzig proteischen Gestalten gerade der Dramaturg in den Vordergrund drängte, ist schwer zu sagen. Denn unmittelbar nach der Rückkehr von seiner Schweizerreise, im Spätherbst 1797, war er wieder durch alles Erdenkliche in Anspruch genommen.

Als Hofmann mußte er Herzog und Herzoginnen über seine Reise unterhalten, als Theaterchef mußte er die Vorstellung besuchen und die Schauspieler kritisieren, als herzoglicher Familienrat hatte er mit dem Schloßbau und vertraulichen Finanzgeschäften zu tun, als Reiseschriftsteller wollte er das Aktenmagazin ordnen, das er aus der Schweiz mit nach Hause gebracht und das trotz aller Schemata nun doch noch nicht schematisiert war. Im Dezember starb der Wirkliche Geheimrat Schnauß, und Goethe mußte nun auch eine Art Oberaufsicht über die herzogliche Bibliothek und das Münzkabinett übernehmen. Dazu hatte er die Theaterkontrakte in Ordnung zu bringen und die Theaterrechnungen abzuschließen, über die weitere Erziehung des Prinzen Rat zu geben, stellte die von Meyer mitgebrachten Kunstschätze in seinem Hause aus und machte dabei den Cicerone, plante ein großes Epos, die „Achilleis", die ein Seitenstück zur Ilias werden sollte, und überlegte ein Drama im Ton von „Hermann und Dorothea". So ging es hinüber ins Jahr 1798. Heute schrieb er an der Farbenlehre, morgen am Faust, übermorgen an der Achilleis, dann wieder am Cellini, an den Propyläen, an den Weissagungen des Bakis, an der Schweizerreise. Die Bibliothekdirektion übernahm er aber endlich definitiv, und in fast allen wichtigen Angelegenheiten wurde er als Quasi-Minister des herzoglichen Hauses zu Rate gezogen. Zuletzt erwachte in ihm sogar wieder die einstige Liebe zum Bauernstand und er kaufte im März für 14000 Taler ein Pachtgut in Oberrosla. Erst nachdem er den Kauf schon abgeschlossen und 6000 Taler bar bezahlt, ging er hin, es zu besichtigen, und fand es leidlich[1].

Für das Theater interessierte er sich sehr. Bei dem hundertfach verschlungenen Wirrwarr seiner Geschäfte war es indes schlechterdings unmöglich,

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 231 ff. — H. Viehoff, Goethe's Leben und Werke IV[5] 8 ff. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 158. Vgl. ebd. 90 ff.

ihm jene Sorgfalt zuzuwenden, welche eine planmäßige, energische Hebung der Bühne erfordert hätte. Die Hauptsorge für das Geschäftliche ruhte auf dem Kammerrat Kirms. Die Schauspieler erhielten noch immer schmale Gage, brachten sie rasch durch, hatten viel Gezänke untereinander und führten sich nicht eben zum besten auf. Die Stelle der ersten Schauspielerin, welche durch den frühen Tod der Christiane Neumann erledigt worden, war noch nicht entsprechend besetzt. Kirms suchte dafür zwei junge Fräulein Koch in Mannheim zu gewinnen, von denen der Schauspieler Beck sagte: „Die Acquisiton wäre groß! die älteste 16, die zweite 14 Jahre; schön, gesittet, talentvoll, kunstgierig Beide; was gewänne unsere Bühne!" Als Opitz, der Vormund der beiden Mädchen, die Einladung zurückwies, wurde der weimarische Hofjude Jakob Elkan verwandt, die Werbung weiter zu betreiben, jedoch umsonst. Dem Herrn Opitz kam zu Ohren, daß die Unschuld seiner Mündel in Weimar nicht sehr gesichert wäre, und Kirms widerlegte diese Befürchtung in solcher Weise, daß Opitz ihm schreiben konnte:

„Unbegreiflich ist mirs aber, wie ein Mann wie Sie junge unerfahrene Mädchen (laut dem Zeugniß Ihres eigenhändig geschriebenen Briefes) auf Dinge aufmerksam machen kann, die sie, zu denen Mädchen eygener Ehre sey es gesagt, noch nicht einmal verstehen, und sich deßhalb von mir erst eine Erklärung ausbitten, was Sie denn nehmlich in Ihrem Briefe damit sagen wollten, eine Maitresse des Herzogs zu sein und was denn das bedeute, daß Ihr Herzog in diesem Punkte sehr gemäßigt sei? Schamroth stand ich da und wußte gar nicht, was ich denen Mädchen darauf antworten sollte." [1]

Die beiden Fräulein Koch kamen nicht; dagegen wurde die siebzehnjährige Caroline Jagemann, Tochter des Bibliothekars, welche Goethe selbst im Jahre 1797 für die Weimarer Bühne gewonnen hatte, wirklich im Jahre 1804 die „Maitresse" des „in diesem Punkte sehr gemäßigten Herzogs" und erlangte als solche einen derartigen Einfluß auf die Weimarer Bühne, daß sie durch ihren Hochmut nicht bloß allen andern Schauspielerinnen unsäglichen Verdruß bereitete, sondern auch zuletzt Goethe selbst aus dem Sattel hob. Vorderhand gingen die Dinge noch erträglich; Caroline zankte sich höchstens mit andern Schauspielerinnen herum.

Als Goethe von der Schweizerreise heimkam, fand er seine Zöglinge, trotz seiner nun schon sechsjährigen Direktion, noch so gut wie gar nicht vorgeschritten. Sie standen ungefähr auf demselben prosaischen Niveau wie die Schauspieler anderer Theater. Prosastücke trugen sie gut vor, für Poesie hatten sie nicht die nötige Bildung. „Auf einem gewissen ebnen Wege der

---

[1] E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar I 115 122 145 f 167 159 f. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 281 232.

Natur und Prosa", sagte Goethe selbst[1], „machen sie ihre Sachen über die Maße gut; aber leider im Momente wo nur eine Tinctur von Poesie eintritt, wie doch bey dem gelindesten pathetischen immer geschieht, sind sie gleich Null oder falsch." Er kam auf den Gedanken, Schiller die ästhetische Leitung der Bühne zu übertragen, und lud ihn Anfang Dezember 1797 zu einem Versuch in Weimar ein:

„Sehr nöthig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß, den ich gewissermaßen selbst nicht geben kann. Zwischen dem der zu befehlen hat und dem der einem solchen Institute eine ästhetische Leitung geben soll, ist ein gar zu großer Unterschied. Dieser soll auf's Gemüth wirken und muß also auch Gemüth zeigen, jener muß sich verschließen um die politische und ökonomische Form zusammenzuhalten. Ob es möglich ist freye Wechselwirkung und mechanische Causalität zu verbinden weiß ich nicht, mir wenigstens hat das Kunststück noch nicht gelingen wollen."[2]

Um das Interesse am Theater etwas zu heben, ließ Goethe auf Betreiben von Kirms[3] für Ende April den berühmtesten Schauspieler Deutschlands, Iffland, zu einem zweiten Gastspiel[4] einladen und kündigte, als Iffland annahm, das Ereignis „von Directionswegen" im Reichsanzeiger, in den Erfurter Anzeigen, in der Jenaischen Zeitung und im Weimarischen Wochenblatt an. Das Gastspiel wurde von nah und fern gut besucht; jede Vorstellung von 380 bis 430 Zuschauern. Die erhöhten Preise (1 Tlr, 16 Gr., 8 Gr.) schlossen nur „einen gewissen Zirkel" aus. Goethe war von Ifflands Leistungen außerordentlich entzückt, obwohl dessen Repertoire nicht über die allergewöhnlichsten Zugstücke: „Der deutsche Hausvater", „Stille Wasser sind tief",

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 357.

[2] Ebd. 373. — „Die Truppe des hiesigen Theaters", schrieb Graf Karl Friedrich Brühl noch 1799, „ist in einzelnen Theilen nicht schlecht und manche Stücke werden wirklich gut gegeben. Der erste Darsteller, Voß, ist sehr brav, allein das Ganze könnte besser sein, wenn die Direktion besser wäre. Allein Goethe, dem es doch nicht an Verstand und Kenntnissen fehlt, nimmt sich so schlecht dazu, daß wirklich Sachen vorkommen, die unverantwortlich sind. Die Vertheilung der Rollen ist manchmal sehr falsch, und er sorgt so wenig für Anschaffung guter neuer Darsteller, da doch die Gage sehr beträchtlich ist, daß manche Stücke elend besetzt sind" (v. Biedermann, Goethes Gespräche V[2] 191).

[3] Vgl. (Lubecus) Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen, Leipzig 1849, 36.

[4] Vgl. in Goethes Werken, WA 4. Abt. XI 53 f das Urteil über Ifflands erstes Gastspiel in Weimar vom 28. März bis 25. April 1796. — A. W. Iffland, Ueber meine theatralische Laufbahn, herausg. von H. Holstein (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausg. von B. Seuffert, Hft 24), Heilbronn 1886, XLV—XLVII 120. — Vgl. auch in Goethe-Jahrbuch XXVI (1905) 52 f den Brief Ifflands aus Weimar an Goethe vom 28. März 1796, worin er die Besetzung der Rollen vorschlägt. — A. Köster, Goethe als Dramaturg 10.

„Die verstellte Kranke" hinausging und von jeder klassischen Idealität noch weit entfernt war [1].

Im Juli 1798 wurde der Riß zum neuen Theater gutgeheißen, das annähernd 200 Leute mehr, also etwa 700 bis 800 Personen fassen und doch „bei weniger zahlreichen Repräsentationen nicht leer aussehen sollte"; Ende August war die Ausmalung schon beendet. Goethe zeigte sich sehr damit zufrieden: „Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein." [2] Alles war leichtes Holzwerk, mit gemalten dorischen Säulen dekoriert; die „Pracht" bestand in bronzierten Kapitälern, graugrünlichen Gesimsen und etlichen Masken daran „nach antiken Mustern".

Was dem kleinen Theater einigen Wert geben sollte, das war zunächst Schillers Wallenstein. Goethe hätte mit einer solchen Novität gern im Oktober die Wintersaison eröffnet; aber so weit war es nicht [3]. Schiller las ihm im August die letzten Akte vor, soweit sie fertig waren. Das Ganze wurde viel zu ausgedehnt für eine Theatervorstellung. Nach all den jahrelangen hochfeierlichen ästhetischen Besprechungen über das Wesen und alle Eigenschaften der Tragödie entschied endlich das Ellenmaß über das Schicksal des Stückes. Der Lindwurm ward nach einer Besprechung am 10. September entzwei geschnitten — erst in ein Vorspiel und ein Stück; dann wurden aus diesem noch zwei Stücke: „Die Piccolomini" und „Wallensteins Tod" [4]. Das Vorspiel war jetzt zu kurz und mußte erweitert werden. Nach Abraham a Santa Clara, den ihm Goethe zuschickte, arbeitete Schiller zwischen die Soldatenszenen die Kapuzinerpredigt hinein. Er hoffte am 21. September fertig zu sein; es gelang ihm aber nicht. Goethe drängte und ging deshalb selbst nach Jena hinüber. „Wahrscheinlich", schrieb er an Kirms [5], „bringe ich das Vorspiel zum ‚Wallenstein' mit, und wir können es zur Eröffnung geben. Es ist in mehr als einem Sinne geschickt, Aufsehen zu erregen." Einen Prolog, wie er versprochen hatte, lieferte er nicht; aber er bereitete

---

[1] E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters 23. — E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung I 271 ff. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 245. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 130 f.

[2] Goethes eigener Bericht in der Allgemeinen Zeitung vom 12. Oktober 1798 (Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 3—8). — Über den Umbau durch Thouret vgl. A. Doebber, Lauchstädt und Weimar 51—66; Historisch-statistische Nachrichten von der berühmten Residenzstadt Weimar, Elberfeld 1800, 49.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur III [1892] 83 ff 189 ff).

[4] Jonas, Schillers Briefe V 436—438.

[5] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 276. — Goethe und Kirms hatten die folgenden Wochen die größten Unannehmlichkeiten mit einem liederlichen Schauspielerpaar, das sich Herr und Madame Burgdorf nannte, aber gar nicht verheiratet war.

schon Reklame vor, ehe Schiller noch die Kapuzinerpredigt vollendet hatte. „Übrigens“, schrieb er diesem [1], „ist eine Vorrecension der Aufführung, so wie des Effects, den das Stück gemacht hat, schematisirt und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen wer es mit uns aufnimmt.“ Schiller wurde in letzter, dringender Stunde fertig, Goethe nahm noch einige kleine Änderungen vor; am 11. Oktober war Hauptprobe vor den beiden Dichtern, am 12. wurde die Bühnensaison mit „Wallensteins Lager“ eröffnet.

Der Erfolg war sehr zufriedenstellend [2]. Das Stück gefiel, und mochte auch das große Publikum das bunte Lagerbild lediglich anstaunen, so fehlte es doch nicht an solchen, welche den Übergang von der bisherigen seichten Theaterware zur ernsteren, höheren Dramatik verstanden und genossen und dem Dichter folgten, der sie schon im Prolog zu Größerem emporrief:

„Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“ [3]

Nachdem am 13. eine Wiederholung stattgefunden, begleitete Goethe den ermutigten Freund nach Jena, wo dieser sofort begann, den 2. und 3. Akt des früheren Wallenstein zu dem Drama „Die Piccolomini“ umzuarbeiten. Trotz Kränklichkeit und Schlaflosigkeit widmete er sich der Aufgabe mit unbeugsamer Energie. Da im Dezember Wallensteins Astrologie ihm auch noch Schwierigkeiten bereitete, Iffland und Goethe unaufhörlich drängten, geriet er zuletzt in die unangenehmste Hetze hinein. In der Christnacht mußte er noch mit drei Kopisten arbeiten, „qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden“ [4].

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 285.

[2] Über die Aufführung vgl. Palleske, Schillers Leben I [15] 290 f; Erich Schmidt, Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausg., Leipzig 1913, I 456—458.

[3] Schillers Werke (Hesse) VI 19.

[4] Jonas, Schillers Briefe V 476.

Als Schiller das Manuskript endlich einsandte, aber es immer wieder zurückforderte, um daran zu ändern, schickte ihm Goethe schließlich folgende Mahnung zu:

„Überbringer dieses stellt ein Detaschement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will zu bemächtigen und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern.

Euere Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu thun. Die wir uns zu allen angenehmen Gegendiensten erbieten.

Weimar, 27. Dec. 1798.

Melpomenische zum Wallensteinschen Unwesen
gnädigst verordnete Commission
Goethe und Kirms."[1]

Zu den Proben reiste Schiller am 4. Januar 1799 nach Weimar, wo er im Schlosse selbst eine bequeme Wohnung angewiesen erhielt. Die Schauspieler hatten Mühe, sich an den Vers zu gewöhnen und entsprachen nicht in allem den Wünschen des Dichters. Die Aufführung fand am 30. Januar, dem Geburtstag der Herzogin, statt. Die Jagemann gab die Thekla, Graff den Oktavio. Da Vohs als Max zu weich spielte, suchte Schiller ihm mit Champagner nachzuhelfen, was aber fast dem Stück übel bekommen wäre. Denn Max verlor nun beinahe den Kopf. Das Personal tat indes, was in seinen Kräften stand, und ein Erfolg war wenigstens insoweit erreicht, als das Publikum jetzt mit Spannung dem eigentlichen „Wallenstein" entgegensah[2].

Da die hemmenden Fäden der breiten geschichtlichen Exposition in den zwei vorausgehenden Stücken alle gezogen waren, gelang das dritte Stück verhältnismäßig rascher als die beiden andern und konnte schon im April eingeübt und in Schillers Anwesenheit aufgeführt werden. Den 15., 17. und 20. wurden nacheinander die drei Stücke gegeben, am 22. Wallensteins

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 360 f. — Vgl. E. Palleske a. a. O. II[15] 291 ff.

[2] „Ich brachte die übertriebensten Vorstellungen von dem, was die Weimarer Bühne unter Göthe's Anleitung leisten müßte", berichtet H. Steffens, welcher der Vorstellung in Schillers Loge beiwohnte (Was ich erlebte IV, Breslau 1841, 107 ff). „Und nun war ich genöthigt, mir zu gestehen, daß das Spiel freier, natürlicher, die Talente der Schauspieler und Schauspielerinnen in Kopenhagen hervorragender waren, als hier" (S. 110). Vom „langen, hagern unglücklichen Graff" urteilt Steffens, daß bei vortrefflicher Diktion „Gestalt, Bewegung, Spiel geradezu hölzern" waren (S. 111). „Ebenso wollte mir Vohß als Max keineswegs gefallen; nur die Jagemann, jung, blühend, lebendig, wie sie war, entzückte mich als Thekla" (S. 112). — Vgl. den Bericht Amaliens v. Imhoff an ihren Vetter Fritz v. Stein in Mitteilungen aus dem Literaturarchiv in Berlin, N. F., V (1911) 39.

Tod wiederholt. Der Eindruck war ein tiefer, gewaltiger. Das ganze Publikum wurde mit fortgerissen, und selbst diejenigen, welche sich von der Dichtung nicht ganz Rechenschaft geben konnten, hatten das Gefühl, daß hier etwas Außerordentliches geleistet sei[1].

„Wallenstein“ ist wirklich ein Markstein in der deutschen Literaturgeschichte[2]. Mit ihm betritt das eigentliche klassische Drama[3] die Bühne, eine Tragödie, die sich mit derjenigen der Griechen und Shakespeares messen kann. Die Periode der „Räuber“ und des „Don Carlos“ ist hier gründlich überwunden. Handlung, Anlage, Durchführung, Form und Sprache sind meisterhaft. Auch in religiöser Hinsicht bedeutet Wallenstein eine Wendung zum Besseren.

Man darf in Beurteilung des Stückes nicht von der neueren geschichtlichen Wallensteinforschung ausgehen. Schillers Wallenstein ist nicht jener der Geschichte. Der dramatische Dichter ist kein Historiker, und sobald er nicht im Dienste einer Tendenz die Geschichte fälscht, kann man ihm keinen Vorwurf machen, wenn er im Interesse seines tragischen Planes von der Historie abgeht. Dazu sahen sich alle neueren großen Dramatiker mehr oder weniger genötigt[4].

Schiller verfolgte beim „Wallenstein“ keine religiöse, keine politische Tendenz; er wollte lediglich ein großes historisches Drama schreiben, im Sinne des Aristoteles und der Alten, soweit sie sich mit Shakespeare im Einklang befinden. Indem er einen entsprechenden großen Stoff suchte, kam er aus dem künstlichen Griechentum auf deutschen Boden zurück, in jene Zeit, wo noch das alte deutsche Reich bestand, wo die alte geschichtliche Ordnung der

---

[1] „Es übertraf alle Vorstellung“ (Ein Winter in Weimar vor mehr als hundert Jahren. Aus dem Tagebuche der Baronin Sophie von Stackelberg, in Augsburger Postzeitung, 1905, Nr 88 [16. April]). „Als das Stück aus war, dauerte die Stille noch fort. Jeder erhob sich ohne Geräusch, ohne Geplauder und mit gesenktem Kopf, gedankenvoll und bewegt, begab sich jeder nach Hause.“

[2] „Die Vorstellungen erregten weit über Weimar hinaus Aufmerksamkeit“, sagt M. Martersteig (Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1904, 166); „es entging nicht, daß hier in der Dichtung wie in der Art der Darstellung ein völlig Neues angebahnt war. Schritt doch zum ersten Male der Geist echter Tragödie in ehernem realistischem Gepräge über eine deutsche Bühne.“

[3] Lessings Emilia Galotti steht noch zwischen dem bürgerlichen Trauerspiel und der höheren Tragödie, Nathan ist nach Lessings eigenem Geständnis nur eine Streitschrift in dramatischer Form. Für Iphigenie und Tasso war jetzt erst der Weg gebahnt.

[4] Richard Wagner (Gesammelte Schriften und Dichtungen IV [Leipzig 1872] 32 f) kommt, Shakespeares historische Dramen mit Schillers Wallenstein zusammenhaltend, zum Ergebnis, „daß wohl für Shakespeare, auf dessen Bühne für die Scene an die Phantasie appellirt wurde, nicht aber für uns, die wir auch die Scene überzeugend an die Sinne dargestellt haben wollen, der Historie der Stoff zum Drama zu entnehmen ist“.

Dichtung noch einen wahrhaft großen nationalen Hintergrund verlieh. Die Studien, aus welchen Wallenstein hervorging, waren eigentlich angestellt, um ein Epos über Gustav Adolf zu schreiben. Der Dichter kam davon ab, weil er für den fremden Plünderer Deutschlands sich nicht begeistern konnte. Vor eigentlich katholischen Charakteren und Stoffen mußte er als Protestant zunächst zurückschrecken. Da heftete sich sein Interesse aber auf eine Gestalt, welche zwischen den beiden Lagern steht, auf einen Mann, der, mit allen Anlagen zum Helden ausgerüstet, an schnödem Reichsverrat scheitert. Sein tragisches Los ist verwachsen mit der Tragik des gesamten deutschen Volkes. Er geht unter, weil er sich an der ewigen Ordnung, am historischen Recht, an Glauben und Treue zugleich versündigt. Völlig richtig und klar hat das Schiller nicht ausgesprochen; aber das Stück ist objektiv eine vollständige Verleugnung der protestantischen Parteiauffassung, eine gewaltige Annäherung an die historische, katholische Ordnung des alten Deutschland. Schillers Scheu vor katholischen Stoffen war damit gebrochen; er trat auf einen Standpunkt, welcher demjenigen Shakespeares nahe verwandt ist[1].

Goethe hat sich um die Dichtung die größten Verdienste erworben, indem er den Dichter ermutigte, seine theoretischen Kunstanschauungen förderte, bei der technischen Ausführung half, das Stück zuerst für die Bühne gewann, durch sein Drängen ihm die Vollendung sicherte und zur glänzenden Aufführung und zum Erfolge großmütig beitrug. Jener inneren Richtung Schillers aber ist er mehr oder weniger fremd geblieben. Für ihn war das Stück nur ein hervorragendes modernes Kunstgebilde, eine glückliche Novität, um das Weimarer Theater in Aufschwung zu bringen und das deutsche Drama selbst einer höheren künstlerischen Vollendung entgegenzuführen. Ihn kümmerte es wenig oder nicht, daß im Wallenstein die historische Ordnung triumphiert, ein genialer Revolutionär an seiner eigenen Halbheit, seinem Unglauben und Aberglauben, seiner Treulosigkeit zu Grunde geht, und zwar als Verbündeter der Schweden gegen Kaiser und Reich. Während Schiller an dieser inneren Pragmatik der Geschichte Befriedigung fand und sich daran begeisterte, plante Goethe ein griechisches Epos im Stile Homers, befaßte sich mit Diderot und übersetzte endlich ein Stück Voltaires. Vergeblich mahnte ihn Wilhelm v. Humboldt, der in Paris soeben den ganzen Diderot gelesen hatte, daß bei diesem geistreichen Franzosen zwar Anregung, aber weder ein tieferes Kunstverständnis noch Poesie zu holen sei:

„Seine Stärke besteht wohl allein im Sprechen und Raisonniren, im beständigen und genievollen Verwechseln aller Bilder und aller Zeichen mit-

---

[1] Vgl. den Brief W. v. Humboldts von Anfang September 1800 an Schiller bei Fr. Cl. Ebrard, Neue Briefe Wilhelm von Humboldts an Schiller 1796 bis 1803, 237—291.

einander, in der seltenen Gabe schneller und allgemeiner Verknüpfung der verschiedenartigsten Gegenstände, in dem Talent, jedem Gedanken Farben zu leihen und durch die Farbe den Gedanken durchschimmern zu lassen." „Ich erinnere mich kaum, je aus einem Diderotschen Aufsatz etwas gelernt zu haben, aber seine Lectüre hat mich immer in eine regere Geistesthätigkeit versetzt, und dasselbe hat mir auch Schiller oft von sich bezeugt."[1]

Achtes Kapitel.

Goethe und Schiller.

(1795—1805.)

Es würde eine arge Täuschung sein, Schillers weitere dramatische Tätigkeit als eine dem Wirken Goethes diametral entgegengesetzte, christliche oder gar katholisierende aufzufassen. Er blieb wie Goethe äußerlich Protestant, er beschränkte sich dabei auf die Erfüllung der allernötigsten Formalitäten, er ging praktisch wie Goethe allen weiteren religionsphilosophischen und theologischen Untersuchungen aus dem Wege. Seine Religion, der letzte Zielpunkt und das Zentrum seines ganzen Strebens, war die Kunst. In ihr suchte er für sich selbst Befriedigung; durch sie hoffte er auch auf seine Zeitgenossen segensreich einzuwirken. Denn ohne sich selbst genaue Rechenschaft von seinem Wissen und Glauben zu geben, faßte er seine Kunst — nunmehr fast ausschließlich die dramatische — als eine erhabene Mission an die Menschheit auf; er wollte durch seine Poesie Mit- und Nachwelt für das Höchste und Erhabenste begeistern; er wollte sittlich veredeln, heben, glücklich machen.

In diesem edeln, wenn auch unklaren und schwärmerischen Drange entfernte er sich indes, ohne es zu beabsichtigen, ebensosehr von dem protestantischen Parteistandpunkte wie von den Ideen der Revolution, dem künstlichen Griechentum, dem er bis dahin gehuldigt hatte, und auch von Goethe. Indem er auf seine früheren Lieblingsideen verzichtete und lediglich auf schöne, ergreifende Stoffe fahndete, kam er unversehens in das Grenzgebiet katholischen Lebens hinüber, und siehe da! die ganze Weltgeschichte nahm hier ein freundlicheres und fruchtbareres Ansehen an. Er brauchte nun nicht mehr auf Verschwörungen zu sinnen. Dem katholischen Boden entwuchsen die schönsten, poesievollsten Stoffe in Hülle und Fülle. Da hörte die biblische Wortklauberei, das Muckertum, der nüchterne, bornierte, langweilige Rationalismus auf. Da fand er noch den Glauben an Gott und eine übernatürliche Weltordnung in voller Lebendigkeit. Da glaubte man

[1] L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit W. und A. von Humboldt 64 f.

noch an Wunder und Weissagung, da gab es Engel und Heilige. Da war der Gottesdienst voll bezaubernder Poesie. Er selbst hat den Eindruck seinem Mortimer in den Mund gelegt:

„Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In strengen Pflichten war ich aufgewachsen,
In finsterm Haß des Papstthums aufgesäugt,
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaustrieb auf das feste Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigtstuben,
Die Heimath hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gepriesene
Italien mit heißem Wunsche suchend.
Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerschaaren wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —
Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Ich hatte nie der Künste Macht gefühlt;
Es haßt die Kirche, die mich auferzog,
Der Sinne Reiz, kein Abbild duldet sie,
Allein das körperlose Wort verehrend.
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat und die Musik der Himmel
Herunterstieg und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste, gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heil'ge Mutter, die herabgestiegene
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelen-Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben.
Ein wahrhaft Reich, der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.“ [1]

[1] Schillers Werke (Hesse) VII 24 f.

Sind diese glühend begeisterten Worte auch keineswegs als ein religiöses Glaubensbekenntnis des Dichters aufzufassen, so doch als ein ästhetisches. Schillers hoher, kühn zum Ideal emporringender Geist fand in dem vielgelästerten Katholizismus das Schöne, das Große, das Tragische, das Göttliche — das Ideale in reichster Fülle. Er hat die Peterskirche nie gesehen, ebensowenig gesehen als Messina oder das Rütli; aber was ihm Goethe davon erzählte, fiel in seiner edeln, großen Seele auf einen ganz andern Boden als bei Goethe selbst. Ihm war der Papst kein bloßer Schauspieler, die Kirche kein ungeheuerlicher Betrug — glaubte er auch nicht an sie, so ehrte er sie doch als die großartigste historische Erscheinung [1], als die Erhalterin der altklassischen Wissenschaft, die Erbin der antiken Kunst, die Verkünderin der einzigen Religion, welche die höchsten Ideale auch mit allem Zauber der Kunst umgibt [2]. Seine kantische Philosophie mochte ihn die Wirklichkeit nur als „Erscheinung" auffassen lassen, aber es war die schönste Erscheinung, welche die ganze neuere Zeit bot. Geschichtliche Irrtümer und Vorurteile mochten seine Auffassung umdüstern, aber er suchte das „Schöne" nicht mehr in Hellas, sondern im christlichen katholischen Europa und trat schon dadurch in den Ideenkreis jener Kirche ein, welche alle Völker zu einer Gottesfamilie vereinigt. Ganz und voll können auch seine nun folgenden Dramen den Katholiken nicht befriedigen: sie kranken da und dort an den unhaltbaren Humanitäts- und Schicksalsideen jener Zeit, an kantischen Irrtümern, an der Nachwirkung der revolutionären Strömung, welcher Schiller früher gehuldigt hatte; aber sie ragen in ihren ethischen Grundzügen, in

---

[1] Als Wilhelm v. Humboldt über die traurigen Zustände in Rom berichtete, welche den Papst nötigten, sich selbst in seinem Privatleben einzuschränken, schrieb Charlotte v. Schiller: „Ich bin ordentlich gekränkt, daß die Größe des Papstes verschwindet, denn in der Phantasie war er eine so wunderbare Erscheinung" (Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Stuttgart 1860, I 476).

[2] Es hat etwas Wahres, wenn H. Hettner über die „Jungfrau von Orleans" bemerkt: „Nicht, wie gewöhnlich geschieht, aus romantischen Neigungen Schillers ist diese abzuleiten, sondern einzig aus seiner antikisirenden Richtung. Es kommt hier dem Dichter auf ein unmittelbares sinnliches Eingreifen der Gottheit in das Leben und Treiben der Menschen an, auf ein bestimmtes Göttergebot im Sinne des antiken Schicksals. Er sucht sich aber auf modernem Boden zu halten und sich an unsere Religion anzulehnen, wie der griechische Dichter an die seinige. So war ihm hier die einzig brauchbare Form der Katholicismus" (Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhang mit Göthe und Schiller, Braunschweig 1850, 112 f). Dagegen irrt Hettner, wenn er diese „Brauchbarkeit" auf einen „fatalistischen Zug" bezieht. Fatalistisch ist die kirchliche Lehre durchaus nicht. Wohl aber bot sie dem Dichter einen tiefen Glauben an eine ins Sichtbare eingreifende Vorsehung, eine religiös-sichtbare Weltordnung, die Ideale der Heiligkeit und Jungfräulichkeit, der Unschuld und der Buße, das Wunderbare als Wirklichkeit, und hiermit die Grundlage der herrlichsten poetischen Motive (vgl. ebd. 135 f).

ihrer ganzen Auffassung des Menschenlebens weit über Egmont, Stella, Clavigo empor und stellen dem formlosen Götz die vollendetste dramatische Gestaltung gegenüber. Da ist Handlung und Leben, die bunte, reiche Welt der verschiedensten Charaktere und Leidenschaften, wie Shakespeare sie in seinen Schauspielen entfaltet. Auch Tasso und Iphigenie sind hier übertroffen.

In „Maria Stuart" sagte sich Schiller insoweit von der altprotestantischen Geschichtschreibung völlig los, als er den Heiligenschein der „jungfräulichen" Königin Elisabeth unerbittlich zerriß. Sie steht als die herrschsüchtige, neidische Buhlerin da, wie die Geschichte sie ausweist. Die schöne Schottenkönigin ist nicht als Martyrin aufgefaßt, als welche sie den verfolgten Katholiken Englands galt, aber auch nicht als die Verbrecherin, zu der sie ihre bigotten Feinde auf ewig stempeln wollten. Sie ist eine durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in das Netz der Schuld gestürzte Frau, mehr bemitleidenswert und unglücklich als schuldig und hassenswert. Durch ihre Buße gestaltet sich ihr Tod fast zum Heldentod. Das ganze Stück ist edel und groß gedacht und verrät die innigste Sympathie mit der unglücklichen Königin, welche die Fortschritte der historischen Forschung als Martyrin des katholischen Glaubens erscheinen lassen[1]. Es war durchaus nicht in feindlicher Absicht, wenn der Dichter ihre Beicht und letzte Kommunion auf die Bühne brachte: die Stelle selbst bezeichnet die tiefste Teilnahme und Ergriffenheit. Wer sich zuerst daran stieß, war der leichtlebige Herzog Carl August, der seine Caroline Jagemann lieber in andern theatralischen Situationen sah als büßend und sterbend.

Am 14. Juni 1800 ward „Maria Stuart" zum erstenmal aufgeführt. Einen Monat zuvor, am 14. Mai, konnte „Macbeth", eines der schönsten Stücke Shakespeares, in Schillers Übersetzung gegeben werden. Nur ein Jahr war seit der Aufführung des „Wallenstein" verflossen; wieder nur ein Jahr, im Frühjahr 1801, und die „Jungfrau von Orleans"[2] stand zur Aufführung bereit.

Um den Wert dieses Stückes zu würdigen, muß man vorab zwei Dinge in Erwägung ziehen: erstlich, daß Schiller feierlich von jener Nation zum

[1] „Wie ist der oft gehörte Vorwurf, er habe die schottische Königin ‚idealisirt', wie der Ausdruck lautet, vor den neuesten Forschungen zu Schanden geworden" (H. Bulthaupt, Schiller als Dramatiker, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1902, 301).

[2] „Abermals eine katholische Heldin, eine Wundergestalt des Mittelalters, aber eine Vertreterin der idealen Weiblichkeit, eine Kämpferin für die gute Sache, geheiligt durch die Weihe der Religion und durch die Weihe der Natur. Schiller nimmt mit seinem ganzen Herzen für sie Partei" (W. Scherer, Schiller, in Deutsche Rundschau XXXIV 432). Vgl. N. Scheid S. J., Schillers Jungfrau von Orleans. Hat sie der Dichter als Heilige dargestellt?, in Frankfurter Zeitgemäße Broschüren XXIV Hft 9, Hamm 1905.

Ehrenbürger ernannt worden war, die bald darauf — es waren sieben Jahre her — den Königsmord an Ludwig XVI. verübt hatte, und zweitens, daß Voltaire das Andenken der Jungfrau von Orleans durch sein Schandgedicht, die „Pucelle", in den Fluten des unzüchtigsten Schmutzes gleichsam ertränkt hatte. Herzog Carl August, in diesem Gedichte wohl bewandert, hielt es geradezu für unmöglich, daß dieser Stoff je wieder zu Ehren gebracht werden könnte[1]. Schiller hat das zustande gebracht. Vor einem seichten, noch an Voltaire, Rousseau und Diderot gebildeten Hof, dem jenes Schandgedicht geläufig war, wagte er es, Voltaire beherzt entgegenzutreten; er rief die in Unrat verschüttete Heldengestalt aus dem Grabe auf, umgab sie mit allem Zauber ländlich-idyllischer Gemütlichkeit und religiöser Weihe, er drückte ihr das jungfräuliche Banner der Himmelskönigin in die Hand, er stellte sie an die Spitze der französischen Heere, er ließ sie Frankreich retten und den König krönen und motivierte ihr tragisches Los mit hinreißender, dramatischer Kunst in einer Verwicklung, durch welche der innerste Wert jungfräulicher Reinheit, die Reinheit der Gesinnung und des Willens, glänzend hervorgehoben wurde. Schon durch den leisen Schatten einer Verletzung ihres Gelübdes, Mitleid mit dem überwundenen Lionel, wird die heldenhafte übernatürliche Sendung der Jungfrau gestört, und nur Leiden, Buße und Tod umgeben sie schließlich mit dem Strahlenkranz der Verklärung. Durch Schillers Drama ward für den besseren Teil der Gebildeten das Schandlibell Voltaires aus dem Weg geräumt und die Jungfrau von Orleans in ähnlicher Weise wieder zu Ehren gebracht wie Maria Stuart: zugleich auch die Idee jungfräulicher Reinheit und der Glaube, daß sie in der übernatürlichen Welt und in den Schicksalen der Menschheit eine bevorzugte Stellung einnimmt[2]. Hatte der Dichter einst eine Verteidigungsschrift

[1] „In Voltaire's ‚Pucelle', können wir sagen, genoß das achtzehnte Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen bessern Eigenschaften leider nicht zu trennen ist" (D. Fr. Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge. Neu herausgeg. und mit Anmerkungen versehen von H. Landsberg, Leipzig 1907, 42). — Zelter nennt die „Pucelle" den „Stinkpfuhl einer französischen Fleischgrube" und fügt bei: „Ungerechnet, daß ein schöner Geist sich einundzwanzig Gesänge lang con amore in grober Unzucht zu gefallen nicht ermüdete, ist mir die bestialische Gottlosigkeit gegen Poesie und Alterthum widerständig gewesen, die mit breitem Fuße auf alles tritt, was Blume oder Blüthe hat. Ich bin froh davon zu sein" (Riemer, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796/1832 VI, Berlin 1834, 341).

[2] Es „kann die ‚Jungfrau von Orleans'", sagt Martersteig (Das Deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1904, 163), „trotz ihrer mystischen Sphäre der Inspiration, neben ‚Wilhelm Tell' stehen: die bewegenden, aus der Seele fließenden Motive sind hier wie dort mit strengem Sinn in die für die Zeit und die Menschen geltende Realität der Vorstellungen gefaßt".

für Ludwig XVI. abgefaßt, so schrieb er in diesem Stücke nun eine des Königtums von Gottes Gnaden, indem er dasselbe mit aller Würde, Pracht und religiösen Weihe der katholischen Zeit umgab und dessen Retterin Johanna den jammervollen Zerrbildern der Revolution triumphierend gegenüberstellte:

„Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.
Doch wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben." [1]

Schon auf den 30. Januar 1802 war ein neues Stück bereit, wiederum auf katholischem Boden gewachsen: „Turandot", das poesievolle Märchen des Italieners Carlo Gozzi — mit den wunderschönen Rätseln Schillers, ein köstliches Gegenstück zu der mehr oder weniger plattbürgerlichen Komik der damaligen deutschen Bühne. Weit angestrengtere Arbeit erforderte die Tragödie „Die Braut von Messina", welche am 19. März 1803 zur Aufführung kam. Über die Chöre und über die Schicksalsidee darin ist viel geschrieben worden. Das Modetheatervolk konnte sich in die Chöre nicht finden, welche den Vergleich mit den schönsten griechischen vollständig aushalten und zum Großartigsten gehören, was die deutsche Literatur besitzt. Was die Schicksalsidee betrifft, so ist die Fabel um kein Haar heidnischer als jene in Calderons „Andacht zum Kreuze". Daß Gott die Schuld der Eltern an den Kindern straft, daß er den Menschen durch Träume und wunderbare Mahnzeichen warnen kann, daß Leichtsinn und vor allem leichtsinnige Liebe genügt, um die furchtbarsten Verwicklungen im Menschenleben herbeizuführen, das sind lauter Elemente der gewöhnlichen Providenz, die in hundert Erzählungen katholischer Völker ihre Rolle spielen.

---

[1] Schiller irrte nicht, „als er auf einen dürftigen Bericht gestützt, die schönsten Strahlen seiner Poesie um sie breitete, denn hier hatte sich wirklich einmal eine Seele aus dem Dienst des Irdischen rein zurückgezogen, nachdem sie in ekstatischer Verzückung Thaten vollbracht, die dem Verstande zu deuten schwer fällt; hier war, wie man diese Thaten nun auch erklären möge, der makelloseste Idealismus in religiöser Erhebung Fleisch geworden. Das ist aus den Prozessen der Jungfrau festgestellt, actenmäßig, zweifellos. Die Glorie der Poesie war die Wahrheit. Der Dichter hatte vorgeschaut, was die Wissenschaft nachhinkend mühsam zusammentrug, und sein stolzes Wort ‚Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben', beschämt die Zweifelsucht und den Materialismus" (H. Bulthaupt a. a. O. 302).

Calderon hätte kein Bedenken getragen, die Fabel auszuführen, wie sie Schiller mit höchster tragischer Meisterschaft behandelt hat, und Herzog Carl August hatte ganz recht, wenn er die eigentlichen Personen des Stückes für „Stockkatholiken" erklärte. Wenn jedoch dieser sich über die Choristen als „bewaffnete Poeten" lustig machte, so beweist das nur, daß er den griechischen Chor nicht zu würdigen wußte, und wenn er es lächerlich fand, daß der Chor von den heidnischen Göttern spricht, so übersah er ganz, daß die Renaissance in den dichtenden wie in den bildenden Künsten hieran nicht den mindesten Anstoß nahm[1].

Am 17. März 1804 beschritt endlich das letzte Meisterwerk Schillers, der „Tell", die Weimarer Bühne. Der Dichter hatte die Schweiz nie gesehen, aber was ihm Goethe davon erzählt und was er in Tschudi, Scheuchzer u. a. darüber fand, genügte ihm, das schönste Bild der katholischen Urschweiz zu entwerfen, das je gezeichnet worden ist[2]. Moralisten haben den Schuß auf Geßler sehr anstößig gefunden; er steht indes in den alten Chronisten verzeichnet. Die historische Kritik hat die Grundlage des Stückes stark zerpflückt, und doch hat es von seiner Popularität nichts verloren. Schiller kehrte darin zu seiner alten Lieblingsidee, der „Freiheit", d. h. der zugleich ethischen und politischen Freiheit als der Grundlage alles menschlichen Wohlseins zurück[3]; aber er suchte sie nicht mehr

---

[1] „Wenn Schiller hier das antike Schicksal wieder ins Leben gerufen zu haben scheint", sagt M. Martersteig (a. a. O. 163), „so übersieht man doch gemeinhin die sehr veränderte Stellung seiner Menschen diesem Schicksal gegenüber, die in der Verblendung über ihre zügellosen Affekte das als Fatum anklagen, was sich ihnen doch nur als selbstverschuldete notwendige Konsequenz enthüllt."

[2] „Schiller stellte sich die Aufgabe, den Tell zu schreiben", äußerte sich Goethe, wie v. Conta berichtet, im Mai 1820. „Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit soviel Specialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das Genaueste bekannt war. Dabei studirte er die Geschichte der Schweiz, und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich an die Arbeit, und" — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — „buchstäblich genommen stand er nicht eher vom Platze auf, bis der Tell fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht wie ihm fälschlich nachgesagt worden Champagne — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß" (B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Karl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau 1901/1902, Nr 3, 210. Vgl. den Brief Contas an seine Frau aus Karlsbad vom 27. Mai 1820 [ebd. 214]).

[3] „Ist doch der Drang nach Freiheit der ewige Gedanke des Menschen!" schrieb er in einem nicht mehr erhaltenen Brief bei Übersendung des Musenalmanachs von 1800 mit dem Lied von der Glocke an Baron Heinrich v. Gleichen (vgl. Marbacher Schillerbuch II 84).

unter Räubern und Verschwörern, sondern im Schoße eines katholischen Volkes, das innerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit sich ungerechter Bedrückungen erwehrt, des armen kleinen Volkes, das später jahrhundertelang die Ehrenwache der Päpste war. Die Rütli-Szene rechnete auch Goethe zu dem Schönsten, was Schiller hervorgebracht[1].

Bereits mit der letzten Krankheit ringend, wandte Schiller im Frühjahr 1805 sein Interesse einem andern katholischen Volke zu, dem polnischen. Der polnische Reichstag des begonnenen „Demetrius" ist ein würdiges Seitenstück zur Rütli-Szene. Das große historische Bild noch auf Rußland auszudehnen, war ihm nicht mehr vergönnt; dagegen entwarf der schon vom Tode gezeichnete Dichter in seinem Festspiel „Huldigung der Künste" ein wunderbar schönes Kleinbild seiner ganzen, ernsten und tiefen Kunstauffassung, worin er, die einzelnen Künste treffend zeichnend, das höhere Ziel aller in das Wort zusammenfaßt:

„Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen."

Zwischen die großen Dramen hinein übersetzte er noch aus freundlich-dankbarer Rücksicht gegen den Herzog zwei harmlose kleine Lustspiele: „Der Neffe als Onkel" und „Der Parasit", sowie die „Phädra", eines der vorzüglichsten Stücke der klassischen französischen Bühne, das Werk eines überzeugten Katholiken, Racines[2].

Unter den hinterlassenen Fragmenten bezeugt der ausführliche Plan zu den „Malthesern" die innigste Begeisterung Schillers für die poesievolle Erscheinung dieses religiösen Kriegerordens und für dessen Heldentaten an der großen Zeitenwende zwischen Mittelalter und Neuzeit.

Im „Gang nach dem Eisenhammer" hat er der heiligen Messe, im „Kampf mit dem Drachen" dem stillen Wallfahrtskirchlein und den Ritterorden, im „Grafen von Habsburg" der heiligen Eucharistie und dem christlichen Kaisertum seine dichterische Huldigung dargebracht, so gut es eine mangelhafte Kenntnis katholischer Lehre und Sitte ihm erlaubte; in seinem „Lied von der Glocke" hat er in unübertroffener, klassisch schöner Form den

[1] Vgl. bei Eleonore v. Bojanowski (Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar[2], Stuttgart und Berlin 1905, 205 f) die Urteile der Weimarer Fürstlichkeiten. Carl August äußert sich ziemlich sauersüß.

[2] Schillers „Phädra" mit Goethes „Mahomet" vergleichend, sagt M. Bernays (Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte I, Stuttgart 1895, 245 247) von ersterer: „Auf das Unnachahmbare müssen wir verzichten. Doch wir spüren keinen Verlust: der deutsche tragische Stil vertritt vollberechtigt den französischen." „Eine Darstellungskunst, die sich zugleich veredeln und vertiefen wollte, fand hier eine Aufgabe zu lösen, wie sie Voltaire's schimmernde Stücke ihr nicht zu bieten vermochten." — A. Köster (Goethe als Dramaturg 280 f) bespricht die Überlegenheit von Schillers Phädra-Übersetzung über Goethes Mahomet und Tancred.

poetischen Zauber und die höhere Weihe gefeiert, welche die in der Glocke symbolisch verkörperte Christusreligion über das Leben des einzelnen wie der Gesellschaft ausgießt:

„Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme sein von Oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr."

Hält man das alles zusammen, so ist es nahezu unmöglich, den tiefen, im Grunde religiösen Gegensatz zu verkennen, der zwischen der Poesie Schillers in seinen letzten Jahren und derjenigen Goethes waltet. Eine „Stimme von oben" kann man sie zwar ebensowenig nennen wie diejenige Goethes. Es fehlt die positiv-religiöse und gläubige Inspiration, die Klarheit, die Sicherheit, die Harmonie, welche nur das ganze und volle Christentum zu gewähren vermag; aber während Schillers Geist unaufhörlich sich läuternd und verklärend zu den Höhen der christlichen Ideale emporringt, setzt sich derjenige Goethes immer zäher, behaglicher, sinnlicher auf der Erde fest. Schillers Poesie ist ein gewaltiger „Ruf nach oben", zurück zur Geschichte, zum Übernatürlichen, zur Kirche, zu Gott. Goethe in seiner dichterischen Betätigung dagegen klammert sich immer enger an die sichtbare Natur und an den irdischen Genuß an, sinkt herab zu den Anschauungen des antiken Heidentums und von diesen in die noch flacheren Niederungen der französischen Enzyklopädie.

Dieser Gegensatz beleuchtet schon genugsam die Vorstellung, Schiller habe in seinen letzten Jahren gleichsam nur als Goethes Bevollmächtigter gedichtet, Goethe habe „commandirt und Schiller seine Anregungen ausgeführt" [1]. Nichts ist unzutreffender als das. Das Verhältnis der beiden Dichter zueinander erheischt indes noch eine nähere Besprechung.

In materieller Hinsicht hat Schiller jedenfalls weder Carl August noch dessen Günstling Goethe eigentlich viel zu danken gehabt. Goethe erhielt vom Herzog freie Wohnung und 1800 Taler Gehalt. Als der lockere Knebel 1797 im Alter von 53 Jahren noch die Sängerin Rudorff heiraten wollte, von der er bereits ein Kind hatte, schenkte ihm der Herzog zur Aussteuer 1500 Taler. Kotzebue, der um jene Zeit maître des plaisirs der Prinzen in Berlin wurde, bezog eine lebenslängliche Gage von 1600 Talern und erhielt dazu eine Domherrnstelle in Magdeburg. Schiller, der

---

[1] H. Grimm, Goethe II[7] 126.

erste Dramatiker Deutschlands, welcher hoch über Knebel und Kotzebue stand und um diese Zeit auch bedeutend mehr als Goethe leistete, empfing von dem gefeierten Mäcenas der deutschen Poesie bis zum September 1799 jährlich 200 Taler[1]. Als er im Jahre 1795 einen Ruf nach Tübingen erhielt, ließ ihm der Herzog auf seine Bitte Verdoppelung des Gehaltes in Aussicht stellen; es blieb aber bei der schönen Aussicht, sobald man seiner wieder sicher zu sein glaubte. Vom Herbst 1799 an wurden 200 Taler mehr verwilligt. Erst 1804, als Schiller nach Berlin gereist war, erhöhte der Herzog die bisherige Summe um 400 Taler. Gehalt und Zulage betrugen auch jetzt nicht so viel, als Schiller im Jahre 1803 von dem nunmehrigen Kurfürsten Karl von Dalberg geschenkt erhielt[2].

Goethe hat später nicht bloß das Gehalt Schillers unrichtig angegeben, sondern auch seine prekäre Lage mit ihren verhängnisvollen Folgen höchst unzart dargestellt.

---

[1] Schon als Reinhold in Jena angestellt wurde, mußte sein Gehalt, 200 Tlr, „herausgebettelt" werden (vgl. Jonas, Schillers Briefe II 189 f 381 402 f 425 427 f). „Mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er (der Herzog), daß 200 Thlr. alles sei, was er könne. Ich sagte ihm, daß dieß alles sei, was ich von ihm haben wolle" (ebd. III 4; vgl. 155 f; IV 160). — Die Erhebung zum professor ordinarius (1798) trug nicht einmal einen Anspruch auf eine künftig einmal vakante Besoldung ein (ebd. V 362). Den 26. September 1799 kamen 200 Tlr mit etwas Holz in natura (ebd. VI 87). — Erst am 3. Juli 1804 konnte Schiller schreiben: „Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und meine Besoldung auf 800 Thlr. erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das 1000 voll zu machen" (ebd. VII 164). Die Angabe Goethes bei Eckermann (Gespräche[8] 172), daß Schiller bei seiner „Hierherkunft schon 1000 Thlr. bezogen", ist mithin falsch. Das gesteht auch der Herausgeber H. H. Houben (S. 667 f) ein. Vgl. auch Palleske, Schillers Leben und Werke II[15] 311 f; Jonas, Schillers Briefe VI 71. — In einem bis dahin ungedruckten Briefe Körners an Schiller vom 15. Januar 1790 heißt es dagegen: „Dein Herzog hat sich sehr bei mir insinuirt, mehr durch die Art, wie er dir das Gehalt gegeben hat, als durch dieses selbst. Ohne die anderen zu beleidigen, die ihm, als Professoren doch gewiß eben so brauchbar sind, konnte er dir nicht wohl mehr als 200 Thlr. geben" ([Geiger] Schillers Briefwechsel mit Körner II 114). — In Schillers Kalender vom 18. Juli 1795 bis 1805, herausgeg. von Emilie v. Gleichen-Rußwurm, geb. v. Schiller, Stuttgart 1865, steht „bei jedem Jahre als ‚Fixum' der Einnahmen obenan 570 Reichsthaler, somit war das Fixum nicht 1000 Gulden, sondern nur 855 fl." — „Bei aller Rücksichtnahme auf die Wohlfeilheit und das billige Leben jener Zeiten, stellt sich doch die Aermlichkeit des ganzen häuslichen Lebens heraus. Hätte Schiller nicht Extra-Einnahmen von seinen Theatern und Schriften gehabt, er hätte im eigentlichen Sinne am Hungertuche nagen müssen" (Sebastian Brunner, Friedrich Schiller, Wien 1887, 179 180).

[2] Am 7. Januar 1803 erhielt er 650 Tlr, den 10. Oktober wieder 620 Tlr, den 22. Juni 1804 542 Tlr 12 Gr. (v. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I 190). Vgl. Palleske II[15] 387.

„In seinem reiferen Leben", sagt er von Schiller, „wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat, denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

„Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. ‚Ich habe das Talent', sagte er, ‚und muß mir selber helfen können'. Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dieß aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich.

„Denn was gescheite Köpfe an seinen Productionen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respect, ich weiß wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem." [1]

Fast alles ist hier in ein schiefes Licht gerückt. Das Gehalt Schillers ist höher angegeben, als es jemals wirklich war, der Zeitraum unrichtig angedeutet, als ob Schiller wenigstens fünf Jahre oder noch länger jene Summe bezogen hätte, während er ein einziges Mal jene 800 Taler erhielt. Auch das Gnadengehalt, welches ihm der Herzog auf Goethes Betreiben, wie der Kanzler v. Müller am 14. Januar 1834 an Böttiger berichtet, schriftlich zusagte, falls er „wegen Kränklichkeit der Schriftstellerei entsagen müßte", ist falsch angegeben. Es betrug nicht 2000, sondern 1200 Taler [2]. Spirituosen hat Schiller nach dem Zeugnis Carolinens v. Wolzogen nicht angewendet, um sich aufzufrischen, sondern höchstens Kaffee [3]. Der Existenz

---

[1] Eckermannn, Gespräche [3] 172.

[2] L. Geiger, Aus Alt-Weimar, Berlin 1897, 366.

[3] „Sie erzählt, daß Schiller beim Schreiben oft Kaffee, nie Wein getrunken habe" (Palleske, Schillers Leben und Werke, Stuttgart 1882, II 572 [Die Stelle ist in der 15. Aufl. gestrichen]). — „Schiller war durchaus kein Weintrinker, wie

wegen brauchte der Dichter in den letzten Jahren seine Kräfte nicht so zu überanstrengen, er hat es lediglich aus freien Stücken getan, um für die Seinigen zu sorgen[1]. Die vornehme Ironie aber, womit Goethe „die Idee der ideellen Freiheit", Schillers Willensstärke und Selbstaufopferung belächelt, hat dieser von seinem Standpunkt aus sehr treffend in seinen „Briefen über ästhetische Erziehung" beantwortet, wenn er sagt:

„Das sinnliche Gute kann nur einen glücklich machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran theilnimmt. Das absolute Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz." [2]

Schiller hatte die sittliche Willenskraft, mitten unter den vornehmen Nichtstuern von Weimar, bei kränklichem, gebrochenem Körper, unter Leiden aller Art, gedrängt vom Vorgefühl seines baldigen Todes, unentwegt von der Morgenfrühe bis in die tiefste Nacht zu arbeiten, ja sich förmlich zu Tode zu arbeiten, nur um den Seinigen die Mittel zu einem standesgemäßen

---

man ihm mitunter Schuld gab, sondern bediente sich, wenn er meist halbe Nächte hindurch arbeitete, des Kaffees, höchst selten der Wein-Chokolade, die er sich selbst warm erhielt", erzählt der am 10. Oktober 1797 in Jena immatrikulierte spätere Frankfurter protestantische Pfarrer Gerhard Friederich, der zu Schiller persönliche Beziehungen gehabt hatte (Schiller in Jena, in Frankfurter Korrespondenzblatt 1859, Nr 265 266. Vgl. Euphorion XII 760). — Wenn dagegen Jean Paul am 2. September 1798 aus Weimar schreibt: „Schiller säuft 6 Loth Kaffee auf 1 Tasse und braucht Malaga und alles" (P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, Berlin 1902, 79), so geben Hecker und Petersen (Schillers Persönlichkeit III 409) für diese Mitteilung die „unzuverlässige" Frau v. Kalb als wahrscheinliche Quelle an.

[1] J. Wychgram (Charlotte von Schiller, Bielefeld und Leipzig 1904) teilt S. 90 aus dem Kalender Schillers eine Berechnung seiner Wirtschaftsausgaben und eine Aufstellung seiner Auslagen für 1802 mit; S. 91 gibt er einen Überschlag aus des Dichters letzten Lebensjahren wieder, der die Einnahmen und Ausgaben für die Wirtschaft auf 1300 Tlr veranschlagt. Die S. 92 mitgeteilte Zusammenstellung „des stattlichen Weinkellerinhaltes des Schillerschen Hauses vom 30. Juni 1804" läßt schließen, daß die Verhältnisse recht behäbige geworden waren. „Noch waren keine erheblichen Ersparnisse gemacht, aber Schiller sah solche für die Zukunft voraus. Er hat einmal gegen Körner die Hoffnung ausgesprochen, das fünfzigste Lebensjahr zu erreichen, dann würde er die Zukunft seiner Frau und seiner Kinder sicher gestellt haben. Dieser Wunsch ist ihm nicht erfüllt worden; die Zukunft der Seinen aber war trotzdem bereits gesichert" (S. 92 f). — Nach dem Cottaschen Jubiläumskatalog hat Schiller in den letzten Jahren seines Lebens von Cotta 32 000 Gulden empfangen, die Erben bis zum Ablauf der Druckprivilegien 308 564 Gulden.

[2] Schillers Werke (Hesse) XVIII 114 f.

Dasein hinterlassen zu können[1]. Es liegt etwas Heldenhaftes hierin, das Goethes satirischen Spott nicht verdiente. Schiller war nichts weniger als ein Verschwender[2]. Er wußte sich in die knappsten Verhältnisse zu fügen. Wenn er aber mit den Seinen standesgemäß leben, den gesellschaftlichen Forderungen entsprechen, den armen, geplagten Schauspielern dann und wann eine kleine Freude bereiten, seine Mutter und seine andern unbegüterten Verwandten in Württemberg treulich unterstützen wollte: so blieb ihm nichts anderes übrig, als, wie er es wirklich getan hat, sich über seine Kräfte anzustrengen.

Er hatte das vollkommen richtige Gefühl, daß er als dramatischer Dichter und als Dichter überhaupt in der Nähe des Theaters in Weimar wohnen sollte, nicht unter den Gelehrten zu Jena. Er plante im Frühjahr 1797 nach Weimar hinüberzuziehen und sprach den Wunsch wiederholt und herzlich aus; er fragte an, ob er nicht etwa das kleine Gartenhaus Goethes mieten könnte, das schon lange leer stand[3]. Doch vergeblich. Als Kränklichkeit und völlige Arbeitsunfähigkeit ihn im Frühjahr 1797 endlich nötigten, einen Landaufenthalt zu suchen, blieb er ganz auf sich angewiesen. Doch leistete Goethe beim Ankauf des Schmidtschen Gartenhauses in Jena, das auf 1200 Taler zu stehen kam, ein paar kleine Gefälligkeiten, bot sein „Gutachten" an, falls Schiller etwas umbauen wollte, und führte ihn in der Equipage, die er sich unterdessen angeschafft, spazieren[4]. Als im Herbst 1799 dann abermals der Wunsch erwachte, nach Weimar überzusiedeln, mußte Schiller sich in untertänigstem Bittgesuch an den Herzog wenden[5], der endlich zustimmte, Schillers Besoldung etwas aufbesserte und ihm für den Winter Holz fahren ließ. Den Mietbetrag von 122 Reichstalern mußte der Dichter sich selbst erschreiben.

---

[1] „Die Section hat ausgewiesen", schrieb Riemer am 11. Mai 1805 an Frommann, „daß er nicht länger hätte leben können und daß es ein Wunder ist, wie er so lange sich hingehalten hat, wenn es nicht seine Geisteskraft war, die der Natur geboten" (F. Heitmüller, Aus dem Goethehause, Stuttgart 1892, 68). — Vgl. dazu die Mitteilungen des Kandidaten Göritz, der „Schillern nie gesund, sogar äußerst selten angezogen, fast immer im Schlafrock gesehen". „Seine Scheu vor Fremden wurde damals täglich größer, und er kam jahrelang nicht aus dem Hause" (Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit II 223; III 45).

[2] „Im Anfang unserer Bekanntschaft" berichtet Göritz, „war er in Geldgeschäften äußerst nachläßig." Gegen Ende der Periode hatte er „auf einmal rechnen gelernt. Ich erinnere mich, daß er einst im vollen Ernst berechnete, mit wie wenig der Mensch leben könne, und die ganze Summe belief sich auf sechs Thaler. Die Rechnung war etwa in folgendem Sinne: Man kauft sich einen Laib Brod, man hat an einem halben Kreuzer täglich genug. Man ißt in der Woche einmal eine warme Wurst usw." (Hecker und Petersen a. a. O. II 228).

[3] Jonas, Schillers Briefe V 141 148 f.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 27 f 36. — Jonas V 159; VI 29.

[5] Jonas VI 82 f.

Als Schiller, des Umziehens und der ärmlichen Mietwohnungen und Gartenhäuser müde, endlich, drei Jahre vor seinem Tode, sich entsprechend anzukaufen wünschte — er wählte das Haus an der Esplanade, das sich der Engländer Mellish gebaut hatte, das schlichteste Bürgerhaus der Welt — da leistete Goethe zwar einige Hilfe; aber Schiller mußte bei Göschen Honorar einfordern, bei Cotta ein beträchtliches Anlehen machen und bei dem Ökonomen Weidner zu Oberroßla 2000 Taler auf Hypothek nehmen. Die nötigen Reparaturen und Einrichtungen konnte er selbst bestreiten. Der Hof tat nichts dafür. Schiller hielt es schon für eine hohe Gnade, als die Herzogin ihn nach der ersten Wallenstein-Aufführung mit einem silbernen Kaffeeservice beschenkte [1].

Daß Schiller sich diese stiefmütterliche Behandlung von seiten des Hofes gefallen ließ, hatte seine verschiedenen Gründe. Einerseits machte er bei seinem früheren Wanderleben die Erfahrung, daß Dichter und Schriftsteller auch anderswo nicht viel besser behandelt wurden, von den Buchhändlern und Theaterintendanten wie von den hohen Herren. Anderseits hatte er sich an Weimar nun einmal gewöhnt. Es war bei allen Fatalitäten doch für einen Dichter ein gemütlich-stilles Plätzchen. Goethes Geist imponierte ihm durch seine großen Anlagen; sein persönlicher Umgang gab ihm Anregungen, die er bei andern umsonst suchte; der Gegensatz ihrer Richtung selbst wirkte dabei wie Zündstahl und Feuerstein. In den „Horen" und „Xenien" hatten sie einmal gemeinschaftliche Sache gemacht — gegen alle andern. Goethe war in den Augen vieler, besonders der Damenwelt, schon der größte deutsche Dichter. Eine der begeistertsten Verehrerinnen Goethes aber war Lotte, Schillers Frau. Sie hatte die Annäherung der beiden Dichter vermitteln helfen, ihr Zusammenwirken mit der innigsten Freude begrüßt, sie betrachtete Goethe wie einen wirklichen Hausfreund und Wohltäter. Lotte wollte nicht von Weimar fort, als Schiller im April 1804 ganz ernstlich daran dachte, nach Berlin überzusiedeln [2] und mit ihr und den Kindern dahin reiste, um

---

[1] Sehr oft kam Frau von Staël auf die Idee zurück, „daß doch der Herzog statt des prächtigen Schlosses sich mit einer anständigen Fürstenwohnung begnügt, und die Hunderttausende, welche die Erbauung und Ausschmückung dieses Schlosses gekostet haben müßte, auf Pensionen und kleine Besoldungen ausgezeichneter Männer in der Literatur und in den Wissenschaften gewendet haben möchte. . . . Bei der Pracht des Schloßbaues schien sie Goethe in Verdacht zu haben, daß er, um hier wenigstens Geheimrath des Geschmacks zu sein, dem Herzog zugeredet habe" (Düntzer, Goethe und Karl August II [1865] 469 470).

[2] Niethammer dagegen will den Plan einer Übersiedlung in einem Briefe an den Kanzler v. Müller in Abrede stellen. Vgl. C. Schüddekopf, Ein Nachspiel zum Briefwechsel mit Schiller, in Goethe-Jahrbuch XX 101. Vgl. ebd. 98, wo aus den in Weimar zwischen Carl August, Goethe, Schiller und C. G. v. Voigt gewechselten

sich alles einmal anzusehen[1]. Daß es ihr dort gar nicht gefiel, suchte sie zu verbergen, um Schiller volle Freiheit zu lassen. Sie weinte aber fast vor Freude, als sie auf der Rückreise wieder die ersten Hügel von Thüringen erblickte. Sie meinte, die Natur in Berlin würde sie zur Verzweiflung gebracht haben. Schiller selbst hatte den Eindruck, daß er materiell für sich und seine Familie besser in Berlin stehen würde. Aber, schreibt er, „auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben, schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause.“ [2]

Wie Schiller die Schwierigkeiten seiner häuslichen und materiellen Existenz selbständig überwand, so hat er auch ebenso selbständig seine Balladen und Gedichte verfaßt, die umfangreichen Geschichtsstudien zu seinen großen Dramen gemacht, die Pläne dazu entworfen und die Dichtungen ausgeführt. Goethe lieh wohl Bücher und Bilder, gab Anregungen und Ideen, kritisierte treffend und schlug praktische Verbesserungen vor; aber die Arbeit, die ernste, treue, immer zum Höchsten emporringende Arbeit leistete Schiller selbst. Seine Werke gehören ganz ihm an, sie sind sein eigenstes Eigentum, ohne alles Anlehen bei Goethe. „Wenn ich ihn in drei Tagen nicht gesehen hatte“, sagte Goethe im Jahre 1820 zu Conta, „so kannte ich

---

Briefen (ungenau abgedruckt in Goethe-Jahrbuch VII 198—201) abgeleitet wird, „daß Beymes Angabe, Schiller habe seinerseits den Wunsch geäußert, sich in Berlin niederzulassen und sei deshalb nach Potsdam gekommen, nicht zu Rechte besteht“.

[1] Nach einer vom preußischen Staatsminister K. Fr. v. Beyme im Intelligenzblatt Nr 29 der Hallischen Litteraturzeitung vom April 1830 erlassenen Erklärung hatte der König Schiller zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernennen wollen und ihm „aus allerhöchst eigener Bewegung ein Gnadengehalt von jährlich 3000 Rthlr. nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage zugesichert“ (vgl. Goethe-Jahrbuch XX 95. Ebd. 96—98 v. Beymes Privatbrief an den Herausgeber der Hallischen Litteraturzeitung, Professor Chr. G. Schütz, vom 15. April 1830). — „Schiller hat in Berlin“, bemerkt Harnack (Schiller II[2], Berlin 1902, 399), „nur ganz allgemeine Eröffnungen erhalten, über die sich in den Akten der Akademie überhaupt nichts vorfindet, und als er nach seiner Rückkehr seine Bedingungen formulirte, hat er auf die betreffende Zuschrift von Beyme überhaupt keine Antwort bekommen.“ „Eine Aeußerung Zelters, der ein scharfer Beobachter war, wird vermutlich das Richtige treffen.“ — Zelter hatte nämlich am 22. April 1830 an Goethe geschrieben: „Der gute Wille sollte schon die That sein, Schiller sollte das alles zu Gute behalten“ (Riemer, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter V 444). — Vgl. ferner A. Stölzel, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin, Berlin 1905. — J. Rodenberg, Schiller und Berlin, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1904/1905, III 267—290.

[2] Jonas, Schillers Briefe VII 147. — Sehr groß war Schillers Sehnsucht nach Schwaben, erzählt Göritz. „Es war rührend, wie er sich und Anderen oft seinen Wunsch, im Vaterlande angestellt zu werden, vergebens zu verbergen suchte“ (Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit II 227).

ihn nicht mehr; so riesenhaft waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte." [1]

Nach jahrelangem Brüten wußte Goethe mit dem Tell nichts anzufangen: er konnte Schiller höchstens Rohmaterial zu einem Stoff bieten, der damals nicht mehr unbeachtet war. Kaum hatte Schiller sich des fruchtbaren Keimes bemächtigt, da wuchs er und entfaltete sich, und zwar schlug Schiller eine Richtung ein, die Goethe ganz fremd war und zu deren Entwicklung er nichts beitragen konnte. So war es mit all den großen tragischen Stoffen. Schiller ist der echte Dramatiker, der sie mit richtigem Gefühl erfaßt, ihnen Seele und Leben einhaucht, seine ganze Existenz daran setzt und sie siegreich durchführt; Goethe ist in dieser Zeit der behagliche Theoretiker, der so viel Künstlerverstand hat, das neben ihm aufsprossende Kunstgewächs wachsen zu lassen, und so viel Theaterroutine und Kunstliebe, die genialen Leistungen als Theaterdirektor zu unterstützen.

Ein eigentlich idealer Freundschaftsbund bestand zwischen den beiden sog. „Dioskuren" nicht. Es war eine Allianz, eine allerdings sehr intime „freundschaftliche Allianz" zwischen den zwei ersten literarischen Großmächten Deutschlands, welche, nachdem sie erst gegeneinander gehandelt und geschrieben hatten, dann einander sorgfältig aus dem Wege gegangen waren, es zuletzt ersprießlicher fanden, gemeinschaftliche Sache zu machen, anstatt einzeln den Kampf mit der ganzen Kleinkritik aufzunehmen. Vereint bildeten sie eine Macht, gegen die niemand ankommen konnte. Aber es war schließlich eine Allianz. Man vergleiche nur die herzlichen, gemütlichen Briefe des alten Görres, Brentanos, Friedrich Leopolds zu Stolberg an ihre Freunde, oder Schillers Briefe an Körner, mit dem ästhetisch-literarischen Depeschenwechsel zwischen Schiller und Goethe. Es ist schon charakteristisch, daß ihn Goethe noch selbst veröffentlicht hat. Es war keine vertrauliche Herzensangelegenheit, es war eine offizielle oder halboffizielle Berichterstattung über ihre literarischen Bestrebungen, ein Kommentar zu den Werken beider, den man sofort herausgeben konnte. Man behielt beiderseits Frack, Überrock und Handschuhe an — und konnte sich deshalb alsbald vor der Öffentlichkeit sehen lassen. Die schönsten verbindlichsten Artigkeiten, die glänzendsten Huldigungen, welche Goethe je dargebracht worden sind, stehen in Schillers Briefen an ihn. Schiller trat dadurch an die Spitze seiner Verehrer.

Die „Allianz" der beiden Dichter beruhte aber, wie der Briefwechsel ausweist, keineswegs nur auf dem Druck der äußeren Verhältnisse oder auf

[1] B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Karl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau 1901/1902, Nr 8, 210. — „Das zum Theil von Goethe ihm vorgehaltene Gespenst der Classicität", schrieb dagegen David Fr. Strauß an Vischer am 3. Juni 1846, „zehrt mit den Schlacken auch ein gut Theil seiner Ursprünglichkeit auf" (Ausgewählte Briefe. Herausgeg. von E. Zeller, Bonn 1895, 179).

der Machtfrage, welche durch ein Zusammengehen entschieden war. Sie hatte auch ihre innere Grundlage. Man hatte sich gegenseitig kennen gelernt und sich in vielen wichtigen Punkten angenähert und zusammengefunden[1].

Beiden Dichtern war die Kunst das Höchste — ihre Lebensaufgabe, ihr ein und alles, die Würze und Weihe des irdischen Daseins. Beide hatten in ihrem Lebensgang ähnliche Wandlungen durchgemacht, erst fromme Betrachtungen, dann freche Liebeslieder gedichtet, dann Shakespeare werden wollen, mit ihren dramatischen Mißgeburten großen Dichterruhm erworben, unter verschiedenen Abenteuern aber ihre Jugendrichtung langsam aufgegeben, sich den Alten zugewandt, den Göttern Griechenlands gehuldigt und dann theoretisch und praktisch versucht, die Kunstformen und Kunstideale der Alten mit den Stoffen der Neuzeit zu verschmelzen — zugleich klassische und moderne Dichter zu werden. So verschieden jeder von ihnen diese Aufgabe auch angriff, beiden war klar, daß mit dem orthodoxen protestantischen Bekenntnisglauben für die Poesie nichts anzufangen sei; beide empfanden bis zu einem gewissen Grad das Schöne des Christentums, sogar des Katholizismus; beide zogen sich davon wieder auf einen freien, naturalistischen Standpunkt zurück und erstrebten nun gemeinsam wetteifernd das Höchste in der Kunst.

Das war die innere Grundlage der Allianz. In Bezug auf die Verwirklichung des Zieles gingen die Anschauungen sehr auseinander. Der kerngesunde, wohlbeleibte, von Haus aus begüterte und vom Glück begünstigte Goethe faßte die Sache sehr behaglich auf. Von seinem häuslichen Herde aus, der nicht einmal durch die „Formalitäten" der Ehe beschränkt war, genoß er die bunten Zerstreuungen eines ewig unruhigen Geschäfts- und Hoflebens wie ein Schauspiel, das er selbst mitspielte, um sich zu beschäftigen, zu unterhalten, zu betrachten und neuen Schauspielstoff, Liederstoff, Romanstoff daraus zu gewinnen. Vorwiegend dem Sinnlichen und Greifbaren zugewandt, suchte er das Geistige nur als eine angenehme Zuspeise, die den Genuß erhöhte, das materiell Geteilte verband, die Sinnlichkeit an-

---

[1] Als Goethe im Oktober 1824 den Briefwechsel mit Schiller zu redigieren begann, schrieb er: „Es wird eine große Gabe seyn, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen den Menschen geboten wird. Zwey Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern indem sie sich augenblicklich expectoriren. Mir ist es dabey wunderlich zu Muthe, denn ich erfahre was ich einmal war. — Doch ist eigentlich das Lehrreichste der Zustand in welchem zwey Menschen, die ihre Zwecke gleichsam par force hetzen, durch innere Überthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zersplittern; so daß doch im Grunde nichts der Kräfte, der Anlagen, der Absichten völlig Werthes herauskommt. Höchst erbaulich wird es seyn; denn jeder tüchtige Kerl wird sich selbst daran zu trösten haben" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVIII 278 f).

mutig verklärte. Anscheinend absichtslos, mit allem spielend, glaubte er durch die Menge der Erscheinungen allmählich hinter das Rätsel der Dinge zu kommen, ließ sich von Laune und Zufall treiben und faßte selbst das, was er nach ruhigem Plane vollbrachte, als ein notwendiges Werk der Natur auf. Obwohl er bei seinen größeren Dichtungen mit fast pedantischer Sorgsamkeit voranging, jahrelang plante, schematisierte, korrigierte, veränderte, umgestaltete, so zwang er sich doch auch hierbei nie zu mühsamer Arbeit, sondern wartete glückliche Stimmungen ab. So erschien seine Tätigkeit auch dann wie ein fröhliches Spiel, ein ungesuchtes Walten und Wirken unerschöpflicher Kräfte, der Dichter wie ein seliger Genius, ein Liebling der Götter[1].

Der hagere, brustleidende Schiller dagegen, vom Glück wenig begünstigt, von Jugend auf mit vielen Widerwärtigkeiten ringend, betrachtete die Kunst als ein überaus erntes, hohes, nur mit voller Willenskraft zu erreichendes Ziel. Nach argen Unordnungen lebte er endlich in glücklicher Ehe, ein musterhafter Gatte und Vater[2], trug Leiden und Sorgen mit unbezwinglicher Willensstärke, einigte seine Tätigkeit auf die Poesie und in der Poesie wieder auf das Dramatische und faßte das Theater nicht als ein bloßes Unterhaltungsmittel auf, sondern als eine sittliche Bildungsanstalt. Das Schöne sollte zugleich Wahres und Gutes bieten, die Seele über das Sichtbare erheben und besser machen, wie es ihn selbst läuterte und hob. Wie Goethe in seinem innersten Kern Genußmensch war, so war Schiller in seinem innersten Kerne ideal angelegt[3]. Er war im Grunde auch ein ernsterer

[1] „Die Schuld von Schillers allzu frühem Tode“, berichtet Conta über Goethe, „gab er der Art und Weise wie er arbeitete. ‚Ich‘, sagte er, ‚behauptete immer, der Dichter dürfe nicht eher ans Werk gehen, als bis er einen unwiderstehlichen Drang zum Dichten fühle. Und diesen Grundsatz befolge ich auch, ihm verdanke ich mein heiteres Alter.‘ ‚Sie sehen hier‘, fuhr er fort, ‚sechs verschiedene angefangene Arbeiten; ich gehe an keine, wenn sie mich nicht eben anzieht, und verweile bei keiner länger, als ich mich dazu aufgelegt fühle. Schiller dagegen wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch‘“ (B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Karl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau 1901/1902, Nr 3, 210).

[2] Vgl. J. Wychgram, Charlotte von Schiller, Bielefeld und Leipzig 1904; Ders., Helene Lange und Gertrud Bäumer, Schiller und die Seinen[7], Berlin 1909.

[3] Das mag erklären, daß ein so feinsinniger Kunstkenner wie König Johann von Sachsen, „zwar einige Werke Göthe's, namentlich den Faust und Hermann und Dorothea, bewunderte, daß er aber Schiller wirklich liebte“ (J. P. Falkenstein, Zur Charakteristik König Johanns, Dresden 1874, 9). — „‚Manchmal kann Einen Goethe ärgern‘, äußerte Richard Wagner am 9. Juni 1881, ‚mit seinem ewigen Abschweifen in den Dilettantismus‘: er habe in der Mitte seines Lebens zu nichts eigentlich Großem, Bedeutendem sich erhoben, habe gar oft nicht gewußt, was

und tieferer Denker als Goethe und konnte diesen nur so unumschränkt bewundern, weil er einerseits, wie alle tieferen Geister, bescheidener war, anderseits die eigene Tätigkeit immer mehr auf ein Ziel vereinigte und sich deshalb nie die Mühe gab, Goethes Versuche auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, Kunsttheorie und Naturwissenschaft genau kritisch und fachwissenschaftlich zu prüfen. Es imponierte ihm, wie der Halbgott, der bei nur einiger Stimmung so überherrliche Verse machen konnte[1], sich plötzlich mit feierlicher Miene in die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft zurückzog, über Licht, Farben, Töne, Wolken, Knochen, Muskeln, Blattformen, griechische Statuen, antike Malereien sein Urteil abgab, als ob er in jedem dieser Zweige sich den Doktorhut erworben hätte. Das bestach Schiller. Er gewöhnte sich, Goethe wie einen ihm weit überlegenen Geist zu betrachten. Im beiderseitigen Verkehr ordnete er sich ihm unter; nur wenn er sich in die eigenen Arbeiten hineingelebt, war er wieder ganz Schiller und folgte den Antrieben seiner meist reineren, edleren und tieferen Begeisterung.

Die Verschiedenheit ihres Wesens verkannten die beiden Männer durchaus nicht; aber eben aus der Verschiedenheit ergab sich auch eine größere Leichtigkeit nebeneinander zu bestehen, ohne sich gegenseitig den Ruhm zu verkümmern. Dem Epiker und Lyriker kam der Dramatiker nicht in die Quere: außer der Dramatik und der dazu nötigen Geschichte überließ Schiller die ganze Welt an Goethe. Jeder kannte die Schwächen des andern und hatte damit rechnen gelernt. So kamen sie gut miteinander aus und so galten sie denn zuletzt als Freunde.

Neuntes Kapitel.

Achilleis. Helena. Mahomet. Tancred.

(1797—1801.)

Die Zeit, während welcher Goethe wieder als Schriftsteller und Dichter in den Vordergrund trat, ist eine überaus kurze. Denn Reineke Fuchs ist keine Originaldichtung, sondern eine bloße Bearbeitung, die „Unterhaltungen

---

beginnen, immer wieder habe Schiller ihn aufrütteln müssen, wie der Briefwechsel lehre." „,Da war Schiller anders! Der wußte, daß keine Zeit zu verlieren war!'" (L. Scheemann, Meine Erinnerungen an Richard Wagner, Stuttgart 1902, 41 f.)

[1] „Gegen Goethen bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump" (Jonas, Schillers Briefe IV 466), schrieb er an Körner, als er diesem 1796 das letzte Lied Mignons im „Meister" übersandte. Körner antwortete mit Recht: „Du mußt die Bescheidenheit nicht übertreiben. In dieser Gattung kann Göthe Vorzüge vor Dir haben; aber diese Gattung ist nicht die ganze Sphäre der Dichtkunst" (Schillers Briefwechsel mit Körner III 248).

deutscher Ausgewanderter" ein Stück leichten Feuilletons, „Cellini" eine bloße Übersetzung, die „Xenien" mehr eine satirische Spielerei als ein wirklich bedeutsames Werk. Im Jahre 1796 wird der „Wilhelm Meister", 1797 „Hermann und Dorothea" vollendet, von einer Anzahl Balladen, Elegien und lyrischer Gedichte begleitet. Dann versiegt die poetische Tätigkeit wieder nahezu völlig. Den großen Dramen, welche Schiller von 1799 an Jahr für Jahr hervorbrachte, gehen keine gleichwertigen Leistungen Goethes zur Seite. Goethe empfand es selbst und war darüber niedergeschlagen. Schiller bemerkte es und suchte ihn liebevoll zu ermutigen.

„Es hat mich", schrieb er ihm am 5. März 1799[1], „diesen Winter oft geschmerzt, Sie nicht so heiter und muthvoll zu finden, als sonst, und eben darum hätte ich mir selbst etwas mehr Geistesfreiheit gewünscht, um Ihnen mehr sein zu können. Die Natur hat Sie einmal bestimmt, hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine Zeit lang anhält, streitet mit Ihrem Wesen. Eine so lange Pause, als Sie dasmal in der Poesie gemacht haben, darf nicht mehr vorkommen, und Sie müssen darin ein Machtwort aussprechen und ernstlich wollen. Schon deßwegen ist mir Ihre Idee zu einem didaktischen Gedichte willkommen gewesen; eine solche Beschäftigung knüpft die wissenschaftlichen Arbeiten an die poetischen Kräfte an und wird Ihnen den Uebergang erleichtern, an dem es jetzt allein zu fehlen scheint.

„Wenn ich mir übrigens die Masse von Ideen und Gestalten denke, die Sie in den zu machenden Gedichten zu verarbeiten haben und die in Ihrer Phantasie lebendig liegen, so daß ein einziges Gespräch sie hervorrufen kann, so begreife ich gar nicht, wie Ihre Thätigkeit auch nur einen Augenblick stocken kann. Ein einziger dieser Plane würde schon das halbe Leben eines anderen Menschen thätig erhalten. Aber Ihr Realism zeigt sich auch hier; wenn wir andern uns mit Ideen tragen und schon darin eine Thätigkeit finden, so sind Sie nicht eher zufrieden, als bis Ihre Ideen Existenz bekommen haben."

„Es ist sehr sonderbar", antwortete Goethe, „daß meine Lage, die im allgemeinen genommen nicht günstiger sein könnte, mit meiner Natur so sehr im Widerstreite steht. Wir wollen sehen, wie weit wirs im Wollen bringen können."[2]

Er brachte es nicht weit, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er sich Verhältnisse geschaffen hatte, mit welchen sich zwar eine beständige poetische Anregung, aber keineswegs eine ruhige dichterische Tätigkeit vereinen ließ. Goethe war allerdings nicht mehr Kriegsminister und Finanzminister, wie in den achtziger Jahren, aber er belastete sich doch mit so vielen Dingen zugleich,

---

[1] Jonas, Schillers Briefe VI 15.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 31 f.

daß das Flügelpferd der dichterischen Phantasie all das ihm aufgehalste Gepäck nicht mehr tragen konnte.

„Die Phantasie hatte ihre Morgenfrische verloren und die Gestalten wurden zu Symbolen und Begriffen; ja es machte sich die Lust geltend, in die Poesie allerhand hineinzugeheimnissen und sich an den Räthseln allegorischer Maskenspiele zu ergötzen. Die sinnliche Saftfülle begann zu vertrocknen, der Stil ward mitunter zur Manier vornehmer Künstlichkeit.“ [1]

Aus den Hexameterübungen, Homerlesungen und kunsttheoretischen Studien, welche Goethe bei Gelegenheit von „Hermann und Dorothea“ angestellt hatte, ging der kühnste und größte Plan hervor, den er je gehegt, nämlich: als Epiker an die Seite Homers zu treten.

„Der Tod des Achills scheint mir ein herrlich tragischer Stoff, der Tod des Ajax, die Rückkehr des Philoktets sind uns von den Alten noch übrig geblieben. Polyxena, Hekuba und andere Gegenstände aus dieser Epoche waren auch behandelt. Die Eroberung von Troja selbst ist, als Erfüllungsmoment eines großen Schicksals, weder episch noch tragisch und kann bey einer ächten epischen Behandlung nur immer vorwärts oder rückwärts in der Ferne gesehen werden.“ So schrieb er am 23. Dezember 1797 an Schiller [2]. Ein paar Tage später meldet er: „Ich habe diese Tage fortgefahren die Ilias zu studieren, um zu überlegen, ob zwischen ihr und der Odyssee nicht noch eine Epopée inne liege. Ich finde aber nur eigentlich tragische Stoffe, es sey nun daß es wirklich so ist, oder daß ich nur den epischen nicht finden kann. Das Lebensende des Achills mit seinen Umgebungen ließe eine epische Behandlung zu und forderte sie gewissermaßen, wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffs. Nun würde die Frage entstehen: ob man wohl thue einen tragischen Stoff allenfalls episch zu behandeln? Es läßt sich allerley dafür und dagegen sagen. Was den Effect betrifft, so würde ein Neuer der für Neue arbeitet immer dabey im Vortheil seyn, weil man ohne pathologisches Interesse wohl schwerlich sich den Beyfall der Zeit erwerben wird.“ [3]

Da stand der Dichter nun vor der seit Jahrtausenden anerkannten Wahrheit, daß tragische Stoffe dramatisch und epische Stoffe episch sind. Das war ihm eigentlich selbst klar, aber da in jener Zeit niemand sich für das Epos interessierte, so meinte er, um des lieben Effektes willen die poetischen Gattungen mischen zu sollen. Auch Schiller stimmte zu [4]:

„Weil wir einmal die Bedingungen nicht zusammenbringen können, unter welchen jede der beiden Gattungen steht, sind wir genöthigt, sie zu

[1] Moritz Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit V 358.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 385. [3] Ebd. 386 f.

[4] Jonas, Schillers Briefe V 312.

vermischen. Gäb' es Rhapsoden und eine Welt für sie, so würde der epische Dichter keine Motive von dem tragischen zu entlehnen brauchen, und hätten wir die Hülfsmittel und intensiven Kräfte des griechischen Trauerspiels und dabei die Vergünstigung, unsere Zuhörer durch eine Reihe von sieben Repräsentationen hindurchzuführen, so würden wir unsere Dramen nicht über die Gebühr in die Breite zu treiben brauchen."

Über vier Monate verstrichen, ohne daß Goethe zu einem Plan gelangte. Er las indes zwischen seinen andern Beschäftigungen in der Ilias und suchte sich ganz in die Vorstellungen derselben hineinzuleben, alles Subjektive und Pathologische aus seiner Untersuchung fernzuhalten [1]:

„Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt; so muß ich den Alten auch darinne folgen worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zu eigen machen was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher seyn, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Mit den zwey wichtigen Puncten, dem Gebrauch des göttlichen Einflusses und der Gleichnisse, glaube ich im reinen zu seyn, wegen des letzten habe ich wohl schon etwas gesagt. Mein Plan erweitert sich von innen aus und wird, wie die Kenntniß wächst, auch antiker. Ich muß nur alles aufschreiben damit mir bey der Zerstreuung nichts entfallen kann."

Obwohl Goethe Schiller am 19. Mai versprach, „nächstens muthiglich" zu beginnen, verging fast ein Jahr, ehe Schillers Mahnruf endlich seine Wirkung tat.

„Das Frühjahr und der Sommer werden alles gut machen, Sie werden sich nach der langen Pause desto reicher entladen, besonders wenn Sie den Gesang aus der Achilleis gleich vornehmen, weil dadurch eine ganze Welt in Bewegung gesetzt wird. Ich kann jenes kurze Gespräch, wo Sie mir den Inhalt dieses ersten Gesangs erzählten, noch immer nicht vergessen, so wenig als den Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben, der sich bei dieser Gelegenheit in ihrem ganzen Wesen zeigte." [2]

So schrieb Schiller am 5. März 1799. Das trojanische Feld nahm nun wirklich vor Goethe Gestalt an. Am 16. März waren 180 Hexameter geschrieben und fünf Gesänge der „Achilleis" motiviert, er hoffte schon, die Dichtung im Herbste abzuschließen; am 2. April war der erste Gesang vollendet und konnte an Schiller gesandt werden [3]. Nach einer kleinen Pause wollte der Dichter die übrigen Gesänge noch eingehender motivieren. Doch dabei blieb es. Die weitere Dichtung kam nicht zustande. Nur der *eine* Gesang bezeugt, daß Goethe, der deutsche Grieche, zwischen die Ilias und

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 141.
[2] Jonas, Schillers Briefe VI 15 f.
[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 44 63.

die Odyssee einst ein deutsches Epos rücken wollte, das, beider würdig, griechische Bildung von neuem in Deutschland aufleben lassen sollte[1].

Es ist ein sonderbarer Torso, dieser eine Gesang[2]. Die 650 Hexameter sind mit ihren Götter- und Heldennamen, ihren homerischen Formen und Reden, in Stoff und Haltung der Ilias so sorgfältig nachgebildet, daß man auf den ersten Blick die Übersetzung oder Nachbildung einer griechischen Epopöe vor sich zu haben glaubt. Aber schon die Anrufung der Muse und die feierliche Ankündigung des Sanges fehlt. Das Gedicht beginnt balladenartig mit einem gewaltigen Effekt, dem großartigen Bilde des brennenden Troja, das sich später kaum mehr durch etwas Bedeutenderes steigern läßt. Dann sinkt es zu einer melancholischen Situation herab, welche nicht viel Handlung verspricht. Denn Achilles läßt sich einen Grabhügel errichten — einen gewaltigen Hünenhügel allerdings, aber schließlich ein Grab — und er eilt damit so, daß man fürchtet, ihn noch im ersten Gesang begraben zu sehen. Eine Verzögerung tritt indes ein; es muß erst Götterrat gehalten werden, und die Darstellung spinnt sich dabei in behaglicher Breite aus. Die Horen erreichen Zeus Kronions heiliges Haus, das sie ewig begrüßen; der humpelnde Hephaistos begegnet ihnen und redet sie in homerischer Form an. Aber schon hier fällt der moderne Dichter aus seiner homerischen Rolle und läßt den Redner den Göttinnen Komplimente machen, wie sie der gute alte Vater Homer nicht kennt:

„Euch allein ist gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Über das todte Gebild des Lebens Reize zu streuen.
Auf denn! sparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt so fort mich preisen wie anfangs.
Und sie lächelten sanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und gossen umher verschwenderisch Leben und Licht aus,
Daß kein Mensch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte." [3]

Die Zeichnung der Götter ist in vielen Zügen durchaus homerisch, aber es mischen sich da und dort moderne Anklänge hinein und verzärteln die festen antiken Umrisse zu jener Weichheit, von der die Alten nichts wußten.

---

[1] „Es fällt mir aus dem Ihrigen noch ein", schrieb Klopstock am 24. September 1799 an Böttiger, „daß Goethe die Ilias bis zum Tode Achilles fortsetzen will. Also Homer nachahmen. Dieß wird eine wahre Leckerspeise für mich sein. Homers Nachahmung ist denn wohl ein Haarbreit schwerer als die des Euripides. Auch die Iphigenia hat gleichwol nicht wenig Steifes. Und was ist wohl weiter auseinander als der Ton der Griechen und Steifheit?" (H. Uhde-Bernays, Vier Briefe von Klopstock, in Allgemeine Zeitung 1904, Beil. Nr 130, S. 435.)

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt L 269—294.

[3] Vers 85—92.

„Spät kam Aphrodite herbei, die äugelnde[1] Göttin,
Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones.“[2]

Ganymed sieht wie ein sentimentaler Page drein:

„Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernste des ersten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich.“[3]

Nicht minder modern wird dann Ares redend eingeführt:

„Aber Ares versetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht.“[4]

Aphrodite aber spricht beinahe wie eine Schülerin der Natalie im „Wilhelm Meister“:

„Wilder, stürmst du so fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.
Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die schönste der Frauen
Ist es ein wertherer Kampf als je um der Güter Besitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopischen Völker,
Die den Göttern so oft die frömmsten Feste bekränzen,
Reines Lebens; ich gab die schönsten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber sei mir gepriesen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführst;
Denn mir sind sie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinschaft fliehn, und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.“[5]

Aus dem zürnenden Achilles der Ilias selbst ist ein an Größenwahn leidender Melancholiker geworden, der über seinen Grabhügel philosophiert, das allgemeine Menschenlos beklagt und sogar den Selbstmord empfiehlt, von dem die homerische Zeit bei ihrem naturgemäßen gesunden Leben noch nichts wußte:

---

[1] „Demoiselle Vulpius“ machte sich viel mit „Äugeln“ und „Äugelchen“ zu schaffen. „Jetzt frage ich bey Ihnen an“, schreibt sie den 13. Dezember an Nicolaus Meyer, „ist es wahr, daß die Dem. Matizek nach Bremen aufs Theater kommt? Man sagt hier, daß Sie das gute Werk gestiftet hätten, und ich finde es recht, wenn man sich der alten Äugelchen annimmt.“ Auf der Geburtstagsredoute am 31. Januar 1803 „suchten etliche Damen und Äugelchen den schwarzen Ritter von vorm Jahr“ (Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer 76 78). — Am 8. September 1792 mahnt Goethe Christiane aus Verdun, mit den Äugelchen nicht „zu verschwenderisch“ umzugehen (Goethes Werke, WA 4. Abt. X 14). „Mit den Äugelchen“, schreibt er ihr aus Jena den 7. Juli 1808 nach Lauchstädt, „geht es, mercke ich, ein wenig starck, nimm dich nur in Acht daß keine Augen daraus werden“ (ebd. XVI 253).

[2] Vers 131—134. [3] Vers 145 f. [4] Vers 314. [5] Vers 331—343.

„Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges." [1]

So blicken zwischen der anstudierten homerischen Mythologie und der künstlich nachgebildeten Einfachheit und Naivität der Darstellung die Armseligkeiten moderner Kultur durch und lassen es als einen sehr geringen Verlust erscheinen, daß Goethe die seltsame Nachdichtung nicht weiter fortgeführt hat. Bedeutsam ist sie immerhin als tatsächlicher Beweis, daß Goethe, der „Meister", auf der Höhe seines Ruhmes nicht in das eigentlichste, tiefste Wesen der homerischen Dichtungen eingedrungen ist. Er hing zu viel an dem Weibe,

„Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer in's Haus bringt" [2],

um die Heldenkämpfe der Ilias und die Abenteuer der Odyssee in ihrer männlichen Kraft, Würde und Bedeutung — ohne sentimentalen Beigeschmack — zu erfassen. Nach einer Andeutung bei Riemer [3] ging sein Plan sogar dahin, wie früher Werther, Clavigo, Wilhelm Meister, Hermann, Egmont und Faust, so dem gewaltigsten der homerischen Helden den Charakterzug eines kranken Träumers zu geben: „Achill weiß daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena und vergißt sein Schicksal rein darüber, nach der Tollheit seiner Natur."

Weder berühmte Philologen, noch Kritiker und Dichter haben sich seither bemüßigt gefunden, Goethe um jenes Fragment zu beneiden; in strengerer oder milderer Form vereint sich vielmehr das allgemeine Urteil dahin, daß der homerische Ton darin nicht getroffen ist [4]. Gervinus ruft nicht ganz

---

[1] Vers 535—539. [2] Vers 603. [3] Mittheilungen II 523.

[4] M. Bernays, Goethes Briefe an Friedrich August Wolf, Berlin 1868, 33 ff. — K. L. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen II, Leipzig 1856, 313. — O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter IV, Leipzig 1870, 386—388. — Gervinus-Bartsch, Geschichte der deutschen Dichtung V [5], Leipzig 1874, 527—529. — R. Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur I [7], Breslau 1901, 140. — H. Hettner, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts [5] 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschn., 2. Abt. 269. — M. Morris, Goethes Achilleis, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XV 26—35 38—44 und Ders., Goethe-Studien, Berlin 1902, II [2] 129—173. — A. Fries, Goethes Achilleis, Inaugural-Dissertation, Berlin 1901. „Ist der bewußte Gegensatz zur Trivialität der Zeit", heißt es hier (S. 51), „ein Ruhmestitel der Achilleis, so ist ihre Schwäche innigst mit diesem Vorzug verwandt: der gegenwärtigen Prosa zu entgehen, gibt der Dichter allen inneren Zusammenhang mit dem Zeitalter auf und singt als Rhapsode einem geträumten griechischen Hörerkreis, wie ihn Vers 564 f ausmalt." — Vgl. auch E. Engel, Goethe 392 ff; T. Tosi, L'Achilleide di Goethe, in Atene e Roma V 721—735.

umsonst das Parturiunt montes dabei ins Gedächtnis, und Gottschall bemerkt witzig, daß Goethe hier „dem Homer zu direct auf die Fersen treten wollte“.

An denselben Klippen wie die Achilleis scheiterte vorläufig auch eine andere, großartige Dichtung, die er auf Schillers Anregung zum zweiten Male aufgenommen hatte — der Faust.

Zu der in der Hauptsache noch in Frankfurt gedichteten „Gretchentragödie“ waren während der ersten Weimarer Jahre nur wenige Zusätze, in Italien zwei Szenen: „Die Hexenküche“ und „Wald und Höhle“, getreten. Das so ergänzte Stück erschien 1790 als „Faust. Ein Fragment“ (163 S. 8°) bei Göschen sowohl im 7. Band von Goethes Schriften als auch separat. Die übrigen Bruchstücke und Pläne wurden in einem Paket für künftige Zeiten zurückgelegt[1]. Als Schiller bei seiner Annäherung an Goethe die noch ungedruckten Szenen zu lesen und wo möglich für die „Horen“ zu gewinnen wünschte, wagte Goethe nicht, das Paket aufzuschnüren. Er war in ganz andere Regionen geraten und hatte den Mut verloren, die urdeutsche Sage mit seinem neuen Griechentum in Einklang zu bringen. Auf Schillers wiederholtes und eindringliches Bitten versprach er, für das November- oder Dezember-Heft 1795 der „Horen“ wo möglich etwas mitzuteilen; es geschah aber nicht.

Erst im Jahre 1796 taucht allmählich wieder der Faust auf[2]. Am 22. Juni 1797 schreibt Goethe an Schiller[3]:

„Da es höchst nöthig ist daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustande, etwas zu thun gebe, so habe ich mich entschlossen an meinen Faust zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Theil weiter zu bringen, indem ich das was gedruckt ist, wieder auflöse und, mit dem was schon fertig oder erfunden ist, in große Massen disponire, und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünschte ich aber daß Sie die Güte hätten die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten.

---

[1] Düntzer, Erläuterung zu Goethes Faust I[6], Leipzig 1899, 34—40. — O. Pniower, Goethes Faust, Berlin 1899, 36 ff. — Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben, 4. Abdruck, Weimar 1899, LIV ff. — H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen 2. Tl, II, Frankfurt 1904, 21 ff.

[2] Pniower a. a. O. 44—53.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 167 f.

„Da die verschiednen Theile dieses Gedichts, in Absicht auf die Stimmung, verschieden behandelt werden können, wenn sie sich nur dem Geist und Ton des Ganzen subordiniren, da übrigens die ganze Arbeit subjectiv ist, so kann ich in einzelnen Momenten daran arbeiten und so bin ich auch jetzt etwas zu leisten im Stande.

„Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht, und die Umstände rathen mir, in mehr als in Einem Sinne, eine Zeit lang darauf herum zu irren."

Eine tiefe, wahre Dichterbegeisterung für das Werk ist weder aus diesem Brief, noch aus der darauf folgenden Korrespondenz ersichtlich. Goethe betrachtete es als „Luftphantome", die vor der Beschäftigung mit der „deutlichen" Baukunst rasch entschwinden, als „eine große Schwammfamilie", die in einem ruhigen Monat zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen aus der Erde wachsen könnte, als „nordische Phantome", von südlichen Reminiszenzen leicht zurückgedrängt. Nachdem er kaum Schema und Übersicht festgestellt und das Gedruckte neu hatte abschreiben lassen, legte er das Material schon wieder zurück, und nach der Schweizerreise wollte er nur daran gehen, um den „Tragelaphen", d. h. das Ungeheuer, halb Hirsch, halb Bock, möglichst bald los zu werden und etwas Besseres — etwa den Tell — in Angriff nehmen zu können[1].

Eine Anzahl „Xenien", welche Schiller nicht in den Musenalmanach für 1798 aufnehmen wollte, um denselben von aller Polemik frei zu halten und die unter dem Titel „Oberons und Titania's goldene Hochzeit" seit Dezember 1797 für den Faust bestimmt war, wurde vermehrt[2].

Viel wertvoller war die „Zueignung", der „Prolog im Himmel"[3] und das „Vorspiel auf dem Theater"[4], die Ende Juni, noch vor der Schweizerreise, gedichtet sind und welche für die Fortsetzung und den Abschluß des Stückes noch nahezu die ganze Welt offen ließen.

Die „Zueignung" drückt in ergreifendster Weise die Rührung aus, die Goethe beschlich, als er aus seiner griechisch-italienischen Kunstwelt zu der Dichtung seiner Jugend zurückkehrte, zu den gewaltigen Ideen, die ihn damals beschäftigten, zu den ursprünglich religiösen, christlichen Anschauungen, welche der merkwürdigen Volkssage zu Grunde lagen:

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 167 f 168 f 179 181 f 372.

[2] O. Pniower, Goethes Faust 68.

[3] O. Pniower (a. a. O. 61) läßt die Frage offen, ob der „Prolog" dem Jahre 1797 angehört. Vgl. dagegen M. Koch, in Berichte des Freien deutschen Hochstifts, N. F., XVI (Jahrg. 1899) 179. — Düntzer, Neues über Goethes Faust II, in Allgemeine Zeitung 1899, Beil. Nr 286.

[4] Nach H. G. Gräf (Goethe über seine Dichtungen, 2. Tl, II 63) läßt sich die Entstehungszeit des Vorspiels nicht genau bestimmen.

„Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Äolsharfe gleich,
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten." [1]

Der „Prolog im Himmel" nahm einen erhabenen Aufschwung in jenes ernste, stille Geisterreich. Das Lied der drei Erzengel rauscht wie Psalmensang aus den Höhen der religiösen Poesie: aber es ist im Munde dieses Dichters bloß ein Widerklang entlegener Jugenderinnerung. Durch die komische Fratzengestalt des Mephistopheles wird der tiefernste Eingang des Buches Job sofort aus seiner Majestät in das Gebiet des Niedrig-Menschlichen herabgedrückt. Aus Job, dem typischen Vorbild Christi, wird Faust, ein gegen Gott sich empörender Freigeist, aus der ernst-sittlichen Prüfung eine heitere Wette, aus der göttlichen Tragödie eine sehr menschliche Komödie [2]. Das „Vorspiel auf dem Theater" rückt die Sage dann vollends aus ihren idealen Höhen als reichen, unerschöpflichen Bühnenstoff auf das theatralische Brettergerüst herab, um Dichter und Direktor aus der Verlegenheit zu reißen.

Im April 1798 ist „vor die schöne Homerische Welt ein Vorhang gezogen und die nordischen Gestalten, Faust und Compagnie, haben sich eingeschlichen" [3]. Rasch gedieh die Arbeit nicht — jeden Tag etwa ein Dutzend Verse; aber der kleinste Teil, der Masse hinzugefügt, mehrte die Stimmung zum folgenden. Am 28. April erwachte der Vorsatz: „Ebenso will ich meinen Faust auch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß." [4] Am 5. Mai war der Faust „um ein gutes weiter gebracht", alles numeriert und schematisiert. Goethe suchte einige tragische, in Prosa verfaßte Szenen, die „durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältniß gegen das andere, ganz unerträglich" abstachen, in Verse zu bringen und so zu dämpfen [5].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 6.

[2] Wie Kuno Fischer (Goethes Faust⁴, Heidelberg 1902—1904, II 160 ff) ausführt, gibt die Wette der ganzen bisherigen Dichtung eine neue Wendung: Faust muß gerettet werden, muß die Wette gewinnen. Doch wie die Läuterung und Rettung Fausts sich vollziehen sollte, das war die Hauptschwierigkeit, über die Goethe in dieser Zeit noch nicht hinauskam. Vgl. Fr. Vischer, Göthes Faust, Stuttgart 1875, 285 ff.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 116. [4] Ebd. 126.

[5] Ebd. 137. — Es sind die Szenen „‚Trüber Tag, Feld' und ‚Kerker' gemeint. Von ihnen hat Goethe nur diese letzte in Reime gebracht" (O. Pniower, Goethes

Wie weit diese Förderung des „Faust“ reichte, darüber liegen fast nur Konjekturen vor[1]. Erst nach zwei Jahren, im April 1800, wird er wieder in einem Brief an Schiller erwähnt, doch wie immer nur in allgemeinen Ausdrücken. Es wurde September, bis Goethe endlich die Helena auftreten ließ.

„Nun zieht mich aber“, sagt er[2], „das Schöne in der Lage meiner Heldin so sehr an, daß es mich betrübt wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu gründen; allein ich werde mich hüten die Obliegenheiten zu vermehren, deren kümmerliche Erfüllung ohnehin schon die Freude des Lebens wegzehrt.“

Goethe hatte das richtige Gefühl, daß die antike Helena in die Fausttragödie, wie sie lag, nicht paßte. Schiller aber glaubte, daß sich beide verschmelzen ließen.

„Lassen Sie sich aber ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbariren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Faust noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specifiren und für ein anderes Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vortheil, von dem Reinen mit Bewußtsein in's Unreinere zu gehen, anstatt von dem Unreinen einen Aufschwung zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Bar-

---

Faust 65). — Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIX 313—319. Vgl. ebd. XIV 229—238. — The „force and naturalness“ of the prose scene are not out of harmony, but quite in harmony with „the rest“, bemerkt Calvin Thomas (Goethe's Faust, Boston 1899, I LXIV), if by the rest we mean the love-tragedy to which it belongs.

[1] Vgl. Kuno Fischer, Goethes Faust 70—88. — Wilhelm Scherer, Studien über Goethes Faust, in Deutsche Rundschau XXXIX 254 Anm. — O. Pniower a. a. O. 62 ff. — Vgl. auch „Abkündigung“ und „Abschied“ (Goethes Werke, WA 1. Abt. XV 344 f), welche nach Pniower (a. a. O. 71 f) ins Frühjahr 1798 zu setzen sind; vgl. ferner Erich Schmidt in Goethe-Jahrbuch IX 82. — Düntzers Ansicht, der die Epiloge (Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII [1891] 74) für das Frühjahr 1802 in Anspruch nimmt, scheint unbegründet. — Nach ihm (ebd.) hat Goethe in der „Abkündigung“ Zeile 6 von oben „episches Gedicht“ geschrieben; „ähnliches“ ist ein Hörfehler.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XV 102 f.

baren der Fall ist. Sie müssen also in Ihrem Faust überall Ihr Faustrecht behaupten."[1]

Ermuntert durch diesen Trostspruch, arbeitete Goethe weiter und las Schiller gelegentlich den Anfang seiner Helena vor. Dieser war ungemein befriedigt:

„Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das tiefste aufregt. Wenn Sie auch sonst nichts poetisches von Jena zurückbrächten, als dieses und was Sie über den fernern Gang dieser tragischen Partie schon mit sich ausgemacht haben, so wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt. Gelingt Ihnen diese Synthese des Edeln mit dem Barbarischen, wie ich nicht zweifle, so wird auch der Schlüssel zu dem übrigen Theil des Ganzen gefunden sein, und es wird Ihnen alsdann nicht schwer sein, gleichsam analytisch von diesem Punkte aus den Sinn und Geist der übrigen Partien zu bestimmen und zu vertheilen. Denn dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, muß von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen."[2]

Die „Helena"[3], jetzt der Anfang des dritten Aktes im zweiten Teile des „Faust"[4], ist ein vollständiges Seitenstück zur „Achilleis", in der Form eine der vollendetsten Nachbildungen antiker Poesie, welche die deutsche Literatur besitzt, aber dem Gehalt nach ebenso modern gedacht als Goethes Achilles. Die jambischen Trimeter wie die Chöre haben die ganze feierliche Würde der alten Tragödie: Sophokles, Euripides könnten sie gedichtet haben. Aber keinem der antiken Tragiker ist es eingefallen, Helena nach ihrem Liebeshandel mit Paris und nach dem trojanischen Krieg noch neue Romane anspinnen zu lassen. Vater Homer läßt sie nach Sparta zurückkehren, wo Odysseus sie bei Menelaos trifft[5]. Hier knüpfte Goethe an, und soweit er sich beschränkt, die Rückkehr Helenas darzustellen, entspricht auch der Gehalt

---

[1] Jonas, Schillers Briefe VI 198 f. [2] Ebd. 202.

[3] Die „Helena" von 1800; vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XV 2, 72—81.

[4] Ebd. XV 1, 177 ff.

[5] Nach Pausanias ist sie in einem gemeinschaftlichen Grab mit Menelaos bestattet. Nach andern Berichten dagegen wird sie von den Söhnen des Menelaos verfolgt und schließlich erhängt. Die Sage, daß Helena den Achill geheiratet und ihm einen Sohn Euphorion geboren habe, findet sich erst bei Ptolemäus Hephästion, einem alexandrinischen Grammatiker aus der Zeit von Nero bis Nerva (vgl. L. Preller, Griechische Mythologie, 3. Aufl. von E. Plew, Berlin 1875, II 438 Anm. 8). Wenn sie etwas symbolisiert, so zunächst die nüchterne Verstandesheirat der alexandrinischen Philologie mit der altgriechischen Poesie, aus der bekanntlich bis heute ein vorwiegend prosaisches Geschlecht hervorgegangen ist, kein Byron und kein Shelley.

einigermaßen noch der Form. Ihr banges Reuegefühl, anderseits ihre Freude, die Heimat wiederzusehen, und die Vorwürfe der Phorkyas verbinden sich zu einigen echt dramatischen Szenen. Aber Menelaos erscheint nicht. Helena, die griechische Sagengestalt, verwandelt sich plötzlich in eine allegorische Figur, in das Symbol des altklassischen Schönheitsideals. Statt für das angerichtete Unheil entweder durch den Tod oder durch großmütige Verzeihung Sühne zu erlangen, soll die Anstifterin des trojanischen Krieges heiraten, und zwar einen Barbaren, einen Zeitgenossen Luthers, — den Doktor Faust.

Das war der seltsame Übergang, vor welchem die Dichtung vorläufig stockte. Goethe fand ihn nicht. Im Oktober und November arbeitete er nur weniges am Faust; dann ward er durch Krankheit gestört. Im Frühjahr nahm er die Arbeit wieder auf; aber noch Ende April schätzte Schiller das neu Hinzugekommene für nicht so groß als das früher Gedruckte, beides zusammen auf kaum die Hälfte der Dichtung, wie sie nach den gemachten Entwürfen ausfallen sollte. Bald trat die Arbeit ganz zurück, um dann über 20 Jahre auf ihre Vollendung zu warten [1]. Die politische und literarische Welt war eine ganz andere geworden, als der 75jährige Greis das Werk wieder aufnahm und endlich den Schlüssel fand, das „Edle" und das „Barbarische", wie er das griechische und das national-deutsche Literaturelement nannte, auszusöhnen.

Was in den Jahren 1796 bis 1802 unter Schillers Rat zum Früheren hinzugekommen, darüber fehlen großenteils sichere Angaben. Außer der Zueignung, dem Vorspiel und Prolog entstanden in dieser Zeit der Walpurgisnachtstraum oder „Oberons und Titania's goldene Hochzeit", die Walpurgisnacht, die Valentinsszene und ein Teil der „Helena", in der Fassung, wie sie heute vorliegt. Über alles andere diskutieren noch die Goethe-Philologen.

Wie es Goethe nicht gelang, ein Epos im Geiste Homers zu schaffen, so scheiterte auch sein Bemühen, die griechische Klassizität und den in der Faustsage verkörperten deutschen Nationalgeist in einer wahrhaft harmonischen

[1] Heinrich Heine schreibt es dem Unglauben Goethes und seinem Mangel an Ehrfurcht für die alte Sage zu, daß es ihm nicht gelang, den Faust in entsprechender Weise abzuschließen: C'est pour s'être écarté de la pieuse ordonnance de la légende, telle quelle était sortie des profondeurs de la conscience populaire, qu'il lui a été impossible de mener à bonne fin son ouvrage, d'après un plan nouveau, dont l'incrédulité est la base (Méphistophéla et la Légende de Faust, in Revue des deux mondes. XIIIème [22ème année] [1852], Nouvelle Période, 646). — „Goethe ist eingelenkt", sagt K. Sell (Goethes Stellung zu Religion und Christenthum, Freiburg 1899, 44 f), „in die Bahn der kritischen Philosophie, die wohl eine Metaphysik der Natur und der Sitten gestattet, aber keine Metaphysik Gottes. Jetzt wird Faust die Tragödie des philosophischen Zweifels."

Dichtung auszugleichen, weil er, das Altertum falsch erfassend, ihm die christliche Weltanschauung unterzuordnen versuchte, wodurch notwendig eine schreiende Dissonanz entstand. Nur ein Zusammentreffen der glücklichsten Umstände ermöglichte es dem Greise, die Bruchstücke endlich noch am späten Lebensabend notdürftig zum Ganzen zu verbinden und dem langsam fortschreitenden Werke von 60 Jahren eine Art Plan unterzulegen. Als Schiller seine großen Dramen längst vollendet hatte, war Faust noch ein hoffnungsloses Bruchstück.

Was immer von der klassischen Bildung und dem deutsch-nationalen Geiste am Weimarer Hofe deklamiert werden mag: Tatsache ist, daß in dieser Zeit die beiden größten Dichterpläne Goethes — Achilleis und Faust — gegen zwei Übersetzungen aus dem Französischen zurücktreten mußten, und zwar gegen Voltaires Mahomet und Tancred [1]. Es ist das sehr bezeichnend. An einem Hofe, dessen ganze Bildung ursprünglich aus dem Paris Voltaires herrührte, durfte man den großen Patriarchen nicht in Vergessenheit geraten lassen.

Der „Wallenstein", das erste große deutsche Schauspiel, hatte dem Herzog Carl August nicht gefallen. Es war ihm zu lang, zu historisch, zu deutsch. Er hatte Voltaires Mahomet in Paris gesehen; das war etwas ganz anderes! Als Goethe sich im September 1799 entschloß, das Stück zu übersetzen, jauchzte der Herzog förmlich auf:

„Es wird schon an einer besonderen Ukase gearbeitet, durch welche Du in allen vier Welttheilen zum Fürsten unter dem Titel Meccanus ausgerufen werden sollst. Dieser Sieg ist in manchem Betracht dem der conquête von Italien vorzuziehen, denn erstlich arbeitest Du gegen Deine Natur und überwindest diese, was Suwarow nicht nöthig hatte, und dann gibt Deine Uebersetzung dem deutschen Theater gewiß eine neue und sehr wichtige Epoque, die Italiens Siege nicht in ihrem Fach hervorbringen." [2]

Goethe bekam zeitweilig ein Billett ums andere und hieß „liebster Meccanus". Der Herzog wollte selbst sein Omar sein, half der Jagemann ihre Palmire-Rolle einstudieren, kümmerte sich sogar um die andern Rollen und um die Gruppierung der Schauspieler.

„Gestern kam die Mahometische Partie der Seïdischen zu nahe. In Paris war die erste fast ganz vorne, links den Zuschauern und die andere blieb rechts dem Hintergrunde nahe, wo auch das Bänkchen zum Sterben sich befand." [3]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. IX 275—360 361—452. — An den Prinzen August von Gotha schrieb Goethe unterm 3. Januar 1800: „Zu dem, vielleicht manchem sonderbar scheinenden Unternehmen, den Voltairischen Mahomet zu übersetzen, hat mich der Wunsch meines Fürsten gleichsam hingedrängt" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XV 8).

[2] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe, Weimar 1863, I 252.

[3] Ebd. 256; vgl. 253 255 257 258 261 und die lange Abhandlung des Herzogs S. 262—266, wie „die Laulichkeit des Publikums" gegen den „Groß-Cophta" und die

Während Schiller das wunderbar schöne „Lied von der Glocke" dichtete, die tiefstergreifende Huldigung an jene hehre Weihe, welche das Christentum über alle Verhältnisse des Menschenlebens ausgießt, verschwendete Goethe seine Zeit und Kraft, seine Gewandtheit im dramatischen Jambus und seine fesselnde Sprachfertigkeit an das nichtswürdige Tendenzmachwerk, in welchem Voltaire einst alle positive Religion dem Haß und der Verachtung preiszugeben suchte[1]. Wie der Herzog gewünscht, konnte es am 30. Januar 1800,

---

darin „anstößigen Verhältnisse" zu überwinden wären. Die Zärtlichkeit Carl Augusts für die Betrüger Cagliostro und Mahomet ist für seinen Geschmack charakteristisch. Es ist der Rokokogeschmack Voltaires und Friedrichs II.

[1] „Glaubten wir mit Recht in seiner (Voltaires) Bühne eine Gegenkirche zu erblicken, so verdient sie als solche zugleich den noch treffenderen Namen einer Vorbereitungsschule für die Revolution" (M. Bernays, Der französische und der deutsche Mahomet. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte I, Stuttgart 1895, 334). — „Unter der Herrschaft dieser Tendenz", sagt D. Fr. Strauß (Voltaire. Sechs Vorträge. Neuherausgeg. von H. Landsberg, Leipzig 1907, 32), „ist Voltaire's Mahomet ein hartes, zurückstoßendes Stück geworden, dem auch die mildernde Hand und der erwärmende Hauch des deutschen Dichters keine bessere Seele hat verleihen können." „Sein dramatischer Mahomet ist zwar kein gemeiner, d. h. kein ideenloser, aber ein kalter und bewußter Betrüger, eine Figur, die uns an Goethes Großkophta, d. h. an Cagliostro erinnert, so plump und hölzern, daß der Zauber, die Gewalt über bedeutende Menschen unbegreiflich bleibt, die ihm im Stück zugeschrieben wird." — Vgl. F. Godefroy, Histoire de la littérature française. XVIII[e] Siècle. Poètes, Paris 1879, 159—162. Die von der Akademie preisgekrönte Schrift nennt den „Mahomet" einfach ein „Pamphlet in Versen". — Vgl. V. Bénard, Frédéric II. et Voltaire, Paris 1878, 57; W. Kreiten S. J., Voltaire[2], Freiburg 1885, 127 128 203 f; V. Tornius, Goethe als Dramaturg 45—55. „Die Charaktere im ‚Mahomet'", sagt Tornius (ebd. 46), „sind Gestalten ohne Lebenskraft. Allen diesen Menschen fehlt das wahrhaft Tragische. Eine innere Tragik, den Kampf der Leidenschaften mit den Vorurteilen, kennt Voltaire nicht." — Vgl. noch M. Bernays a. a. O. 97—361. „Will Goethe einmal mit den französischen Tragikern einen näheren Geistesverkehr eröffnen", meint Bernays (ebd. 225 ff), „warum — so fragt man unmuthig immer von neuem — warum gerade zu Voltaire sich herablassen? Warum hält er sich nicht an eines der älteren, höher stehenden Werke, in denen die strengere Kunstform, auf deren Nachbildung und Wiederbelebung es ihm ja vornehmlich ankommt, in einem edleren Sinne und zu reineren Zwecken angewandt werden? Corneille mochte abschrecken." „Aber Racine . . . konnte dieser mit seinen gesichteten Schätzen Goethe nicht anlocken?" „Hätte er nicht ein würdiges Musterstück für seine nachbildende Kunst in der Tragödie gefunden, die von seinen Jugendjahren her ihm vertraut gewesen? — ich meine den Britannicus, in dem er selbst als Knabe die Rolle des Nero gespielt, und von dem er später geurtheilt hat, daß Racine hier den Gehalt des Tacitus in griechische Form gebracht." Vom „Mahomet" Goethes sagt Bernays: „Das einzelne Treffliche kann die Wirkung des Ganzen nicht heben. Kein Unbefangener wird aus dem deutschen Mahomet den Eindruck mit hinwegnehmen, der unfehlbar entsteht, wenn aus der festgefügten Dichterrede die entschiedene Eigenart einer künstlerischen Persönlichkeit uns herrschend anspricht" (ebd. 245).

dem Geburtstag der Herzogin, schon gegeben werden. Das 19. Jahrhundert ward auf der Weimarer Bühne damit eingeweiht.

Schiller fühlte den Gegensatz wohl, in welchem der Prophet und dessen „Omar“ sich zu seiner eigenen Geistesrichtung befanden; allein als Hofrat mußte er den Dingen ihren Lauf lassen und begnügte sich, Goethe in verblümt-poetischer Weise daran zu mahnen, daß er, im Widerspruch mit seiner eigenen Vergangenheit und seinem besseren Ich, überwundenen Götzen huldige und Mumien magnetisiere:

„Du selbst, der uns vom falschen Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Schlange
Erstickt, die unsern Genius umschnürt;
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterbinde ziert:
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren?

„Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligthum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

„Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten,
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Gluth durchflammt nur freie Seelen.

„Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen,
Erneuerst du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht, uns zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit;
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden:
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.“ [1]

Damit war sowohl gegen den Geist der Tragödie wie gegen die französische Rokokoform genugsam Einsprache erhoben. Im übrigen anerkannte

[1] Schillers Werke (Hesse) II 146 f. — Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Cottasche Bibliothek der Weltliteratur III 259 ff; IV 6 ff.

Schiller, daß die Erinnerung an den französischen Regelzwang auch ihr Nützliches hätte, und als freisinniger Dramaturge ließ er sich die Aufführung als ein „Experiment“ gefallen, an dem man seine Beobachtungen und Erfahrungen machen könnte.

Herders Frau schrieb nach der Vorstellung an Knebel[1]:

„Nachdem man im Anfange an der Neuheit der Vorstellung (es war Anstand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wohlgefallen hatte und der Zauber von Goethes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, so wurde man durch den Inhalt von Szene zu Szene empört. Eine solche Versündigung gegen die Geschichte (er machte den Mahomet zum groben, platten Betrüger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nie zugetraut. Die platte, grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust wird gefeiert! — Ach, und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr von Haaren durch den Herzog so bestellt hat.“

Die eigentliche Nichtswürdigkeit in der Tendenz des Stückes — die positive Religion als Quelle aller jener triumphierenden Schändlichkeiten hinzustellen — entging der sonst belesenen Frau, vielleicht den meisten Weimarern. Doch machte Mahomet keineswegs Epoche, wie der Herzog gemeint hatte. Schon am 14. Mai kam mit Schillers Macbeth wieder etwas Besseres auf die Bühne, worüber sich besonders die Herzogin Luise sehr freute. Carl August hielt indes an seinem Franzosentum fest, und Goethe tat ihm den Gefallen, noch ein Stück Voltaires zu übersetzen — ein komödienhaftes Ritterstück ohne allen tieferen Gehalt — den Tancred[2].

Amenaïde, Herrscherin von Syrakus, bietet Tancred in Messina Hand, Herz und die Herrschaft in Syrakus an. Der Brief hat aber keine Adresse, wird dem Boten unterwegs abgenommen und fällt in die Hände des feindlichen Feldherrn Solamir. Sie wird als Verräterin verurteilt. Tancred kämpft nun zwar für sie, um ihre Ehre zu retten, gibt aber ihre Liebe auf, weil er sie wirklich für eine Verräterin hält. Durch willkürliche Verwicklung wird der Irrtum nicht aufgedeckt. Amenaïde büßt ihren nicht adres-

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 227. — „Vortreffliche Verse“, sagte Herder selbst, „aber der Inhalt eine Versündigung gegen die Menschheit“ (Haym, Herder II 765). — „Mahomets Vorstellung hatte gestern Abend ein großes Auditorium, wurde aber etwas lamentable vorgestellt“, schreibt Karl v. Stein, „und Mahomet mit seinem ausgestopften Bauch von Kopfkissen glich mehr einem Tyrann aus den Marionetten als einem Helden und großen Geist“ (L. Rohmann, Briefe an Fritz von Stein, Leipzig 1907, 74).

[2] Es war Goethe dabei hauptsächlich darum zu tun, ein Trauerspiel mit Chören zu versuchen, da die Vollendung von Schillers „Braut von Messina“ sich in die Weite zog. Zelter sollte die Chöre komponieren. Vgl. den nichtabgesandten Brief Goethes in WA 4. Abt. XV 337—339.

sierten Brief mit dem Tode, und Tancred sucht und findet Befreiung von dem ihm unerträglichen Leben im Kampfgewühl[1].

Dieses Ritterstück des alten Voltaire, worin die Helden nur die Aufgabe hatten zu deklamieren, wurde am 31. Januar 1801 in Goethes Übersetzung aufgeführt[2]; die „Jungfrau von Orleans“ dagegen, welche bald darauf zum Abschluß kam, durfte nicht gegeben werden.

„Das Sujet ist äußerst skabrös“, schrieb der Herzog an Schillers Schwägerin, Frau v. Wolzogen[3], „und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairsche Poëm fast auswendig wissen. So oft und dringend bat ich Schillern, ehe er Theaterstücke unternehme, mir oder sonst jemandem, der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wollte. So gerne hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt und es würde ihm nützlich gewesen sein; aber all mein Bitten war vergebens.“

Schiller war artig genug, nicht auf der sofortigen Aufführung eines Stückes zu bestehen, das Voltaires Gemeinheit in der feinsten Weise an den Pranger stellte und dem modischen Franzosentum des Herzogs eine der rührendsten Gestalten des alten katholischen Frankreich entgegensetzte.

Die Schwierigkeit der Aufführung scheint übrigens nicht so sehr in dem Stoff und in der Richtung des Stückes gelegen zu haben als in Umständen, welche Carl August aufs peinlichste berühren mußten. Das ganze Stück hing von der Titelrolle ab. Die Titelrolle mußte notwendig von der ersten Schauspielerin des Hoftheaters gegeben werden, wenn diese nicht von einer

---

[1] C'est un ouvrage fondé sur la pointe d'une aiguille, sagt Diderot (Godefroy a. a. O. 172). — Marmontel findet in dem Stil greisenhafte Schwäche: Des vers lâches, diffus, chargés de ces mots rédondants qui déguisent le manque de forces et de vigueur, y annoncent la vieillesse du poète (a. a. O. 173). — Godefroy (172) anerkennt hohe Schönheiten im Detail, aber tadelt die ganze Anlage. Einige Hauptfehler gesteht auch A. W. v. Schlegel zu (Ueber dramatische Kunst und Literatur II 221 f).

[2] Goethes Werke, WA 3. Abt. III 4.

[3] Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen[2], Leipzig 1867, I 438. — „Der Briefwechsel Goethes mit dem Großherzog“, schrieb Hebbel an seine Frau am 12. September 1863, „ist curios genug. Des an und für sich Gewichtigen enthält er sehr wenig; des Characteristischen um so mehr.“ „Schiller kommt nur so ganz beiläufig vor und eigentlich nur, wenn der Großherzog ihm die Leviten liest; der Dichter des Wallenstein reitet nach der Meinung des fürstlichen Recensenten in unbeugsamem Eigensinn ein Stecken-Pferd, von dem ihn nur die Erfahrung (soll heißen: ein mißlicher Theatererfolg!!) herunterbringen kann, aber sauberer könnte er sich dabei halten und seine Verse besser machen, wenn er denn seine Ungethüme von Tragödien durchaus nicht nach klassischem Muster (soll heißen: nach Schnur und Winkelmaß der Messieurs Voltaire und Racine) zuschneiden wolle. Dann geht er plötzlich aus, wie ein Licht; von seinem Tode ist gar nicht die Rede“ (R. M. Werner, Friedrich Hebbels Briefe. Nachlese, Berlin 1900, II 329 f).

andern in der Gunst des Publikums überflügelt werden sollte. Die erste Schauspielerin, Caroline Jagemann, war nun wohl noch eine „Demoiselle“, zugleich aber die stadtbekannte „Freundin des Herzogs“ [1].

Noch bevor Voltaires Tancred aufgeführt werden konnte, ward Goethe durch eine schwere Krankheit an die Hinfälligkeit alles irdischen Treibens und an den Ernst der Ewigkeit gemahnt.

Am Neujahrstag 1801 hatte er im Theater Haydns „Schöpfung“ beigewohnt; am andern Tage befiel ihn ein starker Katarrh, der sich bald zu einer Blatternrose mit Fieber und Krampfhusten verschlimmerte. Wegen Erstickungsgefahr konnte er am 5. schon nicht mehr im Bette bleiben, sondern mußte in aufrechter Stellung gehalten werden. Kopf, Hals und das linke Auge schwollen auf. Hofrat Stark von Jena, der am 7. auf des Herzogs Anordnung gerufen wurde, befürchtete einen Gehirnschlag. Trotz Fußbad und Aderlaß phantasierte Goethe die ganze Nacht hindurch; auch das rechte Auge ward von der Geschwulst ergriffen. Mehrere Tage schwebte er phantasierend zwischen Leben und Tod [2]. In dieser furchtbaren Krise

[1] „Jetzt sagt Jedermann“, schrieb Karl v. Brühl am 8. Juli 1802 an Seckendorff, „sie sei des dux erklärte Maitresse.“ „Karoline soll zuletzt krank, traurig, verdrießlich gewesen sein und zu ihrer Zerstreuung eine Reise nach Schwetzingen vorgenommen haben! che nè dite amico — sieht das nicht beinahe aus wie eine Niederkunft? — Unglaublich ärgerlich ist es mir doch, daß endlich der alte Sünder seinen Willen gehabt und das Mädchen unglücklich gemacht hat — denn mit ihrem Charakter muß sie nun unglücklich oder schlecht werden, und beides thut mir weh.“ „Sie hatte eine unbegreifliche und heftige Leidenschaft für den Menschen.“ „Wie Karoline sich doch noch endlich dem alten Wollüstling hat ergeben können“, fährt v. Brühl am 8. Dezember fort, „nach allem, was sie darüber fühlte und sprach — das begreife ich nicht. O Schwachheit, o Eitelkeit — dein Name ist Weib!!“ — „Das Theater ist außer Karolinen nicht mehr anzusehen“, heißt es am 1. Februar 1804, „und Karoline ist ein armes verlorenes Geschöpf. Ich habe sie besucht, aber in ihr nichts als eine affektirte brausende Lustigkeit gefunden, die wohl anzeigt, was in ihrem Innersten vorgeht. Mariannchen“, die jüngere Schwester Carolinens, die bald darauf heiratete, „ist hübsch wie ein kleiner Engel, aber wie lange wird sie den Krallen des Raubvogels entgehen?“ „Wer mit diesem ‚Raubvogel‘ gemeint ist, brauchen wir wohl kaum noch hinzuzufügen“, bemerkt seinerseits J. Scheibel (Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann, in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte VII [1900] 275 f 278 279). — Wie Vehse berichtet, hatte sie „wiederholt nothwendige Reisen zu machen“ (Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation, Hamburg 1854, XXVIII 264).

[2] Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß, Nürnberg 1858, II 1 f (Brief von Caroline Herder vom 22. Januar 1801). — „Nach einer schrecklichen Krise der Natur“, schrieb Goethe am 17. Januar an Elise Gore, „in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und ich könnte sagen wohl, wenn nicht der Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Übels erinnerte“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XV 168).

bestand sein stolzes Heidentum die Feuerprobe nicht. Riemer erzählt, daß Goethe, „nach seiner Gattin Zeugnisse, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantasien mit wahrhafter Begeisterung in die beweglichsten herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand hätte daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich-religiöse Gesinnungen gelegen und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt werden" [1].

Bereits am 13. trat eine Wendung zum Bessern ein. Am folgenden Tage schrieb Frau v. Stein an ihren Sohn Fritz:

„Mit Goethe geht es besser, doch muß der einundzwanzigste Tag vorüber sein; bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwerchfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe, mit seinem Auge soll es auch besser gehen. Nur ist er sehr traurig, und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht. Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen; der arme Junge dauert mich. Er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, seine Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klub von der Klasse seiner Mutter siebzehn Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe, ihn bei mir vom Weine abzuhalten." [2]

Gegen Ende des Monats konnte Goethe wieder Besuche empfangen, nahm mit den Schauspielerinnen Caspers und Jagemann ihre Rollen vor und ließ auf seinem Zimmer sogar ein Konzertchen halten. Von nah und fern trafen die freundlichsten Kundgebungen der Teilnahme ein, darunter auch ein Schreiben des Musikers Reichardt, den Goethe in den „Xenien" so unverantwortlich verunglimpft hatte. Goethe antwortete am 5. Februar [3]:

„Nicht Jedermann zieht von seinen Reisen solchen Vortheil, als ich von meiner kleinen Abwesenheit.

„Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Überzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für Andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch

---

[1] Riemer, Mittheilungen I 121.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 134 135. — Das „Ewig Weibliche" hat hier wohl aus alter Eifersucht und auf bloßes Hörensagen hin ein Dutzend Gläser zu viel gezählt. Daß August sich früh dem Trunk ergab, ist indes durch verläßliche Zeugen, namentlich den ihm befreundeten Karl v. Holtei, festgestellt (Vierzig Jahre, Breslau 1898, II [4] 183 ff).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XV 175 ff.

Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht; so sollte ich auch bey meinem Wiedereintritt ins Leben dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

„Wie angenehm Ihr Brief mir, in diesem Sinne, war, sagen Sie sich selbst, mit der Herzlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden. Um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Überzeugung es wieder herstellt.

„Von dem was ich gelitten habe weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur, unter so vielerley seltsamen Formen, daß meine Genesung, selbst den erfahrensten Ärzten, auf einige Zeit, zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke, als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand."

„Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit in den vergangnen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen. Keiner ist abgerissen wie es scheint, die Combination geht wie vor Alters fort, und die Production scheint auch in einem Winkel zu lauren, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen.

„Doch wollen wir uns indeß als Genesende behandeln und, zufrieden mit einer so baldigen Wiederherstellung, nach einem so großen Übel, in geschäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenschlendern.

„Das erste höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Musik, das man denn auch, so gut es die Umstände erlaubten, zu befriedigen suchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neusten Compositionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Festabend machen."

Zehntes Kapitel.

Häusliches und geschäftliches Leben.

(1798—1805.)

Als Hauptthemmnis für Goethes dichterische Tätigkeit hat Schiller selbst seine „elenden häuslichen Verhältnisse" bezeichnet. Er kannte sie sehr genau, als er das schrieb. Es ist viel aufgeboten worden, um sie in ein günstigeres Licht zu rücken; aber Tatsachen reden schließlich doch lauter als alle Worte. Einen gemütlichen, glücklichen Familienkreis wie Schiller hatte Goethe nicht.

Am 14. Oktober 1791 kam Christiane mit einem toten Knaben nieder; am 22. November 1793 gebar sie ein Mädchen, das aber schon am 3. Dezember starb. Am 1. November 1795 brachte sie einen Knaben zur Welt, aber schon am 17. war derselbe eine Leiche. Ein viertes Kind, ein Mädchen, starb Ende Dezember 1802, einen Tag nach der Geburt[1]. Das Haus am Frauenplan blieb öde, nur von Fremden bevölkert. Der kleine August, am Weihnachtstage 1789 geboren, ward von der Mutter und ihrer Schwester aufgezogen, die mit ihr in Goethes Hause wohnte. Der Vater war mit zu viel anderem beschäftigt, um an des Knaben Heranbildung sich wirksam zu beteiligen. Später hielt er ihm einen Erzieher, jenen Dr Friedrich Wilhelm Riemer, der nachmals die „Mittheilungen" über Goethe veröffentlicht hat[2]. Vor ihm hatte der Maler Johann Heinrich Meyer, einige längere Reisen abgerechnet, als Hausfreund die oberen Zimmer in Goethes Wohnung inne, vom November 1791 bis Ende 1802, wo er ein Fräulein v. Koppenfels heiratete und seinen eigenen Hausstand gründete.

„Meyer verstand es", wie Alfons Dürr sagt, „Christiane Vulpius gegenüber, so lange dieselbe noch nicht als Goethe's angetraute Frau im Hause weilte, in taktvoller Weise den richtigen Ton anzuschlagen. Seine Hausgenossenschaft erscheint angesichts dieser eigenartigen Verhältnisse im Goethe'schen Hause in besonderer Weise hervorhebenswerth. Die treue Sorgfalt, mit der Meyer bei längerem Fernsein Goethe's, wie gleich im Jahre 1792 während der Campagne in Frankreich sich der Obhut Christianens und des kleinen August von Goethe annahm, die eifrige Thätigkeit, die er während derselben Zeit beim Aus- und Umbau des Hauses entfaltete, mußten Goethe seine Gegenwart nur um so dankbarer empfinden lassen. Dieses schöne gemeinsame Verhältniß spricht sich auch in dem Familienbilde aus, das Meyer während der ersten Jahre in Weimar malte. In einer der Madonna della sedia verständig nachgebildeten Situation stellte er, wie Riemer berichtet, Christiane als Mutter mit ihrem Erstgebornen im Arme dar. Goethe hielt dieses Aquarellbild, das er besonders schätzte, immer in sorgfältiger Bewahrung."[3]

---

[1] „Glühender Schmerz zerriß seine Seele", sagt Düntzer (Goethe's Leben² 483; vgl. 446 464 526). — Christiane „mußte sehen", sagt Ders. (Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe, in Euphorion VIII [1901] 112), „wie der Geheimrat, der starke Mann, von wahnsinnigem Schmerze zerrissen, sich heulend am Boden wälzte". — Möbius (Goethe², Leipzig 1909, 2. Tl 40) betont, daß Goethe „ein starker Weintrinker" war. „Wahrscheinlich auch ist an der Sterblichkeit seiner Kinder und an der Mangelhaftigkeit des überlebenden Sohnes Goethes Weintrinken nicht ohne Schuld."

[2] Er war den 19. April 1774 geboren, hatte Philologie studiert und war dann Erzieher im Hause Wilhelm v. Humboldts geworden.

[3] A. Dürr, Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Goethe, in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 20. Jahrg. 31.

Als Gattin damals noch nicht anerkannt, Goethes Bildung nicht entfernt gewachsen, völlig aufs Hauswesen beschränkt[1], wird Christiane in seinem Briefwechsel nur selten und kümmerlich erwähnt. Goethes Briefe an sie selbst aber liefern den augenscheinlichen Beweis, daß er von etwaigen Bemühungen seinerseits, sie geistig zu heben, sich wenig Erfolg versprach[2]. Von seinem

[1] De la vie privée de Goethe il me dit, schreibt Gräfin Emilie Schimmelmann, anknüpfend an den nicht mehr erhaltenen Brief Schillers vom 25. November 1796, que cette femme, qui est mère de son fils, est à ce seul titre dans sa maison, dont elle dirige l'économie, qu'elle ne fait pas sa société et n'influe nullement sur lui (Euphorion XI [1904] 573). — Vgl. die Mitteilungen der Frau Christine Reinhard, geb. Reimarus, Gemahlin des französischen Residenten, späteren Grafen Reinhard, vom 7. Juli 1807 aus Karlsbad: Goethe hat „zu meinem Mann gesagt, er wolle uns die Bekanntschaft seiner Frau verschaffen. Er fügte hinzu: Ich will sie Ihnen beschreiben — aber nicht in Gegenwart von Madame Reinhard, die zu aristokratisch ist. Sie müssen wissen, für meine Frau sind meine Werke ein toter Buchstabe, sie hat keine Zeile davon gelesen. Die Welt des Geistes existirt nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschafterin und beschäftigt sich ausschließlich mit der Führung meines Haushalts, den sie ganz beherrscht, das ist ihr Reich. Uebrigens liebt sie es sich zu putzen, ins Schauspiel zu gehen, und man darf nicht glauben, daß sie ganz ohne Bildung sei. Der Umgang mit mir hat nicht ohne Einfluß auf ihren Geist sein können, und das Theater hat ihren Gesichtskreis erweitert" (Goethe im Urtheil einer Diplomatenfrau, in Grenzboten, 60. Jahrg., Nr 35 [1901], 412 f). — „Für Poesie hatte sie durchaus keinen Sinn", berichtet A. Oehlenschläger im Jahre 1806 (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 452 f), „und Goethe sagte einmal selbst im Scherz: Es ist doch wunderlich, die Kleine kann gar kein Gedicht verstehen." — Die „Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit Christianens für das Beste, was seine Brust durchzog", sagt Bielschowsky (Goethe II¹⁹ 9), „raubt ihm bei unmittelbarer Nähe sichtlich nicht selten die Stimmung für die Arbeit, er flüchtet dann auf Wochen und Monate nach Jena, und zwar auch zu der Zeit, wo Schiller bereits in Weimar ansässig war, oder anderswohin; man merkt auch, wie er Christianen, um sie für seine Entfernung zu entschädigen, bereitwillig nach ihrem Gefallen leben läßt". — Über Christiane vgl. auch L. Geiger, Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, 1 bis 115. — Das bei vielen Goetheforschern zu Tage tretende Bestreben, die Geheimrätin geistig zu heben, leitet sich schon aus Christianens letzten Lebensjahren her. Minchen Herzlieb (K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen², Bremen 1889 [Vorrede]) hat bereits zugegeben, „daß sie die damals eben Sitte gewordene nachträgliche Hebung derselben auf eine höhere geistige Stufe nicht recht begriffe". — Vgl. Engel, Goethe 300 ff. — Gertrud Bäumer, Goethes Freundinnen, Leipzig und Berlin 1909, 205. — K. Knebel, Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen. Diss., Münster 1908, 13 ff. — K. Heinemann, Frau Christiane v. Goethe, geb. Vulpius, in Westermanns Monatsheften, 34. Jahrg., Heft 412 (1891), 806.

[2] Die Briefe Goethes an Christiane sind erst von 1792 an erhalten. — Vgl. L. Geiger, Briefe Goethes an Christiane, in Goethe-Jahrbuch XX 37—94. — „Wer den Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane liest, kann sich eines schmerzlichen Mitgefühls mit dem großen Manne nicht erwehren. Kein freies Ausströmen der tausendfältigen Gedanken und Gefühle, die den Dichter, Forscher, Politiker beschäf-

Geistesleben als Gelehrter und Dichter ist sie nahezu ausgeschlossen; sie hält sich für zu beschränkt, um ihm folgen zu können, obwohl seine Poesie gar oft eigentlich zu ihrem Niveau herabsinkt. Sie staunt ihn nur an, wie Gretchen den Faust, und liebt ihn, den vielbewunderten Gott, der auf sie arme Bajadere herabgesehen. Sie sorgt treulich für ihn, kocht ihm gut, hält ihn warm und ist stolz auf alles, was sie von seinem Ruhme hört.

Einigen Einblick in ihr häusliches Wesen, ihren Charakter und ihre Anschauungsweise gewährt der Briefwechsel des späteren Medizinalrats Dr Nikolaus Meyer in Bremen mit ihr und Goethe [1]. Als dreiundzwanzigjähriger Student kam er 1798 nach Jena, besuchte unterwegs Goethe und ward, ohne weitere Empfehlung, wie ein Freund bei ihm aufgenommen. Während seiner Studien benützte er jeden freien Augenblick, um nach Weimar hinüberzuschlüpfen. Den größten Teil des Winters 1799 auf 1800 brachte er in Goethes Haus zu, mit Studien über die Anatomie der Mäuse [2] beschäftigt. Goethe stellte ihm seine eigene naturhistorische Sammlung zur Verfügung, und Christiane mußte es geschehen lassen, daß die Mäuse an ihrem Küchenherd seziert und präpariert wurden. Sie versöhnte sich ohne Mühe mit dem jungen Studenten, der, wie sie, Tanz und Theater liebte und mit ihr häufig auf den Ball ging. Als er im folgenden Herbst wegzog, blieb er in freund-

---

tigen, kein Wort von seiner Lektüre, keine Erörterung über den inneren Gehalt seines bedeutenden persönlichen Verkehrs, kein gehobenes Vermelden von glücklichen Dichterwürfen, — nichts als die gemeine irdische Alltäglichkeit beherrscht diesen Briefwechsel. ‚Sobald das Gedicht (Hermann und Dorothea) fertig ist, soll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit Du Dich auch auf Deine Art mit mir freuen kannst' (10. März 1797). Goethe schweigt von allem Höheren, weil er weiß, daß die feineren Schwingungen seines Geistes sich in Christianens Seele nicht fortpflanzen" (Bielschowsky a. a. O. 9). — L. Geiger (Goethe und die Seinen) macht S. 43 darauf aufmerksam, daß Christiane, wie sich konstatieren lasse, nur ein einziges Mal, im Jahre 1802, auf eine Mitteilung Goethes über seine Arbeiten reagiere. — Vgl. auch „Goethes Briefe X u. XI 1792—1796", in Preußische Jahrbücher LXXII (1891) 538. „Aus den Briefen geht deutlich hervor", heißt es hier, „daß bei Christiane von geistiger Bildung keine Rede war." Ein sehr „feiner Zug" ist der, „daß Goethe, was er selbst an der Geliebten nicht vermißte, doch um des Sohnes willen vermißte. ‚Grüße das Bübchen', schreibt er aus Jena an Christiane, ‚und schicke es fleißig zur Frau von Stein'. Und gleichzeitig schrieb er an diese: ‚Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohlwollen.' Das sind wahrhaft tragische Worte, es liegt in ihnen eine heroische Zumuthung an die verlassene Geliebte, aber zugleich eine tiefe eigene Demüthigung". Vgl. auch Emma Brauns, Christiane von Goethe², Leipzig 1888; O. Klein, Goethes Kleine Freundin und Frau, Straßburg 1904.

[1] Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer, Leipzig 1856. — Vgl. Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer, Straßburg 1887.

[2] Für eine Dissertation: Prodromus anatomiae murium.

schaftlicher Verbindung mit Goethe sowohl als Christiane und übernahm es für lange Jahre, seine früheren Gastfreunde mit feinen Weinen, Butter, Fischen und andern Viktualien zu versorgen, wofür er aus Weimar dann Bücher, Gedichte, Musikalien, Theaterutensilien, Obst, Pflaumenmus u. a. erhielt.

Man sieht aus diesen Briefen, daß Goethe nicht gerade üppig, aber doch gut lebte. Bestellungen von Franzwein, Portwein und Malaga [1] wiederholen sich in mäßigen Zwischenräumen. Dann liefert Bremen Lachs, Bricken, Heringe, Dorsche, Schellfische, Butten, Hummer und ansehnliche Sendungen Butter, gewöhnlich zu 50 Pfund. Christianens Lieblingsspeise waren Bricken, über die denn öfter näher berichtet wird. Ihr Hauptvergnügen aber blieb das Tanzen [2].

„Schon seit drei Wochen", heißt es in einem Briefe, „bin ich mit dem Geh. Rath und August in Lauchstädt, und jeden Tag hab' ich Ihnen schreiben wollen, aber frühe wird gebadet, alsdann muß man doch gehen, und dann geht es zu Tisch, von da wird sich geputzt und geht in das Theater, wieder zum Abendessen und alsdann auch wohl auf den Ball. Ich war schon hier auf 6 Bällen, wo es sehr brillant ist. Es sind viele junge Contessen hier, die alle recht hübsch sind, sehr viele Offiziere sind nicht da, aber die Hallischen Studenten sind meist sehr gescheute Leute, und der Herr Geh. Rath ist sehr mit ihrem Betragen sowohl auf Bällen als im Theater zufrieden." „Zu jedem Ball werden wir 4—5 Mal eingeladen, und wenn wir nicht gleich kommen, geholt. Doch auf jedem Ball haben wir Sie immer gewünscht. Ich tanze auf jedem Ball mit einem wie mit dem andern, weil sie mir alle gleich sind — sie erweisen mir alle wo ich bin, viel Artigkeit, und haben auf dem Geh. Rath und mein (Wohl) Vivat zugerufen. Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath anfing, betitelt: ‚Was wir bringen', waren 800 Menschen — wir waren auf dem

---

[1] Goethe trank den Wein, wie er selbst sagt, hauptsächlich zur Stärkung seines Willens: „Ich war in meinem Leben sehr oft in dem Fall, bei gewissen complicirten Zuständen zu keinem rechten Entschluß kommen zu können. Trank ich aber in solchen Fällen einige Gläser Wein, so war es mir sogleich klar, was zu thun sei, und ich war auf der Stelle entschieden" (Eckermann, Gespräche[3] 541).

[2] „(Ostermontag den 25. Abends war) Redute", schreibt sie am 26. März 1799 an Goethe nach Jena, „wo ich wieder ein ser schönen Dänzer habe kennen lernen der mit dem Namen Eisert heist heude muß ich mich erkundichen was es vor ein lans Mann ist mit dem habe ich so viel gedanzet daß ich ein bar ganz neu Schue habe durch gedanzet habe aber auch 1 klein Dahler gewonn und es wart sehr schönn es hat mir ser gefallen und ich bin hebeut ganz munder und vergnücht heude habe ich dich schonn oft gewünscht daß du hier währest daß ich dir alles Erzälen könde ich habe gestern vill freude gehabt und alls ich nach hausse kamm fehlte mir mein lieber Schass da küste ich dem Gustel und schlief ein" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 256 f [Lesarten]).

Balkon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so ruften die Studenten ‚Es lebe der größte Meister der Kunst, Göthe!‘ Er hatte sich ganz hinten hingesetzt, aber ich stand auf und er mußte vor sich bedanken.

„Nach der Comödie war Illumination, und dem Geh. Rath sein Bild und sein Name brennt, und wir speisten im Salon, wo auch wieder alles illuminirt, und der ganze Saal mit Blumenguirlanden geschmückt.“ [1]

Im Juli 1802 wurde es gar einsam in Weimar. Die Herrschaften waren verreist. Auch im August gab es keine Neuigkeiten als „einige Heirathen“. Im Oktober war die Hochzeit des Malers Meyer beschlossene Sache. Aber im November fingen die Redouten wieder an; auf dem Theater wurde „Das Donauweibchen“ gegeben. Am 31. Januar war eine ganz besonders brillante Redoute, auf der Griechinnen und Circassierinnen und das Personal des Vorspiels „Was wir bringen“ aufspazierten. Der Geheime Rath schien sehr vergnügt und ließ Christiane täglich mit seinen schönen Pferden Schlitten fahren [2]. Am fröhlichsten aber läßt sie sich in einem Briefe vom folgenden November über das Tanzen aus:

„Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie sich doch noch mit Tanzen abgeben, und da habe ich die Hoffnung, wenn Sie zu uns kommen, auch wieder mit Ihnen zu tanzen.

„Es sind zwei junge Leute beim Theater hier, die bloß aus Liebe für die Kunst zum Theater gegangen, und als Schüler vom Geheimerath bei uns bekannt sind.

„Von diesen Beiden tanzt der Eine ganz wie Sie, nur noch mit mehr Leidenschaft.

„Wenn ich mit diesem tanze, so fliegen wir gleichsam den Saal hinunter; ob ich gleich stärker werde, so tanze ich doch immer wie sonst.“ [3]

Am Schlusse des Jahres konnte sie sich das Zeugnis geben, daß sie keinen Ball und keine Redoute versäumt habe, und war entschlossen, im folgenden Jahre fröhlich weiterzutanzen [4]. Auch nach ihrer letzten Niederkunft blieb ihre Hauptsorge, möglichst bald wieder einen Ball zu besuchen, obwohl sie schon ihre 37 Jahre zählte und längst nicht mehr für schön galt. Im Hause zog Goethe oft Schauspieler zur Tafel; an andern Gästen war auch kein Mangel. Im Januar 1804 meldet sie: „daß kein Mittag vergeht,

[1] Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer 19 f.

[2] Ebd. 71 74 75 77. [3] Ebd. 85 f.

[4] Ebd. 87. — „Schicke mir mit nächster Gelegenheit“, heißt es im Briefe Goethes vom 14. Juli 1803 an Christiane, die in Lauchstädt weilte, „deine letzten, neuen, schon durchgetanzten Schue, von denen du mir schreibst, daß ich nur wieder etwas von dir habe und an mein Herz drucken kann“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 258 f).

wo nicht immer Fremde bey uns speisen; dann geht's in's Theater, wo wir jetzo sehr viel hübsche junge Männer und Mädchen haben, alsdann gibt's Redouten-, Harmonie- und Ressourcen-Bälle, wo ich mich dann immer sehr mit Tanzen amüsirt, denn ich tanze jetzt noch mehr als sonst und befinde mich recht wohl dabey." [1]

Zwischen dieses tanzlustige Mückenleben drängten sich aber doch mitunter die trüben Wolken ernüchternder Prosa.

„Ich lebe ganz still", schreibt sie am 21. April 1803, „und sehe fast keinen Menschen, das Theater ist noch einzig und allein meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz hypochonder, und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern; habe aber so gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank." [2]

Als sie sich selbst einmal unpäßlich fühlte, schrieb sie:

„Ich kann mir jetzo recht gut vorstellen, wie Ihnen zu Muthe war, als Sie krank waren, nun geht es mir ebenso, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles was ich nur wünsche, es geht aber nichts auf dieser Welt über Gesundheit und frohen Muth, wenn man das nicht hat, so ist das ganze Leben nichts." [3]

Ungemein drückend und hart wurde ihr ihre rechtlich und gesellschaftlich ungesicherte Lage, als Goethe im Frühjahr 1805 ernstlicher zu kränkeln anfing.

„Der Geh. Rath hat nun seit einem viertel Jahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden wo man denken muß er stirbt, denken Sie sich also mich, ich die außer Sie und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe — und Sie, lieber Freund, sind wegen der Entfernung für mich doch so gut wie verloren. Sie können sich denken, wenn so ein unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stünde, wie mir zu Muthe ist, ich bin wahrhaftig ganz aus einander. Und dann kommt noch dazu, daß die Ernestine sich abzehrt und auch dem Grabe sehr nah ist und die Tante auch sehr schwach — es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzet, und ich muß fast unterliegen. Es wollen zwar die Leute behaupten man sehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht so fortgehen. Und hier ist kein Freund, dem ich so Alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte — ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen, und werde wohl so für mich allein meinen Weg wandeln müssen." [4]

---

[1] Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer 88. [2] Ebd. 22.
[3] Ebd. 67. [4] Ebd. 26 f.

Das ist die Kehrseite der „Römischen Elegien" und der „Venetianischen Epigramme". Schiller hat sich nicht getäuscht, wenn er von Goethes „elenden häuslichen Verhältnissen" sprach. Goethe genoß nicht einmal jene sinnliche Behaglichkeit, die manche infolge seiner vielen Liebesgedichte ihm zuschreiben. In den Augen seiner Geliebten und Haushälterin war der „ewig junge" Erotiker ein schon vielfach kränkelnder und hypochondrischer älterer Herr, mit dem sie manches auszustehen hatte, wenn er auch nicht eben eifersüchtig war und sie mit Studenten und Schauspielern tanzen ließ, so viel sie wollte. Bei allem äußeren Wohlstand und Wohlleben, aller Freiheit und Ungebundenheit fehlte es in diesen häuslichen Verhältnissen an dem, was allein die Familie zur Familie im höheren Sinne macht: an der geistigen Lebensgemeinschaft der Gatten, dem Adel der Gesinnung, einer auf das Ewige gerichteten wahren Freundschaftsliebe, an jener Würde und Weihe, welche nur die Religion dem ehelichen Verhältnisse zu geben vermag, an jenem wahren religiösen Trost, der allein die flüchtigen irdischen Genüsse überdauert, in Tagen der Prüfung stand hält und in Tagen des Glücks volle Zufriedenheit gewährt.

Im Hause Goethes, des größten deutschen Liebesdichters, fehlte nichts so sehr als wahre, echte Liebe — und Frauen, welche sich für seine Poesien so schwärmerisch begeistern, täten wohl daran, sorgfältig zu prüfen, was er eigentlich Liebe nennt.

Nicht weniger nachteilig als sein unerquickliches Familienleben wirkte auf Goethes dichterische Entwicklung seine höfische Stellung ein. Er dankte ihr allerdings viel äußere Bequemlichkeit, Ansehen, Geld, Einfluß, bedeutende Verbindungen, wissenschaftliche Hilfsmittel, auch poetische Anregungen. Auf ihr ruhte großenteils der Primat, den er seit der Verbindung mit Schiller nahezu unangefochten auf dem deutschen Parnaß behauptete. Er hatte sich so in die herzogliche Familie und in den Hof hineingelebt, daß sein Ruhm mit dem des Dichterhofes völlig zusammenfloß. Keine Kritik, keine Intrigen konnten die hohen Regionen erreichen, in denen er sich eingewurzelt, kein Ruhm eines andern ihn aus der vornehmen Stellung drängen, die er nicht erobert, sondern sich langsam angelebt hatte. Der ganze Hof blickte zu ihm wie zu einer Art Schutzgeist, der mit zu Herzog und Herzogin, Hof und Land gehörte, ohne den Weimar kein Weimar mehr war. Er war der einzige Dichter, der aufhören konnte zu dichten, ohne seines Ansehens verlustig zu gehen, der bei jedem noch so schwachen Stück sicher sein durfte, bewundert und sogar angebetet zu werden. Es erschien als pure Herablassung, wenn er weiterdichtete.

Wie alle Herrschgewaltigen, mußte er indes Erwerb und Behauptung der Herrschaft schwer bezahlen — mit großen Opfern an Zeit, Bequemlichkeit, freier Muße. So wohnlich er sich sein Poetenheim eingerichtet hatte, es gewährte ihm keinen rechten Genuß; er gehörte weit weniger sich als dem

Hofe[1]. Es macht einen halb wehmütigen, halb komischen Eindruck, wenn man in seinen Geschäftsbriefen an Voigt u. a. all die Kleinigkeiten nachliest, mit welchen der große Mann seine kostbare Zeit verzetteln mußte, um ganz Weimar mitregieren zu helfen und auf allen Punkten der Unentbehrliche zu bleiben. So schreibt er z. B. den 27. Mai 1798 an Voigt:

„Ich eile die mir übersendeten Depeschen zu beantworten und zurückzuschicken.

Es erfolgt also:

1. Die Verordnung an den Bergrath in Concept und Mundo nebst den Acten.

Ein Pro Memoria, welches noch zu secretiren und mir Ihre Meynung darüber zu eröffnen bitte; so einen mineralogischen Schatz muß man bis er gehoben ist geheim halten.

Wegen des übrigen, das Sie mit freundschaftlicher Sorgfalt berühren, gebe ich folgendes zu erkennen.

Von Osann erfährt man ja wol, wenn Schenk die beiden Taxatoren vorgeschlagen hat, und man zeigt alsdann bei der Commission an, daß man bei ihnen aquiescire.

Fischer wird sich wol die Freiheit nehmen die Cautionsgelder bei Ihnen zu deponiren.

Auf die Auction will ich Fischern aufmerksam machen; denn da ich ihm das Gut verpachtet habe, wie es überkommen, auch ihm erklärt ist, daß es seine Sache ist die Brandweinblase zu stellen, so kann ich das übrige abwarten und mich bis zur Übergabe ruhig verhalten.

Haben Sie die Güte mir gelegentlich anzuzeigen, wie sich Thouret anläßt. Wenn ich mich nicht irre, so ist er bei seiner Geschicklichkeit resolut und expedit, Eigenschaften die wir in dem gegenwärtigen Falle sehr brauchen. Nehmen Sie ihn doch im Gespräche einmal vor und hören, wo er hinaus will.

Wenn Riehl fleißig ist und accurat, so können wir ihm schon etwas mehr geben; da uns die Katalogen unentbehrlich sind und wir auf dem jenaischen Tramite wohl schwerlich eine Abschrift sobald erhalten möchten, so kommt es auf einige Thaler mehr nicht an. Haben Sie die Güte mir Mittwochs einige Buch Papier, wie Sie solche Riehlen gegeben, zu überüberschicken. Geist hat hier manche müßige Stunde und kann bey meinem Hiersein vielleicht auch einen Band fördern.

Es thut mir leid, daß ich Trebra versäumt habe, ob es gleich nicht wohlthätig ist alte Freunde wieder zu sehen, welche die ganze Richtung ihrer ehemaligen Beschäftigung mit einer andern vertauscht haben.

---

[1] Vgl. Goethes Tagebücher, WA 3. Abt. II 195 ff.

Dagegen hat mich die gute Behaglichkeit des Bergraths in seinem neuen Zustande erfreut.

Sie haben ja wol die Güte die Beylagen gefällig besorgen zu lassen und mich gelegentlich Serenissimo zu Gnaden zu empfehlen." [1]

Solche Briefe hat Goethe nahezu täglich expediert, dazu Depeschen, Promemorien, Eingaben, Aktenstücke, Gutachten, Empfehlungen aller Art. Der maßgebende Premierminister, auf dessen Bureau alle Fäden der weimarischen Verwaltung zusammenliefen, war er allerdings seit der italienischen Reise nicht mehr. Das ist Christian Gottlob v. Voigt, ein tüchtiger, erprobter Geschäftsmann, sechs Jahre älter als Goethe, der nach soliden juristischen Studien in Jena von der Pike auf gedient hatte, erst als Advokat, dann als Bibliothekar, dann als Justizamtmann, Regierungsrat und endlich Minister. Bode nahm ihn bald nach der Gründung der Weimarer-Loge, 1778, unter die Freimaurer auf. Von 1784 an ist er Goethes Vertrauter in der Ilmenauer Bergwerkangelegenheit. Seit 1794 wurde er des Herzogs vorzüglichster Ratgeber in allen Fragen der Politik und Verwaltung. Da seine Kollegen Fritsch und Schmidt alte Herren waren, fiel ihm nach und nach alle wichtige Arbeit zu; er wurde nach seinem eigenen Ausdruck „der Geschäftsscherwenzel für ganz Weimar", mußte „immer Trumpf sein" und klagte am 12. Februar 1800 schließlich seinem Freunde Minister v. Frankenberg in Gotha:

„Mich verläßt man nicht selten, um gar nichts zu thun; man läßt sich sogar nichts zuschicken, und was das wunderbarste ist, so ist man hintendrein nicht einmal damit zufrieden, daß andere unsere Arbeiten gethan haben. Bey dem allen tröstet mich denn mein Vertrauen auf das ius talionis, das hienieden selten ausbleibt, nach welchem ich hoffe, daß, wenn ich auch einmal voll wunderlicher Laune, unbilliger Eifersucht, Verachtung alles Neuen, mir unbekannten u. s. w. sein werde, alsdann es auch redliche Collegen geben werde, die mit mir Geduld haben und mich ertragen." [2]

Obwohl Goethe bis zum Jahre 1809, die Theaterdirektion und die Bergwerkskommission abgerechnet, keinen bestimmten Verwaltungskreis übernahm, befaßte er sich doch mit den verschiedensten Verwaltungszweigen, mit Steuerangelegenheiten, Baufragen, Forst- und Militärsachen, Anstellungen von Beamten, Polizeimaßregeln. Nur von der hohen Politik ist selten die Rede.

„Wenn man das ungeheuere Interesse bedenkt", sagt Goethe Ende Juli 1796, „was die Franzosen von Ancona bis Würzburg zu bedenken haben so sollte man hoffen, daß wir in dem jetzigen Augenblicke kein bedeutender Gegenstand für sie wären. Dagegen läßt sich aber auch sagen daß es für

---

[1] Goethes Werke. WA 4. Abt. XIII 158 f.

[2] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 78 f.

sie ein leichtes seyn müßte noch einen Grad nördlicher Breite weiter mitzunehmen.“ [1]

Das verrät mehr Friedensliebe als politischen Scharfsinn, und etwas kleinlaut klingt es, wenn er beifügt:

„Daß Sie übrigens ein Bureau halb kriegerischer halb diplomatischer Art in Eisenach etablirt haben, ist doch wenn auch die Gefahr völlig vorüber ginge im Augenblick ein großer Trost und Beruhigung für viele und muß den Platz zu einem interessanten Mittelpuncte machen.“ — „Möchten wir doch“, seufzt er am 28. August [2], „noch recht lange zusammen in einem gemeinschaftlichen Kreise fortleben. Die Nachricht die an den General Lind gekommen ist, ist freylich von der größten Bedeutung, verbunden mit dem was die Bareuther Zeitung von der großen Schlacht bey Amberg sagt, man kann, wenn, wie von unserer Seite bisher geschehen, alles gethan ist, doch nur abwarten was die verschiedenen Wendungen die die Dinge nehmen auf uns für Einfluß haben könnten, diese Wendung scheint wenigstens auf einer Seite günstig zu seyn.“

Weit mehr verbreitet sich Goethes Geschäftskorrespondenz über Dinge, welche dem großen Weltlauf ferne stehen und in der Verwaltung des kleinen Weimar selbst zu den kleinen Fragen gehören. Dabei offenbart er praktischen Sinn und ein freundliches Mitgefühl für kleine Leute.

Der „hiesige Gastwirth zum Bären wünscht bey sich ein Billard aufzustellen“; Goethe fragt an, ob so etwas zulässig ist und von wem die Vergünstigung abhängt. Der Nachbar des Bärenwirts hat sein Haus eingerissen und will es mit schon behauenen Steinen aus Zwätzen neu aufbauen; die Weimarer Maurer haben dagegen „Streit erregt“ und wollen die Steinfuhr nicht in die Stadt lassen: Goethe legt ein „pro memoria“ für Freizügigkeit ein [3]. Der Botaniker Batsch reicht ein Gutachten über die „Weiden-Ansaat“ ein, und Goethe empfiehlt, daß es im „unendlich abgeschmacktnutzbaren Reichsanzeiger ventilirt werden sollte“, „um eine Menge Menschen mit einer solchen Anfrage in Bewegung zu setzen“ [4]. Hofrat Loder wünscht, „gegen Bezahlung, ein Deputat von einigen Rehen und Hasen festgesetzt“ zu erhalten; Goethe verlangt vom Minister Aufschluß darüber [5]. Dem Gastwirt Heiße in Stützerbach will er den Fischereipacht lassen, und glaubt, daß „ihm sogar das Pachtgeld gegen gute Aufsicht gutthäte“ [6]. Konrad Franke, „ein gar hübscher Mensch, wünscht gar sehnlich, bey der gegenwärtigen vielen Tischlerarbeit, in Weimar, auch etwas zu lernen. Er giebt sich freylich nicht für einen perfecten Gesellen, allein behauptet doch daß er brauchbar sey“ — und so empfiehlt ihn Goethe [7]. Bei einer

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 138. [2] Ebd. 178 f. [3] Ebd. 82 81.
[4] Ebd. 96 f. [5] Ebd. 197. [6] Ebd. 235. [7] Ebd. XVI 33 f.

„heiligen Handlung", zu der er sich tragen lassen will, zeigt er Voigt sogar die zu gebenden Trinkgelder an: „der Lieberinn einen Laubthaler, dem Kirchner einen Conventionsthaler, dem Andres einen Gulden, der Wartfrau einen halben Laubthaler" — nicht aus Freigebigkeit, sondern, „weil ich es sonst nicht mit ganzen Stücken zu machen weiß"[1]. Zu „einer Art pro nota wegen der Bibliothekstreppe, wo ich eine allgemeine Ansicht künftiger Einrichtung, weil es verlangt worden, vorausgeschickt habe", fügt er „einen Vortrag wegen des Bibliothecarii", d. h. es ist „mehr eine Veranlassung zu einer Entscheidung der Sache, als ein Vortrag"[2]. Die Schauspielerin Demoiselle Maas wird „nach genommener Abrede, mit Wache beehrt". „Wegen der Dauer dieser Quasi Strafe", über die er sich selbst später lustig machte, wünscht er Voigts Meinung: „Wie schlägt man einen Tag Arrest zu Gelde an? ich bin immer so unglücklich dergleichen zu vergessen"[3]. Für die Bibliothek will Goethe nur einen Schlüssel im Gebrauch wissen; denn „die mehreren Schlüssel in vorigen Zeiten haben nur Unordnung hervorgebracht und die Abneigung unter den Menschen vermehrt, von denen jeder nun glaubte, für sich zu bestehen"[4]. Dagegen befürwortet er das Gesuch des Bibliothekdieners, sich Trinkgelder erbitten zu dürfen: „Zur allgemeinen Betteley dürfte wohl auch diese billig hinzukommen. Wäre es nöthig, so gelangte etwas deshalb an die Fürstliche General-Polizey-Kommission und käme mit in das Wochenblatt"[5].

Nebenher hatte er dann noch seine besonderen Geschäftskreise, welche ihn, wie in der ersten Weimarer Zeit, wochen-, monate-, jahrelang in Atem hielten.

Gewaltige Aktenstöße speicherte er allein über das Bergwerkunternehmen in Ilmenau auf, das trotz aller Berichte, Eingaben, Bauten, Zuschüsse, Beratungen und Besichtigungen Wasser statt Silber zu Tage förderte. Eine unberechenbare Zeit nahm ihm jahrelang der Schloßbau zu Weimar weg, da er nicht bloß die Bauentwürfe begutachtete, sondern die Wahl, Anstellung und Tätigkeit der Architekten und ihrer Unterbeamten bis hinab zu den Maurern und Dekorationsmalern offen oder insgeheim leitete und beaufsichtigte. Zu diesen langwierigen, vielverwickelten Bausorgen — das Schloß konnte erst am 1. August 1803 bezogen werden[6] — gesellten sich ähnliche für Bibliothek und Theater in Weimar, das Theater in Lauchstädt, in Jena und noch andere Bauten. Dabei ließ er es nicht bei einer mäßigen Überwachung und Leitung der einzelnen Experten bewenden, sondern übte durch zahllose Beratungen, Inspektionen, Berichte, neue Vorschläge einen unermüdlichen Bureaukratismus aus. Seine Sorge für die Bibliothek in Weimar

---

[1] Ebd. XVIII 72. [2] Ebd. XVII 71. [3] Ebd. 128.
[4] Ebd. XIX 32 f. [5] Ebd. 88.
[6] Vgl. A. Doebber, Das Schloß in Weimar. Seine Geschichte vom Brande 1774 bis zur Wiederherstellung 1804, Jena 1911.

erstreckte sich, wie gezeigt, bis auf den Schlüssel, die Trinkgelder des Bibliothekdieners und das Papier, auf das die Kataloge geschrieben wurden. Im botanischen Garten von Jena beaufsichtigte er nicht nur den Direktor, sondern gelegentlich auch den Gärtner, den Gärtnergehilfen und die Tagelöhner, die Treibbeete und die Glashäuser. Im Theater von Weimar bestimmte er nicht nur Farbe und Zeichnung der Dekorationen, Zahl und Anordnung der Sitze, sondern überwachte die aufzuführenden Stücke, Anwerbung, Kontrakte Rollen, Kostüme, Vortrag und Aufführung der Schauspieler, und ließ über alles die weitläufigsten Korrespondenzen, Akten und Protokolle führen. Er ist unbedingt den größten Bureaukraten der Neuzeit beizuzählen.

Als der alte Hofrat Professor Büttner, ein wunderliches Original, vorzüglich Münzen- und Naturaliensammler, der gegen eine Leibrente dem Herzog seine Bibliothek verkauft hatte, im Schloß von Weimar starb, hatte Goethe monatelang mit der Hinterlassenschaft zu tun, untersuchte die Bibliothek, plante einen Gesamtkatalog, setzte ein Promemoria auf, empfahl die Sache dem Senat und dem „Concilio", entwarf über den Kostenpunkt ein Budget, sprach über die Ordnung den Bibliothekar Ersch, wobei „ein unendliches Detail" vorkam, befürwortete die Sache bei Voigt, beim Herzog, in allen beteiligten Instanzen, und nahm endlich die Katalogisierung selbst in die Hand. Als die Büttnersche Wohnung im Schloß dann für den Kommandanten v. Hendrich eingerichtet werden sollte, ging er selbst hinein, untersuchte das Quartier und beschrieb es bis auf den letzten Staub und Ruß:

„Ich kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig seyn würde den Zustand zu beschreiben, in welchem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu seyn, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durch einander, mit diesen litterarischen Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackebreter und Drehorgeln. Alles zusammen durch ein Element von russigem Staub vereinigt. Die alte Garderobe machte zu lachen, erfreute aber ganz besonders den Trabitius, dem sie vermacht ist. Im Wohnzimmer, dessen Decke, Wände, Fußboden und Ofen gleich schwarz aussahen, waren mehrere Dielen von Feuchtigkeit und Unrath der Thiere aufgeborsten. Genug, es wird einiges zu fegen geben, bis auf diese litterarische Schweinigeley eine militarische Propretät folgen kann. Übrigens habe ich bei diesem Anblick erst gefühlt, was unser gnädigster Herr Ihren unterthänigsten Dienern, durch schnelle Vergebung dieses Quartiers, für eine Noth decretiren."[1]

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 16 f. Vgl. P. v. Bojanowski, Aus der ersten Zeit der Leitung der Großherzoglichen Bibliothek durch Goethe (1797 bis 1800), Weimar 1899, 15.

So ist es nicht zu verwundern, wenn der Plan einer „Achilleis“ in diesem hundertfach verschlungenen Durcheinander der Geschäfte erstickte, „Faust“ in sonst günstiger Stimmung nur um zehn Zeilen täglich voranrückte und der Dichter dabei aufseufzte:

„Die Geschäfte sind polypenartig, wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indessen drein ergeben und suche meine übrige Zeit so gut zu nutzen als es gehen will.“ „Die neusten Erfahrungen haben mich aufs neue überzeugt: daß die Menschen statt jeder Art von ächter theoretischer Einsicht nur Redensarten haben wollen, wodurch das Wesen was sie treiben zu etwas werden kann. Einige Fremde die unsere Sammlung besuchten, die Gegenwart unserer alten Freundin, und über alles das sich neu constituirende Liebhabertheater haben mir davon schreckliche Beyspiele gegeben und die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch ein Paar Schuhe höher aufgeführt werden.“[1]

Diese Mauer war ein sehr wankelmütiges Ding; für manche Leute wurde sie hoch und immer höher, für andere war immer Tür und Tor offen. Nur von Zeit zu Zeit zog sich Goethe in sein Haus oder nach Jena zurück, um, auch dann nicht ungestört, sich literarischen Arbeiten zu widmen. Da der Herzog an keinem festen Geschäftsgang hielt, sondern die Regierungsarbeiten oft Jagden oder andern Vergnügen nachsetzte und dann plötzlich das Versäumte wieder einzubringen suchte, so wurde Goethe mitunter aus seinem Urlaub unangenehm aufgescheucht oder genötigt, um verlängerten Urlaub zu bitten, was er z. B. in einem Brief an Voigt vom 16. Februar 1802, in höchst devoter Form tat, obgleich der Herzog ihn noch immer mit „Du“ anredete:

„Empfehlen Sie mich Serenissimo zu Gnaden. Wenn Höchstdieselben, vor Ihro Abreise, nichts zu befehlen haben, wobey die geringe Persönlichkeit meiner Wenigkeit in Weimar nothwendig seyn dürfte; so erbitte mir die Erlaubniß meine litterarische Quarantaine fortzusetzen.“[2]

Obwohl mit Carl August viel länger vertraut, wandte sich Goethe auch sonst öfter an Voigt als Mittelperson. So schreibt z. B. Voigt an den Herzog[3]:

„Der Geheimerath v. Göthe hat mich ersucht, auszuwirken, daß er etwas guten Ungarische Wein aus Ew. Durchlaucht Kellerey zu seiner Erholung gebrauchen dürfe. Er hat wohl für unbescheiden gehalten, dieß selbst bey Ew. Durchlaucht auszubitten, daher ich mich die Mittelsperson zu machen erkühne.“

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 136 f.

[2] Ebd. XVI 38 f.

[3] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 68.

„Ich werde den Wein an Göthe schicken. C. A.", schrieb der Herzog auf das Billett. Ein andermal, 1796, schreibt der Herzog an Voigt:

„Göthe will seinen Garten verkaufen; er hätte gern Geld dafür, aber die Frau will dieses nicht, weil sie weiß, daß es versplittert würde, sie wünscht lieber Grundstücke. Lassen Sie nachsehen, was die Kammer an Krautländereien in der hiesigen Flur noch besitzt."[1]

Ein anderes auf die Gartenfrage bezügliches Billett lautet:

„Göthen hatte ich den Garten auf ein Jahr für 150 Thlr. abgemiethet, ohne mit ihm handeln zu wollen, weil ich wußte, daß er Geld brauchte; das Jahr darauf habe ich ihn stillschweigend wieder für dieses Geld behalten, nun wird mir das Ding zu lang und ich hatte den Pacht aufsagen lassen. Er hat sich neulich geäußert, daß, wenn ich seiner Wittwe eine mäßige Pension aussetze, er den Garten wohlfeil lassen wolle; die Frau meynte dabei, daß ihr Land lieber sey wie Geld. Auf ohngefähr 80 Thlr. Interessen schlagen sie den Werth des Gartens an. Ich kann den Garten der Kinder wegen nicht gut entbehren."[2]

An dem Gut, das Goethe im März 1798 zu Oberroßla für 14 000 Taler angekauft hatte, erlebte er wenig Freude. Er bekam Händel mit dem Pächter und war froh, es im Mai 1803 wieder zu veräußern[3].

Zu den Häkeleien der Geld- und Geschäftsprosa dieser Jahre gesellte sich noch ein zersplittertes Studium, das allein hingereicht hätte, Goethes Geist in aller einheitlichen Tätigkeit zu hemmen. Optik und Meteorologie, Botanik und Zoologie, Mineralogie und Geologie, Anatomie und Archäologie, Philologie und Ästhetik, Kunstgeschichte und Geschichte der Naturwissenschaften wurden stoßweise im buntesten Wirrwarr getrieben, nahezu wie in den ersten Weimarer Jahren, nur daß Goethe jetzt alles schematisierte, für jedes Fach seine Schablonen und Schubladen hatte, so daß er bequemer von einem ins andere überspringen konnte, ohne dabei den Faden ganz zu verlieren.

---

[1] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 67. [2] Ebd. 67 f.

[3] „Göthe hat das Roßla übertheuer mit 14 000 Reichsthalern gekauft, mit schlechtem Haus und Stallung, alles baufällig und schlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Rthlr. bezahlt. Jetzt soll er abermal 4000 Rthlr. abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen! Mit seinem Pächter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgericht einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pächter hinausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davon getragen. Jetzt, heißt es, will er das Gut selbst administriren — durch die Mademoiselle Vulpius, die Nachbarschaft prophezeit aber kein Gelingen, da Er und Sie die Landwirtschaft nicht verstehen. Das Gerede über ihn thut uns oft sehr leid; er wird meist in zweideutigem Licht beurtheilt, und wir haben zu thun, die Menschen eines andern zu überzeugen." (Brief Caroline Herders vom 15. April 1801, bei Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß II 8).

Auch den philosophischen und politischen Bewegungen an der Universität Jena konnte er sich nicht ganz ferne halten und durchblätterte wenigstens die Bücher, mit welchen Fichte, Schelling, Paulus das deutsche Vaterland beglückten.

„Fichte", so schreibt er am 5. Mai 1798 an Schiller, „hat mir den zweyten Theil seines Naturrechts geschickt, ich habe aus der Mitte heraus einiges gelesen und finde vieles auf eine beyfallswürdige Art deducirt, doch scheinen mir, praktischem Skeptiker, bey manchen Stellen die empirischen Einflüsse noch stark einzuwirken." „Ich mag mich stellen wie ich will, so sehe ich in vielen berühmten Axiomen nur die Aussprüche einer Individualität, und gerade das was am allgemeinsten als wahr anerkannt wird ist gewöhnlich nur ein Vorurtheil der Masse, die unter gewissen Zeitbedingungen steht, und die man daher eben so gut als ein Individuum ansehen kann."[1]

So wenig er Fichtes Philosophie wirklich studierte und schätzte, so war doch dieser Gelehrte, wie auch der Rationalist Paulus, mit seiner und Voigts Zustimmung nach Jena gekommen. Paulus wurde von der orthodoxen Geistlichkeit sehr verabscheut. Das Oberkonsistorium klagte schon am 10. Januar 1794, daß zu Jena im ganzen Jahr nur acht Studenten zum Abendmahl gegangen und diese noch von den andern verspottet worden seien. Herder stand für die Professoren ein; Carl August entschied nach längerem Streit am 8. März, daß sämtliche Schreiben, Berichte und Akten einstweilen beigelegt werden sollten.

Als Fichte im Wintersemester 1794/1795 die Studentenvereine der „schwarzen Brüder, Constantisten und Unitisten" angriff, erhob sich ein gewaltiger Rumor wider ihn, so daß er für das folgende Semester um Urlaub bat und ihn erhielt[2]. Wie er befürchtet, entstanden Tumulte, Schlägereien, Exzesse der schlimmsten Art. Der Herzog verstand keinen Spaß; er schickte eine Untersuchungskommission mit Husaren und Jägern nach Jena und schrieb an Freund Goethe:

„Es ist meinen Grundsätzen ganz angemessen, daß man den Studenten aus den Köpfen bringe, daß sie etwas Anderes sind, als Schutzverwandte und temporäre Bürger des Staats, in welchem sie sich aufhalten. Dieses gelingt gewiß, wenn man sie nach Zivilgesetzen richtet und sie wie die Bursche der Handwerker behandelt, die auch unter den allgemeinen Gesetzen des Landes stehen. Ich habe Frankenbergen Deinen Vorschlag und Voigts Votum geschickt, um seine Meinung darüber zu erfahren. Ich hoffe, daß die jetzige Untersuchung sehr consequent geführt worden ist und daß die Beschließung des Processes

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 187 f.

[2] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 48 ff. — L. v. Urlichs, Schiller und Fichte, in Deutsche Rundschau XXXVI (1888) 248 ff. Vgl. Sieben Briefe von Fichte an Goethe, in Goethe-Jahrbuch XV 30—41.

ebenso ausfallen wird. Gebe der Himmel, daß unser Bemühen und die aufgewendeten beträchtlichen Kosten fruchten mögen."[1]

So dachten der Dichter des „Faust" und sein herzoglicher Freund praktisch, wenn es in „Auerbachs Keller" etwas lebendig wurde: die Tollheiten ihrer eigenen „Genie"-Periode hatten sie ganz vergessen. Eine Anzahl Studenten wurde relegiert und konsiliert, die übrigen eingeschüchtert.

„So sehr es mich freut", schrieb der Herzog am 29. August 1795, „daß der Wasserbau in Jena gut anschlägt, so sehr wünsche ich auch, daß unsere neuerlichst erzwungene Rigolung des akademischen Bodens Anlaß zu bessern Früchten bringe."[2]

Nachdem der Rumor unter den Studenten beschwichtigt war, fing er unter den Professoren an. Fichte wurde nämlich wegen eines Aufsatzes in seinem „Philosophischen Journal" des Atheismus angeklagt. Von Dresden aus erging ein Requisitionsschreiben, das zu seiner Bestrafung aufforderte. In Weimar hätte man gern die Sache mit einer stillen, formellen Untersuchung beigelegt. Allein Fichte erließ eine „Appellation an das Publikum" und ließ auch seine gerichtliche Verteidigung sofort drucken. Dadurch brachte er die ganze Regierung gegen sich auf. Goethe entschied im Conseil gegen Fichte. „Ich für meine Person", schrieb er an Schlosser, „gestehe gern, daß ich gegen meinen eignen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte."[3] Fichte hatte mit Demission gedroht, wenn er einen Verweis erhielte. Er erhielt den Verweis durch Reskript vom 29. März 1799 und zugleich seine förmliche Entlassung. Umsonst suchte Paulus zu vermitteln, umsonst petitionierten die Studenten für Fichte. Der Herzog bestand auf der Entlassung[4]. Unterdessen war schon der Naturphilosoph Schelling, erst 23 Jahre alt, als Professor für Jena angeworben.

„Wir waren", schreibt Goethe an Voigt unter dem 29. Mai 1798[5], „immer geneigt den Doctor Schelling als Professor hierher zu ziehen;

---

[1] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe I 198. [2] Ebd. 200.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 172. „Görres war das erste große Opfer der deutschen Zensur im 19. Jahrhundert nach den Freiheitskriegen. Deutschlands größter Dichter war — man mag wollen oder nicht — um dieselbe Zeit der erste große Gegner der Preßfreiheit in Deutschland. Es ist das eine bittere Tatsache, ebenso wahr, wie die Behauptung, Goethe stehe auf dem römischen Index, unwahr ist. Im Atheismusstreit am Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Entscheidung gegen Fichte gefaßt nach dem Rate Goethes. Goethes Votum gab bei der letzten Entscheidung den Ausschlag. Das war die letzte bedeutende Zensurtat des 18. Jahrhunderts" (J. Hilgers S. J., Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg 1904, 344).

[4] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 55. — Vgl. H. Steffens, Was ich erlebte IV, Breslau 1841, 152 ff.

[5] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 168.

er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir in der Unterhaltung sehr wohl gefallen. Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neusten Mode organisirter Kopf; dabei habe ich keine Spur einer Sansculotten-Tournure an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt, daß er uns Ehre machen und der Akademie nützlich sein würde."

Schelling nahm an.

Elftes Kapitel.

Goethe und die Romantik.

(1798—1803.)

Obwohl Goethes dichterische Fruchtbarkeit vom Jahre 1798 an keineswegs den Erwartungen entsprach, die man von einem Genie hegen mochte, so litten sein Ruf und sein Ansehen doch nicht im mindesten darunter; sie wuchsen vielmehr von Jahr zu Jahr, verschafften ihm einen nahezu unbedingten Primat in der Literatur und geleiteten ihn als den anerkannt ersten Dichter in das neue Jahrhundert hinüber, das er noch dreißig Jahre mit seiner persönlichen Tätigkeit, später mit seinem immer wachsenden Einfluß beherrschen sollte. Verschiedene Umstände begünstigten ihn dabei in der auffallendsten Weise. Alle, welche den Glanz seines Namens hätten beeinträchtigen können, entschwanden vor ihm ins Grab oder gaben den Musen den Abschied oder schlossen sich ihm an, um mehr oder weniger als Trabanten um ihn zu kreisen. Selbst Schillers Ruhm strahlte zu großem Teil auf ihn zurück.

Lessing hatte mit keinem seiner Werke einen so zündenden Erfolg gehabt wie Goethe mit seinem Götz und seinem Werther. Minna, Emilia Galotti und Nathan gingen zwar über die deutschen Bühnen, aber entflammten nirgends jene Glut der Begeisterung, welche der ungeschlachte, formlose Götz bei der deutschen Jugend hervorrief. Von den namhaftesten Verehrern Lessings ging der empfängliche und gefühlvolle Herder auf wesentlich andern Bahnen als sein Meister, und Nicolai hatte sich als nüchterner Aufklärer und Biederphilister so in Mißkredit gebracht, daß der Ruf Lessings durch seine Anhänglichkeit eher gefährdet als begünstigt war.

Goethes Jugendfreunde, die Schar der tollen Sturm- und Drangpoeten, waren nahezu vom Schauplatz verschwunden — gleich einem Feuerwerk rasch verpufft. Heinrich Leopold Wagner, der Dichter der „Kindsmörderin", starb, nur 32 Jahre alt, im Frühjahr 1779, als Goethe die erste „Iphigenie" dichtete. Schubart überlebte seine Befreiung aus dem Hohenasperg nur um vier Jahre; er starb 1791. Lenz, der tollste von allen, schon 1777 irr-

sinnig geworden, erlag 1792 zu Moskau einer langen Kette von Leiden, die sein überspanntes Treiben über ihn gebracht. Klinger hatte längst Sturm und Drang, Poesie und Theater mit einer russischen Uniform vertauscht und war zum Generalleutnant und einflußreichen Beamten der Militärverwaltung emporgestiegen. Johann Martin Miller dagegen, der Verfasser des wehmut-triefenden „Siegwart", ruhte als würdiger Gymnasiallehrer, Prediger und endlich Dekan zu Ulm von den Phantastereien seiner Jugend aus.

Gleim, der alte Grenadier, dichtete noch unermüdlich bis zu seinem seligen Ende im Februar 1803 und trat sogar mit Gegenxenien gegen Goethe und Schiller auf, die Herder lobte; doch beim großen Publikum hatte er sich längst überlebt: Gesinnung und Geschmack hatten sich völlig geändert. Ähnlich war das Los des einst so hoch gefeierten Klopstock, des „heiligen Sängers": er wurde schon mehr verehrt als gelesen und zehrte mehr von der Vergangenheit als von der Gegenwart, bis ihn, den fast achtzigjährigen Greis, am 14. März 1803 der Tod von dieser Welt abrief. Der Göttinger Hainbund hatte sich schon längst vor seinem Tode aufgelöst. Boies „Neues deutsches Museum" erhielt sich nur bis 1791; dann überließ der einst so tätige Schriftsteller die Literatur mehr und mehr ihrem Schicksal. Friedrich Leopold zu Stolberg trat 1800 in den Schoß der katholischen Kirche zurück und widmete sich von da ab hauptsächlich kirchengeschichtlichen Studien; auch sein Bruder Christian beschäftigte sich nur noch spärlich mit Poesie. Hölty war schon 1776 gestorben. Bürger hatte nach den qualvollsten Liebesverhältnissen kurz vor seinem Tode noch den Verdruß, im Jahre 1794 von Schillers Rezensentenfeder aufs schärfste zerzaust zu werden[1]. Der gemütliche Matthias Claudius, seit 1788 Revisor der Schleswigholsteinschen Bank in Altona, verlor im Alter jene Frische und Munterkeit, durch die sein Wandsbecker Bote einst so volkstümlich geworden. Wie die Dichter der Genieperiode, so hatte auch der Dichterkreis Klopstocks keinen lebensfähigen Nachwuchs. Alles ging auseinander. Johann Heinrich Voß schmollte zeitweilig über Goethes Hexameter, kam aber zuletzt nach Weimar herüber, knüpfte Freundschaft mit dem Allgewaltigen an und blieb ihm ergeben bis zu seinem Tode.

Von den Freunden Goethes aus früherer Zeit war der ältere Jacobi, Johann Georg, ein würdiger Professor der schönen Wissenschaften zu Freiburg i. B. geworden; der jüngere, Fritz, warf sich ganz auf Philosophie und wurde 1804 als Präsident der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften nach München berufen. Der abenteuerliche Karl Philipp Moritz, Goethes italienischer Kunstgenosse und Berater in prosodischen Dingen, starb

[1] Vgl. Rezension, Gegenrezension usw. in Schillers Werken (Hesse) XIX 227—249; vgl. 381—386.

1793 in Berlin, Gotter, der einstige Wetzlarer Legationssekretär, 1797 in Gotha. Merck entleibte sich 1791 zu Darmstadt; Lavater erlag am 2. Januar 1801 den Folgen eines Schusses, den er von einem französischen Soldaten erhalten hatte.

Goethe sah der aussterbenden Generation weder mit jener dankbaren Pietät nach, welche sie in mancher Hinsicht, wenigstens von seiner Seite, verdient hätte, noch mit jener teilnehmenden Trauer, die jedes gefühlvolle Herz in ähnlichem Falle beschleicht. Er lebte für die Gegenwart und rechnete auf die Zukunft, durch und durch Realist.

„Die Tage und Jahre", schreibt er am 16. Juli 1798 an Kestner, den Gemahl der Wetzlarer Lotte, „fliehen mit einer so reißenden Lebhaftigkeit daß man sich kaum besinnen kann, und bergab scheint es noch immer schneller zu gehen. Wenn wir uns wieder sähen so hoffte ich Ihr solltet mich, dem innern nach, wohl wieder erkennen, was das äußere betrifft so sagen die Leute ich sey nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bey, als das Maß meines Umfangs, damit Ihr messen könnt ob ich mich von dieser Seite besser gehalten habe als Ihr, denn sonst waren wir ziemlich von einerley Taille. Ich befinde mich wohl und thätig, und so glücklich als man es auf diesem Erdenrunde verlangen kann." [1]

Das ist der letzte realistische Nachklang zu dem Lotte-Roman von 1772 und zu den zahllosen Tränen, die „Werther" hervorgerufen.

Der Romanschriftsteller Heinse, vom Mainzer Kurfürsten als Hofrat und Vorleser angestellt, hatte in den lüsternen Schilderungen seines „Ardinghello" sich selbst überboten, so daß ihm keine Steigerung mehr glückte; der ebenso lüsterne Reisebeschreiber Thümmel ging über sein belletristisches Genre nicht hinaus. Der Humorist Jean Paul, Friedrich Richter, hielt es nach seinen ersten Erfolgen für das geratenste, nach Weimar zu ziehen, wo er die Ideale der Menschheit verkörpert beisammen glaubte [2]. Auch die beiden

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 212.

[2] P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto, Berlin 1902, 79 f. Die Briefe spiegeln ab und zu des Dichters Enttäuschung wider und beleuchten besonders die unter den Literaturgrößen herrschende Unverträglichkeit (vgl. z. B. S. 154). Gelegentlich eines Mittagessens bei Goethe äußerte dieser, daß er keines seiner eigenen Werke lese, denn wer wolle sich eines „vorübergehenden Affektes" erinnern, und auch von Herder wird berichtet, ihn „ekele es vor seinen Werken". „So viel ist gewiß", schreibt Jean Paul am 27. Januar 1799, „eine geistigere und größere Revolution als die politische und nur eben so mörderisch wie diese, schlägt im Herz der Welt" (a. a. O. 100 101). Am Hofe Carl Augusts fiel ihm namentlich die strenge Trennung von Adel und Bürgertum auf. „Unter den Bürgerlichen auf der Gallerie ist wenig zu hören", schreibt er am 17. Dezember 1798 über ein Sonntagskonzert bei Hofe. „In den Saal können nur Edelleute" (S. 94). Ein charakteristischer Vorfall, den Jean Paul „als einen Begriff der höheren

beliebtesten Bühnendichter widerstanden dem Zuge nach Weimar nicht. August v. Kotzebue ließ sich in seinem vielbewegten Leben zweimal, 1799 bis 1801 und dann 1802 wieder auf kürzere Zeit daselbst nieder. Iffland blieb nach seinem Weimarer Gastspiel 1798 in steter Beziehung zu Goethe und Schiller. Weder Berlin noch Dresden und Wien hatten Namen aufzuweisen, wie sie in Weimar beisammen waren. Die kleine Stadt an der Ilm wurde immer mehr eine Art von literarischer Zentralsonne, nach der alle Schöngeister, ja auch viele jüngere Gelehrte ihre Blicke ehrfurchtsvoll richteten.

Goethes und Schillers vereinter Einfluß brachte es zustande, daß nicht nur die Professoren in Jena mit der Poesie in freundliche Berührung traten, sondern daß sie mit ihr bis zu einem gewissen Grade gemeinschaftliche Sache machten. Wilhelm v. Humboldt, der Sprachenkenner, schloß sich eng an Schiller an; Alexander v. Humboldt, der Naturforscher, an Goethe. Nacheinander wurden die drei Stammväter des deutschen Pantheismus, Fichte, Schelling und Hegel, nach Jena berufen und entwarfen hier zum Teil ihre Systeme. Von den Führern der rationalistischen Theologie schlug Paulus längere Zeit daselbst seinen Lehrstuhl auf, während Schleiermacher im engsten Anschluß an die dort wehende Literaturrichtung seine theologischen Phantasien entwickelte. Am entscheidendsten aber für die deutsche Literatur wurde es, daß von 1798 an einige der begabtesten jüngeren Dichter, Kritiker und Ästhetiker, meist als Dozenten, sich in Jena niederließen und, wenigstens zeitweilig, sich als Schule um Goethe gruppierten. Es waren Ludwig Tieck, August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Clemens Brentano. Der ihnen gleichgesinnte Wilhelm Heinrich Wackenroder starb schon 1798 in Berlin; der mit ihnen innig befreundete Friedrich v. Hardenberg, Novalis genannt, wohnte in der Nachbarschaft und verkehrte bis zu seinem Tode, im März 1801, lebhaft mit ihnen. Man nannte diesen Dichterkreis die romantische Schule.

„Der Begriff von klassischer und romantischer Poesie", erklärte später Goethe[1], „der jetzt über die ganze Welt geht und so viel Streit und Spaltungen verursacht, ist ursprünglich von mir und Schiller ausgegangen. Ich hatte in der Poesie die Maxime des objektiven Verfahrens und wollte nur dieses gelten lassen. Schiller aber, der ganz subjektiv wirkte, hielt seine Art für die rechte, und um sich gegen mich zu wehren, schrieb er den Aufsatz über naive und sentimentale Dichtung. Er bewies mir, daß ich

---

Libertinage" schildert (S. 80), bildet das Gegenstück zu dem von Karl v. Stein am 13. Januar 1802 beschriebenen geradezu unqualifizierbaren Benehmen Carl Augusts in Gegenwart des Hofpersonals. Vgl. F. v. Zobeltitz, Das Stammbuch Fritz von Steins nebst einigen Brieffragmenten an ihn, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 9. Jahrg. (1905/1906) 302.

[1] Eckermann, Gespräche[8] 322 f.

selber, wider Willen, romantisch sei und meine ‚Iphigenie‘, durch das Vorwalten der Empfindung, keineswegs so klassisch und in antikem Sinne sei, als man vielleicht glauben möchte. Die Schlegel ergriffen die Idee und trieben sie weiter, so daß sie sich denn jetzt über die ganze Welt ausgedehnt hat.“ [1]

Durch die verschiedenen, einander vielfach widerstreitenden Elemente, die sich in der sog. romantischen Schule, unter Goethes Führung, vereinigten, ist der Name nach seinem Tode noch vielsinniger und ein Parteiwort geworden, das man vielleicht besser aufgäbe als beibehielte, namentlich soweit es mit einer katholisierenden Richtung zusammengeworfen wurde [2].

Die ersten Romantiker haben mit der katholischen Kirche ganz und gar nichts zu schaffen. Sie waren, Brentano abgerechnet, lauter junge, freisinnige Protestanten, ihre Schriften entbehrten jeden theologischen Charakters, waren ohne religiöse Klarheit, in philosophischer Hinsicht so verworren und verschwommen wie möglich, echte Kinder des Revolutionszeitalters und der Sturm- und Drangperiode. Sämtlich noch in jugendlicher Kraftfülle strotzend, von den revolutionären Zeitideen in Gärung versetzt, voll Phantasie und ohne methodische Bildung, lebten sie fast ebenso toll und ungebunden, als sie schrieben und dichteten, und trieben ihre phantastischen Liebeshändel bis zu skandalösen Exzessen. Friedrich Schlegel brachte die entführte Frau des Bankiers Veit mit nach Jena. August Wilhelm Schlegel heiratete die mehr als zweideutige Kulturdame Caroline Michaelis, die nach zahlreichen unsaubern Liebschaften auch ihm untreu wurde und als Hausfrau zu dem Philosophen Schelling übersiedelte [3]. Schleiermacher, der Freund beider und

---

[1] Goethe „ist in undeutlicher Erinnerung seinem Eckermann gegenüber in den Fehler verfallen, die Originalität der Schlegel'schen Kritik zu leugnen. Am 21. März 1831 erläutert er — eine oft citirte Stelle — die Entstehung des Begriffes classischer und romantischer Poesie. Schiller, der Subjective, habe um sich gegen Goethes Objectivität zu wehren, den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung geschrieben. Schon diese Behauptung ist anfechtbar. ‚Die Schlegel ergriffen die Idee und führten sie weiter.‘ Das ist sicher falsch. Fr. Schlegel, wir können es heute mit Bestimmtheit angeben, hatte seine Antithese interessanter und objectiver Poesie längst erdacht, ehe er von Schillers Abhandlung hören konnte. Die Schillersche Idee brauchten die Schlegel nicht erst zu ‚ergreifen‘, sie war längst ihr Eigenthum“ (C. Schüddekopf und O. Walzel, Goethe und die Romantik. Briefe und Erläuterungen, 1. Tl, Weimar 1898, xxv).

[2] Vgl. H. Hettner, Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhang mit Schiller und Göthe, Braunschweig 1854, 1 ff.

[3] Vgl Janssen, Zeit- und Lebensbilder [4], Freiburg 1879, 124 ff; Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgeg. von Erich Schmidt (2 Bde), Leipzig 1913. — Über Goethes hervorragenden Anteil an der Auflösung ihrer Ehe mit Schlegel vgl. Schüddekopf und Walzel a. a. O. LXXV f und 224 ff.

der philosophische Gevatter ihrer Poesie, brütete seine „Religion“ in Liebesverhältnissen mit einer Eleonore Grunow und Henriette Herz aus[1]. Brentano phantasierte schon als Student über „freie Liebe“[2]. Novalis, der gemütreichste und liebenswürdigste von allen, verliebte sich in ein zwölfjähriges Kind und quälte sich über ein Jahr im unsäglichsten Weltschmerz, als der Tod ihm dasselbe entriß, bevor es noch seine Braut werden konnte[3]. Tieck ward schon als siebzehnjähriger Gymnasiast Bräutigam und Theaterheld und entlockt dem gewiß nicht prüden Rudolf Haym die vielsagende Bemerkung: „Es ist nicht gut, schon als Tertianer und Secundaner die Schätze der Leihbibliotheken erschöpft zu haben und als Primaner für ein vorzüglicher Schauspieler zu gelten. Mit der Berliner Verstandescultur, welcher keinerlei religiöse Einwirkungen das Gleichgewicht hielten, mischte sich eine unverhältnißmäßige Reizung der sinnlichen und der einbildnerischen Kräfte des Geistes, eine verfrühte Gewöhnung an ästhetische Genüsse.“[4]

Wonach diese jungen Genies sämtlich hungerten und dürsteten, war einzig — Poesie. Liebe, Genuß, Politik, Wissenschaft, Kunst, Leben, alles strudelte in ihnen traumhaft in diesem einen vagen Begriff zusammen. Sie wollten Poesie leben, um Poesie hervorzubringen; sie wollten alle Poesie der Welt genießen und studieren, um sie zur einen Hauptwissenschaft zu machen und daraus das ganze menschliche Leben zu erneuern. Durch unbegrenzte Vielleserei mit allen Literaturströmungen bekannt, schwuren sie auf keine derselben: sie waren ebensowenig katholisch als protestantisch, ebensowenig ausschließlich griechisch als altdeutsch; sie kochten in allen Töpfen und brauten aus der Poesie aller Völker und Jahrhunderte zusammen, was ihnen gerade in die Hände fiel und sie poetisch anmutete und begeisterte.

Schon bei ihrem ersten Auftreten ging die junge Schule nach der Verschiedenheit des Talentes in ihrer Tätigkeit etwas auseinander. Tieck, Novalis und Brentano waren geborene Dichter: unwiderstehlicher Schaffensdrang führte sie sofort zur Produktion, noch ehe sie sich eine Weltanschauung zurechtgezimmert; die beiden Schlegel dagegen besaßen weit mehr rezeptive, kritische Beanlagung. August Wilhelm entwickelte sich zum formgewandten Übersetzer und Kritiker, Friedrich zum Ästhetiker und Literaturhistoriker. Auch sie hatten übrigens wirkliches poetisches Talent, und beide Richtungen vereinigte nicht bloß eine stürmische Begeisterung für Poesie, sondern auch der unwillkürliche Anschluß an Goethe, den Novalis geradezu als den „wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden“ bezeichnete.

---

[1] Janssen, Zeit- und Lebensbilder[3] 158 ff.
[2] Diel-Kreiten, Clemens Brentano, Freiburg 1877, I 111 ff.
[3] R. Haym, Die Romantische Schule, Berlin 1870, 330 ff.
[4] Ebd. 24 ff.

Es ist nicht möglich, hier all die Huldigungen aufzuzählen, welche die jungen Romantiker ihm in ihrer ersten Begeisterung darbrachten, noch all die Einflüsse nachzuweisen, die er auf ihr Dichten und Leben gehabt hat. Wie sie ihn abgöttisch verehrten und wie er huldreich sich zu ihnen herabließ, hat Dorothea Veit in einem Briefe aus der ersten Zeit ihres Jenaer Aufenthaltes am anschaulichsten beschrieben:

„Und nun zuletzt: ein heller Punkt in meinem Lebenslauf. Göthe habe ich gesehen! und nicht bloß gesehen; er ist mit mir und den beiden Schlegel's wohl eine gute halbe Stunde spazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht; diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm sich erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen in ihn. Ewig schade ist es, daß er so korpulent wird; das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er so neben mir herging und freundlich redete, da verglich ich seine Person mit allen seinen Werken, die mir von ihm in der Eil einfielen, und da hab ich gefunden, daß er dem ‚Meister' und dem ‚Hermann' am meisten ähnlich sieht. Am allerwenigsten konnte ich aber den ‚Faust' in ihm finden, alles andere aber ganz deutlich, die ‚vermischten Gedichte', ‚Tasso', ‚Egmont', ‚Werther', ‚Götz', ‚Elegieen', überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in seinen letzten Sachen ward mir klar. — Er geht zu niemand als zu Schiller, dessen Frau sehr krank ist; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Soupé annehmen wird." [1]

Der Goethe, auf den die Romantiker schwuren, den sie als Altmeister verehrten und zum Führer nahmen, war übrigens nicht zunächst der bedächtige Redakteur der „Propyläen" und der Forscher der „Farbenlehre" — es war der junge Goethe in seinem Sturm und Drang, den sie in ihrem eigenen Leben und Treiben einigermaßen neu erstehen ließen. „Götz", „Werther", „Faust" waren es, die blitzartig — gleich Offenbarungen, wie Tieck selbst sagt [2] — in ihre ersten Jugendträume hineinflammten und wie mit einem Zauberstab eine ganze Märchenwelt darin aufleben ließen. Wie Tieck, so konnten auch Novalis und Brentano sich diesen Eindrücken nicht entziehen. Goethe war ihnen wie ein Gott, „der Dichter" schlechthin, die

[1] J. M. Raich, Dorothea von Schlegel, Mainz 1881, I 22 23.

[2] R. Köpke, Ludwig Tieck, Leipzig 1855, I 108; II 188.

sichtbare Verkörperung der Poesie auf Erden. Selbst sein „Wilhelm Meister" wurde zuerst wie ein Musterroman, ein Grundbuch der Poesie aufgenommen, verschlungen, nachgeahmt. Tiecks „Sternbald", Friedrich Schlegels „Lucinde", Dorothea Veits „Florentin", Brentanos „Godwi" sind vom „Wilhelm Meister" angeregt, beherrscht, durchdrungen. Jünger und feuriger als Goethe, sprengten die Romantiker dabei sowohl die engen Schranken der Kunstform, die der Meister in Komposition, Stil und Sprache gezogen, als auch die künstlichen und willkürlichen Grenzen, denen er seinen Wilhelm auf sittlichem Gebiete noch unterwarf[1]. Wie berauscht von der Vorstellung, daß die Poesie das Höchste, daß ihr alles erlaubt sei, daß sie sich keinen Gesetzen unterwerfen dürfe, predigten Friedrich Schlegel und Clemens Brentano rundheraus die freie Liebe, und Schleiermacher gab seinen Segen dazu und richtete die Religion darauf ein.

Noch ehe dieser phantastische Genierausch indessen völlig ausgetobt hatte und die Gärung sich zu legen begann, stellten sich zwischen dem Meister und seinen Schülern unüberbrückbare Gegensätze heraus. Sie waren sämtlich Idealisten, er ein nüchterner Realist; sie waren jugendliche Träumer, er ein durch lange Abenteuer und Erfahrungen gewitzigter Lebemann; sie fanden im buntesten Genuß keine Befriedigung, sondern strebten weit darüber hinaus nach dem verlorenen geistigen Reich der Poesie, er hatte sich längst mit dem reellen irdischen Leben friedlich abgefunden und verklärte Prosa zur Poesie. Es war der alte Gegensatz zwischen Augustinus und Julian dem Apostaten. Der eine wendet sich mitten in seinen Verirrungen sehnend dem höchsten Gute zu; der andere, von Erdenlust befangen, kehrt zurück zu den Göttern der Griechen.

Das edle, hohe Streben, welches die Romantiker mitten in ihren Verirrungen beseelte und himmelan zog, zeigt sich am frühesten, hellsten und schönsten in dem Aufsatz des kindlichen, reinen, wenn auch träumerisch-schwärmerischen Novalis: „Die Christenheit oder Europa". Vom Licht und Tau der Gnade geöffnet, erschließt sich darin, mitten in den wildwuchernden Schlingpflanzen der Romantik, eine Frühblüte der wahren Erkenntnis, eine Ahnung des Zieles, in welchem Literatur und Kunst, Politik und Volksleben ihre gottgewollte Harmonie wiederfinden sollten.

„Angewandtes, lebendig gewordenes Christenthum", so heißt es da, „war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue machen ihn als ächte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung.

---

[1] Vgl. J. O. E. Donner, Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker, Berlin 1893.

„Er ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten Mal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhafteren Kirche Platz machen?

„Die andern Welttheile warten auf Europa's Versöhnung und Auferstehung, um sich anzuschließen und Mitbürger des Himmelreiches zu werden. Sollte es nicht in Europa bald eine Menge wahrhaft heiliger Gemüther wieder geben, sollten nicht alle wahrhaften Religionsverwandte voll Sehnsucht werden, den Himmel auf Erden zu erblicken, und gern zusammentreten und heilige Chöre anstimmen?

„Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgränzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstigen Seelen in ihren Schooß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.

„Sie muß das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießen. Aus dem heiligen Schooße eines ehrwürdigen europäischen Conciliums wird die Christenheit aufstehen, und das Geschäft der Religionserweckung nach einem allumfassenden, göttlichen Plan betrieben werden. Keiner würde dann mehr protestieren gegen christlichen und weltlichen Zwang, denn das Wesen der Kirche wird ächte Freiheit sein, und alle nöthigen Reformen werden unter Leitung derselben als friedliche und förmliche Staatsprozesse betrieben werden.

„Wann und wann eher? Darnach ist nicht zu fragen. Nur Geduld, sie wird, sie muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird, und bis dahin seid heiter und muthig in den Gefahren der Zeit, Genossen meines Glaubens, verkündigt mit Wort und That das göttliche Evangelium und bleibt dem wahrhaften, unendlichen Glauben treu bis in den Tod." [1]

Goethes „Wilhelm Meister", den er früher als das Muster aller Romane, den Roman einfachhin verehrt hatte, gefiel Novalis nun nicht mehr. Er fühlte, daß der junge poetische Goethe darin von sich selbst abgefallen war; er wollte die an das nüchterne Leben verkuppelte Poesie wieder aus diesen Niederungen befreien und stellte dem „Meister" seinen „Heinrich von Ofterdingen" gegenüber, eine Märchenwelt der Poesie, durch deren phantastisches Gewirre die Neigung zum katholischen Mittelalter gleich einem freundlichen,

[1] J. M. Raich, Novalis' Briefwechsel usw., Mainz 1880, 148 ff. — Vgl. Jos. v. Eichendorff, Vermischte Schriften, Paderborn 1866, II 17 ff; A. Stockmann S. J., Novalis. Literarische Skizze, in Deutscher Hausschatz, 35. Jahrg. (1909) 168—171 206—210.

unschuldigen Kinderantlitz hervorblickt[1]. Doch über die Schwelle der katholischen Kirche gelangte der Dichter nicht. Unbarmherzig riß der Tod schon 1801 seinen Lebensfaden ab, ehe er von seinen schönen, edlen Träumen eine Brücke in die Wirklichkeit bauen konnte. Seinem Freunde Tieck war zwar ein längeres Leben vergönnt. Er folgte Novalis gemütlich, echt poetisch in das Reich der katholischen Legende und fand hier ein fröhliches Gebiet der Schaffenskraft. Aber tiefer in das eigentliche Reich der katholischen Ideen drang auch Tieck nicht, weil ihm der Glaube fehlte. Erst viel später durchtränkten Brentano und Eichendorff das jugendlich blühende, verschwenderisch formenreiche Zauberspiel der romantischen Phantasie mit wirklich katholischem Gehalt.

Während Tieck, Novalis und Brentano ziemlich unabhängig von Goethe lebten und dichteten, kamen die beiden Schlegel mit ihm und anfangs auch mit Schiller in nähere Berührung. Als Philologen mit der griechischen und römischen Literatur wohl bekannt, genauer als Goethe, voll Interesse am antiken Drama und an demjenigen Shakespeares und Calderons, standen sie den Bestrebungen der Weimarer Duumvirn so nahe als möglich. Nur hatten diese unmittelbar das Theater im Auge, jene die Poesie als Poesie. Aber Klassizismus und Romantik, Antikes und Modernes bildeten weder bei den einen noch bei den andern unversöhnliche Gegensätze. Ein herzliches, wahrhaft freundliches Verhältnis entspann sich indes nicht. Es blieb bei einer herablassenden und sehr bedingten Gönnerschaft von der einen, bei einer ziemlich freien Gefolgschaft von der andern Seite.

Nachdem die beiden Brüder, besonders Friedrich, in den „Xenien" als junge, rohrspätzische Rezensenten scharf mitgenommen worden waren[2], neigten sich zwar Goethe und Schiller huldvoll zu ihnen herab, aber nur wie hohe Besitzende zu hoffnungsvollen Strebern. Friedrich Schlegel hielt das nicht aus, rezensierte tapfer weiter, und die Folge war, daß Schiller, den er nicht schonte, nichts mehr mit ihm und seinem Bruder zu tun haben wollte[3]. Goethe, der längst in kluger Diplomatie sich „aufknöpfte" oder „zuknöpfte", herzlich gemütlich oder eisig ablehnend war, wie es ihm gerade sein Interesse zu gebieten schien, schlug diesmal einen Mittelweg ein, indem er die Brüder nicht allzunahe an seine Kreise herantreten ließ, doch nicht mit ihnen brach, den jüngeren, den eigentlichen Theoretiker und Bannerträger der jungen Schule, gewähren ließ, ohne sich viel mit ihm einzulassen[4], den älteren

[1] R. Haym, Die Romantische Schule 381 ff. — H. Hettner, Die romantische Schule usw. 83.

[2] E. J. Saupe, Die Schiller-Goethe'schen Xenien, Leipzig 1852, 177—180. — E. Schmidt und B. Suphan, Xenien 1796, Weimar 1893, 96 ff.

[3] Vgl. H. Hüffer, Erinnerungen an Schiller, Breslau 1885, 12 ff. — Jonas, Schillers Briefe VI 58 f 167 177 219 f; VII 229.

[4] Es ist außer einem Billettkonzept von Mitte Juli 1798 (Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 208) nur ein Brief von ihm an Friedrich Schlegel erhalten, und zwar

dagegen, von dem er viel für die Dramatik erwartete, näher an sich heranzog. Das hatte praktisch für ihn seine großen Vorteile, für seine eigene Weiterbildung wie für seine Stellung[1]. „Daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden.“[2] Das hat er selbst anerkannt.

Der eine weittragende Vorteil war, daß er durch die Schlegel mit der lebenskräftigen poetischen Tätigkeit der Romantiker in Fühlung blieb, die sich — gleichzeitig mit Schillers Blütezeit — zu einem fast unerschöpflichen poetischen Frühling entfaltete.

„Wohl ist noch kein Zeitalter gewesen“, konnte Tieck im Jahre 1803 behaupten, „welches so viel Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen und von keiner Vorliebe sich zur Parteilichkeit und Nichterkennung verleiten zu lassen. So wie jetzt wurden die Alten noch nie gelesen und übersetzt, die verstehenden Bewunderer des Shakespeare sind nicht mehr selten, die italienischen Poeten haben ihre Freunde, man liest und studirt die spanischen Dichter so fleißig, als es in Deutschland möglich ist; von der Uebersetzung des Calderon darf man sich den besten Erfolg versprechen; es steht zu erwarten, daß die Lieder der Provençalen, die Romanzen des Nordens und die Blüthen der indischen Imagination uns nicht mehr lange fremd bleiben werden. Man ist in Grundsätzen fast einig, die man noch vor einigen Jahren Thorheit gescholten hätte, und dabei sind die Fortschritte der Erkenntniß nicht von mehr Widersprüchen und Verwirrungen begleitet und gestört, als jede große menschliche Bestrebung nothwendig immer herbeiziehen wird.“[3]

Goethe galt als derjenige, der diesen Frühling zuerst angeregt, als Meister und Prophet der ganzen jungen Schule. Vergeblich suchten die Schlegel seinem Ansehen dasjenige Tiecks gegenüberzustellen, der an Fruchtbarkeit der Erfindung, Fülle der Phantasie, poetischer Kraft den zaudernden Goethe augenblicklich übertraf[4]. Als eigentlicher Meister der schönen Form in allen Gattungen stand schließlich doch dieser da. Der jugendlich-poetische Zauber des „Götz“ und des „Faust-Fragments“, die wunderbare Form-

aus späterer Zeit (vom [8.] April 1812) (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXII 326 bis 328). Dagegen sind an August Wilhelm ein paar Dutzend Goethe-Briefe vorhanden: Goethes Werke, WA 4. Abt., Nr 3557 3580 3606 3696 3741 3766 3785 3817 3942 3947 3959 3977 4018 4122 4169 4204 4208 4215 4227 4245 4251 4255 4269 4412 4522 4583 4712 4734—4736 4747 4806 4842 4860 und XXXIX Nr 37.

[1] Vgl. C. Schüddekopf und O. Walzel, Goethe und die Romantik, 1. Tl, XXXIV ff.

[2] Eckermann, Gespräche[3] 127. [3] H. Hettner a. a. O. 85.

[4] Eckermann, Gespräche[3] 85.

schönheit des „Tasso" und der „Iphigenie" schlug alle Einsprüche nieder, und solange jeder der Romantiker noch auf eigene Faust poetisierte, die „Weltanschauungen" zu Dutzenden in Jena geboren wurden, mochte diejenige Goethes wenigstens ebenso berechtigt und ebenso poetisch scheinen als sämtliche andere.

Auch für Goethes äußere Stellung in Weimar und in der Literatur war der Anschluß der Romantiker an ihn nicht ohne Folgen. Bevor sie ihn zum Führer erkoren, war Goethes unbedingter Primat noch immer in Frage gestellt. Noch am 18. Juni 1796 schrieb Jean Paul:

„Schon am zweiten Tage warf ich hier mein dummes Vorurtheil für große Autore ab, als wären's andere Leute; hier weiß Jeder, daß sie wie die Erde sind, die von weitem im Himmel als ein leuchtender Mond dahinzieht, und die, wenn man die Ferse auf ihr hat, aus boue de Paris besteht, und einigem Grün ohne Juwelennimbus. Ein Urtheil, das ein Herder, Wieland, Göthe fällt, wird so bestritten, wie jedes andere; das noch abgerechnet, daß die drei Thurmspitzen unserer Literatur einander — meiden. Kurz ich bin nicht mehr dumm. Auch werd' ich mich jetzt vor keinem großen Mann mehr ängstlich bücken, bloß vor dem Tugendhaftesten." [1]

Die „Turmspitzen"-Frage wurde tatsächlich durch die Romantiker entschieden. Obwohl manche ihrer Neigungen, wie diejenige zu Shakespeare, zur Poesie der katholischen Völker, zu Geschichte und Sage, im Grunde mehr mit Schillers als mit Goethes Richtung übereinstimmten, ließen sie ersteren, nachdem er mit den Schlegel gebrochen hatte, einfach links liegen und zollten ihm nur in zweiter Linie Respekt, sofern er eben der Freund Goethes war. Jean Paul hatte das höchst zweifelhafte Glück, sich zeitweilig in jene 35jährige „Titanin" Charlotte v. Kalb zu verlieben, die einst Schiller unglücklich gemacht hatte, und von der Damenwelt in Weimar mit Ehre und Aufmerksamkeit überschüttet zu werden [2]; aber Goethe knöpfte sich gegen ihn zu, und die Romantiker gaben sich gar keine Mühe, ihn zu studieren und zu verehren. Herder konnte sich nicht darein finden, daß die jungen, geistvollen, formgewandten Poeten das Werk übernahmen, das er in seinen

---

[1] P. Nerrlich, Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau und Christian Otto 27.

[2] Auch in Berlin, wohin er 1800 ging, wurde er von den Damen „verzehrt". „Viele Haare erbeutete ich", so schreibt er, „(eine ganze Uhrkette von dreier Schwestern Haare) und viele gab mein eigener Scheitel her, so daß ich ebensowohl von dem leben wollte, wenn ich's verhandelte, was auf meiner Hirnschale wächst, als was unter ihr" (Nerrlich a. a. O. 148). Man erzählt sogar, daß die Haare von Jean Pauls Pudel für kostbare Reliquien galten (Jean Pauls Werke [Hempel] I xxiii f). Sie mußten, wie Rosenthal-Bonin berichtete, nicht selten herhalten, um allen Ansprüchen an die Locken seines Herrn zu genügen. Vgl. Jean Pauls Locken, in Frankfurter Volksblatt. Unterhaltungsblatt, Jahrg. 1906, Nr 71 (28. März).

„Stimmen der Völker“ begonnen hatte, und nun nicht bloß Volkslieder, sondern Volks- und Kunstpoesie, Epos und Drama aus allen Zonen und Zungen für die deutsche Literatur eroberten. Er polemisierte offen und verdeckt gegen sie — und wurde deshalb von ihnen persönlich vernachlässigt, wie der alternde Sprößling eines aussterbenden Geschlechts, der sich in die neue Zeit, ihre Ideen und Sitten nicht mehr zu finden weiß. Bei dem rüstigen Forschen in griechischer und römischer, französischer und italienischer, englischer und spanischer Literatur kam es an den Tag, daß Wieland in all diesen Bereichen das eigentlich Wertvolle, Große, Bedeutende und echt Poetische meist vernachlässigt, das minder Gute dagegen zur Ausfüllung seines Merkur verwendet hatte. Als wahre enfants terribles erkannten die Romantiker nicht einmal Wielands wirkliche Verdienste an, sondern erneuerten noch einmal die Komödie, welche Goethe zweimal schon in burschikoser Weise mit dem unendlich fleißigen und schreibseligen „Freunde“ getrieben hatte. Sie erließen gegen ihn jene berühmte Ediktalvorladung:

„Nachdem über die Poesie des Hofraths und Comes Palatinus Caesarius Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herrn Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderer Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige, und dem Anschein nach dem Horaz, Ariost, Cervantes und Shakespeare zustehende Eigenthum sich vorgefunden: als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmal aber zu schweigen.“[1]

Das war hart. Wieland riet einem Freund, „sich mit den Gebrüdern Schlegel und Comp. nicht abzugeben. Es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen, was Erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und es nur desto ärger machen würden“[2].

„Alles“, meinte er indes hinwieder, „will seine Zeit haben. Auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrtenrepublik wird vorübergehen, und das unfehlbarste Mittel, ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob gar keine Schlegel, Tieck's, Bernhardi's, Clemens Brentano's, und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären.“[3]

Er täuschte sich. Der „Sansculottismus“, wie er die neue Literaturbewegung nannte, erlangte den Sieg. Die alten Literaturtürme aus dem 18. Jahrhundert wurden zwar nicht abgetragen, aber ohne große Ehrfurcht

---

[1] Döring, Wielands Leben, Jena 1853, 117. [2] Ebd. 118 f.
[3] Ebd. 120.

der Vergangenheit überlassen. In das Weimar des 19. Jahrhunderts ragte nur noch eine Turmspitze hinein: Goethe, der Altmeister der Romantiker.

Goethe seinerseits begnügte sich mit dieser ihm gezollten allgemeinen Verehrung. Er erstrebte weder eine Leitung der jüngeren Dichter, noch mischte er sich irgendwie in ihr Leben und Treiben. Seine eigenen Pläne besprach er höchstens mit Schiller oder Meyer. In den Angelegenheiten des Theaters hatten jene ebensowenig ein Wort mitzureden als in seinen ästhetischen Verhandlungen mit Schiller. Mit hocharistokratischer Gelassenheit sah er den lustigen „Teufeleien" zu, welche sie in ihrem „Athenäum" gegen Wieland und andere „Biedermänner" anstellten. Während er fortwährend noch Stücke von Kotzebue aufführen ließ, regte er sich nicht, als die Romantiker diesen zu zerzausen begannen, Kotzebue ihnen mit seinem „hyperboreischen Esel" zu Leibe rückte, A. W. v. Schlegel dem Theaterpräsidenten seine „Ehrenpforte" errichtete und Clemens Brentano seinen übermütigen „Wasa" gegen ihn losließ [1]. Wie ein Gott hielt er sich vornehm lächelnd oben in den Wolken, während die kleineren Poeten unten auf der Erde sich prügelten. Was für diese ein Kampf um Sein oder Nichtsein war, das waren für ihn bloß dramaturgische Experimente.

Persönlich und als Dichter neigte er allerdings mehr zu den Romantikern als zu Kotzebue, der auf dem Wege der Intrige ihn und Schiller entzweien und neben beiden eine Hauptrolle in Weimar spielen wollte. Diese wiederholten Versuche drängten Goethe 1802 endlich sogar aus seiner halbgöttlichen Zuschauerrolle heraus, so daß er offen für die beiden Schlegel gegen Kotzebue eintrat [2]. Die Gelegenheit gestaltete sich zu einer Art Feuerprobe für seine Macht.

A. W. v. Schlegel hatte nach dem Vorbild des Euripides ein vollständig antik gehaltenes Drama, „Jon", gedichtet. Der Inhalt wäre für einen alten Griechen nicht anstößig gewesen. Kreusa, von Apollo verführt, setzt ihr Kind in der Nähe des Orakels aus und findet es da nach Jahren wieder, und die Stätte erhält dadurch ihre mythologische Weihe. Für ein deutsches Theater war der Stoff nicht glücklich gewählt und mußte durch einzelne Stellen verletzend wirken. Goethe in seinem Interesse für das antike Drama ließ das Stück indes mit dem größten Pomp aufführen und nahm

---

[1] A. W. v. Schlegel, Sämtliche Werke, herausgeg. von E. Böcking, Leipzig 1846 ff, II 279—341. — Diel-Kreiten, Clemens Brentano I 117 ff.

[2] K. v. Beaulieu-Marconnay, Goethes Cour d'Amour, in Goethe-Jahrbuch VI 59—83. — J. Braun, Goethe und Kotzebue. Wochenblatt Nr 32 und 33 der Frankfurter Zeitung 1885. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 382 ff 402 ff. — Palleske, Schillers Leben II[15] 329 ff. — E. Engel, Goethe 420. — A. Bielschowsky, Goethe II[19] 245 f. — G. Stenger, Goethe und August von Kotzebue, Breslau 1910, 16 ff.

sich desselben aufs angelegentlichste an[1]. Es war nicht besser und nicht schlimmer als vieles andere, was die Weimarer Bühne schon gesehen, poetisch jedenfalls bedeutender als die meisten Stücke Kotzebues. Dieser und sein Freund Böttiger hingen sich jedoch an die moralischen Bedenken und an die Vorzüge des Euripides gegenüber A. W. v. Schlegel. Böttiger sandte einen geharnischten Angriff auf Goethes Bühnenleitung an die Redaktion des „Journals für Luxus und Mode", und Goethe sah sich genötigt, den stärksten Trumpf auszuspielen: Berufung an den Herzog nebst Drohung, die Theaterdirektion niederzulegen. Das wirkte. Goethe blieb Sieger, obwohl das Stück Schlegels nicht weiter auf der Bühne erschien[2].

Goethe, der lange das gesellige Leben etwas vernachlässigt hatte, bekam plötzlich Lust, es wieder aufblühen zu lassen. Er gründete einen kleinen „Liebeshof", d. h. ein Kränzchen, das sich am Sonnabend bei dem alten, aber immer heitren Fräulein v. Göchhausen versammelte[3]. Es wurden sieben Paare zusammengebracht: Goethe und die Gräfin Egloffstein, Herr v. Wolzogen und Frau v. Schiller, Schiller und Frau v. Wolzogen, der Kammerherr v. Einsiedel und die Hofmarschallin v. Egloffstein, der Hofmarschall v. Egloffstein und Fräulein v. Wolfskeel, Hauptmann v. Egloffstein und Amalie v. Imhoff, Professor Meyer und Fräulein v. Göchhausen. Kotzebue wollte sich in das Kränzchen drängen, wurde aber von Goethe aufs entschiedenste abgewiesen. Er sann auf Rache und glaubte dieselbe am besten dadurch zu erreichen, daß er in Opposition zu Goethe eine Schillerfeier inszenierte, um die beiden Dichter samt ihrem Publikum durch Eifersucht zu trennen. Es gelang ihm, zahlreiche angesehene Teilnehmerinnen, darunter die Gräfin Egloffstein, zu gewinnen. Alles war eingefädelt und vorbereitet. Den 5. März sollte das Fest sein. Im letzten Augenblick verweigerte jedoch der Bürgermeister Schulze den Saal, dessen man bedurfte[4], und Professor Meyer die Schillerbüste,

[1] Vgl. Erich Schmidt, Caroline. Briefe aus der Frühromantik II 250 ff.

[2] Vgl. K. W. Böttiger, Karl August Böttiger, Leipzig 1837, 51 f. — G. Stenger a. a. O. 13 f.

[3] Vgl. die Statuten in Goethe-Jahrbuch VI 68 und den Brief Amaliens v. Imhoff an ihren Vetter Fritz v. Stein, in Mitteilungen aus dem Literatur-Archive in Berlin, N. F. 5 (1911), 47 f.

[4] W. v. Biedermann (Goethe-Forschungen, N. F., Leipzig 1886) bestreitet S. 275—280 auf Grund der gleichzeitigen Urkunden, daß Goethe die Verweigerung des Saals veranlaßt habe. Vgl. auch (Eudecus), Aus Goethe's Leben 74 f. Er vertritt dieselbe Ansicht wie K. Schlösser (Goethes persönliches und litterarisches Verhältniß zu Kotzebue, in Westermanns Monatsheften, 46. Jahrg., Bd 92), der S. 889 die Vermutung äußert, die Verweigerung habe wahrscheinlich im Einverständnis mit Carl August stattgefunden. — Auch Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling schreibt am 11. März an A. W. Schlegel: „Wir glauben freilich auch, daß Goethe an der Saalaffaire nicht unschuldig ist, vermuthlich mit Schiller und dem Herzog einverstanden" (Erich Schmidt a. a. O. II 317; vgl. 315—317).

die man bekränzen wollte. Die Schillerfeier fiel ins Wasser, und Goethe stand abermals als Sieger da. Am folgenden Tage wurde der Bürgermeister vom Herzog zum Rat erhoben, und im Theater gab man „Üble Laune" von Kotzebue.

Noch einmal kämpfte Kotzebue gegen Goethe an, als derselbe im Mai ein Drama Friedrich Schlegels, den „Alarcos", aufführen ließ, ein nach Lope de Vega gedichtetes Ritterstück, nicht pathetischer als die „Braut von Messina", durch die Anwendung verschiedener Versmaße eine zum wenigsten merkwürdige Novität. Je sonderbarer das neue Stück von allem bisher Dagewesenen abstach, und je feierlicher sein Stil war, desto leichter wurde es natürlich Kotzebue, eine an nüchterne Dramatik gewöhnte Zuhörerschaft gegen dasselbe einzunehmen. Statt Rührung brachten die Stellen, welche am meisten erschüttern sollten, allgemeine Heiterkeit und zuletzt ein schallendes Gelächter im Publikum hervor. Goethe verlor die gewohnte Fassung, wandte sich um und gebot mit zornigen Blicken Ruhe[1].

Die Aufführung endete mit einem vollständigen Fiasko[2]. Das Lachen hörte zwar auf, aber die Komik des Zwischenfalls konnte Goethe mit aller Macht seines Ansehens nicht niederschlagen. Er blieb indes insofern Sieger, als er das Theater nicht in der Richtung Kotzebues zurücksinken ließ, sondern fortfuhr, das ideale Drama mit nicht geringer Mühe zu pflegen. Auf diesem Gebiet näherte er sich den Romantikern so sehr, daß er ihre Verehrung für Calderon, den priesterlichen Dramatiker Spaniens, in hohem Grade teilte und über dessen „Standhaften Prinzen" an Schiller schrieb: „Ich möchte

---

[1] So berichtet Kotzebue (J. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen III, Berlin 1885, 17). Einen Ausruf Goethes: „Man lache nicht!" will Kotzebue selbst nicht gehört haben. — Vgl. dagegen die Mitteilung der Freifrau v. Beaulieu (Goethe-Kalender auf das Jahr 1909, Leipzig 1908, 50), wonach Goethe mit donnernder Stimme und drohender Bewegung: „Stille! Stille!" gerufen, was wie „eine Zauberformel" gewirkt habe.

[2] Vgl. den Brief P. A. Heibergs an K. L. Rahbek in Goethe-Jahrbuch XXIV 78 f. — „Was merkwürdig ist und den Kern dieses Ereignisses ausmacht", äußert G. Brandes (Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Übersetzt von A. Strodtmann, Leipzig 1897, II⁶ 38 f), „ist die Thatsache, daß jener ganze Kreis der feinsten adligen Damen und alle übrigen adligen Damen, die bisher Goethe's Ruhm gefeiert hatten, jetzt in ihrem Zorne von ihm abfielen und aus Goethe's Lager in das Kotzebue'sche übergingen." „So wenig tief war die klassische Bildung in diese höchsten, durch Geist und gesellschaftliche Stellung hervorragenden Kreise eingedrungen, so mächtig war noch der, welcher in seinen litterarischen Erzeugnissen in direkter Beziehung zum wirklichen Leben stand und seine Stoffe seinen Umgebungen entnahm." — Schon im Herbst 1802, berichtet W. v. Humboldt, war der „Alarcos" Goethe derartig zuwider geworden, daß er ihm gegenüber den scharfen Ausspruch tat: „Verfluchen muß man das Produkt" (R. Schlösser, Rameaus Neffe, Berlin 1900, 207; vgl. 287).

sagen, wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wieder herstellen."[1] Weitere Plänkeleien Kotzebues in seinem Journal „Der Freymüthige" gegen Goethe führten nur dazu, den Schreiber selbst nach Verdienst zu diskreditieren[2]. Der Gönner der Romantiker behauptete abermals das Feld, auch als diese Jena verließen und sich in die ganze Welt zerstreuten.

August Wilhelm Schlegel zog schon 1801 nach Berlin, nachdem er seine „Frau", die berüchtigte Michaelis-Böhmer-Forster, an den Philosophen Schelling verloren. Friedrich Schlegel wanderte 1802 nach Paris. Schelling folgte 1803 einem Ruf nach Würzburg, wohin Paulus und der Jurist Hufeland bald nachkamen. Loder, Schütz und Ersch zogen nach Halle, der Mathematiker Stahl nach Koburg. Mit Schütz siedelte die von Bertuch 1785 gegründete „Allgemeine Literaturzeitung", die bis dahin sehr günstig für Goethe und Schiller gewirkt und nicht wenig zu Goethes Literaturherrschaft beigetragen hatte, nach Halle hinüber. Eine große Verlegenheit! Nicht weniger peinlich war dem Herzog und Goethe der drohende Verfall der Universität.

„Indem das neue Schloß in Weimar bezogen worden ist", schrieb Schiller an Wolzogen, „und hier ein neues Leben beginnt, droht die alte Universität in Jena über den Haufen zu fallen."[3] „Ich bin nicht ganz unthätig gewesen", meldet er einen Monat später an Körner, „das hiesige Ministerium und den Herzog zu einem nachdrücklicheren Schritt zu bewegen; aber es ist ein böser Geist hier zu Hause, der sich allen guten Maßregeln widersetzt."[4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVII 38. — „Von dem spanischen Stück" (Die Andacht zum Kreuz), berichtet Schelling an A. W. Schlegel, „kann Goethe nicht aufhören zu reden. Wenn man Guido sehe, sagt er, so meine man, daß niemand besser gemalt habe — wenn Raphael, daß die Antike nicht besser sei. So mit Calderon: nicht nur Shakespeare gleich, sondern, wenn es möglich wäre, ihm noch mehr zuzugestehen! Unbegreiflicher Verstand in der Construction, Genie in der Erfindung" (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 326). — „Ich erinnere mich", erzählt Johann Dietrich Gries, „eine sehr geistreiche Vergleichung des spanischen Dichters mit dem Sophokles von ihm gehört zu haben, infolge welcher er offenherzig gestand: wenn er und Schiller den Calderon früher gekannt hätten, so würden sie in ihren Stücken manche Fehler vermieden haben." Von Schiller hörte Gries den Ausspruch: ihm sei durch die Bekanntschaft mit Calderon eine neue herrliche Welt aufgegangen (Joh. Dietrich Gries über sich und seine Zeitgenossen. Mitgetheilt von H. v. F., in Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst III, Hannover 1855, 159). — Vgl. in Goethes Werken, WA 1. Abt. XI 335—348 den Entwurf eines Trauerspiels, das in Nachahmung Calderons ein Märtyrerdrama werden sollte.

[2] J. Braun a. a. O. II 12 ff. — G. Stenger a. a. O. 36 ff.

[3] Jonas, Schillers Briefe VII 68.

[4] Ebd. 83.

Hauptursache der Verlegenheit war zum Teil die bureaukratisch-polizeiliche Strenge, welche die Regierung, an ihrer Spitze der Herzog, Goethe und Voigt, gegen Fichte an den Tag gelegt, weit mehr aber der in Weimar heikle Kostenpunkt. Man hatte gespart und geknickert, bis es zu spät war. Die jetzt nachträglich angebotenen Gehaltszulagen verfingen nicht mehr. Weimar war wohl, wie Brentano witzig sagt, der Schmetterlingsflügel der Welt, auf dem lose Poeten wie auf einem Teppich sich einen Sommer fröhlich tummeln mochten, aber nicht ein „deutsches Athen, mit welchem absurden Namen es sich prahlt“[1].

Für die Romantiker wurde die Trennung von Jena und Weimar zum Gewinn. Aus dem beständigen Guerillakrieg ihres Rezensententums, aus dem drückenden Nebel sich stets verändernder Religionsphilosophien traten sie in einen selbständigeren Kreis ruhiger Tätigkeit. August Wilhelm v. Schlegel vollendete jene meisterhaften Vorlesungen über dramatische Literatur und Kunst, die noch heute zu dem Besten gehören, was auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Sein Bruder Friedrich erweiterte durch das Studium indischer Literatur und mittelalterlicher Kunst seine schon früher sehr universelle Bildung und trat 1806 mit Dorothea Veit nach langen religiösen Irrfahrten in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Clemens Brentano fand, allerdings nicht ohne erst noch manche Irrungen durchzukämpfen, den vollen Glauben seiner Kindheit wieder. In Berlin und anderwärts gewann die Romantik einen ansehnlichen Kreis von Anhängern, Dichtern, Künstlern, Gelehrten und Politikern. Das Interesse für altdeutsche Kunst und Literatur erfaßte immer weitere Kreise. Nachdem die katholische Kirche in Frankreich von den Toten auferstanden war, begann sie auch in deutschen Landen sich neu zu beleben, während Goethe mit seiner heidnischen Kunstreligion sich einstweilen auf sehr enge Kreise beschränkt sah. Trotz des immer mehr sich entfaltenden Gegensatzes behielten die Romantiker einen Rest von Jugendliebe für den alternden Dichter bei, den sie auch auf die folgende Generation vererbten. Er blieb ihnen der „Altmeister“ der deutschen Poesie, eine ganz eigene, wundersame Erscheinung. Noch viele Jahre vergingen, bis Friedrich v. Schlegel fand, daß Goethe zwar vieles von Shakespeares Dichtergeist besitze, aber daß er doch seiner Denkart nach „auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden“ könnte, und „daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt“[2]. Auch August

---

[1] Clemens Brentanos Frühlingskranz (herausg. von Bettina v. Arnim), Charlottenburg 1844, 189. — Vgl. seine Äußerungen über Weimar vom 20. Oktober 1803 an Sophie Mereau, die er von dort wegziehen wollte (H. Amelung, Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau [2 Bde], Leipzig 1908, II 45 f).

[2] Fr. v. Schlegel, Geschichte der alten und neuen Literatur. 2. Aufl. herausg. von Marie Speyer, 2 Tle, Regensburg 1911, II 253 254.

Wilhelm v. Schlegel kam später von seiner übermäßigen Verehrung für Goethe zurück und spendete ihm, neben einer Anzahl sehr witziger Epigramme über den Schiller-Goetheschen Briefwechsel[1], die „landschaftliche Anpreisung“:

„Als waimerischer Hofboëte
Erschaint am kreeßten unser Keethe.“

Unter den übrigen protestantischen Romantikern blühte die Goethe-Verehrung lebhafter fort und trug viel dazu bei, daß seine Leistungen überschätzt wurden, diejenigen der Romantiker aber lange nicht zu dem verdienten Ansehen und Einfluß gelangten. Am glänzendsten hat ihm Tieck im Zaubergarten seines „Zerbino“ gehuldigt:

„Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der euch noch viele edle Lieder singt,
Um euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heiligen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dieß Gefilde.“[2]

Dafür erteilte ihm Goethe das huldvolle Lob, daß er „für den ersten Anblick eine recht leidliche Natur“ sei[3].

Zwölftes Kapitel.

Die Natürliche Tochter.

Bald nach seiner Krankheit und Genesung im Januar 1801 begann Goethe ein neues Stück zu planen, das er aber vor jedermann, auch vor Schiller, sorgfältig geheim hielt. Es wurde im Laufe des Jahres noch nicht viel daraus. Das Schicksal des „Jon“ und „Alarcos“ konnte unmöglich sehr ermutigend wirken. Im Anfang des Jahres 1803 indes, noch bevor der Krach in Jena erfolgte, ward das Drama vollendet, und einen Monat nach der „Braut von Messina“ bestieg es die Weimarer Bretter[4]. Es hieß

[1] A. W. v. Schlegels Sämtliche Werke II 204—207 209.

[2] L. Tieck, Sämtliche Werke XVIII, Wien 1819, 277.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIV 135.

[4] Über die Aufnahme des, wie Böttiger schreibt, unter „unglaublichen Erwartungen“ gegebenen Stückes, meldet derselbe am 4. April 1803 an Rochlitz: Sie „war äußerst kalt und bedenklich vor einem aus Jena gekommenen, im Voraus

ursprünglich nach der Hauptrolle „Eugenie". Ob Goethe es durch den neuen Titel pikanter und lockender machen wollte, wer weiß das? Jedenfalls ist es inhaltlich viel unverfänglicher, als der Titel vermuten läßt, nächst „Iphigenie" und „Tasso" das abgerundetste und formvollendetste der Goetheschen Dramen, reicher an szenischer Handlung als beide und in feiner Seelenmalerei ihnen sehr nahestehend. Alle drei kann man Renaissancestücke nennen, soweit sie die einfache klassische Ruhe und Hoheit der alten Tragödie nachzubilden suchen, „Iphigenie" an einem antiken, „Tasso" an einem neueren, „Eugenie" an einem unmittelbar zeitgenössischen Stoffe. Die tiefe, gewaltige Leidenschaft der antiken Tragödie besitzt das neue Stück aber nicht; es ist ebenso modern gedacht als die beiden andern.

Anregung, Stoff und eine Menge Einzelheiten entnahm Goethe einer eben erst, 1798, erschienenen französischen Schrift, den selbstgefälligen „Memoiren der Stephanie de Bourbon-Conti"[1]. Der Inhalt derselben spielt von den letzten Jahren Ludwigs XV. in die Regierung Ludwigs XVI. und

---

enthusiasmirten Publikum, das 14 Tage vorher Schillern wegen seiner Braut von Messina ein dreimaliges Vivat gerufen hatte" (Goethe-Jahrbuch XVIII 147 f).

[1] Mémoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti. Écrits par elle-même. Paris. Floréal. An VI (1798). Übersetzt von F. A. U., Lübeck 1809. — Vgl. Fr. Zirklaup, Die natürliche Tochter. Freie Bearbeitung der von Stephanie Louise de Bourbon-Conti selbstverfaßten Memoiren, zur Erläuterung von Göthe's gleichnamigem Trauerspiele, Meißen 1835. — K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke[2], Königsberg 1856, 288—305. — H. Grimm, Goethe II[7] 182—184. — Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V[5] 447 f. — K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften[2], Stuttgart 1877, 404—407. — Fr. W. Riemer, Mittheilungen über Goethe II 557—561. — Düntzer, Erläuterung von Goethe's Trilogie „Die natürliche Tochter"[2], Leipzig 1874. — H. Viehoff, Goethe's Leben[5], Stuttgart 1887, IV 43—47. — E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, 87—91. — O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter, Leipzig 1870, IV 389—410. — Riemer, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, Berlin 1833, 63—67 76—80 91—93 112 129 133 138 139 181. — M. Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte I, Stuttgart 1895, 350—353. — Bielschowsky, Goethe II[19] 54 ff. — E. Engel, Goethe 399—403. — A. Köster in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XII xxv—xxxii. — J. Hansen, Gustav von Mevissen (2 Bde), Berlin 1906, II 1—13. — M. Bréal, Deux Études sur Goethe, Paris 1898, II 59—127. — G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique, Paris 1908, 283—316. — „Schlegel hat mir erzählt", schrieb Theodor Körner am 15. Januar 1812, „daß, als Goethe die Eugenia arbeitete, diese als Emigrantin, eine Prinzessin Stephanie Conti, in Weimar war, wo sie eine Färberei anlegen wollte, da sie im Chemischen sehr bewandert und mit Lavosier befreundet gewesen. Besonders Goethe, den sie nicht kennt, verhinderte es. Schlegel hat sie dann noch in Paris gesehen, wo sie recht gut von ihrer Dramatisirung unterrichtet war. Sie ist späterhin verschwunden, wahrscheinlich in Moreaus Verschwörung verwickelt" (A. Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen, Leipzig 1910, 169).

die Zeiten der Revolution hinein. Die Heldin ist eine uneheliche Tochter des Prinzen Louis François de Bourbon-Conti, eines Vetters Ludwigs XV., der, erst mit Diana von Orleans vermählt, nach deren frühem Tode ein geheimes Liebesverhältnis mit der Gräfin von Mazarin einging. Ihr Kind Stephanie durfte, aus Rücksicht auf die Mutter, nicht öffentlich anerkannt und erzogen werden; doch verlieh ihm der König schon bei der Geburt, 1762, den Titel einer Gräfin, versprach spätere Legitimation und erteilte ihm die Erlaubnis, ein Medaillon mit einem blauen Bande zu tragen, wie es früher nur der Mutter zu tragen vergönnt war. Stephanie wurde einer Frau Delorme zur Erziehung übergeben, lernte fechten, reiten, exerzieren, fahren und soll zeitweilig auch den unsaubern J. J. Rousseau zum Lehrer gehabt haben.

Sehr sorgfältig wahrte Prinz Bourbon-Conti das Geheimnis nicht; er ließ das Mädchen oft in sein Palais kommen und stellte es bei der Vermählung des Dauphins mit Marie Antoinette 1770 sogar der letzteren vor. Drei Jahre später hatte nach erneuertem Versprechen von seiten des Königs die feierliche Legitimation zu erfolgen. Der Prinz brachte seiner Tochter dafür ein herrliches Festkleid und einen Diamantenschmuck, den sie indes sorgfältig geheimhalten sollte. Das gelang jedoch dem ob seiner Diamanten überglücklichen Mädchen nicht. Sie verriet das Geheimnis an Frau Delorme, deren sich dann, wie es scheint, eine Maitresse Contis bediente, um Stephanie zu Gunsten ihrer eigenen Kinder aus dem Wege zu räumen[1]. Die Frau Delorme ließ das arme Kind unter dem Vorwande einer Einladung nach Lons-le-Saulnier in der Franche-Comté entführen und brachte ihr bei, sie sei durch den Verrat ihres Geheimnisses bei dem Vater in Ungnade gefallen; dieser habe die königliche Gunst verloren, und nur unbedingter Gehorsam könne sie retten. Frau Delorme wußte durch Bestechung eines Abbés einen Totenschein aufzubringen, der die Beerdigung des Mädchens auf den 7. Juni 1773 feststellte[2]. Der Tochter ward die Wahl gelassen, entweder ins Kloster zu gehen oder einen unbedeutenden, ungebildeten jungen Mann, den Sohn eines Gerichtssekretärs, zu ehelichen[3]. Sie wählte das Kloster, wo sie indes bald als Tochter des Prinzen Conti erkannt wurde. Die schlaue Delorme wußte sie ein zweites Mal zu entführen und nach Paris zu bringen, um auf Grund eines gefälschten Geburtsscheins die Erlaubnis zur Heirat seitens der geistlichen Behörde zu erlangen. Zu Viroflay, in der Nähe von Paris, wurde Stephanie darauf jenem jungen Manne angetraut, den sie früher

[1] Vgl. Bréal a. a. O. 89.

[2] Bréal (a. a. O. 87–89) hält für möglich, daß der Vater in die Entfernung der Tochter gewilligt habe; denn es sei nicht anzunehmen, daß sich Conti durch den nur zum Ausweis für andere bestimmten Totenschein auf die Dauer hätte täuschen lassen.

[3] Vgl. Bréal a. a. O. 80.

von sich gewiesen. Sie sinnt nun auf nichts anderes, als dem ihr aufgedrungenen Gemahl zu entgehen; sie entflieht ihm, sucht und findet zeitweilige Zuflucht in verschiedenen Klöstern, erlebt während der Revolution die seltsamsten Abenteuer und schreibt endlich ihre Memoiren.

Eine schöne und erbauliche Geschichte ist das nicht. Sie gehörte indes jenen Regionen an, in welchen die sogenannte Bildung eines Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert und auch zum Teil Goethes eigene Bildung aufgekeimt war und wohin sich dieser während der Revolutionsjahre immer und immer wieder zurückversetzte. Die spannende Intrige hatte den ganzen Hautgout jener vornehmen Liederlichkeit der höchsten Kreise, an welcher Frankreich zu Grunde ging, als deren unschuldige Sühnopfer Ludwig XVI. und Marie Antoinette das Blutgerüst bestiegen. Im Zusammenhang mit dieser Sühne und mit der grausigen Katastrophe der Revolution konnte das Bild jener sittlichen Verkommenheit allerdings eine tieftragische Bedeutung gewinnen. Goethe dämmerte dieselbe, aber ganz vermochte er sie nicht zu durchdringen. Er hatte die Revolution weder als prinzipieller Freund noch als grundsätzlicher Gegner durchgemacht. Er haßte sie, weil sie die behaglichen Zirkel jener glatten Salonbildung durchkreuzte, von der er jetzt noch zehrte. Denn auf dem naturwissenschaftlichen Empirismus der Enzyklopädie ruhte seine wissenschaftliche Bildung und Tätigkeit. Diderot war für ihn noch immer ein Kunstorakel, Voltaire ein großer Dichter und Rousseau eine liebe Jugenderinnerung. Es ärgerte ihn, daß der gemeine Mann so unliebsame Folgerungen aus dieser sonst so vornehmen Bildung zog, Könige und Prinzen köpfte und rohe Sansculotten zu Herren der Welt ausrief. Es wurde ihm ganz elegisch zu Mut, wenn er an das alte königliche Frankreich dachte, das einst so schön aufgeklärt und human an der Spitze der Literatur gestanden — und nun völlig zertrümmert war, während eine wilde Militärmacht sich über den Trümmern erhob und die ganze Welt, vielleicht sogar Weimar, mit dem Untergang der enzyklopädistischen Bildung bedrohte. Die tieferen Ursachen der Revolution begann er allmählich einzusehen[1], aber das Christentum, auf das sie als unabweisliches Postulat hindeuteten, stand mit seiner heidnischen Kunst- und Lebensanschauung im Widerspruch; er wagte auch hier nicht entschieden für dasselbe einzutreten.

Während Schiller sich in seiner „Jungfrau von Orleans“ so gut als möglich in die Ideen des alten katholischen und königlichen Frankreich zurückzuversetzen bemühte, ging Goethe nicht weiter als auf den Standpunkt seiner

---

[1] Vgl. das erst 1895 veröffentlichte dürftige Fragment eines Revolutionsdramas Goethes, „Das Mädchen von Oberkirch. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen“ (Goethes Werke, WA 1. Abt. XVIII 77—92), worin Ansätze zu einer tieferen Auffassung enthalten sind. Der Dichter erwähnt das „Revolutionsstück“ in seinem Tagebuch am 24. Februar 1806 und 6. Januar 1808.

Memoirenschreiberin zurück, d. h. auf den Standpunkt eines Royalisten, welcher die königliche Macht als etwas Geheiligtes anerkennt und die Revolution verwirft. Eine ungeheure sittliche Korruption, das gibt er zu, hat den Thron erst innerlich untergraben und dann von außen gestürzt; aber wo diese sittliche Verderbnis herrührte, das untersucht er nicht, um nicht verurteilen zu müssen, was er innerlich noch hochschätzte und liebte.

In der Ausführung ist der Dichter im wesentlichen den Memoiren gefolgt, hat ihren Inhalt aber durch Gedanke, Form und Sprache weit über das ursprüngliche Niveau erhoben, geadelt und verklärt. Bei einer königlichen Jagd führt der erste Akt höchst anmutig Vater und Tochter vor dem Monarchen zusammen, zeichnet ihre Charaktere und Lage, Eugeniens Erziehung und trauriges Lebenslos und bietet in dem königlichen Versprechen zugleich den Angelpunkt einer individuellen und politischen Verwicklung. Alle drei Charaktere sind hohe, vornehme Idealgestalten. Eugenie verbindet mit dem Zauber jugendlicher Schönheit und Unschuld eine fast männliche Kraft des Geistes und Charakters. Indem Goethe sie knieend dem König huldigen läßt, legt er dem Königtum den Inbegriff seiner höchsten Ideale zu Füßen:

„Wenn wir, in raschen muthigen Momenten,
Auf unsern Füßen stehen, strack und kühn
Als eigner Stütze froh uns selbst vertraun,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, ist auch ein süß Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, Gott
Von Wonnedank, von ungemess'ner Liebe
Zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt
In dieser Stellung sich am besten aus." [1]
(Sie fällt vor ihm nieder.)

Der König ist kein Ludwig XV., sondern ein Ludwig XVI., auch dieser noch verklärt. Er ist so edel, groß, gütig, daß man nicht begreift, wie eine Revolution noch möglich ist. Nur etwas schwach scheint er zu sein und furchtsam:

„Was unter uns geschehn,
Erfahre niemand. Mißgunst lauert auf,
Schnell regt sie Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unsre Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein;
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon;
Selbst wer gebieten kann muß überraschen.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 264.

Ja, mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O! wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten unter niedrem Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt." [1]

Im zweiten Akt erhält Eugenie ihre glänzende Ausstattung mit dem Diamantenschmuck, bereitet das Sonett vor, mit welchem sie dem König bei ihrer Legitimation danken will, und plaudert das Geheimnis aus, von welchem ihr ganzes Lebensglück abhängt. Von dem Amazonenhaften und Ritterlichen, das sie im ersten Akt auszeichnet, sinkt ihr Charakter trotz der marmorglatten Verse auf die Stufe eines neugierigen, putzsüchtigen, geschwätzigen Mädchens herab, das wohl noch Mitleid einflößen mag, aber viel zu schwächlich und unbedeutend ist, um weiter als Heldin das königliche Frankreich im Kampf gegen die wachsende Sittenverderbnis und die Revolution zu verkörpern. Sie ist von da ab eben die „natürliche Tochter".

Der dritte Akt entwickelt die gegen Eugenie gesponnene Intrige in wenigen kurzen Zügen. Der „Weltgeistliche" teilt dem Sekretär die Entführung mit, sowie den Plan, Eugenie für tot auszugeben. Der Sekretär meldet dem Herzog die erdichtete Botschaft, der „Weltgeistliche" tritt dann mit der schauerlich-ruhigsten Heuchelei als Zeuge auf.

Zu Beginn des vierten Aktes ist Eugenie schon in eine Hafenstadt gelangt. Der Dichter verläßt hier die Erzählung der Memoiren zum Teil, indem er die Heldin nicht bloß zwischen dem Bewerber [2] und dem Kloster wählen läßt, sondern auch noch zwischen der Möglichkeit, in ein fernes, überseeisches Land (Amerika?) auszuwandern. Der Kampf spielt sich in den fünften Akt hinüber, wo das Kloster erst ziemlich herb abgefertigt wird:

„Entsag' ich denn auf ewig dieser Welt!
O dieß vergönnst du mir! du willst es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, sie wollen
Mich lebend eingescharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unschuldig Opfer schon verschlang.
Hier ist der Tempel, diese Pforte führt
Zu stillem Jammer, wie zu stillem Glück." [3]

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 266 f.
[2] Im Drama ist es ein alter Gerichtsrat.
[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 364.

Nachdem aber Eugenie, von Äbtissin und Nonnen liebevoll begrüßt, freundlicher vom Kloster zu denken beginnt und herzlich um Aufnahme fleht, tritt die Hofmeisterin mit einem königlichen Befehl dazwischen und mahnt zur Einschiffung. Ein Mönch tröstet sie und rät ihr, die Auswanderung als das leichtere Schicksal zu wählen. Sie aber hängt an Frankreich, Vater, König und bietet, um allenfalls dem bedrohten Königtum noch hilfreich sein zu können, dem ihr vorher widerwärtigen Gerichtsrat die Hand an:

„Ob ich vertraue, daß dein Äußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar!“ [1]

Dieser Schluß, die freiwillige Vermählung der Prinzessin mit dem „alten Gerichtsrat“, kommt nach dem Vorausgegangenen sehr unerwartet. Er kann unmöglich befriedigen. Er ist das philiströse Gegenstück zu den zahllosen Komödien, in welchen ein alter Onkel gegen einen jungen Liebhaber den kürzeren zieht. Und nun gar die Mißheirat aus lauter Patriotismus! Wird im zweiten Akt die Bewunderung auf Mitleid herabgestimmt, so muß auch dieses nun aufhören, da wir die romantische Amazone im Hause des soliden Gerichtsrats versorgt wissen und mit ihr wohlgemut der drohenden französischen Revolution entgegensehen mögen.

Als bürgerliches Schauspiel gehört das Stück zu dem Besten, was die deutsche Sprache in dieser Art aufzuweisen hat; aber zur großen historischen Tragödie darf man es nicht rechnen. Da hätte der Dichter eine Marie Antoinette oder eine Charlotte Corday zur Heldin nehmen müssen. Ist Goethe auch den Memoiren nicht so sklavisch gefolgt wie im „Clavigo“, so hat er doch ihren kleinlichen, individuellen, weibischen Charakter nicht völlig überwunden. Die Prinzessin ist keine wahre Heldin geworden.

Die schönste Kritik zu dem Stück bildet die „Jungfrau von Orleans“, die ihr voranging, und der „Tell“, der ihr folgte. Jene weist die deklamatorische Eugenie unter die Zahl der „echt weiblichen“ und „natürlichen“, in Wahrheit aber unbedeutenden Frauencharaktere, die bei der Aufführung das Parterre am meisten interessieren; dieser macht es fühlbar, wie wenig Goethe eine große Volksbewegung, geschweige denn eine Weltbewegung, politisch und dramatisch aufzufassen wußte. Darum schlug auch der Versuch fehl,

[1] Ebd. 382 f.

den angesponnenen Stoff in einem zweiten Drama weiterzuführen[1]. Eugenie blieb bei ihrem heroischen Entschluß, einen „Gerichtsrat" zu heiraten, wozu ein Fräulein weder eine Prinzessin, noch eine „natürliche Tochter" zu sein braucht.

„Die Charakteristik" des Stückes leidet nach Gottschalls Bemerkung „an einer mehr typischen als individuellen Haltung und erinnert an die Figuren auf alten, abgeblaßten Tapeten"[2].

Fichte erklärte das Drama nichtsdestoweniger für das höchste Meisterwerk des Dichters[3], und Schiller, welcher seine „Braut von Messina" eben=

---

[1] „Herder spricht in den Zeilen, die Goethes Mutter ihrem Wolfgang im April 1803 mitteilte, von drei Abteilungen, in denen dieser das Ganze geben wolle. Wenn sonst von drei Teilen die Rede ist, so erklärt sich das einfach, wenn man den Inhalt dieser Teile erwägt" (Düntzer, Zur Goetheforschung. Neue Beiträge, Stuttgart 1891, 149). — „Ist der Teil der Natürlichen Tochter, den wir besitzen, der erste Abschnitt des großen Weltbildes, das Goethe in der Trilogie entwerfen wollte, geworden? Niemand wird den Mut haben, diese Frage zu bejahen. Denn es fehlt dazu nicht weniger als alles" (Bielschowsky, Goethe II[19] 63). — Ayant pris un sujet fait pour le boulevard, Goethe l'a transplanté dans cette Grèce idéale et hyperboréenne où il avait lui-même élu domicile. Mais la contradiction entre la forme et le fond ne s'en est pas moins fait sentir à l'écrivain, et à mesure qu'il voyait de plus près le dénouement sanglant qui était au bout, il commençait à douter de son œuvre. On ne doit donc pas trop déplorer que cette trilogie soit restée à l'état de fragment (M. Bréal a. a. O. 173). — Vgl. das Schema der Fortsetzung in Goethes Werken, WA 1. Abt. X 442—450.

[2] R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur I[7] 142. — Schillers Briefwechsel mit Körner IV 271 f. — L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, Berlin 1909, 171 f. — „Das Ganze macht mir den Eindruck einer kolossalen Niobe von Meißener Porzellan", schrieb Clemens Brentano am 20. Oktober 1803 an Sophie Mereau, „und eine Miniatur Venus von Komisbrod wäre das Gegentheil; die Empfindung, der Plan ist mir außerordentlich schön, der einzelne Ausdruck ist mir zuwider und die forcirte holländische Reinlichkeit in der Ausführung ekelt mich; meine Empfindung ist, daß man zu viel Zeit verliert in diesem kurzen Leben, wenn gewöhnliche Reden die Pretension machen, man soll die Suppe über sie kalt werden lassen" (H. Amelung, Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau II 44 f). — Un auteur dramatique, sagt Bréal, est assurément libre de mettre sur la scène des criminels; mais ce qu'on ne supporte pas aisément, c'est de voir professer le crime, parce que derrière le comédien on croit entendre l'auteur. Le sujet de la Fille naturelle était déjà assez scabreux par lui-même; mais Goethe ajoute à l'odieux du sujet, par le calme et par la manie raisonnante des personnages. . . . La prétention du philosophe contemporain Nietzsche, de se placer par delà les limites du bien et du mal, Goethe, à certains moments, semble d'avance la réaliser (M. Bréal a. a. O. 137 f). — D. Fr. Strauß (Ausgewählte Briefe. Herausgeg. von E. Zeller, Bonn 1895, 270 f) lobt dagegen das Stück aufs höchste, doch mit dem Hinzufügen: „obwohl ich den gefährlichen Spinozismus, der darin liegt, nicht verkenne, wo ein Verbrechen verübt wird, aber kein Verbrecher vorhanden ist, sondern jede Person in ihrer Art ganz Recht hat."

[3] Brief an Schiller vom 18. August 1803, in Goethe-Jahrbuch XV 44.

falls mehr nach seinen eigenen hohen Idealen als nach den Begriffen des gewöhnlichen Theaterpublikums und den Gepflogenheiten der alltäglichen Bühnenpraxis ausgearbeitet hatte, nahm an den typischen Bühnenfiguren, welche mit Ausnahme der Titelrolle nicht einmal einen Namen trugen (König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Sekretär, Weltgeistlicher, Gerichtsrat, Gouverneur, Äbtissin, Mönch), durchaus keinen Anstoß. Sein Urteil lautet:

„Des Theatralischen hat er sich zwar darin noch nicht bemächtigt, ist zuviel Rede und zuwenig Tat, aber die hohe Symbolik, mit der Göthe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, dieß ist wirklich bewundernswerth. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit.“ [1]

Dreizehntes Kapitel.

Herders und Schillers Tod.

(1803—1805.)

Die Vollendung des „Faust“ abgerechnet, blieb die „Natürliche Tochter“ Goethes letzte größere dramatische Schöpfung. Im Mai 1803 war der Dichter mit dem Verkauf seines Gutes in Oberroßla beschäftigt; im Juni fingen die Fatalitäten in Jena an und es mußten neue Kräfte angeworben werden; im Juli galt es, den Bau des Schlosses zu vollenden, das am 1. August endlich bezogen werden konnte. Darauf begannen die Unterhandlungen über die neue Jenaer Literaturzeitung, der Bau eines neuen Schießhauses und die Einübung des Shakespeareschen „Julius Cäsar“. Eine prosaische Welle drängte die andere und überflutete die poetischen Pläne des Dichters. Am meisten scheint ihn die Übersiedelung der Literaturzeitung nach Halle verdrossen zu haben.

„Was sagen Sie zu dem Unternehmen“, schreibt er an Zelter, „die Litteraturzeitung nach Halle zu verpflanzen. Wir andern, die wir hinter den Coulissen stehen, können uns nicht genug wundern, daß sich ein königl. preußisches Cabinet, so gut wie jedes andere Publikum, durch Nahmen, Schein, Charlatanerie und Zudringlichkeit zum besten haben läßt. Als wenn sich eine solche Anstalt erobern und transportiren ließe, wie der Laokoon, oder ein anderes bewegliches Kunstwerk. Wir setzen sie eben in Jena immer fort, und da der thätigste Redacteur, Hofrath Eichstädt, bleibt; so geht alles seinen alten Gang. Neue Menschen die beytreten, neue Mittel die man vorbereitet, sollen, hoffe ich, der Sache einen ehrenvollen Ausschlag geben.“ [2]

---

[1] Jonas, Schillers Briefe VII 65. Vgl. A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, 3. Ausg., Stuttgart 1900, 300. — Die tadelnde Eingangsstelle hatte Humboldt bei der Redaktion für die Herausgabe weggelassen.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 274. Vgl. ebd. 1. Abt. XLII 2, 456.

Schiller, Voß, Heinrich Meyer sagten ihre Mitwirkung zu; Staatsrat v. Müller, Fichte, Zelter, Schleiermacher, Schelling, W. v. Humboldt, Steffens und viele andere wurden eingeladen. Goethe lag alles daran, die bisherige angesehene Literaturkritik in seinen und seiner Freunde Händen zu behaupten [1].

Ein großes, in den Briefwechseln der Zeit sich spiegelndes Aufsehen erregte am Ende des Jahres der angesagte Besuch der Frau v. Staël, der Tochter des einstigen französischen Finanzministers Necker [2]. Es bezeichnet sowohl die Kleinstädterei als das Franzosentum in Weimar, daß ein derartiges Ergebnis so viel von sich reden machte, und daß selbst ein Schiller und Goethe sich dadurch beeinflussen ließen. Schiller war ein wenig bang vor ihrem Besuch, da er sich des Französischen nicht völlig mächtig fühlte. „Wenn sie nur deutsch versteht", meinte er indes, „so zweifle ich nicht, daß wir über sie Meister werden; aber unsere Religion in französischen Phrasen vorzutragen und gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu harte Aufgabe." [3] Sie kam gegen Mitte Dezember. Goethe war eben in Jena und hieß sie von da aus willkommen. Sie stellte sich ihm brieflich vor, nicht als „eine Pariserin, sondern als jene Frau, welche von allen auf der Welt am meisten über Werther und den Grafen Egmont geweint hat" [4]. Sie wollte ihn in Jena aufsuchen, er war aber so artig, herüberzu-

---

[1] „Die Herren sind übrigens fort", schreibt er über die Professoren an Schiller, „und gehen fort und es fällt niemanden ein, als ob dadurch etwas verloren sey. Man läutet zum Grabe des tüchtigsten Bürgers allenfalls noch die Stadt zusammen und die überbleibende Menge eilt mit dem lebhaften Gefühl nach Hause, daß das löbliche gemeine Wesen vor wie nach bestehen könne, werde und müsse" (ebd. 4. Abt. XVI 357; vgl. 278 ff 290 ff; XVII 1 ff). — „Wie die alte allgemeine Literaturzeitung einen eigenthümlichen Charakter und ein eigenes allgemeines Interesse dadurch hervorrief, daß Kants Kritik als das Fundament der in ihr herrschenden philosophischen Ansichten betrachtet wurde, so sollte dieses neue kritische Blatt auf die Schellingsche Ansicht basirt sein" (H. Steffens, Was ich erlebte V, Breslau 1842, 11).

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Cotta) IV 155 ff. — Charlotte von Schiller und ihre Freunde II 240 f. — (Geiger) Schillers Briefwechsel mit Körner IV 275—278. Vgl. Jonas, Schillers Briefe VII 108 109 126. — Aus Goethes handschriftlichem Nachlaß, in Goethe-Jahrbuch V 112—132. — M. de Staël, De l'Allemagne, Paris 1810, 3 vols. — Fr. Chr. Schlosser, Mme de Staël et Mme Roland, parallèle, traduite de l'Allemand, Francfort 1830. — Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur III, Berlin 1889, 11—64. — Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit III 208 ff.

[3] Jonas, Schillers Briefe VII 97 f.

[4] Pas comme une dame de Paris, mais comme la femme du monde, qui a le plus pleuré à Verther et au comte d'Égmont (Goethe-Jahrbuch V 113 f).

kommen und sie mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen[1]. Am 1. Januar „schmollte“ sie schon, um ihn auf den folgenden Tag zu sich allein einzuladen[2]. Obwohl der Herr Geheimrat seine 55 Jahre zählte und sie ihre 38, so fing sie doch an, ihm mit überschwenglichen Lobes- und Liebesversicherungen den Hof zu machen, ja ihn mit „ihrem ganzen Herzen und ihrem ganzen Charakter und ihrem ganzen Talent zu lieben“[3].

Schiller war zu deutsch geartet, um der poesielosen Geistreichigkeit der französischen Schriftstellerin viel Geschmack abzugewinnen[4]. Goethe dagegen

---

[1] „Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: ‚Es war eine interessante Stunde, ich bin nicht zu Worte gekommen, sie spricht gut, aber viel, sehr viel.‘ Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe, auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein. ‚Wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu‘, soll sie geseufzt haben. Wer sprach? Wer schwieg? —“ (Bericht Amaliens v. Helvig bei Henriette v. Bissing, Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, Berlin 1889, 183.) — „Frau v. Staël“, schrieb K. A. Böttiger an Kotzebue am 15. Februar 1804, „hat Göthen, dessen schönste Dichterblüthe aus seiner frühen Sammlung sie meisterhaft übersetzte, die freimüthigsten Urtheile über seine Eugenie, die sie le noble ennui nennt, und andere falsch bewunderte Tendenzen gesagt. Er macht gute Miene zum Spiel“ (E. v. Kotzebue, Mitteilungen aus Kotzebues Nachlaß, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1910/1911, IV 122). Vgl. auch den vollständigen Bericht des Herrn v. Schardt über die Unterredungen der Frau v. Staël mit Schiller und Goethe in Zeitschrift für Bücherkunde, 9. Jahrg. (1905/1906), II 304. — „Wenn sie hübsch wäre, müßte man sie umbringen, habe Goethe von der Staël gesagt“, schrieb Frau v. Stein an Knebel am 17. März 1804 (W. Bode, Briefe der Frau von Stein an Knebel, in Stunden mit Goethe VII 60).

[2] Venez demain matin me voir, je serai seule pour me fâcher sans témoin — ne faut-il pas que j'avoue que je suis jalouse d'un professeur — nouveau genre de jalousie dont j'étudierai les sentiments (Goethe-Jahrbuch V 115).

[3] My dear Sir, il n'y a qu'en Anglais qu'on a cette première nuance d'une timide amitié. — Je lis vos pièces fugitives et c'est un trésor de poésies qui me ravit. — Je tâcherai dans mon voyage littéraire d'Allemagne de donner une idée des morceaux qui me frappent de plus, la bayadère, l'épouse de Corinthe etc. — Les journaux français retentissent aujourd'hui de votre nom. — Je vous aime plus que vous ne savez aimer philosophe que vous êtes (ebd. 116 ff).

[4] „Nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hieher“, schreibt er an Körner, „die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist. Sie ist aber auch das gebildetste und geistreichste weibliche Wesen, und wenn sie nicht wirklich interessant wäre, so sollte sie mir auch ganz ruhig hier sitzen. Du kannst aber denken, wie eine solche ganz entgegengesetzte, auf dem Gipfel französischer Cultur stehende, aus einer ganz andern Welt zu uns hergeschleuderte Erscheinung mit unserm deutschen, und vollends mit meinem Wesen contrastiren muß. Die Poesie leitet sie mir beinahe ganz ab, und ich wundere mich, wie ich jetzt nur noch etwas machen kann. Ich sehe sie oft, und da ich mich noch dazu nicht mit Leichtigkeit im Französischen ausdrücke, so habe ich wirklich harte Stunden. Man muß sie aber ihres schönen Verstandes, selbst ihrer

schien in diesem Elemente besser zu Hause, ließ sich die vielen Komplimente wohl gefallen und rechnete darauf, daß dieser Besuch den Glanz Weimars vermehren werde. „Wie glänzend Weimar gegenwärtig sey", schrieb er am 4. Februar an Wolzogen, „mögen Sie von andern erfahren. Daß ich nur Frau v. Stael nenne, welche sich seit vier Wochen bey uns aufhält." [1] In der Tat trug ihr Lob nicht wenig bei, Goethes Weltruf zu vermehren und zu befestigen [2]. Sie glaubte zwar, daß der Philosoph Goethe bisweilen den Dichter Goethe störe und daß der Philosoph nur das Phantom des Dichters sei; aber bei alledem erklärte sie doch auch, daß er in Bezug auf Originalität und reine Konzeptionen der größte Mann Deutschlands sei und bleiben werde.

Während Goethe dem Besuche der Frau v. Staël voll Interesse, Schiller mit Unbehagen entgegensah, rang der einstige Freund beider, Herder, mit schmerzlicher Krankheit und dem Tode. Mit ihm begann die kurze Blüte der sog. klassischen Literatur schon ins Grab zu sinken.

Herders letzte Lebensjahre boten wenig Freudiges. Er entwickelte zwar eine staunenswerte Tätigkeit als Generalsuperintendent, Schulmann, Theolog, Philosoph, Literat, Dichter, Polyhistor im weitesten Sinne; er hatte einen im Grunde freundlichen Familienkreis, eine brave, geistreiche Frau, gesunde und talentvolle Kinder; er besaß, wenn auch kein so ansehnliches Lese-

---

Liberalität und vielseitigen Empfänglichkeit wegen hochschätzen und verehren" (Jonas, Schillers Briefe VII 108). Für die Vollendung seines „Tell" war der Besuch nicht eben günstig. Ende Februar seufzte Schiller: „Die französische Dame, die mir hier in der besten Zeit meines Arbeitens auf dem Halse saß, habe ich tausendmal verwünscht. Die Störung war ganz unerträglich" (ebd. 126).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVII 49.

[2] Freilich war sie nicht imstande, die Franzosen zu überzeugen, daß die deutsche Bildung der französischen auch nur gleichkäme. Cette poésie du nord, un peu studieuse comme le fut celle d'Alexandrie, avec quelle vivacité Mme de Staël la reproduit et l'interprète! Ne vous y trompez pas; l'Allemagne est encore plus spirituelle dans son livre qu'elle ne l'est en elle-même (Villemain, Cours de littérature française, Tournai 1839, 559). — „Mit Goethe gespeist", schrieb Benjamin Constant, der am 20. Januar in Weimar eingetroffen war. „Wie schade, daß die deutsche mystische Philosophie ihn ergriffen hat. Er bekannte mir, der Grund dieser Philosophie sei der Spinozismus. Mystiker wie Schelling haben denn auch wirklich einen hohen Begriff von Spinoza. Aber warum denn religiöse Ideen und vor Allem den Katholicismus damit verbinden wollen? Sie sagen, es geschehe deßhalb, weil der Katholicismus poetischer sei. Und Goethe sagt: ‚Lieber soll der Katholicismus mir Schaden bringen, als daß ich seiner zu Gunsten meiner Produktionen entbehren müßte.' ... Goethe ist voll Verstand, Tiefe, Witz, neuer Gedanken. Mais c'est le moins bon homme que je connaisse" (Lady Blennerhassett, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur III 42. Vgl. den Urtext bei A. Haas, Benjamin Constants Gespräche mit Goethe 1804, in Euphorion VII 525. Haas liest bonhomme, was wohl das Richtige ist).

publikum wie Schiller und Goethe, doch seine Freunde und Verehrer durch ganz Deuschland hin; alle Weimarer Größen wußten seine Anlagen und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit zu schätzen; Goethe erklärte ihn für den größten Bücherleser, den er kenne; Herzogin Luise war ihm mit besonderer Gunst zugetan; auch als Dichter und Schöngeist fand er mehr Anerkennung, als ihm die Gegenwart zu spenden pflegt. Andauernde Kränklichkeit, Reizbarkeit, Melancholie ließen ihn jedoch all dieser Vorteile und des Lebens selbst nicht mehr recht froh werden. Pekuniäre Sorgen drückten ihn nieder, und indem er sich an keine der herrschenden Richtungen beherzt und folgerichtig anzuschließen wagte, verdarb er es zuletzt mit allen und es wurde einsam um ihn.

Bis zum Tode unterstützte ihn wohl der Hof, aber nie so, daß der Dichter völlig aufatmen konnte. Man trug die Erziehungskosten mehrerer seiner Kinder, doch die zugesagte Unterstützung wurde mit geringem Zartgefühl verabreicht. Meist mußte er wiederholt darum betteln und sogar Knebels und Goethes Dazwischenkunft anrufen, um einige hundert längst zugesagte Taler zu erhalten. Es wurde scharf abgerechnet. Im Januar 1798 markte der Herzog um 50 Taler, obwohl Goethe deren Bezahlung „als eine rechtlich begründete Forderung anerkannte“ [1]. Als der eine Sohn ausstudiert hatte, wollte ihm Carl August ein Pachtgut übergeben, aber nur unter der Bedingung, daß er die Witwe des Pächters heirate; als er sich dessen weigerte, wurde das vom Hof wie eine zugefügte Beleidigung behandelt [2].

Als der Erbprinz und dann die Prinzessin Caroline konfirmiert werden sollten, versöhnte man sich wieder: Herder war für etliche Wochen sogar bei Carl August wieder persona grata, ja gratissima. Der Herzog wollte die ganze Zeremonie beschrieben und gedruckt haben [3]. Doch das waren spärliche Lichtblicke im Leben des Predigers. Für gewöhnlich konnte er

---

[1] Haym, Herder, Berlin 1885, II 621 ff.

[2] Ebd. 798. — Herders Werke (Hempel) I CXXIII. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 303 304.

[3] „Ich glaube“, schreibt Sophie v. Schardt am 27. März 1799, es „ist die erste Confirmation in Deutschland dieser Art. Er sagte nichts vom Sündenfall, von der Erbsünde, von der Gottheit Christi, von seiner Erlösung — als Genugthuung nämlich — er hat sein Zeitalter erlöset und mittelbar auch uns, vom Joch des Aberglaubens, der Vorurtheile, vom Teufel, d. h. vom falschen Begriff von ihm, er hat sie erlöset durch die reine schöne Moral, die er lehrte, er ist gestorben wie ein heiliger Weiser um der Wahrheit und Tugend willen. Er (Herder) sagte nichts von den Leiden am Kreuz, nichts von der Auferstehung, Himmelfahrt, jüngsten Tag, nichts von der Dreieinigkeit: Laß das lieber fallen, was wir immer nur schwankend bekennen, wenn wir denken, um das zu halten, was ewige Wahrheit bleibt“ (L. Rohmann, Briefe an Fritz von Stein, 71).

sein Licht nur vor Weibern, Kindern und geringeren Bürgern leuchten lassen. „Eine Predigt“, erklärt Schiller, „ist für den gemeinen Mann — der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder Heuchler.“ Im Beginn seines Weimarer Aufenthalts hatte er einmal eine Predigt Herders angehört. „Es war weniger eine Rede, als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens — Lehren, die man ebenso gut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte.“ [1] Er ging nicht mehr in die Predigt, Goethe ebensowenig. Ihre Kanzel war die Bühne, ihre Kirche das Schauspielhaus. Sie brauchten keinen Superintendenten, es sei denn um ihre Kinder taufen und konfirmieren zu lassen. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich Herder sehr zuvorkommend. Als Goethes August im April 1802 konfirmiert werden sollte, übernahm es Herder, ihn „in die christliche Versammlung einzuführen, auf eine liberalere Weise als das Herkommen vorschreibt“. Vater Goethe dankte ihm höflich dafür, weniger für die Einführung als für die liberale Weise [2].

In dieser mattherzigen, weichen Unentschiedenheit lag wohl der tiefste Grund von Herders inneren Leiden. Sie konnte wenig Trost gewähren. Sein ganzes Geistesleben, Religion und Wissenschaft, hatte keinen festen, rationellen Halt. Alles schwankte in Nebelformen, die erst noch feste Gestalt annehmen sollten. Sein Ausgangspunkt war eine mystisch-intuitive Gotteserkenntnis, wie Hamann in rätselhafter Prophetensprache sie lehrte, ohne deutliche Begriffe, ohne feste Lehrsätze, ohne ein syllogistisches System, ohne eigentliche philosophische Grundlage, ohne theologische Autorität. Er fühlte Gott: nun war alles gut. Niemand sollte ihm Gott beweisen, niemand aber auch sich unterfangen, sein Gottesgefühl anzuzweifeln. Die Orthodoxie mochte er nicht leiden, weil sie sein, wie er glaubte, lebendiges Gottesgefühl in „taube Wörter“ schrauben wollte. Als in Jena nur mehr acht Studenten zum Abendmahl gingen und diese noch von den andern verspottet wurden, erklärte er offiziell, man könne den Theologieprofessoren daselbst „die Zeugnisse gleicher Behutsamkeit und Vorsicht, als Gelehrsamkeit und zweckmäßigen Unterrichts nicht versagen“. „Der Heidelberger Katechismus, sagt mein Mann, tauge nichts mehr“, schrieb Caroline Herder am 13. Juni 1803 an Georg Müller. „So gut die Alten einen Katechismus aus der Bibel für ihre Zeit, d. i. in der Sprache und Vorstellungsart jener Zeiten hätten verfertigen können, so gut und mit eben dem Recht dürfen wir's für das Bedürfniß unserer Zeit thun.“ [3] Goethes Leben und Grundsätze hatte er

[1] Jonas, Schillers Briefe I 379 380.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 73.

[3] H. Baumgarten, Herder und Georg Müller, in Preußische Jahrbücher, 29. Jahrg. I 159. — „Noch hat er Evangelien“, berichtet Chr. Fr. Rinck am 2. No-

bis dahin nicht bloß stillschweigend gebilligt: er stand an der Spitze derjenigen, die ihm durch ihr Lob und ihre Anbetung zu seiner fast unbedingten Machtstellung verholfen hatten. Auch Schillers Annäherung an Goethe brachte anfänglich keine Änderung hervor. Herder beteiligte sich an den „Horen". Schiller kam ihm ungemein höflich entgegen und bot ihm sogar einigen Anteil an der Leitung der Zeitschrift an [1].

Nichtsdestoweniger bestand zwischen den Duumvirn, namentlich Goethe, und Herder ein tiefgehender Gegensatz, der früher oder später zu einer Krisis führen mußte. Für Goethe war die schöne Form, die Kunst, das Sinnliche, Reale Eins und Alles. Herder war in langjährigen Leiden, Mühen, Sorgen ernster und ideeller geworden. Er stellte Poesie und Kunst sehr hoch; aber er stellte das, was er Humanität nannte, d. h. im Grunde Religion und Sittlichkeit, weit über Poesie und Kunst. Es kam ihm in der Poesie nicht mehr so sehr auf die schöne, sinnfällige Form an, als auf den Gehalt, die Erhabenheit und Bedeutung der Ideen. Er näherte sich hierin einigermaßen Schiller; aber Schiller war Kantianer, und in der kantischen Philosophie erblickte Herder — gewiß mit vollem Recht — ein dem Christentum durchaus feindliches System. Er hatte als Schulmann in dieser Hinsicht bei seinen jungen Theologen deutliche Erfahrungen gemacht.

Nachdem Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" die Richtung Goethes nur sehr indirekt bekämpft hatte [2], kam es endlich besonders durch sein freimütiges Urteil über den „Wilhelm Meister" zum

---

vember 1783 über Herders Predigtweise, „wiewohl, wie er sagt, es nur bei ihm stehe, sie zu vertauschen; gewöhnlich aber lege er noch einen andern Spruch zum Grund, und auf diese Weise wünsche er, daß nach und nach die Evangelien abgeschafft werden" (Chr. Fr. Rinck, Studienreise 1783/1784, herausgeg. von M. Geyer, Altenburg 1897, 68).

[1] R. Haym, Herder II 593 ff.

[2] Goethe fühlte sich immerhin getroffen. „Und so schnurrt auch wieder", schreibt er an H. Meyer, „durch das Ganze die alte, halbwahre Philisterleyer: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen, thäten sie aber das zweyte, so wären sie verloren und es wäre besser daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins nützlich-platte absterben ließe" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XI 101). — Einen weiteren Grund der Verstimmung deutet v. Biedermann an (Goethes Gespräche I² 333). Goethe habe, heißt es hier, „seine Natürliche Tochter in Jena im Kreise der Professoren vorgelesen, und Herder sei auch dabei gewesen. Als Goethe geendet, hätten alle das Stück außerordentlich gelobt, nur Herder sei stumm geblieben. Nun, Alter, habe ihn Goethe angeredet, du sagst gar nichts, gefällt dir denn das Stück gar nicht? O doch! antwortete Herder, am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber, als deine Natürliche Tochter". — Vgl. W. Bode, Der letzte Bekannte Goethes, in Frankfurter Zeitung, 49. Jahrg., Nr 121, 1. Morgenbl. (2. Mai 1905); L. Geiger, Goethe und die Seinen 123.

offenen Bruch. Es gereicht dies Herder nicht zur Unehre. Er sah in Goethes Roman die moralische Existenz der ästhetischen geopfert. Sein Sittlichkeitsgefühl empörte sich dagegen: er sprach sein Urteil gelassen, aber fest aus und blieb dabei. Es war die entscheidende Krisis für Herders übriges Leben. Goethe ertrug das Urteil nicht. Er brach zwar äußerlich nicht ganz mit dem unangenehmen Zensor, er vermittelte ihm noch einigemal Unterstützungen des Herzogs, schickte ihm ein Exemplar von „Hermann und Dorothea", schrieb ihm noch einige kurze Billetts; aber das mehr als zwanzigjährige geistige Freundschaftsband war gelöst. In seinem literarischen Leben wandte sich Goethe gänzlich von Herder ab und verbündete sich mit Schiller.

Für Herder war das ein furchtbarer Schlag. Er verlor den ältesten, interessantesten und einflußreichsten Freund, mit dessen Leben das seinige bis dahin aufs innigste verknüpft war. Doch zeigte er diesmal mehr Charakter als sonst. Obwohl er sah, daß mit Schiller die ganze jüngere Generation, mit ihr die Zukunft, sich an Goethe anschloß, ging er von seinem Worte nicht ab. Immer mehr dämmerte es ihm, bei aller Verschwommenheit seiner Ideen, daß es sich hier nicht um bloß persönliche oder ästhetische Gegensätze handle, sondern um die tiefste aller Prinzipienfragen, den Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum, zwischen Gott und einem für Religion und Sitte gleich verhängnisvollen Götzentum.

„Hinfort", schrieb er am 1. Dezember 1797 an Jacobi, „ist zwar kein Gott mehr, aber ein Formidol ohn' allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang." [1] Dem alten Gleim aber klagte er über Goethe: „Ein Einziger paradirt auf Erden, Apoll's Stellvertreter, der Eindichter. Wir wollen hinunter, hinunter!" [2]

Obwohl von Krankheit und Leiden aller Art niedergebeugt, von häuslichen Sorgen gedrückt und seine Vereinsamung schwer empfindend, entwickelte Herder in seinen letzten Lebensjahren eine wahrhaft erstaunliche Tätigkeit. Seine Schriften erstrecken sich nahezu über alle Gebiete menschlichen Wissens, Theologie und Philosophie, Naturwissenschaft und Geschichte, Literatur und Kunst. So weit auch die Gegenstände auseinanderliegen und so wenig Herder dabei zu einem festen Mittelpunkt gelangt, so ist das Bestreben doch unverkennbar, gut zu machen, was er einst gesündigt, das halberloschene christliche Bewußtsein im Volk und bei den Gebildeten wieder neu anzufachen, die dem Christentum feindliche Philosophie zu bekämpfen und in der Literatur

---

[1] Düntzer, Aus Herders Nachlaß II 317 f.

[2] R. Haym, Herder II 640. — „Herders gutes Vernehmen mit Göthe hat nicht bis ans Ende seines Lebens gedauert", schrieb E. d'Alton am 13. März 1810 an Knebel. „Göthe soll seine Freunde seinem Ruhm aufgeopfert und solche an die damaligen Genies verrathen haben. Herder klagt in einem Brief sehr über diesen fatalen Stolz" (K. Th. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, 254).

wieder eine christliche Richtung anzubahnen. Selbst seine Humanitätsbriefe klingen in eine, wenn auch sehr verschwommene, Huldigung an Christus aus [1].

Am schwächsten sind, zum großen Nachteil seiner wohlmeinenden Absicht, gerade seine religiösen und theologischen Schriften ausgefallen, in welchen er unaufhörlich zwischen den Evangelisten und Reimarus, Luther und Lessing, den protestantischen Symbolen und Spinoza schwankt, alles mengseln, kitten und verquicken will und dabei das Christentum, das er retten möchte, zu einem vagen Gefühlstraum vermenschlicht.

Mehr Schärfe und Kraft zeigt er in seiner „Metakritik" gegen Kant, dessen Schwächen er ebenso klar als rücksichtslos aufdeckt, um schließlich sein System als „ein Reich unendlicher Hirngespinnste, blinder Anschauungen, Phantasmen, Schematismen und leerer Buchstabenworte", als „einen Marktplatz höchster Keckheit" und als „ein Reich der krassesten Ignoranz" zu verurteilen [2].

Schiller und Goethe griff er nicht direkt an, aber er errichtete in seiner „Kalligone" ein selbständiges, abgerundetes System der Ästhetik, das zunächst den Kunstanschauungen Kants, mittelbar jedoch auch den ihrigen sehr entschieden und mit gründlicher Belesenheit entgegentrat. In seiner „Adrastea" aber, einer Art Zeitschrift in zwanglosen Lieferungen, entwarf er ein fragmentarisches Kultur- und Literaturbild des 18. Jahrhunderts, welches sehr fein daran gemahnte, daß Goethe denn doch nicht eine plötzlich das ganze Universum erleuchtende Zentralsonne sei, sondern der Erbe und Nachfolger einer langen vorausgegangenen Literatur und Kultur, von der er viel Gutes, aber auch Schlechtes und Halbes empfangen.

In der ästhetischen Beurteilung Goethes und Schillers ist Herder unzweifelhaft zu weit gegangen; er hat Schillers ideale Richtung und seine dramatischen Kunstleistungen völlig verkannt, Goethes Verdienst um schöne Form und Sprache weit unterschätzt und die Dichter zu hoch gestellt, welche beiden unmittelbar vorhergingen und gleichzeitig mit ihnen tätig waren. Ungerechtigkeit stand indessen hier gegen Ungerechtigkeit, da Goethe und Schiller die andern Dichter, besonders Klopstock, Lessing, Wieland, Stolberg, Claudius, Voß allzusehr von oben herab behandelten. Da war eine scharfe Einsprache wenigstens einigermaßen gerechtfertigt, um so mehr, da Goethes Richtung wesentlich darauf hinauslief, die Kunst den Forderungen der Sittlichkeit zu entziehen, ihr Wissenschaft und Leben unterzuordnen und in Wissenschaft, Kunst und Leben praktisch ein neues Heidentum einzuführen [3].

---

[1] Herders Werke (Suphan) XVIII 302.

[2] Ebd. XXII 4 5 (Vorrede zur „Kalligone"). — Vgl. T. Pesch S. J., Die Haltlosigkeit der modernen Wissenschaft, Freiburg 1877 (Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach Nr 3), bes. 121 ff.

[3] Vgl. R. Haym, Herder II 687 ff 699 ff 767 ff.

Mit vollem Recht mochte Herder da in seiner „Adrastea“ die Frage aufwerfen: „Ist dem Volke so viel Kunstsinn als Sinn für Wahrheit und Ehrbarkeit nöthig?“ Und mit gleichem Recht mochte er antworten:

„Ein Volk mit Kenntnissen überschnellen und übereilen, die ihm nicht gehören, ist ebenso vernunftlos und unbarmherzig, als ihm die Augen ausstechen wollen und das ihm nöthige Licht versagen. Es unzeitig verwirren, schwächen, aus seiner Bahn locken, seinen Charakter verderben, ist ebenso schändlich als schädlich. Was könnt ihr dem Volk geben, wenn ihr ihm sein Herz und Vergnügen, seinen täglichen Fleiß und Frohsinn, seine glücklichen Schranken geraubt habt, und es auf die dürren Weiden eurer nie ersättigten Begierden, eurer lechzenden Kenntnisse, eurer Kunstspekulationen und Subtilitäten hinaustreibet? Jemand an Vergnügen gewöhnen, denen er nicht nachgehen kann und darf, ist schon grausam, grausamer, wenn diese Vergnügen falsch sind.“ [1]

Mit jener Begeisterung, wie sie nur die tiefste Überzeugung verleiht, forderte er in seiner „Kalligone“ für die Poesie den ernsten männlichen Gehalt, die sittliche Weihe und Würde zurück:

„Triebe der Wohlanständigkeit und Milde, Regungen der Ehre und Liebe fordert unsere Zeit, wie sie Horaz und Pindar, Terenz und Menander jetzt singen würden. Reizender ist nichts, als die Muse des sittlichen, des häuslichen Umgangs; und was bedarf in unserer Zeit mehr der Erweckung, als der entschlafne Trieb der Ehre? was bedarf einer sittlichen Richtung mehr als der verwilderte Trieb der Liebe? So manches hat die Poesie, so manches die Kunst zu vergüten, was sie hier übles gestiftet, und womit sie sich selbst geschadet haben. Ernste Zeiten rufen von Buhlereien zurück; sie fordern eine frische, eine zu Anstrengungen und Entbehrungen gebildete Jugend; und was bildet inniger den Charakter als bei den Vorbildern und Beispielen die Stimme der Muse? Aus Euren Gräbern tönet hervor, ihr Gesänge edlerer Gemüther, festerer Nerven, zu Zwecken unsrer Zeit mit schärferem Reiz gewürzt und süßerer Anmuth. Die Verkünderin der Ehre hat durch ihr leidiges Spiel Macht und Glauben verlohren; Macht, Glaubwürdigkeit und Ehre kommen der Entweiheten wieder!“ [2]

Scharf, aber treffend verurteilt Herder den Dilettantismus, der am Hofe von Weimar in der Kunst wie in der Wissenschaft die Bestrebungen ernster Geister durchkreuzte:

„Leben wir denn vergebens hinter allen den großen Offenbarungen, die uns von Herschels letztem Sternennebel bis zur Pflanze des Meers, von Galvanis zuckendem Frosch bis zur feinsten Erfahrung der Seelenlehre zu Theil worden sind, um immer am alten galanten Spielwerk der sieben

---

[1] Herders Werke (Suphan) XXIV 272. [2] Ebd. XXII 330.

schönen Künste fortzuklöppeln und uns damit recht amusant zu ennuirn? Wenn der Pythagoräischen, der Orphischen Schule, wenn einem Empedokles, Parmenides und Lukrez die Wunder der Natur, die wir kennen, bekannt gewesen wären, würden sie mit ihnen gespielt haben? Wodurch unterscheidet sich der Affe vom Menschen? Des Menschen Spiel wie das Spiel der Natur ist sinniger Ernst; die Aefferei spielt ohne Begriffe und Empfindungen mit Formen, wie mit der Kritik, um zu spielen." [1]

Die ernstere Richtung, welche Herder in Literatur und Leben eingeschlagen hatte, führte in seinem letzten Lebensjahre auch noch zum offenen Konflikt mit Goethe [2]. Da eine Menge größerer Schauspiele und Opern einen Chor von Statisten erforderte, Goethe aber in seiner Theaterverwaltung nicht nur sparsam, sondern knickerig war, so hatte er einfach eine Anzahl Schüler des Gymnasiums zu Statisten herangezogen, meist Söhne armer Leute, die für eine neue Oper acht Groschen, für eine Wiederholung sechs Groschen Vergütung erhielten. Herder, der als Ephorus die Oberleitung des Gymnasiums hatte, sah lange durch die Finger. Doch der Mißbrauch nahm mit den Jahren einen immer größeren Umfang an. Die Proben vervielfältigten sich. Die jungen Leute versäumten Schule und Studium, verloren alle Zucht und Ordnung, gerieten in alle Ausschweifungen des Schauspielerlebens hinein [3] und gaben schließlich das Gymnasium dem Gespötte preis. Nach einem an sich komischen Zwischenfall, der den Unfug zum Stadtgespräche machte, schritt Herder endlich ein und verlangte vom Herzog entschiedene Trennung von Schule und Theater, indem er zu bedenken gab, daß „der heilloseste Schritt in ein Kirchen- oder Landschulamt der Weg über das Theater wäre". Der Herzog wies die Sache zum Entscheide an Goethe, welcher zwar jetzt die Proben auf Stunden ansetzte, die mit den Schulstunden der Gymnasiasten nicht kollidierten, aber den Mißbrauch selbst nicht abstellte.

„Goethe", schreibt Burkhardt, „sagte mit dürren, durchschlagenden Worten: Die Aufführung der Oper ist ohne Mitwirkung der Schule unmöglich, und darin hatte er recht, solange sein Institut mit den vorhandenen bescheidenen Mitteln zu arbeiten hatte. Wohl hätte es aber Wege gegeben, auf denen er Herder gegenüber volles Entgegenkommen beweisen konnte. Aber Goethe vermied es, er stellte seine Anstalt höher als die

[1] Herders Werke (Suphan) XXII 331 f. — Vgl. R. Haym, Herder II 765 ff 772 ff 804 ff.

[2] Vgl. „Streit zwischen Herder und Goethe", bei E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters 227—247.

[3] Unter den Schauspielern", sagt Weber, „gab es damals nicht bloß Künstler, sondern auch Komödianten, da das frühere Zigeunerleben derselben noch nicht vorüber war." Zahlreiche Belege bei E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung I 177 ff; II 41 ff.

Schule, und unter Verweisung auf weitere ‚versuchsweise‘ Behandlung der Frage hat er Herders Widerstand gebrochen. Erst seine Nachfolger nahmen den Kampf wieder auf. Was später, 1807, unter ungleich ungünstigeren Theaterverhältnissen möglich war, hätte Goethe schon 1802 im Interesse der Schule und im Sinne Herders anbahnen können, wenn er nur gewollt hätte.“ [1]

Indem Herder der Poesie wieder christlichen Gehalt und sittliche Würde zu geben versuchte, streifte er vielfach katholisches Gebiet [2], studierte die katholische Liturgie und deren herrliche Hymnen und Gebete, las in den Bollandisten, vertiefte sich in mittelalterliche Chroniken, bearbeitete alte Legenden, übersetzte Balde und verfaßte zuletzt seine schönste Dichtung, den Cid, zwar größtenteils nach einer französischen Vorlage, aber doch völlig im Sinn und Geist der alten spanischen Romanzen.

Tiefer in die Lehren und in den Geist der katholischen Kirche drang er indes nicht ein; er blieb bei ihren freundlichen poetischen Erscheinungen stehen. Diese konnten ihm für sich natürlich wenig Trost gewähren, als im Spätherbst 1803 die letzte Krankheit über ihn hereinbrach. Der Kurfürst von Bayern hatte ihm noch das Jahr zuvor einen Adelsbrief erteilt, aber erst im September 1803, und dann noch in verletzender Weise, gewährte ihm der Herzog die Erlaubnis, sein „von“ in Weimar führen zu dürfen [3]. Er sollte der ersehnten Auszeichnung nicht froh werden.

---

[1] C. A. H. Burkhardt, Herder und Goethe über die Mitwirkung der Schule beim Theater, in Seufferts Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. I 442 f. — Am 22. Juni 1805 schreibt Herders Witwe bei Übersendung der Schulreden an Georg Müller, er werde daraus sehen, „wie sehr Herder die Bildung der Jugend am Herzen gelegen. ‚Die zweckmäßigste Einrichtung hierzu noch vor seinem Ende zu gründen, war sein heißester Wunsch. Ach, hierzu war nur weniges Geld nöthig, und niemand reichte es her. Denken Sie sich seine Geduld vom ersten bis zum letzten Jahr, wo der Herzog und seine Rathgeber die Schulen als die untauglichsten Einrichtungen ansahen‘“ (H. Baumgarten, Herder und Georg Müller, in Preußische Jahrbücher, 29. Jahrg. I 48).

[2] „Herder fing an“, berichtet Garlieb Merkel zum Jahre 1797, „uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorfe etwas Wichtiges zu erzählen; an dieses knüpfte sich ... eine lebendigere Charakteristik des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhunderte, als jemals eine geschrieben worden. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausrufe: ‚Ach, da waren wir Geistliche in Deutschland auch noch Etwas, als man uns in Ehren Pfaff (Pastores Fideles Animarum Fidelium) nannte. Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigen Volke, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel abgenagt hat‘“ (J. Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit [1797/1806], Berlin 1837, 101).

[3] Haym, Herder II 798—802.

„Menschen von zartem Gefühl“, klagte er, „haben ein Höchstes, wonach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken; wird ihnen diese Idee genommen, wird dieß schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher, als man glaubt, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimnis ihres Herzens auch ihren Freunden verhehlen.“ [1]

„Ach“, seufzte er auf dem Krankenbett, „wenn mir nur eine neue, große geistige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal gesund.“ [2]

Die Klage hat etwas unendlich Tragisches. Sein ganzes Leben lang war der hochbegabte Mann nur auf der Suche nach „Ideen“ gewesen; jetzt, wo er erschöpft zusammenbrach, war keine seiner tausend „Ideen“ imstande, ihn zu trösten und zu erfreuen. Sein ganzes Leben lang hatte er „Menschlichkeit“ als das höchste Ziel der Menschheit gepredigt — nun lag er auf dem Schmerzenslager, und keiner der „edlen Menschen“ dieser Blüte der „Menschheit“ kam, um den Leidenden mit einem freundlichen Wort der Liebe zu trösten. Eine Französin beschäftigte diese biedern Deutschen. Das war Weimarer Humanität!

Am 18. Dezember 1803 abends wurde Herder von seinen langen Leiden endlich erlöst. „O mein verlorenes Leben“, rief er wenige Stunden vor dem Tode aus [3]. Er zählte erst 59 Jahre. Gleim und Klopstock waren ihm bereits im Frühjahr vorangegangen. Goethe war nicht sonderlich betrübt über seinen Tod, wohl aber verdrießlich, daß Frau v. Staël zu einer ungelegenen Zeit nach Weimar gekommen sei:

„Das ist das Verwünschte in diesen irdischen Dingen, daß unsere Freundin, der zu Liebe ich, zu gelegner Zeit, 30 Meilen gern und weiter führe, gerade ankommen muß, wo ich dem liebsten was ich auf der Welt

---

[1] M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung V 258.

[2] Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder. Herausgeg. von J. G. Müller, Tübingen 1820, 2. Tl, 330.

[3] Vgl. J. Eckardt a. a. O. 98. — Vgl. auch Abeken, Goethe in meinem Leben. Herausgeg. von A. Heuermann, Weimar 1904, 245 f. — „Herders Bekenntnis am Sterbetage“, schrieb J. M. Sailer, „daß er zu wenig gethan und daß man die Wahrheit, die uns vor Augen liegt, zu hoch und zu künstlich suche, rührte mich sehr“ (R. Stölzle, Johann Michael Sailer in seinen Briefen, im Kar, 2. Jahrg., Heft 9 [Juni 1912], 888). — „Er war hier verpflanzt“, schrieb seine Witwe an Georg Müller, „physisch und moralisch. Seit mehreren Jahren war ihm sein Herz gebrochen. Wechselseitig wirkten Körper und Seele auf einander und zerstörten sich allmälig selbst“ (H. Baumgarten, Herder und Georg Müller, a. a. O. 160).

habe, meine Aufmerksamkeit zu entziehen genöthigt bin. Gerade zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist; wo ich recht gut begreife wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre daß er begraben wird."

Etwas wurmte ihn Herders Tod doch; denn er fügte bei: „Ich habe nöthiger als jemals mich durch Freundschaft und guten Willen zu stützen und zu steifen."[1] Und unmittelbar nach Herders Tod wünscht er sich Glück, „daß diese winternächtliche Kranken- und Todtenbilder durch eine so geistreiche Natur einigermaßen verscheucht und der Glaube ans Leben wieder gestärkt wird"[2].

Der Besuch der Staël, Diners und Soupers, Hofleben und Theater, Geschäfte und Dilettanterien verfehlten denn auch ihren Zweck nicht. Der „Glaube ans Leben" war bald wiederhergestellt. Als heiteres Gegenstück zu der Frau v. Staël kam Anfang Februar 1804 der alte Voß, der grobschlächtige Hexameterschmied und Scholaster von Eutin, nach Weimar, um sich mit Goethe über die Anstellung seines Sohnes in Weimarischen Diensten zu beraten. Am 10. erschien dann Voß junior und sah sich seinen neuen Wirkungskreis an. Goethe holte während seines Besuches bei einer Sonntagsgesellschaft die „Luise" des alten Voß hervor, las daraus vor, brach bei der Trauungsszene in Tränen aus, rief: „Eine heilige Stelle!" und reichte das Buch weiter. Das entfesselte eine ungeheuere Rührung, obwohl Goethe selbst noch immer nicht getraut war. Die Familie Voß konnte jetzt an seiner Freundschaft nicht mehr zweifeln, und im April trat der junge Voß denn auch sein Amt als Gymnasiallehrer an und entwickelte sich dabei zu einem der vorzüglichsten Lobestrompeter Goethes[3]. Er fand den beleibten Herrn in allem göttlich, sogar wenn er in Hemdärmeln oder im Schlafrock auf dem Sofa saß. Alles, was Goethes Reden zu Grunde lag, war „unendlich schön und edel", und „alles, was er sprach, trug das Gepräge davon". Doch ist dem Anbeter in seinen Lobeserhebungen auch dann und wann ein unbedachtes Körnchen Wahrheit entschlüpft, wie wenn er z. B. sagt:

„Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für classische Literatur immer mehr, obgleich er selbst nur ein sehr dürftiger Philolog ist und kaum den Sophokles im Original lesen kann."[4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVI 386. Goethe wurde durch den Besuch der Staël genötigt, Jena, wo er wichtige Geschäfte erledigen wollte, mit Weimar zu vertauschen. [2] Ebd. 383.

[3] Vgl. G. Berlit, Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben, Stuttgart 1895; H. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem Jüngern, Leipzig 1896.

[4] Berlit a. a. O. 57. — Vgl. Goethe-Jahrbuch V 45 ff. — W. v. Humboldt (an Schiller, 6. November 1795) sagt von Goethe und Herder, daß „beide nur sehr

Das Hauptereignis des Weimarer Theaters war in diesem Jahre die Aufführung von Schillers „Wilhelm Tell“ am 17. März. Die politischen Bedenken, die Goethe und Iffland hegten, erwiesen sich als unbegründet. Obwohl die Aufführung $5^1/_2$ Stunden in Anspruch nahm, war der Beifall ein ungeteilter und allgemeiner. Für die nächsten Spieltage wurde der „Tell“ ohne großen Nachteil etwas gekürzt. Kein anderes Stück Schillers erfreute sich eines solchen Erfolges. Schon im Juli ward es in Berlin aufgeführt, und zwei Auflagen verbreiteten es noch im selben Jahre über ganz Deutschland.

Offenbar ließen Schillers Lorbeeren Goethe nicht ganz rasten. Schon vom Februar an begann er seinen „Götz von Berlichingen“ wieder vorzunehmen, um ihn, wie er sagt, „zu einem Bissen zusammen zu kneten, den unser Deutsches Publikum allenfalls auf einmal herunterschluckt“. Er fand aber, es sei „eine böse Operation, wobey man, wie beym Umändern eines alten Hauses, mit kleinen Theilen anfange und am Ende das Ganze mit schweren Kosten umgekehrt hat, ohne deßhalb ein neues Gebäude zu haben“[1]. Die Arbeit zog sich bis in den Herbst hinein und lohnte sich wenig. Die Aufführung am 22. September dauerte sechs Stunden und fand nicht den Beifall, den Goethe erwartet hatte. Er trennte das Drama nun in zwei Teile, von denen der eine am 28. September, der andere am 13. Oktober gegeben wurde. Auch damit war nicht geholfen. „Das Stück blieb immer zu lang“, klagte Goethe selbst, „in zwei Theile geteilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden.“[2]

Nach den zehnjährigen dramaturgischen Studien, die Goethe mit Schiller zusammen angestellt, und nach den dreißigjährigen Versuchen, welche er Gelegenheit gehabt, auf der Liebhaberbühne und auf dem Hoftheater selbst vorzunehmen, bedeutete es ein ziemliches Fiasko. Aber von seinem Gott mußte sich Weimar eine solche amüsante Langeweile schon gefallen lassen, und deutsche Gelehrte waren dankbar genug, den ersten „Götz“ nebst dieser und einer noch späteren Bühnenbearbeitung, Kommentaren und Anmerkungen herauszugeben[3].

---

mäßig Griechisch wissen“ (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt², Stuttgart 1900, 193).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XVII 77. — Vgl. A. Baumgartner, Götz von Berlichingen, in Stimmen aus Maria-Laach XVII 308 ff.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 186.

[3] Vgl. J. Baechtold, Goethes Götz von Berlichingen. In dreifacher Gestalt herausgeg., Freiburg i. B. und Tübingen 1882. — Von den Verkürzungen und Änderungen, „die in späteren Jahren Goethe selbst mit diesem seinen lebensfrischen

In große Nöten geriet der ganz ausgetrocknete Dichter, als der November heranrückte und mit ihm die Ankunft des Erbprinzen und seiner neuvermählten Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna, der Tochter Pauls I. Es war das größte Ereignis, das Weimar seit 1775 erlebt hatte[1]. Die herzogliche Familie, durch Anna Amalia mit dem preußischen Hofe verwandt, trat dadurch nun auch in den Sonnenglanz des russischen Kaiserhofes. Schon Anfang September ward der Herzog mit drei ganz von Juwelen strahlenden Orden geziert, die Herzogin strahlte nicht weniger, und Goethe, Voigt und Schmidt wurden von dem glücklichen Herzog zu „Wirklichen Geheimen Räthen mit dem Titel Excellenz“ ernannt[2]. Doch das neue Prädikat verhalf dem Dichter nicht zu Ideen.

Etliche Tage vor dem Einzug der Prinzessin wurde, wie Schiller an Körner schreibt[3], „Goethen Angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe — und die ganze Welt erwartet etwas von uns. In dieser Noth setzte man mir zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden, und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen“.

In vier Tagen — vom 4. bis 8. November — schrieb Schiller das herrliche Festspiel „Die Huldigung der Künste“, das seinem Zweck vollkommen entsprach und auch bei der Mutter der Neuvermählten, der Zarin Maria Feodorowna, die freundlichste Aufnahme fand[4]. Mit der Musik und der Oper in Weimar war dagegen die musikliebende Erbprinzessin nicht zufrieden[5].

Jugendgedichte unternommen hat“, sagt Tieck (Kritische Schriften II 207), daß sie „eigentlich das Werk ganz zerstören und ein anderes mit ganz anderen Elementen an dessen Stelle schieben.“ — Über die Umarbeitung des „Götz“ urteilt Richard Wagner: „Durch die letzte Gestalt, die ihm aus Rücksicht auf die Erfordernisse der Szene gegeben wurde, hat das Gedicht die Frische des Romans verloren, ohne dafür die volle Kraft des Dramas zu gewinnen“ (Gesammelte Schriften und Dichtungen IV, Leipzig 1872, 27). — Vgl. A. Tornius, Goethe als Dramaturg 61—81.

[1] Vgl. die Festschrift: Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Pawlowna. Urkunden herausgeg. im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Als Manuskript gedruckt, Weimar 1898, 129 ff. — Vgl. E. Graf v. Oberndorff, Erinnerungen einer Urgroßmutter, Berlin 1902, 106 f.

[2] K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen II 241 f. — Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 488.

[3] Jonas, Schillers Briefe VII 187. [4] Schillers Werke (Hesse) VIII 9—16.

[5] Vgl. L. Geiger, Aus Alt-Weimar, Berlin 1897, 54 ff. — J. Schwabe, Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit, Frankfurt (1890) 59 ff. — „Gestern ist die Jagemann abgereist“, schreibt Caroline Bertuch an Lotte Froriep am 1. Dezember 1804; „ich glaube, sie thut wohl, jetzt ein wenig aus dem Wege zu gehen. Die Großfürstin soll so manche feine Spötterei über das Verhältniß anbringen, und da sie viel Credit hat, ist es vielleicht die beste Cur.“ Die Jagemann habe in zwei Opern gesungen „und jedesmal ist die Großfürstin nicht in die Comedie gegangen“ (Natalie v. Milde, Maria Pawlowna, Hamburg 1904, 9).

Für den Geburtstag der Herzogin am 30. Januar 1805 übersetzte Schiller zu großer Genugtuung des Herzogs die „Phädra" des Racine. Es war eine Artigkeit, die er dem Mäcenas zu schulden glaubte; für sich war er mit andern Projekten beschäftigt, besonders mit jenem des „Demetrius". Goethe übertrug unterdessen einen ungedruckten Dialog Diderots: „Der Neffe des Rameau", ins Deutsche und schrieb Anmerkungen dazu[1]. Die Handschrift war eine Kopie, welche der Kaiserin Katharina von Rußland gehört hatte und durch Wolzogen, den Weimarischen Heiratsunterhändler, nach Weimar gelangt war[2]. Goethe hegte für Diderot eine unbegrenzte Verehrung; noch ein Jahr vor seinem Tode schrieb er an Zelter[3]:

„Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen. Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihres Gleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist."[4]

Auch in ihrer Hochblüte ist also die deutsche klassische Nationalliteratur wieder bei ihrem Ausgangspunkt, den französischen Enzyklopädisten, angelangt — oder besser gesagt, sie ist nie ganz davon abgekommen.

Ein gewisses biographisches und literaturhistorisches Interesse hat die Übersetzung indessen nicht nur dadurch, daß Goethe sich hier als Verehrer Diderots kundgibt, sondern auch durch die Anmerkungen, in denen er deutlicher und unumwundener als irgendwo sonst sich von jeder ästhetischen und sittlichen Kritik unabhängig erklärt. Er spricht dem Publikum jede Fähigkeit ab, ein Talent zu beurteilen:

„Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Übung und Studium allein können wir dazu gelangen."

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLV 1—157. Anmerkungen dazu S. 159—217. Nachträgliches S. 219—244.

[2] Wie R. Schlösser (Rameaus Neffe, Berlin 1900, 107 ff) feststellt, hatte Diderot seine Bibliothek an Katharina von Rußland verkauft, und so kam nach seinem Tod auch sein schriftlicher Nachlaß nach St Petersburg. Höchstwahrscheinlich ließ Klinger davon Abschrift nehmen. Als v. Wolzogen in der erbgroßherzoglichen Heiratssache in Petersburg war, scheint er die Kopien von Klinger überkommen zu haben, um sie in Deutschland anzubringen; so kamen sie nach Weimar in die Hände Schillers. — Vgl. M. Rieger, Friedrich Maximilian Klinger II, Darmstadt 1896, 526 f.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 143. — Riemer, Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter VI 161. Vgl. 155 die treffende Bemerkung Zelters, daß Diderot das Anstößige „wie Speck um die Pille" wickle. — Vgl. auch L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit W. und A. v. Humboldt 64 f.

[4] Vgl. J. Barbey d'Aurevilly, Goethe et Diderot, Paris 1880.

Er spricht der Öffentlichkeit ebenso jede Berechtigung ab, besonders Begabte vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit zu ziehen:

„Niemand“, sagt er, „gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst, was daran fehlt berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seinen Nächsten.“

Unfähig, begabtere Schriftsteller vom Standpunkt der Kunst zu beurteilen, unberechtigt, irgend welche sittliche Forderungen an sie zu stellen, soll das Publikum in blinder Unterwerfung und demütigem Gehorsam sich unbedingt und kritiklos einfach alles bieten lassen, was sie ihm zu bieten belieben.

„Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen!“[1]

Der Dialog ist eine im Stile leichtfertiger Causerie geschriebene Schilderung des Pariser Lebens im 18. Jahrhundert. Musiktheorie, Literaturnotizen, derbes Gauner- und seichtes Salongeplauder, Enzyklopädistenmoral, anzügliche Witze und Pikanterien, Spott auf Religion, Sitte und alles ernstere Streben quirlen darin wie in einem orgiastischen Feuerwerk durcheinander. Inhalt und Form haben bis zu einem bedenklichen Grade das Kolorit jenes Literaten- und Künstlergesindels, das unter dem Titel von Bildung seine Schlechtigkeit von den niedersten Schichten in die Aristokratie und von dieser wieder hinab in die Massen trug. Als ob ein solches Stück Skandalliteratur eine ehrwürdige Kostbarkeit, ein Schatz von Geist und Wissen wäre, begnügte sich Goethe nicht mit einer Übersetzung, er begleitete es noch mit ganz ernst und feierlich gehaltenen literaturhistorischen Anmerkungen. Die Übersetzung ist nicht einmal fehlerfrei[2]. Plats parasites übersetzt er mit „platte Schmarotzer“, molécule mit „Erbfaser“, tandis que mit „indessen daß“, aliénation d'esprit mit „Entfremdung des Geistes“, épicycle mit „Planetenbahn“ usw.[3] Aber Goethe hat die Übersetzung gemacht, Schiller hat sie

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLV 210 211.

[2] „Einem Manne wie Gentz sogar“, bemerkt Gervinus, „schien diese ganze Arbeit, Uebersetzung und Noten, das Werk eines gesunkenen Autors und Goethe's ganz unwürdig. Auch wir gestehen, daß wir, was dieses Kunstwerk etwa von Menschenkenntniß bietet, lieber in Tribunal- und Tollhausacten suchten, und daß wir für eine noch so treffliche Form, die an solche Gegenstände verschwendet wird, keinen Sinn haben. Und auch Goethe's Anmerkungen sind von dem bösen Geiste wie angesteckt, und zwar gerade da, wo sie sich um Kunst und Geschmack drehen“ (Geschichte der deutschen Dichtung V⁵ 704). — Vgl. das Urteil Rehbergs (Goethe-Jahrbuch VI 351), der nicht begreifen konnte, wie Goethe seine Kraft an eine Übersetzung von Rameaus Neffen verschwenden mochte.

[3] Eine ganze Menge von Auslassungen, allzufreien Übersetzungen, Mißverständnissen, falschen Wendungen und offenbaren Fehlern hat L. Geiger zusammen-

durchgesehen — also ist sie klassisch. Zu den Anmerkungen sind Glossen, zu den Glossen neue Anmerkungen abgefaßt worden, und man ist nicht deutsch gesinnt, wenn man diese Pariser Boulevardweisheit nicht kindlich anbetet!

Schon den Tod in der Brust, hatte Schiller in seinen letzten Tagen das Manuskript durchsehen müssen. Es war seine letzte kritische Tätigkeit, sein Abschied von der „deutschen“ klassischen Literatur. Er machte zu Goethes Beigaben übrigens zwei treffende Bemerkungen, welche zeigen, daß er sich von dem lächerlichen Franzosentum seines Freundes nicht bestechen ließ:

„Sie haben zwar, indem Sie Voltaire die Tiefe absprechen, auf einen Hauptmangel desselben hingedeutet, aber ich wünschte doch, daß das, was man Gemüth nennt und was ihm sowie im Ganzen allen Franzosen so sehr fehlt, auch wäre ausgesprochen worden. Gemüth und Herz haben Sie in der Reihe nicht mit aufgeführt, freilich sind sie teilweise schon unter andern Prädikaten enthalten, aber doch nicht in dem vollen Sinn, als man damit verbindet.

„Schließlich gebe ich Ihnen zu bedenken, ob Ludwig XIV., der doch im Grunde ein sehr weicher Charakter war, der nie als Held durch seine Persönlichkeit viel im Kriege geleistet, und dessen stolze Repräsentations-Regierung, wenn man billig sein will, zunächst das Werk von zwei sehr thätigen Ministerialregierungen war, die ihm vorhergingen und das Feld rein machten, ob Ludwig XIV. mehr als Heinrich IV. den französischen Königscharakter darstellt. Dieser heteros logos fiel mir beim Lesen ein, und ich wollte ihn nicht vorenthalten.“[1]

Das waren Schillers letzte Zeilen an Goethe. Sie haben etwas Tragisches. Daß er sterbend dem größten „deutschen“ Dichter sagen mußte, daß Voltaire kein Gemüt habe und daß Ludwig XIV. kein Königsideal sei! Mit zitternder Hand riß er gleichsam noch die fremden Idole ein, welche Goethe in der deutschen Literatur von neuem aufzurichten versuchte.

Goethe befolgte die Mahnung nicht. Er blieb bei seiner Marotte:

„So entstand in Ludwig dem XIV. ein französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltairen der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.“ Nachdem er dann bemerkt, daß die

---

gestellt (Goethe-Jahrbuch III 334—338). Vgl. R. Schlösser, Rameaus Neffe. Studien und Untersuchungen zur Einführung in Goethes Uebersetzung des Diderotschen Dialogs (Nr XV der Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte), Berlin 1900. Schlösser vermerkt S. 128—145 die „Fehler und Unrichtigkeiten“, S. 145—152 die „Lücken“. Unter den „Fehlern“ konstatiert er auch das Vorhandensein „gröberer Verstöße, die zum Teil auf Goethes Verhältnis zur französischen Sprache ein eigentümliches Licht werfen“ (S. 137).

[1] Jonas, Schillers Briefe VII 239 f.

Franzosen, wo nicht größere, doch mannigfaltigere Forderungen an einen „geistvollen Mann“ stellen, als andere Nationen, zählt er folgenden Maßstab auf:

„Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmack, guter Geschmack, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

„Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.“[1]

Vom Gemüt schwieg er, auch von der Wahrheit, der Wahrheitsliebe, dem Charakter, dem Edelsinn und allen jenen Eigenschaften, ohne welche ein „geistvoller Mann“ eine glänzende Niete ist[2].

Das war das Ende der zehnjährigen Freundschaft mit Schiller, das Schlußergebnis der zehnjährigen Erörterungen über klassische Kunst und Poesie, das die Schlußantwort auf die herrlichen Dramen, die Schiller in

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLV 215 216.

[2] Man vergleiche zu Goethes Liste die Bemerkungen Wielands: „Voltaire's Schriften wimmeln von Anekdoten, die keinen andern Gewährsmann haben, als ihn selbst, und von Urtheilen, die keinen andern Grund haben, als seine Einbildung oder seine Laune. Alle Augenblicke gibt er uns witzige Einfälle für Gründe, Sophismen für Vernunftschlüsse, Orakelsprüche für Beweise. Eine glückliche Gabe, Alles zu sagen, was er will, hat es ihm leicht gemacht, seine Leser zu überreden, wovon er will.“ „Gestehen wir, daß er uns diese Vortheile theuer bezahlen gemacht hat! Die irrigen Sätze, von denen seine Schriften strotzen; die gefährliche Gabe, durch die Magie seiner Farben und die künstliche Vertheilung des Lichts und Schattens in seinen Gemälden die wahre Gestalt der Gegenstände zu verfälschen; der verwegene Gebrauch, den er schon so lange und mit einer so hartnäckigen Beharrlichkeit von dieser Gabe macht; der Muthwille, womit er Beifall oder Verdammung ausspricht; die Zuversichtlichkeit, womit er Gegenstände einer mühsamen und langwierigen Untersuchung durch einen einzigen flüchtigen Blick hinlänglich ergründet zu haben glaubt; seine Fertigkeit, Bücher zu citiren, die er nie gelesen, und Meinungen zu widerlegen, die er nie verstanden hat, und zwanzig andere Untugenden dieser Art machen ihn zu einem verführerischen Schriftsteller für den großen Haufen, von welchem die Meisten nur zum Zeitvertreibe lesen, die Wenigsten hingegen Muße, Geduld, Verstand oder Wissenschaft genug haben, zu prüfen, was sie lesen“ (Werke [Hempel] XXXVI 125 126). — Vgl. D. Fr. Strauß, Voltaire. Sechs Vorträge, neu herausgeg. von H. Landsberg, Leipzig 1907, 129.

den letzten Jahren hervorgezaubert: Rückkehr zur alten Pariser Rokokowirtschaft, zu Diderot und Voltaire, zur literarischen Scharlatanerie der Enzyklopädisten! Erhebung Voltaires zum höchsten Ideal der Literatur!

Schillers Brief ist vom 25. April. Am 1. Mai sahen sie sich zum letzten Mal. Schiller wollte eben ins Theater gehen, als Goethe ins Zimmer trat. Sie schieden vor Schillers Haustüre, da Goethe, kränkelnd, nicht mit ins Theater zu gehen wagte. Schiller kehrte mit starkem Fieberfrost aus der Vorstellung nach Hause; am gleichen Tag gestaltete sich der erste Anfall zur ernstlichen Krankheit. Alle Geschäfte mußten vorläufig aufgegeben werden. Vom 6. an begann er viel zu phantasieren und nahm sichtlich ab. Wiederholt rief er Gott an, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein, im Laufe des Nachmittags kam er noch einmal zu sich, erkannte seine Frau und küßte sie. Es war sein Abschied vom Leben. Als er nach heftigen Krampfanfällen ruhig einschlummerte, hofften seine Frau und Schwägerin schon auf eine Wendung zum Bessern; doch nach kurzem zuckte er zusammen und starb. Es war gegen 6 Uhr[1].

Goethe, selbst krank und ans Zimmer gefesselt, sah ihn nicht wieder. Heinrich Meyer war eben bei Goethe, als die Todesbotschaft kam; Christiane rief Meyer heraus, der aber so erschüttert wurde, daß er davoneilte, ohne sich beim Dichter zu verabschieden. Dieser sagte zu Christiane: „Ich merke wohl, Schiller muß sehr krank sein." Sie suchte es ihm auszureden. Als Goethe aber am andern Morgen die Frage wiederholte und sie laut zu schluchzen anfing, dämmerte ihm die Wahrheit. „Er ist todt?" fragte er bestimmt. Sie wagte es nicht zu leugnen, und nun gab sich auch Goethe weinend seinem Schmerze hin[2].

---

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I 351 ff. — Viehoff-Hoffmeister, Schillers Leben III 254 ff. — „Noch im Delirium hat er sich überaus viel mit dem Stück beschäftigt", schrieb Wilhelm v. Humboldt (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 54), „und einige seiner letzten Worte sind gewesen: ‚Ist das euer Himmel? ist das eure Hölle?' Es ist zweifelhaft, ob er dies in eigener Wahrheit oder wie im Stück gesagt, doch hat er überaus heiter und verklärt dabei ausgesehen. Er bleibt der größte und schönste Mensch, den ich je gekannt." — Das Stück, von dem hier die Rede ist, ist Schillers letzte Arbeit „Demetrius". — „‚Was ich als Schönheit hier empfunden, Wird als Wahrheit mir entgegen gehen' — waren die Worte, welche Schiller wenig Augenblicke vor seinem Tode aussprach." So schrieb Fürstin Caroline zu Schwarzburg-Rudolstadt am 24. März 1849 in das Album des Weimarer Schillerhauses, mit Berufung auf das persönliche Zeugnis seiner Frau und Schwägerin (Hecker und Petersen, Schillers Persönlichkeit III 278).

[2] Vgl. Düntzer, Goethe und Karl August II (1865) 510. — Eine andere Version gibt v. Conta: Meyer befand sich bei Goethe, als die Nachricht von Schillers Tod ihm gebracht wurde. „‚Nun, so ist denn wieder Einer dahin gegangen', war alles, was Goethe über diesen Todesfall äußerte. Gleichwohl bekennt er in seinen

Zum Begräbnis konnte er nicht gehen, weil er krank war. Seltsam bleibt es indes, daß er für dasselbe nicht durch andere Sorge trug. Denn Schiller wurde in der armseligsten Weise bestattet. In der ersten Stunde des 12. Mai, etwas nach Mitternacht, holte die Schneiderzunft, an der gerade die Reihe war, den tannenen Sarg im Hause ab. Vom Hofe, von den Behörden war niemand da. Der Zufall fügte es, daß am Nachmittag des 11. ein junger Jurist, Karl Lebrecht Schwabe, eben von einer Geschäftsreise zurückkehrend, von Schillers Tod hörte und wenigstens ein paar Freunde des Verstorbenen, darunter Heinrich Voß, Hofrat Helbig und Maler Jagemann, einlud. Zwanzig Mann im ganzen geleiteten den Sarg zum Jakobskirchhof, wo derselbe zu zehn andern Särgen in ein großes Gewölbe hinabgelassen wurde, ohne Sang und Klang, ohne Zeremonien und Gebet. Am andern Tage ward dann in der Jakobskirche eine Grabrede und Kollekte gehalten und Mozarts Requiem aufgeführt[1].

Die seltsame Bestattung wird damit entschuldigt, daß dies alter lokaler Brauch in Weimar gewesen sei, ja sogar, zufolge einer Begräbnisordnung von 1736, ein besonderes Vorrecht „der Minister, wirklichen Räthe und Cavaliers, ingleichen derer von Adel in den Städten und auf dem Lande“[2].

Den Plan, Schillers „Demetrius“ zu vollenden, gab Goethe bald auf. In zerstreuenden Geschäften aller Art legte sich allmählich die tiefe Erschütterung, welche des Freundes Tod in ihm hervorgerufen hatte. Am 10. August fand auf dem Theater zu Lauchstädt eine theatralische Totenfeier statt. Schillers „Glocke“ wurde dramatisch aufgeführt mit einem von Goethe gedichteten Epilog. Ungemein wahr hat Goethe in einer Strophe desselben Schillers triumphierendem Idealismus Gerechtigkeit widerfahren lassen:

> „Denn er war unser! Mag das stolze Wort
> Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
> Er mochte sich bei uns im sichern Port
> Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.

Schriften, wie unendlich viel er durch Schiller's Tod verloren, und zu mir sagte er im Mai 1820 in Karlsbad: ‚Man hat mich getadelt, daß ich nichts gethan habe um Schiller's Tod zu feiern. Was sollte ich denn thun?‘ — und mit verstärkter Stimme fügte er hinzu: ‚Ich war vernichtet‘“ (B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau 1901/1902, Heft 3, 218).

[1] J. Schwabe, Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine, Leipzig 1852. — Ders., Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit, Frankfurt 1890, 28 ff. — Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernst, Paderborn 1893, 284 290 f. — Palleske, Schillers Leben II[15] 409—411. — Vgl. den Bericht Riemers an Frau Frommann vom 13. Mai, bei F. Heitmüller, Aus dem Goethehause, Stuttgart 1892, 69. — Sebastian Brunner, Friedrich Schiller 182 ff. — E. Genast, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers[4], Stuttgart (1905) 22—24.

[2] Viehoff-Hoffmeister, Schiller III 259. — Vgl. Genast a. a. O. 24.

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“ [1]

Schillers Gegensatz zu der in Weimar vorherrschenden Richtung wurde zwar auch noch in einer weiteren Strophe bezeichnet; aber durch den Gedanken: „Er war unser!“ freundlich ausgeglichen. Es war ein feiner Staatsstreich. Schiller erschien damit an den Triumphwagen seines einstigen Rivalen für immer festgebannt [2].

Schillers Hinterbliebenen, seiner Witwe Charlotte und seinen vier Kindern Ernst und Karl, Caroline und Emilie, bewahrte Goethe jenes vornehme, frostig-gnädige Wohlwollen, das so oft in höheren Lebenskreisen wirkliche Liebe und Freundschaft ersetzen muß, das aber mehr dem glitzernden Strahle der Wintersonne als dem erwärmend-wohltätigen der Frühlingssonne gleicht. Trost war im entscheidenden Moment der ersten Trauer nicht bei ihm zu finden: er kränkelte und hatte selbst keinen Trost [3]. Für das Andenken des dahingeschiedenen Freundes und das Wohl seiner Familie zu sorgen, überließ er zunächst Schillers Verwandten, dem weimarischen Hofe [4] und den Verehrern des Dichters im übrigen Deutschland. Am meisten tat in dieser Hinsicht der wackere Publizist Rudolf Zacharias Becker, der Herausgeber des Reichs-Anzeigers in Gotha. Durch die von ihm angeregten Schiller-Aufführungen und Schiller-Spenden kam schon im Juni 1806 ein Kapital von 5389 Reichstalern zusammen [5], das sich in den folgenden Jahren noch beständig durch neue Beiträge mehrte. Sammlungen in Wien, welche der Regierungsrat v. Trattler betrieb, ergaben im Januar 1809 bereits 6297

---

[1] Von Schiller sagte Peter Cornelius, „der größte Genius unserer neudeutschen Kunst“. Er war doch eine bessere, idealere Natur als sein Freund: der war ein geistreicher Lebemann. Göthe hatte ganz recht, als er beim Begräbniß Schillers auch von sich sagte: ‚Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine, Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine‘“ (M. Lohde, Gespräche mit Cornelius, in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 3. Jahrg. 8).

[2] Über eine von Goethe geplante größere für das Weimarer Theater selbst bestimmte Dichtung vgl. B. Suphan, „Zum zehnten November. ‚Schiller's Todtenfeyer‘. Ein dramatischer Entwurf Goethe's“ (Deutsche Rundschau, Jahrg. 1894/1895, I 210—229). Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 561—569. — M. Morris (Goethe-Studien I² 318—340) glaubt entgegen der WA „nachweisen zu können, daß der Epilog der einzige ausgeführte Teil des Planes zu Schillers Totenfeier ist“ (S. 318).

[3] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I 539.

[4] Nach einer Mitteilung Ernst v. Schillers wurden der Mutter vom weimarischen Hofe statt 400 nur 200 Reichstaler als Pension gegeben (Karl Schmidt, Schillers Sohn Ernst 280).

[5] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I 324.

Gulden Wiener Währung[1]. Der Großherzog Karl von Dalberg setzte der Witwe Schillers eine jährliche Pension von 600 Gulden aus[2], während die Erbprinzessin Maria Paulowna von Weimar sich verpflichtete, für jeden von Schillers Söhnen bis zu deren zwanzigstem Jahre alljährlich 200 Taler, und sobald sie die Universität besuchten, 400 Taler zu zahlen[3].

Der Adelstitel, welcher Schiller seinen Kindern hinterließ, war mehr ein Geschenk fürstlicher Laune und höfischer Kabale, als eine aus wahrer Liebe und hochsinnigem Kunstgefühl hervorgegangene Auszeichnung. Carl August trug sich allerdings in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts mit dem Gedanken, Schiller irgend eine Freundlichkeit zuteil werden zu lassen. Es blieb indessen bei dem Wunsch, bis Herder im November 1802 an das herzogliche Conseil das Gesuch stellte, seinen ihm vom bayerischen Kurfürsten ausgestellten Adelsbrief auch in Weimar huldvoll anzuerkennen. Da erst ließ er, um Herder seine Ungunst recht deutlich zu zeigen, nicht nur dessen Gesuch unbeantwortet, sondern erklärte, er werde Schiller einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei[4].

„Herder", so erzählt Schiller selbst[5], „wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der größte Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt, daß Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicher Weise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte etwas Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andere gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses Alles bringt dieser Adelsbrief nun in's Gleiche,

---

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I 322. — „Wie viel doch in Deutschland, trotz des Unglücks der Zeiten, für die Schillerschen Kinder geschehen ist", schreibt Wilhelm v. Humboldt am 9. Januar 1809, „sollte man nicht denken. Noch jetzt hat man ihnen ein Benefiz in Wien gegeben, das ihnen 6000 Thaler, nur freilich in Papiergeld, eingebracht hat. Iffland in Berlin hat sich auch sehr brav gezeigt. Leider aber Goethe gar nicht. Er hat fast gar keinen Antheil geäußert" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 66).

[2] v. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I 190.

[3] Charlotte von Schiller und ihre Freunde II 130.

[4] R. Haym, Herder II 801. [5] Jonas, Schillers Briefe VI 432 f.

weil meine Frau, als eine Adelige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unserer Heirath hatte, restituirt wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vortheil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vortheil, daß man von nichts ausgeschlossen ist, denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größern Stadt davon gar nichts gewahr wird."

Das Gesuch, das der Herzog am 2. Juni 1802 an den Grafen Stadion in Berlin richtete, wurde von diesem, wie von dem Fürsten Colloredo, huldvoll aufgenommen. Die einzige Schwierigkeit, welche sich bei den zu erledigenden Formalitäten bot, war der Umstand, daß „besonderes Verdienst um den kaiserlichen Hof" nachgewiesen werden sollte. Der Minister Voigt entledigte sich dieser Aufgabe in folgender Weise[1]:

„Johann Christoph Friedrich Schiller stammt von ächt deutschen ehrsamen Vorfahren ab. Sein Vater stand lange Jahre als Offizier in herzoglich Würtembergischen Diensten, er hat auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen für die Kaiserin-Königin gloriosen Andenkens gefochten und ist als Oberwachtmeister gestorben. Obbenannter sein Sohn erhielt in der Militär-Academie zu Stuttgart seine wissenschaftliche Bildung. Als er zum ordentlichen öffentlichen Lehrer auf die Academie zu Jena berufen worden, hat er besonders über Geschichte mit allgemeinem und seltenem Beyfall Vorlesungen gehalten. Seine historischen Schriften sind in der gelehrten Welt mit dem ungetheilten Beyfall aufgenommen worden, als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen. Besonders haben seine vortrefflichen Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und des deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben, so daß er um das deutsche Vaterland und dessen Ruhm sich allerdings Verdienste erworben hat. Selbst das Ausland hat seine Talente hochgeschätzt und mehrere ausländische gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Ehrenmitglied aufgenommen. Seine Ehegattin ist eine gebohrene von Lengefeld und von altem verdienstvollem Adelverdienst."

Lächelnd bedankte sich Schiller bei Voigt für das „brillante diplomatische Testimonium": „Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualificirte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an den Ast der deutschen Sprache fest zu halten."[2] Carl August bezahlte die Taxe:

[1] C. A. H. Burkhardt, Schillers Adel, in Grenzboten 1875 I 474.

[2] Jonas, Schillers Briefe VI 407. — J'ai vu dans les papiers, schrieb Graf Dietrichstein am 6. Dezember 1802 aus London an den Minister des Auswärtigen in Wien Grafen Cobenzl, que nous avions créé Baron Schiller; est ce pour sa

401 fl. 30 kr. Am 31. Oktober 1802 ging das Adelsdiplom in Wien auf die Post[1]. Am 31. März 1803 reichte es Schiller bei der Regierung zu Weimar ein; am folgenden Tag ward er offiziell als Friedrich von Schiller anerkannt.

Wie hoch sein männlich-ernster Geist über den kleinlichen Intrigen, Kabalen und Etiketterücksichten des Weimarer Hofes stand, zeigt am besten sein „Wilhelm Tell", mit dem er sich gerade um diese Zeit ernstlicher zu beschäftigen anfing. Unzweifelhaft aus tiefstem Herzen gemeint war ihm Berthas Mahnung an Rudenz, das Glück nicht im schmeichlerischen Glanze eines Hofes, sondern im Schoße eines schlichten, freien Volkes zu suchen:

„Da seh' ich Dich im ächten Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Mit reiner, freier Huldigung verehrt,
Groß, wie ein König wirkt in seinen Reichen."

Es war nicht mehr der wilde, wirre Traum der Revolution, für den er schwärmte, sondern der wahrhaft adelige Rittersinn und der freie Volksgeist des Mittelalters, die sich in ihm friedlich zusammenfanden. Auch Goethe verkannte die großen Vorteile nicht, welche der Anschluß an das Volkstum dem Dichter und Künstler vermittelt. Aber die jahrzehntelang genährte Vorliebe für die äußerlich glanzvolleren Formen einer aristokratischen Umgebung überschattete und hemmte allzusehr seine natürliche Neigung zum Schlichten und Echten. So blieb der Dichter inmitten seiner Triumphe ohne tieferes Verständnis für die notwendigen Voraussetzungen einer gesunden Volkskraft, für Religion, Recht, Freiheit, Sitte, geschichtliche Überlieferung — diese festen Grundlagen alles sozialen Lebens.

---

guerre de trente ans, écrite toute contre l'Autriche ou pour sa tragédie de Wallanstein qui devoit accréditer les sots contes de soi prétendues cabales de cour contre l'Archiduc? (Chronik des Wiener Goethe-Vereins XI 52.)

[1] „Nun wünschte ich aber", schrieb Schiller am 6. Dezember 1802 an seinen Schwager Reinwald, „daß zu der bloßen Ehre auch der Nutzen kommen möge, den erwarte ich aber von einer andern Gegend her, wenn das Glück günstig ist. Ist dieses nicht, so habe ich mich eher verschlimmert als verbessert, weil mir die neue Lage manchen Aufwand verursachen wird" (Marbacher Schillerbuch II 238 f). Jonas bringt den Brief nicht. Unter der „andern Gegend" ist Dalberg zu verstehen. — Vgl. auch O. Kögler, Wie Schiller geadelt wurde, in Deutscher Herold XXXVI, Nr 12.

Sechstes Buch.

Deutschlands Notjahre.

(1806—1814.)

„Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt, und so lange die Lust daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben."

Goethe.



Erstes Kapitel.

Goethes Hochzeit.

(1806.)

Wie Schiller vorausgeahnt, sollte Goethe schließlich doch noch heiraten. Eine fröhliche Hochzeit wurde es nicht. Herder und Schiller waren schon ins Grab gesunken; Fritsch und Schmidt, die alten Geheimräte, ebenfalls. Corona Schröter, die Blume der Genieperiode, war tot. Charlotte v. Stein führte als Witwe ihr Hündchen, den kleinen Lolo, spazieren[1]. Herzogin Anna Amalia und Wieland waren greise Überreste einer entschwundenen Zeit. Mit dem Erbprinzen und seiner Großfürstin rückte schon eine neue Generation in die Nähe des fürstlichen Thrones. Goethe selbst, der Bräutigam, stand im 58. Jahre, Christiane Vulpius im 42. Zur Vorfeier der Hochzeit donnerten die Kanonen der Franzosen von Jena herüber und verkündigten Deutschlands tiefste Erniedrigung.

Was zwischen Schillers Tod, am 9. Mai 1805, und Goethes Hochzeit, am 19. Oktober 1806, liegt, ist bald erzählt, wenn man den weimarischen Geheimrat nicht als einen Gott auffaßt, dessen gewöhnlichste Lebensregung schon für die ganze Welt von entscheidender Bedeutung gewesen wäre.

An Dichtungen kam nichts Nennenswertes zustande. Aus der Bühnenbearbeitung des mißglückten „Götz“ wurden in der „Zeitung für die elegante Welt“ ein paar Bruchstücke, sowie ein „Bericht über die Aufführung desselben auf dem Weimarischen Hoftheater“ mitgeteilt, der Epilog zu Schillers „Glocke“ im „Taschenbuch für Damen“ gedruckt. Bei Göschen erschien „Rameau's Neffe“ von Diderot, bei Cotta eine Schrift mit dem Titel „Winkelmann und sein Jahrhundert. In Briefen und Aufsätzen herausgegeben von Goethe“[2].

Den Grundstock der letzteren Schrift bildeten 27 Briefe Winckelmanns an seinen Freund Berendis, welche durch die Herzogin Anna Amalia in

---

[1] Als Lolo (auch Loulou) im Herbst 1807 verendete, ließ sie ihm ein Grabsteinchen machen mit der Inschrift: Have anima, „wie es die Alten auf die Gräber eines geliebten Thiers zu setzen pflegten, und heißt: Ruhe wohl, Seelchen“ (Charlotte von Schiller und ihre Freunde II 352).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVI 1—101. Vgl. Lesarten 393.

Goethes Hand gekommen waren. Goethe schrieb dazu eine Widmung, eine Vorrede, dann ein allgemeines Vorwort zu dem „Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts" nebst einer kurzen Biographie von Berendis, eine „Schilderung Winckelmanns" und endlich noch „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns" nach der allgemein menschlichen Seite hin. Meyer mußte dann den „eingeleiteten" Entwurf einer Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts und Skizzen über Winckelmanns künstlerische Entwicklung liefern, während der Philologe F. A. Wolf in Halle die Artigkeit hatte, einige Skizzen über Winckelmanns wissenschaftliche Entwicklung hinzuzufügen [1].

Die aus so verschiedenen Bruchstücken entstandene Sammelschrift der sog. „Weimarer Kunstfreunde" hatte den Zweck, Goethes antikisierende Richtung gegen die durch die Romantik angeregten christlichen und deutschen Kunstanschauungen festzuhalten und zu verteidigen. Denn seine Richtung hatte bereits einen harten Stoß erlitten. Nach sieben Kunstausstellungen in Weimar war sie noch immer nicht zu Gunst und Einfluß gelangt. „Die Romantik hatte gesiegt; der Alte zog sich grollend in seine Zelle zurück." [2] Goethe sah sich genötigt, weitere Ausstellungen aufzugeben, beschloß aber mit seinen wenigen Getreuen, den einmal eingeschlagenen Weg „recht still, aber

---

[1] Höchst merkwürdig ist, daß Herder schon 28 Jahre zuvor, als Goethe noch die lustige Person der Liebhaberbühne von Weimar war, die Bedeutung Winckelmanns weit tiefer und umfassender dargelegt hatte, als Goethe in diesen Einleitungen und Skizzen. Seine Schrift „Denkmal Johann Winckelmanns" wurde 1778 auf ein das Jahr zuvor ergangenes Preisausschreiben der Altertumsgesellschaft in Cassel dem Ausschuß dieser Gesellschaft eingereicht, aber weil deutsch, nicht französisch geschrieben, ungekrönt beiseite gelegt und erst ein Jahrhundert später durch Dr A. Duncker (Kassel 1882) veröffentlicht. Vgl. Herders Werke (Suphan) VIII 437—483. Sie erläutert trefflich die ungeheure Aufgabe, die Winckelmann sich gestellt, die Vorzüge dessen, was er geleistet, aber auch den verhängnisvollen Mißgriff, den er begangen, die griechische Kunst nicht genugsam als ein Glied der allgemeinen Kunstgeschichte überhaupt, mit gerechter Würdigung der früheren und späteren Kunstentwicklung aufzufassen, woraus sich dann eine maßlose Überschätzung der griechischen Kunst und andere Fehlgriffe notwendig ergaben (vgl. v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 18. Jahrg., Beiblatt Nr 6 u. 8). Winckelmann ist „der Begründer der modernen Kunstwissenschaft" (Fr. X. Kraus, Synchronistische Tabellen zur christlichen Kunstgeschichte, Freiburg 1880, 235), aber auch ihrer einseitigen Richtung zum Hellenismus. — Vgl. M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit V, Leipzig 1874, 203 ff; R. L. Lemcke, Aesthetik[8], Leipzig 1879, 21. — „Von Goethe ließe sich nicht sagen, daß er prägnant klassisch-heidnisch sei. Winckelmann ist darin weiter. Goethe hat eine Abweichung von dem protestantischen Element, von dem er auf seine Weise ausgegangen ist, nach dem Allgemeingültigen und Klassischen; aber es ist immer mit lauter Modernem und Modernstem vermengt" (L. v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgeg. von A. Dove, Leipzig 1890, 573).

[2] L. v. Urlichs, Goethe und die Antike, in Goethe-Jahrbuch III 20.

auch recht eigensinnig zu verfolgen". Seinen eigentlichen Standpunkt hat er trefflich selbst gekennzeichnet, indem er Meyer gegenüber bemerkte: „Wir stehen gegen die neuere Kunst wie Julian gegen das Christentum." [1]

Dabei hatten sie aber das Unglück, weder die alte Kunst noch die Renaissance gründlich zu kennen, Künstler der Spätzeit über eigentlich klassische Meister weit zu erheben und einen Mengs sogar neben, ja fast über Raffael zu stellen. Meyers „Entwurf" ist durch die neuere Kunstgeschichte längst überholt, wenn dieser Kritiker auch im allgemeinen mehr Wissen und Urteil bewährt als Goethe [2].

Die Charakteristik, welche Goethe von Winckelmann gibt, ist, zum großen Schaden der objektiven Wahrheit und Lebendigkeit [3], nicht in einfachem, klarem Erzählungsstil gehalten, sondern in akademischem Pathos, wie die Leichenrede auf einen verstorbenen Professor. Ganz ausgeführt ist dieselbe nicht. Man hat noch die Schablonen vor sich, nach denen der Dichter sie ordnete: „Eintritt. — Antikes. — Heidnisches. — Freundschaft. — Schönheit. — Katholicismus. — Gewahrwerden griechischer Kunst. — Rom. — Mengs" usw. Die spärlichen Tatsachen und konkreten Züge der Wirklichkeit sind durchsetzt von allgemeinen Betrachtungen, ästhetischen Weisheitssprüchen, Selbstbekenntnissen. Um sich mit Winckelmann bis zu einem gewissen Grade identifizieren zu können, macht Goethe einen vollständigen Heiden aus ihm — und, da es nicht anders geht, auch — einen tatsächlichen Heuchler [4].

---

[1] A. Dürr, Johann Heinrich Meyer in seinen Beziehungen zu Goethe, in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 20. Jahrg. 64 ff.

[2] Dieser schwur nicht höher als auf seinen Meyer. Er fand in ihm „eine Kunsteinsicht von ganzen Jahrtausenden" (Eckermann, Gespräche [3] 124) und nannte seine Kunstgeschichte „ein ewiges Werk" (ebd. 190); Peter Cornelius dagegen bezeichnete Meyer einfach als einen „Schwätzer". — In Weimar hieß es, so erzählt G. Parthey zum Jahre 1827, daß Goethe über kein ihm zugeschicktes Blatt oder Bild eine Ansicht zu äußern wage, ehe der „Kunscht-Meyer" es gesehen habe; „hatte er dann einen realen Anhalt gewonnen, so that er aus der Fülle seines Geistes die vollendete Form hinzu" (G. Berlit, Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Neu herausgeg., Stuttgart 1895, 220).

[3] Von den 1781 veröffentlichten Briefen Winckelmanns an „einen seiner vertrautesten Freunde" sagte Goethe: „So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente, . . . wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVI 13).

[4] Ebd. 30—34. — The description of Goethe as the Great Heathen is not a mere epithet thrown at him by his adversaries, sagt J. R. Seeley (Goethe reviewed after sixty years, Leipzig 1894, 210 ff). He provoked and almost claimed it in his sketch of Winckelmann, where, after enthusiastic praise of the ancients and of Winckelmann as an interpreter of the ancient world he inserted a chapter entitled „Heidnisches", Heathenism. . . . Clearly when he wrote this (in 1805) Goethe wished and intended to pass for a heathen. — „Es

Das Musterbild eines Konvertiten ist Winckelmann gewiß nicht. Was ihn auf den Weg nach Rom führte, war seine grenzenlose Begeisterung für die antike Kunst. Zwei Monate nach seiner Konversion klagt er in einem Briefe, daß er sein Ziel, das Studium der römischen Kunstschätze, nicht erreichen könne, „ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden“ [1]. Zahlreiche Briefe bezeugen den verworrenen Seelenzustand, in welchem er zur Kirche zurücktrat und vielleicht jahrelang verharrte. Er schwärmte wie vorher für die Antike; aber er erfüllte doch immerhin die dringendsten äußeren Obliegenheiten eines Katholiken. Das katholische Rom mit seinem Papst, seinen Kardinälen, seinen Prälaten ward ihm allmählich eine zweite Heimat. Er fand da, was er suchte: „Köpfe von unendlichem Talent, Menschen von hohen Gaben, Schönheiten von dem hohen Charackter, wie sie die Griechen gebildet haben, Leute von Wahrheit, Redlichkeit und Großheit, eine Freiheit, gegen welche die in andern Staaten und Republiken nur ein Schatten ist“ [2], und endlich sein Glück: „In mir selbst bin ich glücklich und höchst zufrieden, welchen Zustand ich mit keinem Menschen vertauschen wollte.“ [3] Als ein gewaltsamer Tod unerwartet seinem Leben ein Ende machte und ihn als Heuchler hätte entlarven müssen, empfing er mit voller Andacht die heiligen Sakramente, verzieh seinem Mörder, stiftete 20 Zechinen für ein Armenhaus und 10 Scudi, um für seine Seelenruhe Messen lesen zu lassen [4]. Er starb als gläubiger Katholik, und das macht den Rückschluß möglich, daß seine Liebe zum altheidnischen Rom schon vorher eine fromme Verehrung für das christliche Rom herbeigeführt hatte.

Auch ein „Kunstheide“ im Sinne Goethes ist Winckelmann nicht. Er war kein Genußmensch, kein Erotiker, kein Schwärmer für Properz und Ovid, er war ein unendlich fleißiger, strebsamer Gelehrter, der seine Tätigkeit mit unermüdlichem Ernst auf ein großes Ziel gerichtet hielt. „Das antiquarische Studium galt für die edelste, von den Gelehrten und Gebildeten Italiens in jedem Stande mit einer Art patriotischer Leidenschaft getriebene Beschäftigung.“ [5] Darin fand er sein Höchstes, sein Studium und zugleich seine Erholung. Er brachte aus dem Norden reiche philologische Kenntnisse und die Lust mit, über das gesammelte Detail zu philosophieren;

herrscht darin in Ansehung vieler Dinge“, schreibt Gentz an Johannes v. Müller am 27. August 1805, „die mir heilig und teuer sind, ein gewisser leichtsinniger und ärgerlicher Indifferentismus, und eine gewisse Voltairische Fertigkeit (die Einem jetzt wie ein altes französisches Galakleid vorkömmt), daß ich mich innigst gräme, Göthe so fallen zu sehen“ (G. Schlesier, Schriften von Friedrich von Gentz IV, Mannheim 1840, 91).

[1] A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation X, Freiburg 1871, 182.

[2] Ebd. 188. [3] Ebd. 199. [4] Ebd. 213.

[5] R. Zimmermann, Winckelmann, in v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 13. Jahrg. 148.

aber gegen Kirche und Christentum war seine Forschung nicht im mindesten gerichtet. Papst Benedikt XIV. ließ sich aus seinen Monumenti inediti vorlesen, und Kardinal Albani blieb sein Freund auf Lebenszeit. Das päpstliche Rom war nie der Feind antiker Kunst und Bildung, soweit dieselbe der christlichen Gesittung wirklich dienen konnte, nur jener heidnischen Lebensanschauungen, welche in Rom und Griechenland selbst den Verfall der Kunst herbeigeführt haben. Als Freund und Genosse hochkirchlicher Kreise hat Winckelmann die alte Kunst weit eingehender und umfassender kennen gelernt, als Goethe es je erreichte; er ist, was dieser nur zu werden wünschte, wirklich geworden: der Begründer der neueren Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte, soweit sie das klassische Altertum betrifft.

Goethe hat deshalb nicht bloß der Kirche, sondern auch Winckelmann unrecht getan, indem er ihn zu seinem eigenen Vorläufer, zum Propheten einer antichristlichen Richtung zu stempeln versuchte, Konvertiten mit „Renegaten" und „geschiedenen Frauen" wegen ihres interessanten „Wildpretgeschmacks" spöttisch auf eine Linie stellte[1] und endlich das Verdienst um die Wiederbelebung des antiken Kunstverständnisses von Winckelmann und seinen römischen Gönnern auf die „Weimarischen Kunstfreunde", von Rom auf Weimar übertrug[2].

Neben „Rameau's Neffe" und „Winckelmann" veröffentlichte Goethe in den Jahren 1805 und 1806 einige Rezensionen in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung. Vier Bände seiner „Werke", die nunmehr bei Cotta erschienen, riefen seine früheren produktiven Jahre ins Gedächtnis zurück, während der Dichter selbst an seiner Farbenlehre redigierte, sich mit Polygnots Gemälden befaßte, neben ein paar wertvollen Schriften auch herzlich unbedeutende rezensierte und als galanter Patron und Gönner die schriftstellernden Damen einlud, sich ihre Romane von ihm korrigieren zu lassen:

„Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte!"[3] Hatte sich doch eine

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVI 33.

[2] Knebel gratulierte zu der Veröffentlichung der Briefe; sie sei sehr zeitgemäß, um „nämlich die Albernheit des Katholicismus eben nicht durch Winckelmanns Ueberzeugung zu beschönen" (G. E. Guhrauer a. a. O. I 265). Die Albernheit stak anderswo.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 383 f.

dieser Damen erkühnt, gegen Naturphilosophie und gegen den „Wilhelm Meister“ zu schreiben, die andere aber ältere Dichter: Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson und Hölty, mit gar zu viel Enthusiasmus genannt[1]. „Des Knaben Wunderhorn“ empfahl Goethe mit größter Wärme, charakterisierte jedes Gedicht in ein paar Zeilen, weil er glaubte, daß das „wohl einige Sensation“ machen werde, lehnte jede eigentliche Kritik ab, stellte sogar die Kompetenz einer solchen in Frage, glaubte aber doch die Sammler für die Fortsetzung „vor allem Pfäffischen und Pedantischen“ höchlich verwarnen zu müssen[2].

Wie vorsichtig Goethe selbst in seiner literarischen Tätigkeit jetzt mit den Lesern rechnete und wie er seine eigene Stellung in der Literatur auffaßte, bezeichnet sehr gut eine Mahnung, welche an die Schriftstellerin Eleutherie Holberg, die Frau des Theologen Paulus, gerichtet ist:

„Daß aber der Verfasser Goethens Natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punct andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt.“[3]

In den sehr wenigen und kurzen Rezensionen dieser Zeit zeigt sich Goethe überhaupt nicht als strenger, scharfer Kritiker, sondern als vornehmer, geistreicher Herr, der seine Gegner ignoriert, seine Schützlinge gewandt lobt und ermutigt, andere an sich zu ziehen sucht und die sich weiter entwickelnde Literatur und Literaturgeschichte schon zum voraus unter seine Fittiche nimmt. Wenn dann so ein Küchlein von literarischer Dame gegen seine Naturphilosophie zu piepen wagt, so pickt er höchstens ein wenig nach dem kleinen Wesen und sagt: „Sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken?“

Zur mannigfaltigen Abwechslung des gewöhnlichen Hof- und Geschäftslebens, zu Theaterdirektion und Naturstudium, Kunstarchäologie und Literatur gesellten sich als Zuspeisen noch verschiedene Besuche, Reisen, Ausflüge.

Von alten Bekannten erschien im Juni 1805 Fritz Jacobi in Weimar; doch Goethe, der Mann des „unendlichen Fortschritts“, hing wenig an der Vergangenheit, sondern lebte mit der jungen Gegenwart weiter. Jacobi konnte sich in seine Poesie nicht finden, er nicht in Jacobis philosophische

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 383. [2] Ebd. 337—359.
[3] Ebd. 381 f.

Sprache; sie begnügten sich also, „den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen“ und im allgemeinen vom beiderseitigen Tun und Lassen Kenntnis zu nehmen. Sehr innig schloß sich Goethe dagegen an den Philologen Friedrich August Wolf an, mit welchem er einst in der Xenienperiode wegen Herders Homer fast in peinliche Händel geraten wäre: alles legte sich in schöne, griechische Falten[1]. Goethe nahm Wolfs Hypothese über den Ursprung der homerischen Gedichte an, und Wolf lieh seinen nicht zu verachtenden Beistand, um des Dichters wankenden Kunst-Hellenismus zu stützen. Während die Schillerfeier zu Lauchstädt vorbereitet wurde, erwiderte Goethe den Besuch Wolfs in Halle und tat ihm sogar die Ehre an, einem Kolleg beizuwohnen. Sehr willkommen war es ihm, daß Dr Gall eben an der Universität seine Vorlesungen eröffnete. Er besuchte dieselben täglich und freute sich, daß sie zu seinen eigenen osteologischen Anschauungen ziemlich stimmten; der berühmte Kraniologe aber fand aus der Untersuchung von Goethes Schädel richtig heraus, daß er eigentlich zum Volksredner geboren sei und nicht den Mund auftun könne, ohne einen Tropus zu sprechen. Das letztere hatten andere auch schon gefunden, ohne gerade die Hügel und Täler seiner Hirnschale zu befühlen[2].

Mit Wolf reiste Goethe nach Helmstedt, der braunschweigischen Landesuniversität, nach Halberstadt, in den Harz. Überall glichen sich alte Abneigungen aus, überall wurden neue Freundschaften angeknüpft, alte erneuert, größere oder kleinere Ovationen in Empfang genommen. Die glänzendste erfolgte an einer großen Abendtafel zu Helmstedt, bei welcher die Universitätsprofessoren sowohl den Erklärer des Homer, als den neuen Homer von schöner Hand mit einem Lorbeerkranz bekrönen ließen. Goethe bezahlte den Kranz mit einem Kuß, Wolf dagegen wollte weder Kranz noch Kuß. Der Goethekultus blühte munter auf. Die Damen fanden den Gefeierten höchst liebenswürdig, die Gelehrten wußte er durch seine allseitige Wißbegier zu gewinnen.

Wolf war ebenso wie Goethe dem Christentum völlig abgewandt. Das Neue Testament ist nach ihm nichts weiter „als griechische Moral, vermischt

---

[1] Das Verhältnis zu Wolf, die beiderseitigen Besuche und die gemeinschaftliche Reise hat Goethe weitläufig beschrieben (Tag- und Jahreshefte, 1805), indem er Wolf sofort an die durch Schiller erledigte Freundesstelle treten läßt. In Wolf zog er die deutsche Philologie huldigend an seine Seite, um später die Huldigung mit Zinsen und Zinseszinsen wieder an sich zu bringen (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 194 ff). Vgl. M. Bernays, Goethes Briefe an Friedrich August Wolf, Berlin 1868; S. Reiter, Friedrich August Wolfs Briefe an Goethe (Nebst zwei Briefen Mine Wolfs an Christiane von Goethe), in Goethe-Jahrbuch XXVII 3—96. — G. Lothholz, Das Verhältniß Wolfs und W. v. Humboldts zu Göthe und Schiller, Wernigerode 1863.

[2] Vgl. P. J. Möbius, Goethe[2], Leipzig 1909, II 209—288; H. Steffens, Was ich erlebte VI, Breslau 1842, 50 f.

mit jüdischen Vorstellungen" [1]. Als das Hauptziel der humanistischen Bildung überhaupt betrachtete er die Ablösung des griechischen Elements von allen jüdischen, d. h. christlichen Zusätzen und eine völlige Rückkehr zur griechischen Kultur. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Grundanschauung völlig eins mit Goethe, schwärmte er zeitweilig für ihn wie für einen Abgott und legte ihm in einer Widmung seine ganze Philologie und Pädagogik zu Füßen:

„Ihr Wort und Ansehen, Würdigster unserer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen, nach so manchen Verbildungen, stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrags: wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen. Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauch daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Kultus der begeisternden Götter einzugehen." [2]

Wie Paulsen dazu bemerkt, war Wolfs Streben auf nichts Geringeres gerichtet, als an die Stelle des Christentums „eine neue Religion" zu setzen und nach dieser den ganzen Plan des gelehrten Unterrichts umzugestalten. Mochte sich auch später seine freundschaftliche Beziehung zu Goethe etwas lockern, so hat er doch in verhängnisvollster Weise mit ihm zusammengewirkt, christlichen Geist und christlichen Glauben aus den philologisch-humanistischen Kreisen des neueren Deutschland zu verdrängen.

Den Winter über kamen hauptsächlich die Naturwissenschaften und das Theater zu Ehren. Goethe hatte schon von 1803 an begonnen, außer „Götz", „Iphigenie" und „Tasso" auch seine leichten Jugenddramen aus der Mappe hervorzuziehen und neben Schillers Meisterwerken aufführen zu lassen. Geändert wurde wenig daran. In der „Stella" mußte natürlich die schwärmerische Doppelliebschaft stehen bleiben, worauf das Stück beruhte; um aber der „Moral" besser zu entsprechen, heiratete Fernando die beiden Weiber nicht mehr, sondern mußte sich erschießen, während Stella sich vergiftete. Von Schillers Dramatik zu solchem „Quark" — war ein Rückschritt

---

[1] J. F. J. Arnold, Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen II, Braunschweig 1862, 395 Anm.

[2] Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 538.

um 30 Jahre; aber etwas Neues von Goethe mußte doch erscheinen, um den Glauben an ihn aufrecht zu erhalten, und so machte er das Alte zum Neuen. Nicht bloß die Stücke der Geniezeit, wie „Die Geschwister“ und „Jery und Bätely“, auch „Die Mitschuldigen“ und „Die Laune des Verliebten“, diese anfechtbaren Hervorbringungen der Leipziger Rokokozeit, kamen im hellen 19. Jahrhundert auf die Bühne von Weimar und wurden beklatscht [1]. Alle Ästhetik und alles Kunstgerede von zehn Jahren schienen den Geschmack bedenklich wenig gefördert zu haben.

Der lockere Student, der diese Dinge gedichtet, war indes längst eine steife Exzellenz geworden, von vielen Sorgen und Unterleibsleiden, besonders Nierenkolik, geplagt. Ende Juni 1806 mußte Goethe Karlsbad aufsuchen und ward daselbst fürder ein regelmäßiger Badegast. Bei „einer völligen Tagedieberei“, wie er das Badeleben nennt, erholte er sich sichtlich, benützte seine Spaziergänge und Ausflüge zu mineralogischen Studien und knüpfte mit allerlei vornehmen Leuten Bekanntschaft an, unter andern mit dem Fürsten Heinrich XIII. von Reuß [2].

Schon das Jahr zuvor, während Goethe sich in Halle und Helmstedt feiern ließ, war mit dem Abschluß der Koalition der große Weltsturm ausgebrochen. Das Vordringen Napoleons in Italien und sein Verlangen nach der italienischen Königskrone trieb die österreichischen Staatsmänner endlich zum Entschluß, sich schlagfertig zu machen. Vom Mincio und Po bis nach Pommern und Hannover sollten österreichische, russische und schwedische Truppen eine große Offensivlinie bilden, Russen und Engländer die Franzosen aus Neapel werfen. Um Mitte Juli ward der Plan in Wien beraten. Doch Napoleon kam allen Plänen der Koalition zuvor.

Goethe war kaum wieder in seinem Weimar angelangt, als schon Bayern sein Bündnis mit Frankreich geschlossen hatte und eine französische Armee von 200 000 Mann auf Deutschland losmarschierte. Anfang September wurden die diplomatischen Beziehungen abgebrochen, am 8. begann der offene Krieg. Schlag folgte auf Schlag — die Übergabe Ulms — der Einzug der Franzosen in Wien — die Schlacht bei Austerlitz — der Vertrag von Schönbrunn — der Preßburger Friede. Im folgenden Jahre wandte sich Napoleons Aktion gegen Preußen. Am 17. Juli, während Goethe in Karlsbad weilte, ward der Rheinbund unterzeichnet, am 6. August unterschrieb Kaiser Franz das Todesurteil des alten römischen Reiches

[1] 1804 kamen erst „Jery und Bätely“ sowie „Die Geschwister“ ins ständige Repertoire, dann 1805 „Die Mitschuldigen“ und „Die Laune des Verliebten“, 1806 die verbesserte „Stella“ mit Gift und Pistole, 1807 der „Tasso“. Vgl. C. A. H. Burkhardt, Goethes Werke auf der Weimarer Bühne 1775—1817, in Goethe-Jahrbuch IV 107—126.

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. III 134 ff.

deutscher Nation. Von allen diesen großen Ereignissen findet sich kaum ein dürftiger Anklang oder Widerhall in Goethes Schriften. Er lebte ganz außerhalb der europäischen Welt.

„Nachricht von der Erklärung des rheinischen Bundes und dem Protectorat. Reflexionen und Discussionen. Gutes Abendessen", heißt es unterm 6. August im Tagebuch. Unterm 7. aber schreibt er: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte als die Spaltung des römischen Reichs." [1]

Preußen entschloß sich nun zum Kriege. Der Schauplatz des gewaltigen Ringens sollte diesmal Thüringen werden; ein Teil des Weltkampfes sollte sich bei jenem stillen Jena entscheiden, wo Goethe alljährlich die Professoren aufsuchte, seinen botanischen Garten bepflanzte, anatomische Präparate studierte und Verse machte. Wie ein riesiges Ungewitter brach die Weltkatastrophe auch über sein kleines Weimar herein.

Der Schlag kam, trotz aller politischen Vorzeichen, den großen Geistern daselbst fast unerwartet. Man hielt es nicht für möglich, daß Preußen, welches im Jahr zuvor nicht mit Österreich und Rußland hatte gehen wollen, sich jetzt entschlossen haben sollte, allein den französischen Imperator auf seiner Siegeslaufbahn aufzuhalten. Noch unterwegs von Karlsbad nach Weimar scherzte Goethe über die in Aussicht stehende Universalmonarchie und erteilte dem Franzosenkaiser die Titel: „Wir Napoleon, Gott im Rücken, Mahomed der Welt, Kaiser von Frankreich, Protector von Deutschland, Setzer und Schützer des empirischen Universums 2c." Er war der besten Laune [2]. Der junge Professor Luden, eben als Extraordinarius angestellt, hatte das Glück, bei dem ersten Besuche zugegen zu sein, den Goethe nach der Heimkehr bei Knebel in Jena machte, und hat den Herrn mit allen seinen angenehmen und unangenehmen Eigentümlichkeiten, wie ein Interviewer skizziert. Der Dichter war erst verdrießlich, weil Luden zu spät gekommen, taute aber bald auf. „Wir aßen gut und tranken noch besser. Auch schienen alle einen vortrefflichen Appetit zu haben und einen anständigen Durst." Nach einigen Wechselreden übernahm es Goethe, die Gesellschaft zu unterhalten. Zur Unterbrechung sang Knebels Frau, die frühere Sängerin Rudorff, ein Goethesches Lied. Dann fuhr der Olympier wieder mit Anekdoten fort. „Die Gesellschaft wurde ungemein lebendig und brach zuweilen in ein schallendes Gelächter aus, nur dem Lachen der unsterblichen Götter vergleichbar." Goethe erzählte lauter komische Geschichten, aber „er erzählte nicht bloß, sondern er stellte Alles mimisch dar". Die Heiterkeit dauerte

[1] Goethes Werke, WA 3. Abt. III 154 155.

[2] Richard und Robert Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806, Leipzig 1882, 7.

bis 1 Uhr. Am andern Tage hatte Luden dann ein langes Gespräch mit dem Dichter über den „Faust" und über Weltgeschichte[1].

Noch am 30. September war Goethe wieder ganz fröhlich in Jena, schickte seiner Christiane einen Kasten frischer Nüsse und bestellte sich ein Pfund „Schokolade, und drey Flaschen von dem rothen Wein"[2]. Aber am 1. Oktober zog schon das Infanterie-Regiment Owstien in die Stadt ein. Am folgenden Tag erschien der preußische Generalstab, an seiner Spitze der Fürst von Hohenlohe, der Prinz Louis von Preußen, Oberst Massenbach, der Generalquartiermeister. Den letzteren behauptet Goethe von Erlassung eines sehr verletzenden Manifests gegen Napoleon abgebracht zu haben[3]. Am 3. war der Geheimrat bei dem Fürsten zur Tafel, wo zwar viel Zuversicht in die preußische Macht ausgesprochen wurde, aber doch auch die Mahnung, die besten Sachen und wichtigsten Papiere zu verbergen. Goethe machte noch Witze dazu[4]. Doch wurde die Lage immer ernster und bedenklicher. In Weimar fand er am 6. alles in höchster Unruhe und Bestürzung.

„Die großen Charaktere", behauptet er freilich in seinen später geschriebenen Annalen, „waren gefaßt und entschieden."[5] Allein wer waren die großen Charaktere? Herzog Carl August verdient gewiß alles Lob, weil er in der Stunde der Gefahr als preußischer General sein Kommando übernahm und sein weimarisches Jägerbataillon und 40 Husaren zur Verfügung stellte. Er erfüllte seine nächste Pflicht; aber weder in dem Wirrwarr, den die klägliche Kirchturmpolitik der übrigen sächsischen Fürsten anrichtete, noch in den kopflosen Kriegsberatungen, welche vom 4. bis 6. Oktober das jammervolle Los der preußischen Armee vorbereiteten, noch in dem Kampfe, der

---

[1] H. Luden, Rückblicke in mein Leben, Jena 1847, 13—20. Vgl. v. Biedermann, Goethes Gespräche I[2], Leipzig 1909, 415—445.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 193. [3] Ebd. 1. Abt. XXXV 270—272.

[4] E. Schultze (Falk und Goethe. Ihre Beziehungen zu einander nach neuen handschriftlichen Quellen, Halle 1900, 58) erwähnt einer Anekdote Falks, „die dieser auf einem kleinen Blättchen Papier als Beitrag zur Charakteristik Goethes mitteilt: ‚Einige Zeit vor dem unglücklichen 14. Oktober, als alle anderen begeistert waren und an nichts als an Kriegslieder dachten, sagte Wieland eines Abends bei der Herzogin Amalie: „Warum schweigt nur unser Freund Goethe so still?" — da sagte Goethe: „Ich habe auch ein Kriegslied gemacht!" — Man bat ihn schön, es zu lesen. Da hub er an und las sein Lied: „Ich habe meine Sach' auf nichts gestellt!" — Was ihm Wieland noch zwei Jahre nachher übel nahm.'" — Zu Gunsten der namentlich von Riemer und Düntzer angefochtenen Glaubwürdigkeit Falks tritt Schultze (a. a. O. 1—15) in die Schranken, indem er sich auf Ludecus, v. Biedermann, Minor, Richard und Robert Keil bezieht und an letzter Stelle „einige Momente für eine günstigere Beurteilung der Falkschen Glaubwürdigkeit" beibringt. Vgl. auch das günstige Urteil Achims v. Arnim über Falk vom Jahre 1820, bei R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, Stuttgart und Berlin 1904, 482.

[5] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 278.

die volle Niederlage der deutschen Waffen entschied, tritt er irgendwie als eine entscheidende Größe oder durch eine Tat hervor, die einen wirklich großen Charakter bekundete. Während die Franzosen unbehindert durch die Schluchten und Päſſe des Thüringerwaldes nach Jena zogen, stand Carl August mit seinem Korps, der Avant-Garde, außer der eigentlichen Region des Kampfes bei Ilmenau und Arnstadt. Nachdem die Entscheidungsschlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen waren, rückte er nach Erfurt, und da man die Stadt nicht halten zu können glaubte, den Trümmern der geschlagenen Armee nach über Sondershausen, Nordhausen, Braunschweig, Wolfenbüttel und Stendal nach Havelberg. Tagelang wußte man in Weimar nicht mehr, wo er war[1]. Ein Kurier des Königs, der ihn aller seiner Pflichten gegen Preußen entbinden sollte, wurde von den Franzosen abgefangen. Ein Feldjäger, der ihm die Verabschiedung bringen sollte, drang nicht zu ihm durch. Von Havelberg aus schrieb er am 27. Oktober einen in französischer Sprache abgefaßten Brief an die Herzogin, welcher, in Napoleons Hände gespielt, dessen Zorn über den Herzog beschwichtigen und ihn zum Erbarmen mit Sachsen-Weimar bewegen sollte. Er lehnt darin die preußische Freundschaft in mehr kluger als heldenmütiger Weise ab und wendet sich kleinlaut an des Siegers Milde:

„Du weißt, daß ich in der letzten Zeit keinen Einfluß in Berlin gehabt habe, daß ich dort nicht beliebt war, und daß ich den preußischen Dienst in diesem Sommer würde verlassen haben, hätten mich nicht die Gesetze der Ehre gezwungen, dem Heer in diesen Krieg zu folgen. Ich stehe bei diesen Fahnen bereits 20 Jahre, ich konnte mich nicht davon lossagen ohne einen Fleck, und überall ist die Überzeugung, seine Pflicht getan zu haben, und ein reiner Name der einzige wahre Trost, der uns nicht verläßt, wenn uns das Unglück der äußeren Güter beraubt.

„Mir ist bekannt, daß der Kaiser den Soldaten ehrt, der seinem Beruf ergeben ist, er wird mich also nicht mißachten können, sein Wille wird über das Schicksal meiner Freunde und meines Landes entscheiden. Es ist zu hoffen, seiner kaiserlichen Majestät hohe Milde werde diesem siegreichen Monarchen billige Entschließungen für unser Sachsen eingeben. Es ist in seiner Hand. Ich wünsche, daß seine Majestät sich besänftige und mir ihre Achtung schenke.“[2]

Carl August anerkannte, daß eigentlich nur die Herzogin in der Stunde der Gefahr einen „großen Charakter“ bewiesen hatte.

„Ueber das, was Du für Weimar gethan hast, die Standhaftigkeit und den Muth, mit dem Du die Drangsale trugst, giebt es nur eine Stimme.

---

[1] Häusser, Deutsche Geschichte III⁴ 10 14 15 ff.

[2] A. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, 120 121.

Einzig Dein eigenes Bewußtsein kann Dir völlig lohnen. Du hast Dir einen Ruhm erworben, würdig der vergangenen Zeiten. Die Vorsehung segne Dich und lasse Dich die Frucht Deiner guten Handlungen ernten!“ [1]

Der Erbprinz und die Erbprinzessin flüchteten schon am 11. Oktober nach Schleswig, wo sie bis im Herbst des folgenden Jahres blieben. Die Herzogin-Mutter Anna Amalia ergriff am 14. mit ihrer Enkelin Caroline und ihren Hofdamen Luise v. Göchhausen und Henriette v. Knebel ebenfalls die Flucht, während die Kanonen der furchtbaren Schlacht schon von Jena herüberdröhnten [2]. Der jüngere Prinz Bernhard war mit seinem Gouverneur im preußischen Hauptquartier, floh indes schon während der Schlacht nach Weimar und dann weiter nach Leipzig. Im Schloß blieb niemand als die mutige Herzogin Luise, sie, die einst von den andern, auch von Goethe, im Rausch der Genieperiode als die „Empfindsame“ so viel bespöttelt worden war.

Im Laufe des Nachmittags kamen schon preußische Reiter mit Siegesnachrichten vom Schlachtfeld, ritten aber gleich weiter zum andern Tor hinaus. Der Gouverneur des Prinzen Bernhard, v. Hinzenstern, brachte die furchtbare Botschaft: „Kinder, Alles ist verloren!“ Gegen 4 Uhr füllten sich Stadt und Umgegend mit Flüchtlingen. Der Kanonendonner kam immer näher. Kugeln sausten über die Stadt hin. Unendlicher Schrecken bemächtigte sich aller Gemüter. Goethe, der eben sein Abendessen hatte nehmen wollen, sprang auf, ließ schleunig abräumen und ging in seinen Garten [3].

---

[1] Ebd.

[2] „Bald erfuhr ich auch“, berichtet der spätere Kirchenrat Lincke zum 13. Oktober, „daß heute Theater sei und daß ‚Fanchon‘ das Leiermädchen gegeben werden solle und die Sängerin Ambrosch, welche die Rolle der Fanchon hatte, rief aus: ‚Es ist doch entsetzlich, was wir von diesem Manne (Goethe) gequält werden. Man sollte Betstunde halten und wir müssen Comödie spielen‘“ (Lincke, Meine Erinnerungen aus dem Jahre 1806 [1857 niedergeschrieben und als Manuskript gedruckt] 4).

[3] „Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenstand des innigsten Mitleidens“, schrieb der jüngere Voß am 6. Dezember an den Freiherrn F. K. L. v. Seckendorff; „ich habe ihn Thränen vergießen sehen. Wer, rief er aus, nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne gehen kann?“ (Schultze a. a. O. 10.) Falk berichtet (ebd. 65), daß Goethes wehmütige Stimmung von nun an mit jedem Tage zunahm. „Macht Euch jeden Augenblick reisefertig“, sagte er einmal zu August und Christiane, „wir wollen zu meiner Mutter nach Frankfurt! Es ist doch interessant zu hören, wenn es einmal heißen wird, Goethe hat seinen Wanderstab ergriffen und hat sich von Land zu Land bis nach Frankfurt durchbetteln müssen“ (S. 66). „So verlor denn Goethe“, schließt Falk seinen Bericht, „von nun an jene schöne Sicherheit des Wesens, die eigentlich Goethe zu Goethen macht“ (Schultze a. a. O. 66). — „Was Sie von Göthe sagen, ist gegründet“, schreibt Fr. v. Gentz an J. v. Pilat am 21. November 1818. „Er ist ein schändlicher Egoist und Indifferentist. Ich werde nie vergessen, in welcher moralischer Stellung ich ihn 2 Tage vor der Schlacht

Über eine Stunde dauerte der Durchzug der fliehenden Preußen. Dann kamen die ersten französischen Husaren hinterher[1]. Goethe ging ins Schloß und ließ den Seinen sagen, sie würden den Marschall Ney und einige Kavalleristen zur Einquartierung bekommen, sonst aber sollten sie niemand einlassen. Um 6 Uhr drangen die französischen Truppen massenweise in die Stadt und fingen zu plündern an. Ein paar Häuser gingen in Flammen auf. Niemand löschte. Den meisten der müden Soldaten war es indes zunächst um Essen und Quartier zu tun. Goethe bekam 16 Kavalleristen ins Haus, meistens Elsässer. Christiane versorgte sie mit Essen; dann waren sie zufrieden und legten sich zur Ruhe. Es war schon tief in der Nacht, das Haus verriegelt und Goethe zu Bette gegangen, als zwei Tirailleurs, kleine Kerls von der sog. Löffelgarde, an die Türe polterten und erst zu essen und dann nach dem Hausherrn verlangten. Goethe ging zu ihnen hinab, trank mit ihnen und zog sich dann wieder in sein Zimmer zurück. Nachdem sie weitergetrunken, gingen sie ihm die Treppe hinauf nach, stürzten in sein Zimmer und bedrohten ihn mit ihren Waffen. Mit Mut und Entschlossenheit warf sich Christiane jedoch zwischen ihn und sie, rief einen im Hinterhaus versteckten Mann herbei und trieb mit seiner Hilfe die beiden Soldaten aus dem Gemach. Aus dem Haus gelang es ihr jedoch nicht, sie zu entfernen. Sie nahmen das Zimmer in Beschlag, das für den

---

bei Jena im Jahre 1806 gefunden habe. Man muß ihn überhaupt bloß lesen, sehen und sprechen wo möglich nie" (K. Mendelssohn-Bartholdy, Briefe von Friedrich von Gentz an Pilat, Leipzig 1868, I 92). — Vgl. dagegen die patriotische Haltung der von Falk im Januar 1806 gegründeten Zeitschrift „Elysium und Tartarus" bei S. Schultze (a. a. O. 48 ff) und die heldenmütige Tätigkeit Falks (S. 67—69), der infolge seiner Umsicht und Energie vom französischen Stadtkommandanten Hauptmann Martin am 30. Oktober als Wohltäter des ganzen Landes bezeichnet wurde (S. 70). Falk war nach der Schlacht bei Jena wiederholt vergeblich gemahnt worden, Weimar schleunigst zu verlassen, um dem Schicksale Palms zu entgehen (S. 55—57). Als auf Betreiben Goethes am 15. Oktober ihm durch ein Regierungsdekret die Fortsetzung seiner Zeitschrift untersagt wurde, antwortete er dem Überbringer: „Ich werde Gott nicht verleugnen, und wenn der gallische Hahn noch zehnmal lauter in meiner Nähe krähen würde" (S. 58 f).

[1] „Als die Franzosen in die Stadt drangen und die Preußische Wache vor dem Schloß angriffen, so ergab sich der Officier sogleich, ward aber mit der ganzen Mannschaft unter den Fenstern der Herzogin niedergehauen", schreibt Loder an Hufeland unterm 24. März bis 8. April 1807, bei L. Geiger, Aus Alt-Weimar 101. — Vgl. den Bericht der Frau Falks bei Schultze a. a. O. 67 f Anm. — J. Schwabe, Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit, Frankfurt 1890, 41. — Aus dem Leben und den Aufzeichnungen des coburg-gothaischen Staatsministers Freiherrn v. Stein, in Allgemeine Zeitung 1888, Beil. Nr 303. — Vgl. auch den Bericht des Landkammerrats C. J. R. Ridel an seinen Bruder, bei L. Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen, Berlin-Wien 1910, 263 f.

Marschall Ney bereitet worden war, und blieben, bis sie am Morgen ein Adjutant des Marschalls Augereau mit flacher Klinge hinausprügelte[1].

Am Morgen des 15. nahmen Marschall Lannes, General Victor und andere Offiziere, vorübergehend auch Marschall Ney, bei Goethe Quartier, am 16. Marschall Augereau. Goethe erhielt eine Sicherheitswache vor die Türe, zwei Schutzbriefe vom Generalstab[2] und hatte weiter kein Ungemach zu erleiden als eine ziemlich starke Einquartierung[3]. Zuweilen waren 28 Betten besetzt, und die Beköstigung der Sieger soll ihm im ganzen auf 2000 Taler zu stehen gekommen sein[4]. Einem Gerücht nach hätte er eine Audienz bei Napoleon nachgesucht, aber nicht erhalten. Die Hauptverhandlungen über Weimars Schicksal spielten sich im Schlosse ab.

Herzogin Luise brachte hier lange trübe Stunden zu. Ihr Gefolge, ihre Dienerschaft und eine Menge Leute suchten bei ihr Zuflucht und Hilfe, während sie ganz vereinsamt stand und nicht helfen konnte. In der Nähe des Schlosses wütete Brand die ganze Nacht vom 14. bis 15. Murat, der zuerst im Schlosse abstieg, gewährte nur nach mehrmals wiederholten Bitten das Versprechen, der Plünderung in der Stadt steuern zu lassen. Erst am folgenden Abend, am 15. Oktober, traf Napoleon in Weimar ein. Die Herzogin empfing ihn oben an der großen Schloßtreppe mit allem ihm gebührenden Zeremoniell. Er antwortete kurz und barsch und ging sofort auf seine Zimmer[5]. Er war sehr ungehalten über den Herzog. „Wenn man", sagte er einige Zeit später dem weimarischen Regierungsrat Müller, „nicht mehr als ein paar hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten." „Aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Commando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit, seinen Staat im Nu zu verlieren." [6]

---

[1] „Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück", schrieb Goethe in sein Tagebuch (WA 3. Abt. III 174).

[2] Keil a. a. O. 46 f.

[3] „Er sei nicht ausgeplündert", erzählte Goethe der Christiane Kotzebue, „weil er sich eine Sauvegarde, die ihm zwar viel gekostet, ausgebeten. Er habe bis auf den Wein doch das Seinige behalten" (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 455).

[4] G. v. Loeper, Aus Briefen von C. A. Vulpius in Weimar an Nic. Meyer in Bremen, in Goethe-Jahrbuch II 423 f.

[5] Beim Anblick der Herzogin, berichtet Henry Crabb Robinson (Ellen Mayer, Begegnungen eines Engländers mit Goethe, in Deutsche Rundschau 1898/1899, Nr 21, 176), „blieb Napoleon erstaunt stehen. Qui êtes-vous, fragte er in der für ihn so charakteristischen abgebrochenen Art. Je suis la Duchesse de Weimar. — Je vous plains, erwiderte er stolz, j'écraserai votre mari. — Vgl. auch den Bericht Luisens bei Eleonore v. Bojanowski, Louise Großherzogin von Sachsen-Weimar² 288.

[6] Friedrich v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1818, Braunschweig 1851, 61 f.

Den andern Morgen bat die Herzogin um Audienz. Napoleon gewährte sie, redete die Fürstin aber barsch an: „Wie konnte Ihr Mann so toll sein, Krieg mit mir zu führen?“ [1] Die Herzogin verteidigte mit ruhiger Würde die Stellung, die militärische Ehre und die Pflichttreue ihres Gemahls, schilderte die Not des Landes und flehte um Einstellung der Plünderung. Ihre Festigkeit brach Napoleons Zorn. „Madame“, sagte er, „Sie sind eine der achtungswerthesten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm freiwillig, aber allein um Ihretwillen; denn was ihn betrifft, so taugt er gar nichts.“ Er versprach der Plünderung Einhalt zu gebieten. Wenn Carl August binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen und mit seinen Truppen nach Weimar zurückkehren würde, sollte ihm verziehen sein und seine Souveränität erhalten bleiben. Andernfalls wurde ihm mit Absetzung gedroht.

Bei dem Gegenbesuch, den Napoleon der Herzogin machte, sagte er ihr die merkwürdigen Worte: „Glauben Sie mir, Madame, es gibt eine Vorsehung, die Alles leitet, ich bin nur ihr Werkzeug.“ Je mehr er die Herzogin kennen lernte, desto mehr wuchs seine Achtung vor ihr. Auf seine Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu General Rapp: „Das ist einmal eine Frau, der unsere zweihundert Kanonen keine Angst haben machen können.“ Am 17. früh verließ er die Stadt, um seinen Sieg weiter zu verfolgen [2].

Am gleichen Tag faßte Goethe, durch Christianes treue Aufopferung tief gerührt, von Augereau dazu aufgefordert und durch die Not rundum wohl auch ein wenig an seinen Tod gemahnt, den Entschluß, ihre Stellung für die Zukunft zu sichern [3], und schrieb deshalb an den Oberkonsistorialrat und Hofprediger Wilhelm Christian Günther:

[1] „‚Ew. Majestät hätten ihn verachtet, wenn er es nicht gethan‘, war die edle Antwort“, berichtet Crabb Robinson (Ellen Mayer a. a. O.). „Wie so? die hastige Entgegnung. Woraufhin dann die Herzogin langsam, und als wöge sie ihre Worte, erwiderte: ‚Mein Mann hat während fast dreißig Jahren in den Diensten des Königs von Preußen gestanden, und der Augenblick, in welchem der König gegen einen so mächtigen Feind wie Ew. Majestät zu kämpfen hatte, war nicht der geeignete, ihn zu verlassen.‘ Eine so vortreffliche Antwort — die Sprecherin, ohne sich etwas zu vergeben, befriedigte die Eitelkeit des Gegners — war unwiderstehlich.“ — Je fis de mon mieux, schrieb Luise an ihren Bruder (Eleonore v. Bojanowski a. a. O.), pour lui prouver que le duc avait entièrement suivi l'exemple de l'électeur de Saxe, s'étant toujours proposé de faire comme lui dans cette occasion. Je le radoucis enfin et il devint un peu plus obligeant.

[2] Müller, Erinnerungen 2 ff. — Keil a. a. O. 41—45. — Bober a. a. O. 99—101. — F. Bornhak, Aus Alt-Weimar, Breslau 1908, 35—38.

[3] Vgl. v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 452 (Bericht G. v. Riebecks). — Lincke, Meine Erinnerungen aus dem Jahre 1806, 20. Danach ist R. Abeken (Goethe in meinem Leben. Herausgeg. von A. Heuermann, Weimar 1904, 82 Anm.) zu berichtigen. — Vgl. auch (Lubecus) Aus Goethe's Leben 61 f. — Ferner

„Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine. Sagen Sie mir würdiger geistlicher Herr und Vater wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag, oder vorher getraut werden. Was sind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten, ich wünschte daß sie in der Sakristey der Stadtkirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe." [1]

Günther war nicht Pfarrer an der Stadtkirche, sondern an der Jakobskirche (Stadt- und Garnisonskirche), an deren Friedhofmauer Schiller begraben wurde. Die Hauptschwierigkeit lag aber im dreimaligen, durch die Kirchenordnung an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen vorgeschriebenen Aufgebot, von dem das Oberkonsistorium allerdings gegen eine festgesetzte Gebühr dispensieren konnte. Goethe mußte sich deshalb an seinen Freund, den Minister Voigt, wenden, welcher, als augenblicklich höchste Instanz, Sonntag den 19. die erforderliche Dispens gab:

„Alsbald gestern, wie ich ein Blättchen von E. E. erhielt, das mir unsern affreusen Zustand doppelt fühlbar machte — besorgte ich, was nöthig war, mittelst eines Voti, das sofort an die Geistl. Instanz gegeben und die Nachsendung eines Rescripts verheißen wurde. Es versteht sich, daß alle die Dispensations- und Canzley-Brocken wegfallen, woraus vormals unsere Waisen und Armen sich ihr Brod nehmen halfen — Fuimus!

„Möge die Befestigung Ihres häuslichen Zustandes und seiner externen rechtl. Folgen, E. E. zu einiger mehrer innern Ruhe des Lebens gereichen, und die treue Gefährtin Ihres Lebens solches verlängern und teilen helfen!

„Was noch an Leben bey mir übrig seyn wird, soll Ihnen usque ad cineres gewidmet bleiben.

„Allerlei betrübte Unterhandlungen haben mir gestern den Tag genommen; besonders die möglichste Erhaltung des . . .

„Doch ich schweige — mein übrig gebliebener Wunsch ist bloß: daß alles endlich ende, ich bin auf das Aeußerste bereit.

Sonntags, den 19. Oct. 1806. V." [2]

---

den Brief Klingers an Nicolovius vom 31. Juli 1808, bei M. Rieger, Fr. M. Klinger. Zugabe zum 2. Teil, Darmstadt 1896, 117. — „Goethe hat sich Sonntag mit seiner alten geliebten Vulpius, der Mutter seines Sohnes, trauen lassen", schreibt Johanna Schopenhauer am 24. Oktober 1806; „er hat gesagt, in Friedenszeiten könne man die Gesetze wohl vorbeigehen, in Zeiten wie die unsre müsse man sie ehren" (Joh. Wolfg. v. Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit. Verzeichnis der Goethe-Sammlung von H. Lempertz sen. †, Köln 1899, 63, Nr 972).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 197 f. [2] Keil a. a. O. 66.

Noch am Sonntag morgen, an welchem er dieses Billet erhielt, fuhr Goethe mit Christiane Vulpius zur Jakobskirche. Der sechzehnjährige August und dessen Lehrer Dr Riemer fuhren als Zeugen mit. Der Oberkonsistorialrat Günther vollzog die Trauung in der Sakristei. Christiane war nun Frau Geheimrätin und Goethes anerkannte Gattin, ein großes Ärgernis gesühnt. Frau v. Stein aber grollte, und für Herders Frau Caroline hatte diese Trauung „etwas Grausenhaftes".

Poetisch war diese Hochzeit nicht. Keine Festglocken tönten, keine Kränze schmückten Haus und Kirche; es war nicht einmal Zeit, Brautkleider machen zu lassen. Weimar und Jena befanden sich in unsäglichem Jammer. Alles geplündert, kaum irgendwo noch ganze Fenster und verschließbare Türen![1] Voigt hielt noch das Äußerste für möglich. Den Mut verlor der wackere Beamte indes nicht.

„Meine Gesundheit", schrieb er am 19., „und die meiner ganzen kleinen Familie ist gut genug, unsere Mutlosigkeit ist auch erhoben, weil wir nicht aufgehört haben, an einen Gott zu glauben."[2]

Sein Besitztum blieb, bis auf einige Kleinigkeiten, verschont; mit Viktualien, an denen großer Mangel, ward er von seinen Freunden in Allstedt versorgt. Es gelang ihm, die öffentlichen Kassen, wovon er die wichtigste in seinem Hause hatte, unversehrt zu retten. Nächst der Herzogin zeigte er am meisten sittliche Kraft und Charakter[3].

Im Einverständnis mit ihm und der Fürstin ging am 20. der Regierungsrat Müller in das Hauptquartier des Kaisers ab, um für die noch immer nicht erfolgte Begnadigung des Herzogs und die Erhaltung der Universität Jena zu wirken; denn Carl August war noch nicht nach Weimar zurückgekehrt[4]. Napoleon legte das als Trotz aus und grollte noch immer. Noch am 5. November erklärte er dem Regierungsrat Müller, der ihm bis Breslau nachgereist war: „Mir ist es Pflicht, Fürsten, die so gegen mich handeln, wie der Ihrige, ohne Weiteres abzusetzen." „Sie sehen, wie ich's mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie

---

[1] Vgl. die Schilderung von Vulpius bei v. Loeper a. a. O., in Goethe-Jahrbuch II 424. — Voigt veranschlagte am 20. November den Schaden des Landes vom 14. und 15. Oktober auf gut eine Million (L. Geiger, Aus Alt-Weimar, Berlin 1897, 109).

[2] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 88 ff.

[3] Vgl. den Bericht St. Aignans an den Herzog von Bassano aus Weimar vom 19. März 1812 bei A. Fischer, Goethe und Napoleon², Frauenfeld 1900, 190.

[4] „Stadt und Land ist schrecklich gegen den Herzog aufgebracht", schrieb Ridel an seinen Bruder, „obgleich ich glaube, daß man ihn nach dem Ausgange und zu hart beurteilt. Mich dauert er, denn er ist nun für immer ein unglücklicher Mann" (L. Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen 265).

diesen Hut will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde." Umsonst suchte Müller den Herzog mit seiner militärischen Pflicht zu entschuldigen. „Nein", sagte Napoleon, „sein Ehrgeiz überwog, er wollte eine Rolle spielen, nun mag er dafür büßen, da er seine Familie und sein Land in's größte Elend gestürzt hat." [1]

Als Carl August am 23. November in Berlin eintraf, um eine Audienz bei dem französischen Imperator nachzusuchen, war dieser schon weiter nach Polen aufgebrochen. Am 11. Dezember trat Kursachsen, am 15. Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Coburg nach kurzer Unterhandlung in Posen dem Rheinbund bei. Dem Herzogtum Weimar wurde eine Kriegssteuer von 2500000 Franken nebst großen materiellen Lieferungen auferlegt. Der Herzog war zum Teil selbst daran schuld, da er gezögert hatte, Napoleon zu huldigen, dieser aber wahrscheinlich sehr wünschte, ihn zu Unterhandlungen mit Rußland zu verwenden. Die aufgebürdete Last war groß; aber wie die Dinge lagen, konnte Carl August zufrieden sein, daß wenigstens seine Absetzung nicht erfolgte [2].

Die Unterhandlungen mit Napoleon führte der erwähnte Regierungsrat und spätere Kanzler Müller. Dem Minister Voigt gelang es nur unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen, die verlangte Kontribution zusammenzubringen, zu welcher die Herzogin Luise ihre Juwelen opferte [3]. Goethes Sorge war während der trüben und angstvollen Zeit besonders darauf gerichtet, die wissenschaftlichen und Kunstanstalten zu Jena und Weimar für die Zukunft zu retten. Nachdem eine Abordnung der Universität vergeblich einen kaiserlichen Schutzbrief zu erwirken versucht, wandte sich die Behörde derselben an den französischen Kriegsminister Berthier in Berlin. Ein emigrierter französischer Priester, Abbé Henry, arbeitete die Bittschrift aus [4]. Goethe legte ein Exposé bei, in welchem er die literarischen Zustände von Weimar und Jena mit bureaukratischer Umständlichkeit schilderte.

---

[1] Müller, Erinnerungen 61 ff.

[2] Ebd. 93 ff. — Vgl. Häusser III⁴ 62; H. Frhr. v. Egloffstein, Carl August auf dem Fürstentage in Dresden 1812, in Deutsche Rundschau 1906/1907 I 52 ff.

[3] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 90 f.

[4] Knebel, welcher die ganze Zeit über in Jena weilte, schrieb am 24. Oktober an Goethe: „Henri, der französische Geistliche, ist auch unermüdet und brav. Es wäre zu wünschen, daß die Männer, die wirklich Antheil an der gemeinschaftlichen Sache genommen, künftig mehr distinguirt würden, und nicht immer nur die Heuchler, Schlechten und Gefälligen. Die Stadt ist eigentlich durch die Fremden errettet worden, die aber zu nichts authorisirt waren, und überall Widerspruch fanden" (Keil a. a. O. 105). Henry wurde später des Verrates bezichtigt; ein amtliches „Precis" dokumentiert aber seine segensreiche Wirksamkeit. Vgl. Grenzboten 1874 I 40.

Auf das übereinstimmende Zeugnis Deutschlands und fremder Nationen sich berufend, erklärt er, daß Weimar und Jena zwei ganz hervorragende Kulturstätten seien, durch ausgezeichnete Gelehrte berühmt, von denen Wieland als „Dechant der deutschen Literatur“ (doyen de la littérature allemande) hervorgehoben wird. Dann folgt eine Übersicht der wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität Jena, nebst Lektionskatalog.

Als „seiner“ Amtsführung unterstellt erwähnt Goethe: 1. den botanischen Garten, 2. das zoologische Kabinett, 3. das anatomische Kabinett, 4. die Büttnersche Bibliothek, 5. die mineralogische Gesellschaft, 6. die naturforschende Gesellschaft, sämtlich in Jena; in Weimar aber 7. die Zeichenschule mit der ihr annexen „Gesellschaft von Kunstfreunden“ und deren Preisausschreiben und Kunstausstellungen, und 8. die weimarische Bibliothek nebst Kupferstich-, Münz- und Antiquitätensammlung.

Daneben findet dann auch die „Jenaische Literaturzeitung“ Erwähnung, die von Eichstädt präsidierte lateinische Gesellschaft, Bertuchs Industriekontor und geographisches Institut, die Hofkapelle, das Hoftheater, die Gymnasien zu Weimar und Jena[1].

Auf diesen Amtsbericht, in welchem Goethe als Direktor der ganzen Wissenschaft und Kunst in Weimar und Jena hervortritt[2], erfolgte keine einläßlichere Nachricht; dagegen stellte der Kriegsminister Berthier, „Fürst von Neufschâtel“, am 24. November 1806 den verlangten Schutzbrief für Jena aus. Durch sorgfältigen Haushalt brachte es der treue Minister Voigt nicht nur zustande, trotz der Kontribution noch alle Gehalte und Pensionen regelmäßig auszuzahlen, sondern auch die Anstalten für Kunst und Wissenschaft, Universität, Bibliotheken und Sammlungen, ja sogar das Theater auf würdigem Fuße zu erhalten. „Als ich im Dezember 1806“, so konnte er am 2. Oktober 1809 an Frankenberg schreiben, „das Theater hier allein noch erhielt, gründete ich mich darauf, daß man die Betrübten nicht ganz der Mittel berauben müsse, ihre Noth ein wenig zu vergessen, wiewohl ich selbst seit jener Zeit das Schauspiel nicht besucht habe, außer Talma zu sehen.“[3]

„Die Menschen sind noch eben so absurd wie 1806“, schrieb Goethe selbst am 14. Januar 1814, „wo ich gar frömmlich aufgefordert wurde das Schauspiel abzudanken, nach welchem sie vier Wochen später jämmerlich

---

[1] Der französische und deutsche Text des Berichtes nach Goethes Diktat und mit seinen Korrekturen bei Keil (a. a. O. 134—148) ist nach Mitteilung des Goethe-Schiller-Archivs in die WA nicht aufgenommen.

[2] Auf Humboldts Anraten sollte der Regierungsrat Fr. Müller in Berlin den Vorschlag anregen, Goethe zum Kanzler der Universität Jena mit ausgedehnter Vollmacht zu ernennen. Vgl. Müller, Erinnerungen 111.

[3] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 91.

lechzten, da ich nun die Bosheit hatte die Eröffnung noch vierzehn Tage aufzuschieben, bis sie mich unter Drohungen dazu nöthigten. Wir sind mit Asche genug bestreut, und brauchen nicht noch gar einen Sack überzuziehen." [1]

Zweites Kapitel.

Goethe vor Napoleon.

(1807. 1808.)

Der Krieg und die napoleonische Gewaltherrschaft lasteten die nächsten Jahre schwer auf dem kleinen Lande. Vieles war verwüstet. Bürger und Bauern hatten große Verluste erlitten und mußten nun für die hohe Kriegskontribution aufkommen. Der Kredit des Herzogs war tief gesunken; Voigt hatte Mühe, die nötigen Anlehen aufzubringen, und plante, obwohl durchaus nicht karg und knickerig, doch den fürstlichen Hofstaat, nach dem Beispiel desjenigen von Gotha, etwas einzuschränken[2]. Die Franzosen trieben die Zwangslieferungen mit Härte ein. Als die Professoren in Jena klagten, daß eine ihnen auferlegte Fleischlieferung unerschwinglich sei und daß sie darob selbst Mangel leiden müßten, erwiderte Daru: „Ich sehe gar keine Nothwendigkeit, daß diese Herren Fleisch essen müssen." [3]

Herzog Carl August befand sich in der peinlichsten Klemme. Sein Ehrgeiz war durch die furchtbare Niederlage wohl augenblicklich zu Boden geschmettert, aber innerlich nicht gebrochen. Obwohl in der Literatur ein Verehrer der Franzosen, hielt er in der Politik doch stramm zu Preußen und bäumte sich stolz gegen die verhaßte Notwendigkeit auf, Napoleon wenigstens äußerlich zu huldigen. Ohne Sang und Klang kehrte er Ende Januar, während Napoleon ihn in Warschau erwartete, nach Weimar zurück. Der Regierungsrat Müller drängte ihn, den Gewaltigen aufzusuchen[4]. Er reiste am 7. Februar

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIV 100.

[2] Vgl. O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 93.

[3] Vgl. Jahn a. a. O. 90—93 256 257. — A. Schöll, Carl-August-Büchlein 121—124. — Richard und Robert Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806, 153 ff. — H. Düntzer, Goethe's Leben[2] (1883) 553 ff. — L. Häusser, Deutsche Geschichte III[4] 62 ff. — Guhrauer, Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I 273 ff. — Müller, Erinnerungen 93 ff 104 ff 111 ff.

[4] Napoleon tat dem Herzog sehr schön, um ihn an sich zu ziehen. Er schrieb ihm am 29. Januar aus Warschau: Mon Cousin, en rétablissant la paix entre nous, j'ai désiré Vous donner des gages durables de mon amitié et Vos états ont été admis dans la confédération du Rhin. Vous reconnaîtrez dans cette mesure l'intention, ou je suis de protéger toujours Vos intérêts et de la part que je prends à Votre prospérité. Je prie Votre Altesse d'en recevoir les nouvelles assurances, ainsi que celle de mon attachement et de mon estime. Votre bon Cousin Napoléon (Müller, Erinnerungen 125 f).

1807 ab, kehrte aber um, nachdem er vernommen, daß Napoleon wieder im Felde sei und die Schlacht von Eylau gewonnen habe.

Am 10. April starb seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia, die Gründerin des Musenhofes, die Gönnerin Wielands und Goethes. Ihr folgte schon im September ihre treue Hofdame Luise v. Göchhausen ins Grab nach; ihr Bibliothekar Jagemann war schon früher gestorben. Von der lustigen Weimarer Zeit waren nur etliche ältere Leute übrig: Wieland, Goethe, Knebel, Charlotte v. Stein und die Witwe Herders. Die Erbprinzessin hatte die Pässe nicht annehmen dürfen, welche ihr Napoleon für ihre Rückreise zugestellt hatte, und blieb noch bis in den September in Schleswig.

Nach einer Kur in Karlsbad suchte Carl August endlich doch den französischen Imperator auf, gerade am Tage seines glänzenden Einzuges in Dresden, am 17. Juli. Er erhielt auf den folgenden Tag Audienz, verspätete sich jedoch und erweckte dadurch bei Napoleon neue Verstimmung. Eher noch mehr gedrückt als ermutigt, kam er wieder nach Hause.

Goethe war von dem allgemeinen Unglück im Grunde sehr wenig mitbetroffen. Die Franzosen hatten wohl seinen Weinkeller stark geleert: doch der ließ sich wieder füllen. An Geld und Kredit mangelte es nicht. Er war längst gewohnt, mitten im unruhigsten Wirrwarr organische Formen zu studieren und optische Erscheinungen zu beobachten, an angefangenen Versen weiterzudichten und seine alten Schriften vorzunehmen. In Jena fand er sogar seine große botanische Karte unversehrt in dem Zimmer wieder, das dem Fürsten Hohenlohe zum Aufenthalt gedient. In Weimar hielt die neuangekommene Johanna Schopenhauer fröhliche Abendkränzchen an verschiedenen „Räsonnirtischen"[1]. Am Vorabend von Weihnachten 1806 wurde das Theater wieder eröffnet, und so setzte sich bald des Dichters gewohntes buntes Allerlei wieder fort[2].

---

[1] Goethe fand an der 36jährigen Bankierswitwe eine ganz unbegrenzte Verehrerin. „Er ist", sagt sie, „das vollkommenste Wesen, das ich kenne, auch im Aeußern. Eine hohe, schöne Gestalt, die sich sehr gerade hält, sehr sorgfältig gekleidet, immer schwarz oder ganz dunkelblau, die Haare recht geschmackvoll frisirt und gepudert, wie es seinem Alter ziemt, und ein gar prächtiges Gesicht mit zwei klaren, braunen Augen, die mild und durchdringend zugleich sind" (Düntzer, Goethe's Leben[2] 554). Vgl. v. Biedermann, Goethes Gespräche I[2] 440. — Vgl. auch den Brief Johannas vom 23. März 1807 (Joh. Wolfg. v. Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit. Verzeichnis der Goethe-Sammlung von H. Lempertz sen. † 64 f, Nr 984).

[2] „Unfaßlich und nicht wenig schmerzlich erschien es der Herzogin Amalia, daß Goethe sich inmitten aller schlimmen Kriegsereignisse abschloß, als ginge ihn das Ganze nur insofern an, als er sich persönlich dadurch gestört fühlte. Die fürstliche Frau klagt darüber ‚wie man ihn allgemein für überspannt' halte, da er ‚immer von großen Naturen' rede, wodurch er sich vor andern lächerlich mache, die seinem Geiste nicht nachkommen könnten" (An Frau v. Knebel, 12. Dezember 1806, bei F. Bornhak, Anna Amalia 332).

Die Politik überließ Goethe völlig andern Händen, die äußere dem klugen und tätigen Müller, die innere dem umsichtigen und haushälterischen Voigt, den letzten Entscheid dem Herzog. Johannes Falk hat eine lange Rede aufgezeichnet, die Goethe um jene Zeit bei Anlaß einer französischen Beschwerdeschrift ihm allein vertraulich gehalten haben soll, voll von deutsch-preußischer Nationalbegeisterung und überspanntem Franzosenhaß.

„Ich will ums Brod singen!" heißt es darin, „Ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo der Name Goethe bekannt ist. Die Schande der Deutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinem Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen." [1]

Wenn Goethe so gesprochen, so steht dies in einem unerklärlichen Gegensatz zu seinem Benehmen. Er hat weder seinen Herzog in Not und Gefahr begleitet, noch solch ein „Schandlied" gedichtet, noch viel weniger irgend etwas dergleichen veröffentlicht; er hat weder französische Beschwerdeschriften verbrannt, noch die Jugend gegen Napoleon aufgereizt. Für preußische Überlieferungen und preußische Politik hatte er nie geschwärmt: wie sollte er jetzt dafür schwärmen, wo sein Herr selbst den preußischen Dienst aufgeben und die preußische Freundschaft, wenigstens offiziell, verleugnen mußte? Am alten deutschen Reich hatte er niemals gehangen; dagegen erweckten Frankreichs Machtstellung und Napoleons Genie seine vollste Bewunderung:

„Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedens-Document gekommen ist; so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verläugnet sich das Ungeheure, so lange man kann, und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen, woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser

---

[1] J. Falk, Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt [3], Leipzig 1836, 114—120. — Vgl. E. Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche [2], Berlin 1902, 68 f. — J. Minor (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I 496) bemerkt hierzu: „Ganz ohne thatsächliche Grundlage ist der Bericht Falks nicht." „Minor", äußert E. Schulze (Falk und Goethe 10), trifft „das Richtige, mehr Gewicht auf den Inhalt als auf den Wortlaut der Falkschen Relationen zu legen." Vgl. auch Richard und Robert Keil, Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806, 157.

und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freylich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht seyn wird." [1]

So dachte und fühlte der wirkliche Goethe, so schrieb er vertraulich an seinen alten Freund Knebel. Kriegerische und politische Vaterlandsliebe — Römerpatriotismus — lag ihm jetzt noch ebenso fern als in früheren Jahren. Sehr viel hielt er aber, nach Fernows Zeugnis, darauf, „das bis jetzt noch unangetastete Paladium unserer Literatur auf's Eifersüchtigste zu bewahren". Die Schriftsteller sollten, mit Hintansetzung aller persönlichen Nergeleien, „jetzt mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Cultur im nördlichen Deutschland bleiben dürften"[2].

Er soll sogar im Oktober 1808 beabsichtigt haben, im folgenden Winter einen Kongreß „ausgezeichneter deutscher Männer" in Weimar zu versammeln, „um über Gegenstände der Cultur gemeinschaftlich zu berathen"[3]. Aber dabei hielt er es doch auch nicht unter seiner Würde, dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller den Hof zu machen, der damals aus einem „deutschen" Patrioten ein begeisterter Verehrer Napoleons geworden war und eine französische Vorlesung über Friedrich II. in Berlin am 29. Januar 1807 dazu benützt hatte, in dem halbfranzösischen Preußenkönig den neuen französischen Allherrscher zu feiern. Goethe übersetzte die fein berechnete Rede, welche mit dem allerliebsten Rokokogebete schließt:

„Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 257 f. — Vgl. A. Fischer, Goethe und Napoleon. Eine Studie[2], Frauenfeld 1900. Fischers Buch zeigt, wohin der konsequente Goethe-Kultus führt. Vgl. auch O. Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung[3], Leipzig 1905, 243—257. Wenn auch manche der von Fischer und Harnack geltend gemachten Entschuldigungsgründe für Goethe einer gewissen Beweiskraft nicht entbehren, so bleibt doch der Hauptentlastungsgrund immer der stillschweigend eingestandene Satz: Dem Genie ist alles erlaubt. — Zur Entschuldigung Goethes kann übrigens darauf hingewiesen werden, daß die Franzosenschwärmerei um diese Zeit in Weimar sozusagen in der Luft lag: selbst der nüchterne, umsichtige Voigt vermochte sich ihr nicht zu entziehen. Vgl. L. Geiger, Aus Alt-Weimar 152 ff 166 167.

[2] Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen II 279 280. Vgl. hierzu die auf Veranlassung Niethammers im Sommer 1808 durch Goethe in Angriff genommenen Vorarbeiten zu einem deutschen Volksbuch (Goethes Werke, 1. Abt. XLII 2, 397 ff). — Vgl. auch L. Geiger, Goethe, sein Leben und Schaffen 271 f.

[3] Brief v. Woltmanns vom 1. Oktober 1808 an Senator Smidt in Bremen, in Goethe-Jahrbuch VI 116.

unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte."[1]

Wie Goethe für sich selbst den Begriff „Patriotismus" auffaßte, hat er übrigens ganz deutlich und klar in dem „Vorspiel" ausgesprochen, das er im September bei der Rückkehr der Großfürstin-Erbprinzessin aufführen ließ. Die „Majestät" sagt darin:

„Dieses Thun, das einzig schätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eignen Busen,
Das sich selbst bewegt und seines Kreises
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchstens: denn es zu belohnen
Bin ich selbst nicht mächtig g'nug; es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu andern
Öffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend,
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen."[2]

Dieser Patriotismus trug weder Patronentasche noch Seitengewehr: er konnte unter Napoleons Oberherrlichkeit ebensogut bestehen wie früher unter dem Patronat Friedrichs II. Im Schlafrock war ihm am wohlsten, und Goethe hat dieses behagliche Kleidungsstück wohl nicht umsonst seinen „Prophetenmantel" genannt.

Kranke, besonders todkranke Freunde zu besuchen, war ihm eine psychische Qual; er schloß sich an die Lebenden und Fröhlichen an.[3] Von der früheren

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLI 1, 20 f. — Auf den Übersetzer Goethe paßt entschieden, was Häusser (a. a. O. III⁴ 36) von dem Lobredner Müller sagt: „Zum Kampfe gegen Bonaparte bedurfte es mehr, als dieser rhetorischen Salbung und der selbstgefälligen Autoreneitelkeit, wie sie bei Müller von den literarischen Cameraderien, den Salons und den Weibern großgehätschelt worden war."

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIII 1, 32 f.

[3] „Trotz seiner Scheu vor Begräbnissen", bemerkt Düntzer (Goethe³ 554), war Goethe „bei der Bestattung des an den Folgen seiner bei der Plünderung erlittenen Mißhandlung gestorbenen Landsmannes Kraus", des Direktors der Zeichenschule.

Generation war noch Knebel da, welcher zwar auch schon ein wenig das Alter fühlte, aber geistig frisch und munter blieb. Sie schrieben einander in sehr jovialem, gemütlichem, oft fast jugendlichem Ton. Von Trauer über Deutschlands tiefe Erniedrigung ist da wenig zu verspüren[1]. „Man kann anjetzt das Lachen nicht genug vervielfältigen", schreibt Knebel am 12. Januar 1807[2].

So dachte Goethe auch. Ein Brief Johanna Schopenhauers[3] an ihren Sohn schildert sehr anschaulich, wie gut er sich von Deutschlands Not und Bedrängnis zu erholen wußte. Junge Schauspieler ließ er abends kommen, „um sie für ihre Kunst zu bilden". Und dafür holte er kein Stück Shakespeares oder Schillers hervor, auch nicht Tasso oder Iphigenie, sondern sein Jugenddrama: „Die Mitschuldigen", und übernahm selbst die Rolle des Gastwirts. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, weil sie ihre Liebesrollen „zu kalt" deklamierten. „Seyd Ihr denn gar nicht verliebt?" rief er komisch erzürnt, und doch war's ihm halber Ernst, „seyd Ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahre und ich kann's besser." „Wir blieben bis halb 12 zusammen", erzählt Johanna, „ich saß bey ihm und die Bardua[4] auf der andern Seite, wir beyde sind seine Lieblinge."

Ein andermal, als gerade die „interessantesten" Herren und Frau v. Goethe bei Johanna beisammen waren, sagte er: „Weil wir eben so ganz unter uns sind" — und „damit fing er aus einem Briefe die Geschichte einer Mamsell, die in die Wochen gekommen war, zu lesen an. Darüber kam die Bardua. ‚Gerechter Himmel, da kommt die Bardua', rief er aus, ‚nun darf ich nicht mehr weiter lesen.' ‚Es thut nichts', sagte ich, ‚die Bardua muß so lange draußen bleiben.' Das war Wasser auf seine Mühle. Der Bardua kündigte er gleich gravitätisch an, sie müsse draußen bleiben, den Bertuch, den Sohn, der gewaltig lang ist, stellte er an die zugemachte Thüre, welche die Bardua von draußen gewaltig berannte. ‚Halten,

---

[1] Wie Knebel über Preußen dachte, zeigt ein Brief vom 30. Dezember 1805: „Gestern hatten wir zusammen ein großes Convivium bei Frommanns, wo auch einige Preußische Offiziers zugegen waren. Die rohe Beschränktheit dieser Menschen leuchtet bei solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts Begriffe machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchst verständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut, und sie schienen nicht zu ahnden, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte und lobte einigermaßen die französische Bildung" (Guhrauer a. a. O. I 270).

[2] Ebd. I 290.

[3] Brief Johanna Schopenhauers vom 12. Februar 1807, mitgeteilt von Loeper in Goethe-Jahrbuch IV 327 f.

[4] Eine junge Malerin.

halten Sie Ihren Posten wohl, Bertuch, denken Sie, Sie sind in Breslau, es soll Ihr Schaden nicht seyn, ich will schon so lesen, daß Sie dort so gut hören sollen, als hier.' Die Bardua machte einen erbärmlichen Spektakel, er ließ sich nicht stören und verwies sie nur von Zeit zu Zeit mit ein paar Worten zur Ruhe und Geduld, zuletzt spielte sie aus Leibeskräften auf dem Clavier. ‚Eine Kiegslist', sagte er, ‚hilft nichts, wir lesen lauter', und so erhob er die Stimme oder ließ sie sinken, nachdem sie akkompagnirte, wie in einem Melodram, bis ans Ende, wo sie dann feyerlich hereingeholt ward . . ."

„Es wurde viel den Abend gelacht", bemerkt Johanna.

Eine Störung erhielt diese „nationale" und „ideale" Heiterkeit durch den Tod der Herzogin-Mutter Anna Amalia. „Auch das kleine Bethlehem Weimar", klagte Wieland, „hat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber die Sonne die ihm vor 40 Jahren aufging, ist im Jahre 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen."[1] Goethe begann seine Leichenrede „Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau" mit den Worten:

„Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Übersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann."

Der rhetorische Panegyrikus, welcher alle Lebensbezüge der Herzogin in Tugenden verwandelt, gestaltet sich zum Schluß zu einer Art von Kanonisationsbulle:

„Ja! das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige."[2]

Noch im selben Monat, in welchem die Herzogin starb und Goethes salbungsvolle Leichenrede von den Kanzeln verlesen wurde[3], ging dem Dichter

[1] Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde IV, Zürich 1816, 276. [2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 308 309 f.

[3] Ebd. 4. Abt. XIX 306. „Ich dächte, man ließe es auf ein folio-Blatt hüben und drüben abdrucken. Die Jahrzahlen setzte man ad marginem; nur müßte alsdann in den Circularien an die Geistlichen bemerkt werden, daß die Jahrzahlen nicht mit abgelesen werden."

ein neuer Stern auf — die erst 22jährige Bettina Brentano[1], die Tochter jener Maximiliane v. La Roche, in welche er sich während der Wertherzeit verliebt hatte. Wieland war in die Großmutter verliebt gewesen, Goethe in die Mutter, warum sollte er nicht auch mit dem Töchterchen ein bißchen tändeln? Den Jahren nach konnte sie allerdings seine Tochter oder Nichte sein; aber der alte Onkel hatte ein der „Liebe" immer noch zugängliches Herz. Bettina „das Kind" war von der Mama Goethe empfohlen und war noch so jung und so phantastisch und geistreich irrlichtelierend und tat dem alten Onkel so schön und schmeichelte so artig und verehrte und betete an und wollte ihr unendliches Herzchen an seiner unendlichen Weisheit bilden. Das Kind war auch sonst interessant: es kam eben von seiner Jugendfreundin, der Günderode, mit der es lange zusammen romantische Poesie getrieben und die sich jetzt wegen ihrer unglücklichen Liebe zu Creuzer erstochen hatte. Goethe konnte nicht umhin, sich Schmeichelei und Spielerei mit dem Behagen eines halbverliebten Onkels gefallen zu lassen und mit Bettina einen kleinen Briefwechsel anzuknüpfen, der später den Literaturhistorikern viel Kopfbrechen verursachen sollte. Denn Bettina erweiterte die Billets Goethes zu einem phantastischen Briefroman und schrieb sich dabei einen wichtigeren Platz im Herzen Goethes zu, als sich aktenmäßig nachweisen läßt. Doch sind eine Anzahl Sonette Goethes zweifellos an sie gerichtet[2].

---

[1] L. Geiger (Wann ist Bettina geboren?, in Allgemeine Zeitung 1894, Beil. Nr 135) weist nach, daß Bettina 1785 (nicht 1788) geboren ist.

[2] Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, Berlin 1835. Vgl. G. v. Loeper, Briefe Goethe's an Sophie von La Roche und Bettina Brentano, Berlin 1879. — Vgl. auch Kuno Fischer, Goethes Sonettenkranz, Heidelberg 1896, 50 ff 82 ff. — „Jedenfalls zeigt der jetzt zum erstenmal in weiterer Ausdehnung mögliche Vergleich", urteilt Max Koch (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts [N. F.] XIII 293), „zwischen den Originalbriefen und Bettinas Mitteilungen, daß Bettina über den Grundton des Briefwechsels nicht getäuscht hat." Koch macht ebd. S. 292 darauf aufmerksam, daß zu den 31 Briefen, die Bettinas Werk für diese Periode bietet, die Weimarer Ausgabe 14 echte unveränderte Briefe Goethes bringt. — „Heute wissen wir, daß Bettina zuverlässiger war, als man glaubte", heißt es bei C. Schüddekopf und O. Walzel (Goethe und die Romantik II, Weimar 1899, xlv); „wir wissen aber auch, daß es ihr durchaus nicht um die strenge philologische Ausgabe peinlich genau wiedergegebener historischer Dokumente zu thun war." „Menschlich und künstlerisch begreiflich sind die Eingriffe, die sie sich dem ächten Briefwechsel gegenüber erlaubt hat." — Vgl. zum Briefe Bettinas an Goethe vom November 1807 aus Kassel das 4., 7. und 9. der in der WA 1. Abt. II 3—29 gedruckten Sonette Goethes. Vgl. dazu J. Schipper, Ueber Goethes Sonette, in Goethe-Jahrbuch XVII 157—175; O. Pniower, Zu Goethes Sonetten, in Euphorion VII (1900) 54—61. — Zur Glaubwürdigkeit Bettinas vgl. ferner H. Grimm, Fünfzehn Essays, Erste Folge[3], Berlin 1884, 251 ff. — G. Brandes, Das junge Deutschland[3]. Uebersetzt von A. v. der Linden, Leipzig 1897, 291 ff. — O. Berdrow, Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte[2], Stuttgart 1900, 155 f. —

Trotz ihres ausschweifenden Goethe-Kults steht übrigens Bettina in sittlicher Hinsicht intakt da[1].

Das andere Liebesverhältnis, welches Goethe um diese Zeit — kaum ein Jahr nach seiner formellen Hochzeit — anknüpfte, war nach seinem eigenen Geständnis ernsterer und leidenschaftlicherer Natur. Wilhelmine oder „Minchen“ Herzlieb hieß ein Waisenkind, das der Buchhändler Frommann und seine Frau im Alter von neun Jahren in ihr Haus aufnahmen. Goethe verkehrte oft in der Familie und lernte Minchen schon als Kind kennen, und Minchen verehrte ihn schon früh als „lieben alten Herrn“. Das Kind war inzwischen zur Jungfrau herangeblüht, nicht eben von auffallender Schönheit, aber von gewinnender Anmut und Liebenswürdigkeit. Der fast sechzigjährige Goethe verliebte sich allen Ernstes in das kaum siebzehnjährige Mädchen und dichtete Sonette an sie, in welchen er sogar ihren Namen, wenigstens versteckt, dem Publikum und der Nachwelt anvertraute:

„Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!“[2]

d. h. „mein artig Kind Herzlieb“. Der Ernst der Zeit war damit vorläufig überwunden; der Dichter hatte einen Roman, der sein „so weises und

---

H. Düntzer, Goethe und die Romantik. Goethe und Bettina, in Allgemeine Zeitung 1900, Beil. Nr 42. — H. Strobl, Bettina von Arnim, Bielefeld und Leipzig 1906, 114 ff. — R. Steig, Goethische Handschriften, erhalten durch Bettina und Achim von Arnim, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1910, 344—362. — Eh bien, oui, c'est-ce que j'aurais voulu et aimé lui écrire, erwiderte Bettina 1847 dem französischen Diplomaten Eduard Grenier, der sie nach der Authentizität des „Briefwechsels“ fragte (F. Baldensperger, Goethe en France, Paris 1904, 193). — Lewes (Frese) (Goethe's Leben und Werke I[18] 278—280) zeichnet das Verhältnis im wesentlichen richtig. Sehr übertrieben ist die komische Charakteristik bei R. Keil (Frau Rath, Leipzig 1871, 22 ff): „halb Hexe, halb Engel; halb Priesterin, halb Bajadere; halb Prophetin, halb Lügnerin; halb Katze, halb Taube“ usw. — „Ueber der Wirklichkeit“, sagt H. Strobl (a. a. O. 133), „schuf sie sich eine Bühne, auf der sie selbst alle guten Rollen spielte: Liebhaberinnen und Heldinnen und Prinzessinnen und Königinnen. Was sich ihr nicht fügen wollte, log sie sich auf dieser Bühne zurecht. Sie ist die anmutigste Lügnerin deutscher Zunge.“ — Vgl. auch das Urteil Hebbels. Sämtliche Werke, besorgt von R. Werner, 3. Abt. (Briefe) I, Berlin 1904, 133.

[1] „Was auch dem Buch viel Gunst zuwendet“, schreibt Wilhelm v. Humboldt an Charlotte Diede im März 1835, „ist die sittlich ganz unsträfliche, tadellose Aufführung der Verfasserin. Weder vor, noch während ihrer Ehe, noch jetzt hat sie in dieser Hinsicht der leiseste Vorwurf getroffen“ (A. Leitzmann, Wilhelm v. Humboldts Briefe an eine Freundin. Zum ersten Male nach den Originalen herausgeg., Berlin 1909, II 398).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 12. — Einer Freundin vertraute Minchen auf ihr Drängen an, daß Goethe ihr einst die Sonette nach Jena mitgebracht habe (K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen[2], Bremen 1889 [Vorrede]).

so thörichtes Herz" wieder beschäftigte und ihm Stoff und Anregung gab, auch einen neuen literarischen Roman zu planen. Das Lächerliche des Verhältnisses entging ihm nicht ganz, allein die Leidenschaft erwies sich mächtiger als der Verstand: „Ich höre wohl der Genien Gelächter; doch trennet mich von jeglichem Besinnen Sonettenwuth und Raserei der Liebe."[1] Wie immer war das aber auch jetzt nur eine der Würzen, deren er zu seinem bunten Leben bedurfte. Daneben regierte er gravitätisch Schauspieler und Schauspielerinnen, inspizierte den botanischen Garten und das Münzkabinett und beschäftigte sich mit fast allen Wissenschaften und Künsten zugleich.

Während der Kur in Karlsbad gefiel sich die weimarische Exzellenz im Anschluß an die dort weilende vornehme Welt. Er erwähnt darunter einer Fürstin Solms, geb. Prinzessin von Mecklenburg, die später Königin von Hannover wurde, einer Fürstin Bragation, des Herzogs von Coburg, des Prinzen Ligne, des Prinzen Rohan, der Fürsten Auersperg und Trautmannsdorf, der Gräfinnen Chotek und v. Loß, der Grafen v. Grünne, Apponyi, Bouquoy, Bolza, Salmour, Corneillan, des Hofrats Gentz, des französischen Residenten v. Reinhard, seines eigenen Herzogs. Während diese hohe Gesellschaft sein Ansehen und seinen Ruf vermehrte, brachten ihn seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien mit Ärzten und Gelehrten, Sammlern und Geschäftsleuten in Verbindung[2].

In Weimar ward er bei seiner Rückkehr mit einer Serenade beehrt, welche in ihm nicht wenig den Plan befestigte, eine kleine Singschule zu gründen. Das war noch ein Fach, mit dem er sich bis dahin wenig abgegeben.

„Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben, und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin; so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere aufheben, um dessentwillen sie allein dasind und da seyn sollten."[3] So klagt er seinem Freunde, dem Musiker Zelter in Berlin, mit dem er jetzt viel über Tonkunst korrespondierte. „Mit der Oper", fügte er bei, „wie sie bey uns zusammengesetzt ist, mag ich mich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe."[4] Donnerstag wurden Übungen mit einem heitern Souper gehalten, am Sonntag ein kleines Konzert mit Frühstück.

In Jena, wo er sich vom 11. November bis 15. Dezember 1807 aufhielt, kam die schon erwähnte „Sonettenwuth" über ihn. Um diese Zeit

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 13. [2] Ebd. 3. Abt. III 216 ff.

[3] Ebd. 4. Abt. XIX 378.

[4] Ebd. — Vgl. F. Hiller, Goethe's musikalisches Leben, Köln 1883.

ward er auch von Zacharias Werner besucht, der ihm sehr gut gefiel[1]. Werner kam dann nach Weimar hinüber und blieb da bis in den April. Goethe ließ dessen Tragödie „Wanda" aufführen. Anspielend auf ein anderes Stück Werners schrieb er am 11. Januar 1808 an Jacobi: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist."[2]

Noch nicht ein Jahr später war er indes mit Werner, wie mit der ganzen sog. romantischen Schule, höchlich unzufrieden[3]: „Die Kunstwelt liegt freylich zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden.

„Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bey außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden was mich erfreuen kann. Werner, Öhlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immerfort; aber alles geht durchaus ins form- und charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sey, und in

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 475.

[2] Ebd. XX 5. — Vgl. Viehoff, Goethe's Leben IV[5] 65. — Am 7. März 1808 kam Goethe in einem Brief an Jacobi abermals auf das Thema zurück: „Werner ist nun fast drey Monate bey uns. Wir haben alles gethan, um seine Wanda geltend zu machen. Es ist ein vorzügliches Talent. Daß er dem modernen Christenwesen anhängt, ist seinem Geburtsorte, seinem Bildungskreise und seiner Zeit gemäß. Daß die deutsche Dichtkunst diese Richtung nahm, war unaufhaltsam; und wenn etwas daran zu tadeln ist, so tragen die Philosophen auch ein Theil der Schuld. Die gemeinen Stoffe, die das Talent gewöhnlich ergreift, um sie zu behandeln, waren erschöpft, und verächtlich gemacht. Schiller hatte sich noch an das Edle gehalten; um ihn zu überbieten mußte man nach dem Heiligen greifen, das in der ideellen Philosophie gleich bey der Hand lag" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 26 f).

[3] „So unsympathisch Werners Anpreisung seines Helios Goethe in den an diesen selbst gerichteten Briefen berührt, so verfährt doch Walzel nicht unpartheiisch, wenn er jenes devote Schmeicheln bei Werner scharf tadelt, aber kein Wort der Mißbilligung hat für das widerwärtige Kompliment, mit dem Heine im ersten seiner beiden mitgetheilten Briefe an Goethe die ‚heilige Hand' küßt, die ihm und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt habe. Werner ist durch religiöse Überzeugungen, die man blind und fanatisch, aber nicht heuchlerisch schelten darf, von Goethe getrennt worden; hämische Angriffe gegen Goethe hat er sich nie zu Schulden kommen lassen. Wie dagegen Heine sich verhielt, das zeigt Roberttornows lehrreiche Zusammenstellung ‚Goethe in Heines Werken' (1883), die Schüddekopf in den Anmerkungen zu beiden Briefen nicht unerwähnt lassen durfte" (Max Koch, in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts [N. F.] XVI 399). — Vgl. Schüddekopf und Walzel, Goethe und die Romantik II 1 ff; xxi ff 272 ff.

der Gestalt die Specification, damit jedes ein besonderes bedeutendes werde, sey und bleibe. Es ist keine Kunst sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen."

„Sehr schlimm ist es dabey, daß das humoristische, weil es keinen Halt und kein Gesetz in sich selbst hat, doch zuletzt früher oder später in Trübsinn oder üble Laune ausartet, wie wir davon die schrecklichsten Beyspiele an Jean Paul (Siehe dessen letzte Production im Damenkalender) und an Görres (Siehe dessen Schriftproben) erleben müssen. Übrigens giebt es noch immer Menschen genug die dergleichen Dinge anstaunen und verehren, weil das Publicum es jedem Dank weiß, der ihm den Kopf verrücken will." [1]

Hatte Goethe in Bezug auf die mangelhafte äußere Kunstform der Romantiker teilweise recht, so täuschte er sich dagegen sehr über die üble Laune, die er Görres zuschrieb [2]. Dieser sprudelte gerade in dieser Zeit über von gutem Humor, wie seine Briefe und die Einsiedlerzeitung beweisen [3]. Der alte Voß schlug darüber um sich, als wäre er von einem Bienenschwarm gestochen. Goethe selbst scheint über Görres nicht sonderlich guten Humors gewesen zu sein. Der tiefste Grund der Verstimmung des Olympiers gegen die Romantiker lag übrigens ganz anderswo. Gegen „das mystische Wesen" Werners habe Goethe, schreibt Wilhelm v. Humboldt, „einen Haß, von dem man sich kaum einen Begriff machen kann". Humboldt erzählt dann die bekannte Geschichte des Zerwürfnisses mit Goethe wegen des Sonetts auf Genua, worin die Scheibe des Vollmonds zur Hostie gemacht wird. „Wie Goethe dies gehört, ist er, wie er selbst sagt, saugrob (im Wunderhorn heißt es sauhöflich) geworden." „Goethe ist seitdem so wild geworden, daß er Carolinen und mir noch heute im Eifer versicherte, auch jede gemalte Madonna sei nur eine Amme, der man die Milch verderben möchte (höchst eigene Worte) und die Raphaelschen stäken im gleichen Unglück. Er treibt jetzt den Haß so weit, daß er nicht einmal mehr leiden will, daß eine irdische Frau ihr Kind selbst im Arme haben soll." [4] Auch die Konversion Friedrich Schlegels berührte ihn offenbar sehr peinlich.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 191 f.

[2] J. Galland, Joseph v. Görres, Freiburg 1876, 118 ff 130.

[3] „Die Zeit, sagte Görres 1808, sieht jedem Neuen, kräftig Auftretenden gegenüber nach jenen, die sich als Wortführer aufwarfen, und die nun selbst im Dünkel, Hoffart und Parteigeist sich so in sich selbst verzwickt und verrenkt und verschoben haben, daß sie wie jene scharf geschliffenen Spiegel aus der Fratze ein gewöhnliches Bild zusammenschieben, das lieblich hold ihre Eitelkeit anlächelt, und die schöne Form in Fratze umkehren. Jedermann, der dies las, wußte, daß es auf Goethe ziele" (C. Gurlitt, Die deutsche Kunst des Neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Ziele und Taten [3], Berlin 1907, 184 f).

[4] Am 1. Januar 1809 (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 60 f).

„Lesen Sie doch ja Friedrich Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Indier“, so schrieb er an Zelter, „und bewundern, wie er ein ganz crudes christ-katholisches Glaubensbekenntniß mit den herrlichsten Ansichten über Welt-, Menschen- und Culturgeschichte zu verweben gewußt hat. Man kann dieses Büchlein also auch für eine Declaration seines Übertritts zur alleinseligmachenden Kirche ansehen. Alles dieses hocus-pocus, es mag nun wirken wie es will, wird ihm aber doch im Ganzen nichts helfen. Die ächte Sinnesart ist zu weit verbreitet, und kann nicht mehr untergehen, sie mag sich auch durch Individualitäten soviel modificiren als sie will.“ [1]

Schon früh im Jahre 1808, den 12. Mai, ging Goethe wieder als Kurgast in die böhmischen Bäder und genoß da das vornehme gesellige Leben, das ihn mit immer weiteren Kreisen in Verbindung setzte. Die Herzogin von Kurland war da, mit ihr der Dichter Tiedge und die Präsidentin von der Recke, dann der Herzog August von Gotha, der Fürstbischof von Breslau, ein geheimnisvoller Schwede unter dem Namen „von Reiterholm“, Kreishauptmann v. Schiller, die Bergräte Werner und v. Herder, letzterer des alten Freundes Sohn. Vertraulicher verkehrte er mit der Familie v. Ziegesar, die ihm längst bekannt war und bei der er Pauline Gotter und Frau v. Seckendorf antraf [2]. Recht umständlich erzählt er in den „Tag- und Jahresheften“, wie er die ersten Bände der bei Cotta erscheinenden Allgemeinen Zeitung habe binden lassen, um sie dann mit nach Karlsbad zu nehmen [3].

Schon am 3. April hatte Goethe seinen August über Frankfurt an die Universität Heidelberg geschickt, mit Empfehlungen an Voß und Thibaut [4].

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 86.

[2] Tag- und Jahreshefte, in Goethes Werken, WA 1. Abt. XXXVI 31 f. Tagebücher, WA 3. Abt. III 334 ff. — Vgl. G. Karpeles, Litterarisches Wanderbuch [2], Berlin 1898, 192 ff. „Ganz anders wie diese rätselhaften Andeutungen im Geheimratstil oder die trockenen Notizen der Tagebücher“, bemerkt Karpeles (ebd. 196), „klingen freilich die Briefe und Gedichte aus jenem Badesommer, die sogar noch bis in den Spätherbst nachwirken, wo Goethe aus Weimar an Sylvie v. Ziegesar schreibt: ‚Geliebteste Sylvie! Ich will jeden Tag, den ich in Ihrer Nähe zubringe, für drei feiern . . . Seien Sie nicht karg gegen Ihren Freund mit dem Ausdruck dessen, was Sie für ihn empfinden; es ist gewiß gut angewendet.‘ Goethe hatte also wieder einmal eine kleine Wahlverwandtschaft gefunden, ohne die, wie er sagte, das Badeleben unerträglich wäre. Aus einem solchen Baderoman aber ‚ein berühmtes Liebespaar‘ zu machen, erscheint freilich keineswegs berechtigt.“

[3] Goethes Werke, WA XXXVI 33 f.

[4] In einem Briefe aus Karlsbad vom 8. Juni 1808 (Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 73 f) lobt ihn Goethe, daß er seine Studien daselbst „einen historischen Gang“ nehmen lasse. „Daß du deiner eignen Natur nach auf diesem Wege bleiben wirst ist mir sehr erfreulich, da ich nicht zu befürchten habe, daß du dich auf die

In Frankfurt traf derselbe die Großmutter noch am Leben; doch starb sie am 13. September, 77 Jahre alt. Goethe sah sie nicht mehr; er ging auch hier wieder dem Leiden und dem Tode aus dem Wege. Um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen, ließ er Christiane nach Frankfurt reisen. Sie regelte alles „auf eine glatte und noble Weise", wie Goethe anerkennend an Knebel berichtet [1].

Unterdessen rückte der Fürstenkongreß von Erfurt heran. Das Statthalterpalais Dalbergs, wo Wieland, Goethe, Schiller, Herder und die andern Genies so manchen Besuchsabend verplaudert hatten, sollte den mächtigsten Herrscher Europas beherbergen. Alle Fürsten des Festlandes sollten sich um ihn versammeln [2]. Französische Dekorateure erschienen, um die vieltürmige Kleinstadt aufzuputzen. Die berühmtesten Bühnenkünstler von Paris kamen, um vor einem Parterre von Königen und Fürsten zu spielen. Alle Rheinbundsstaaten bis auf die kleinste Souveränität herab wurden durch ihre Fürsten oder ihre Thronerben vertreten. Preußen hatte den Prinzen Wilhelm, Österreich den General Vincent geschickt. Am 27. September 1808 kam Napoleon an und traf noch am selben Tage mit dem Kaiser Alexander und dem Großfürsten Constantin zusammen. Seit den Zeiten des Mittelalters war kaum mehr ein so großartiger Fürstentag gehalten worden. Doch kein deutscher Kaiser hatte ihn berufen, sondern der korsische Emporkömmling, der Sohn der Revolution, der die alten, ehrwürdigen Fürstengeschlechter verachtete und sie, an der Seite des russischen Autokraten, sehr von oben herab behandelte [3].

Während Goethe Napoleon bewunderte, Voigt jede Auflehnung gegen seine Gewaltherrschaft für Vermessenheit hielt, trug der Herzog nur widerwillig das fremde Joch [4]. Er berief noch 1808 den Herrn v. Müffling in seine Landesregierung, der als preußischer Offizier und Unterquartiermeister

---

philosophischen und religiosen Fratzen einlassen möchtest, welche jetzt in Deutschland sogar manchen guten Kopf verwirren und doch zuletzt auf nichts als auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausführen."

[1] Ebd. 4. Abt. XX 223.

[2] J. Schwabe (Erinnerungen eines alten Weimaraners 44 ff) berichtet auf Grund der gedruckten Originalexemplare des von der damaligen kaiserlichen Polizei herausgegebenen Verzeichnisses, die Anzahl der in Erfurt anwesenden Fürsten habe 37 und die der sie begleitenden Staatsmänner, Generale und Hofchargen 173 betragen.

[3] Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte III [4] 195—200. — A. Schöll, Carl-August-Büchlein 124. — Friedr. v. Müller, Erinnerungen 217 ff. — H. Jacobi, Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstencongresses 1808, in Grenzboten, 67. Jahrg. IV 572—581 626—634. — Vgl. auch den Brief Karls v. Stein vom 10. Oktober 1808, bei L. Rohmann, Briefe an Fritz von Stein 151 ff.

[4] O. Jahn, Goethe's Briefe an Voigt 96 ff.

den Rückzug von 1806 mit ihm gemacht und die Franzosen gründlich haßte. Voigt sah ihn nicht gerne. Niemand wußte, daß er hauptsächlich dazu angestellt war, die Erregung und Bewegung gegen Napoleon im geheimen zu schüren und den verstreuten Elementen einen Vereinigungspunkt zu geben. So stellte wenigstens Müffling selbst seine Aufgabe dar. „Von Weimar aus", sagte er, „wurden die Schwachen ermuthigt, der Haß gegen den Tyrannen genährt und manches ohne Aufsehen vorbereitet, was 1813 beim Ausbruche des Krieges sich als ächt deutsches Element zeigte."[1] Auch die Badereisen des Herzogs nach Karlsbad und Teplitz sollen in diesem Sinne ausgenützt worden sein.

Auf dem Fürstenkongreß war begreiflicherweise nichts von solcher Gesinnung zu spüren. Carl August verschwand unter den übrigen Vasallen des französischen Kaisers. Wurde doch die Wache, als sie den König von Württemberg mit dreifachem Trommelzeichen begrüßen wollte, von dem Offizier angefahren: Still! Es ist ja bloß ein König! Taisez-vous, ce n'est qu'un roi![2]

Goethe, der früher in Weimar bei Napoleon kein Gehör gefunden hatte, wollte anfänglich von den Festlichkeiten, die mit dem Kongreß verbunden waren, nichts wissen. Aber der Herzog schickte am 29. nach ihm. Nun kam er und ergötzte sich an dem merkwürdigen Schauspiel. Besonders zog ihn das französische Theater an. Am 29. wurde Racines „Andromache", am 30. dessen „Britannicus", am 3. Oktober Voltaires „Ödipus" gegeben. Goethe war über die Leistung der Schauspieler in heller Begeisterung. Dazu Stücke, welche zu den bedeutendsten der französischen Bühne gerechnet wurden — und ein „Parterre von Königen"!

Den Königen und Fürsten erwies Napoleon wenig Artigkeit. Dem Kaiser Alexander ersparte er die Demütigung nicht, in seiner Gegenwart die Tapfersten eines französischen Regiments, das 1807 gegen die Russen gekämpft, vor sich kommen und sich ihre Heldentaten erzählen zu lassen[3]. Dagegen ent-

---

[1] Fr. F. Frhr. v. Müffling, Aus meinem Leben, 2 Tle in einem Band, Berlin 1851, 22; vgl. 21 ff.

[2] So berichtet, als „drolligste anecdote", Sophie v. Schardt an Fritz v. Stein, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 9. Jahrg. (1905—1906) II 382.

[3] J. Schwabe (Erinnerungen eines alten Weimaraners 45 f) frischt eine in Marco St Hilaires ziemlich verschollenem Leben Napoleons mitgeteilte Anekdote auf. „Napoleon stieg eines Tages mit dem Kaiser Alexander die Treppe seines Palastes hinab. Am Fuße der Treppe standen präsentirend zwei Gardisten, unbeweglich wie Statuen, wahre Prachtexemplare. Namentlich der eine zeichnete sich durch martialisches Aussehen aus, das noch durch eine ungeheure Narbe, die quer über das Gesicht lief, erhöht wurde. Napoleon blieb vor dem Manne stehen, ihn wohlgefällig betrachtend. Que pensez-vous, Sire mon frère, wendete er sich an Alexander, que pensez-vous de ceux qui survivent des telles blessures? — Et vous, Sire mon

sprach es seiner Politik, die gleich ihm aus dem Bürgerstande aufgekommenen literarischen Berühmtheiten etwas auszuzeichnen. Sie waren nicht so zahlreich wie die kleinen deutschen Souveräne und hatten von jeher eine gute Dosis französischer Gesinnung an den Tag gelegt. Von der ganzen früheren weimarischen Herrlichkeit fanden sich eigentlich nur noch zwei: der eine, Wieland, den Goethe le doyen de la littérature allemande genannt hatte, 75 Jahre alt, einst der unermüdliche Nachahmer des Mercure de France und der französischen Salonliteratur, der begeisterte Prediger der französischen Revolutionsideen und der gestrenge Richter der französischen Revolution, jetzt ein gebrochener Greis, den Goethe und seine Umgebung mehr oder weniger als eine überlebte Größe behandelten und über den längst die komische Ediktalvorladung der Romantiker ergangen war, der sich aber nicht als falscher Prophet erwiesen hatte, wenn er früher den Sieg Frankreichs von Bonaparte erwartete. Der andere, Goethe, schon nahezu ein Sechziger, nach gewöhnlicher Berechnung auch über die Jahre hinaus, in welchen ein Schriftsteller große Erfolge zu erzielen pflegt. Seine der klassischen französischen Bühne nahestehenden Leistungen „Tasso" und „Iphigenie" und sein moderner „Wilhelm Meister" waren noch nicht viel über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen. Napoleon scheint ihn nur als Dichter des „Werther" und „Götz" gekannt zu haben — also bloß den jungen stürmischen Goethe, der, Shakespeare nacheifernd, alle Schranken der Kunst durchbrach, nicht den alten Geheimrat, dem vor lauter Kunstgeheimnissen die eigene Poesie beinahe zum Geheimnis geworden war, der Voltaire und Diderot übersetzte und die griechischen Göttinnen ähnlich verehrte, wie man sie in Paris immer verehrt hatte.

Seine Audienz bei Napoleon hat Goethe erst viele Jahre später, den 15. Februar 1824, skizziert[1]. Am 2. Oktober, 11 Uhr vormittags, wurde

---

frère, frug Alexander dagegen, que pensez-vous de ceux, qui font des telles blessures? Napoleon antwortete nicht sogleich, da brummte der Grenadier im tiefsten Baß leise, aber für die Kaiser hörbar: Ils sont morts, ceux-là!"

[1] Kanzler v. Müller trieb ihn dazu an. Am andern Morgen schrieb ihm Goethe: „Sie haben mir gestern einen Floh hinters Ohr gesetzt, der mich nicht schlafen ließ. Ich stand um fünf Uhr auf und entwarf die Skizze jener Unterredung mit Napoleon. Zur Strafe aber, daß Sie mich dazu verleitet, secretire ich mein Produkt" (Burkhardt, Goethe's Unterhaltungen mit Müller[3] 100). — Vgl. G. Ebeling, Memoiren Talleyrands I, Köln u. Leipzig 1891, 316 ff. — „Neuerdings ist in Talleyrands Memoiren", sagt R. M. Meyer (Goethe[3], Berlin 1905, II 562), „ein etwas abweichender Bericht zum Vorschein gekommen, wonach Goethe die Gelegenheit zu einigen politischen Winken benutzt hätte; die Wahrscheinlichkeit spricht nicht für die Erzählung des schlauesten und unehrlichsten aller Diplomaten." — Vgl. im Artikel „Napoleon und Goethe" (Goethe-Jahrbuch XIII 252—254) den Wortlaut der Talleyrandschen Version nach der Übersetzung der Vossischen Zeitung vom 29. Januar 1892.

er zu dem Kaiser gerufen, der, eben beim Frühstück, sich mit Talleyrand und Daru über Kontributionsangelegenheiten unterhielt[1]. Goethe blieb in respektvoller Entfernung, bis ihn der Kaiser herbeiwinkte:

„Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

— Vgl. Napoleons Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und Fr. V. Müllers Memoire darüber für Talleyrand, in Goethe-Jahrbuch XV 20 ff. — W. v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 540—542. v. Biedermann tritt für die Echtheit des Talleyrandschen Berichts ein, der den Goetheschen ergänze. Vgl. W. v. Biedermann, Goethe bei Napoleon nach Talleyrands Denkwürdigkeiten, in Goethe-Jahrbuch XIV 282—284. — Ders., Goethe und Napoleon, in Leipziger Zeitung, Wissenschaftl. Beil. 1895, Nr 31. — Ders., Goethe-Forschungen, 3. (anderweite) Folge, Leipzig 1899, 111 ff. Er steht mit seiner Ansicht so ziemlich allein. Vgl. O. Lorenz (Goethes politische Lehrjahre, Berlin 1893, 129—133), der Talleyrand nachweist, daß er beim zweiten Teil des Gespräches gar nicht zugegen war, und daß Goethe nicht bei einem Diner in Talleyrands Haus die Richtigkeit von dessen Aufzeichnungen bestätigt haben kann, weil er überhaupt nie bei demselben gespeist hat. — Vgl. L. Geiger, Aus Alt-Weimar, Berlin 1897, 134—143. — Ders., Napoleon und Goethe. Kritisches zu Talleyrands Memoiren, in Nation 1891, Nr 32, 500—502. — O. Leixner, Ein Lügner übers Grab hinaus, in Deutsche Romanzeitung, 28. Jahrg., Nr 26, 919—922. — Chr. Waas, Goethe und Napoleon, in Westermanns Monatsheften, 56. Jahrg. CXI 1, 375. — Die ältesten bekannten Äußerungen Goethes über die Unterredung veröffentlichte S. Schultze, Falk und Goethe 80—83. — Vgl. auch J. R. Metz, Goethe bei Napoleon. Nach neueren Untersuchungen, in Gegenwart LIV (1898) 281 f: „Freilich muß man auch mit Goethe's ganz unnöthiger Geheimnißkrämerei mehr rechnen, als es die bisherigen Beurtheiler thun. Die Unterredung fand sowohl in der Erfurter Statthalterei wie später auf dem Ball stets vor Zeugen statt und hat ganz gewiß keine Staats- oder Weltgeheimnisse behandelt. Trotzdem hielt Goethe mit näherer Mittheilung immer zurück, auch nach der Entthronung des Kaisers.“ „Endlich muß man sich die denkwürdige Unterhaltung nicht gar so feierlich vorstellen, wie etwa Düntzer. Es war keine Haupt- und Staatsaction. Der Gewaltherrscher, der doch vor allem sich als die Hauptperson ansah, empfing zwar den großen Dichter artig genug, aber blieb doch ruhig essend an seinem Frühstückstische sitzen, ungenirt und selbstbewußt; auch wurde die Plauderei, die nach Talleyrand bloß fünf Minuten gedauert haben soll, durch Daru, Soult und allerlei Contributionsangelegenheiten unterbrochen; erst später erinnerte sich der Kaiser des Dichters, der sich bescheiden in den Erker zurückgezogen hatte, ging auf ihn los und erkundigte sich mit gemäßigter Stimme freundlich nach seiner Familie, dem Weimarer Hof ‚und sonst‘. Eine Verabschiedung fand, wie erwähnt, nicht statt. Goethe fragte durch eine Geberde bei dem Kammerherrn an, ob er sich beurlauben könne, und nahm auf dessen Bejahung ohne Weiteres seinen Abschied. Man kann sich nichts weniger Feierliches denken, als das Ende dieser Unterredung der beiden Jahrhundertmenschen.“

[1] Goethes Werke, WA I. Abt. XXXVI 269 ff. Vgl. Goethe's Werke (Hempel) XXVII 553 ff; A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens 467—484.

Er fragt: wie alt seid Ihr?
Sechzig Jahr.
Ihr habt euch gut erhalten —
Ihr habt Trauerspiele geschrieben.
Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück[1], und legte sehr umständlich auseinander wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle[2] und sagte: warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte."

Goethe entschuldigte sich, indem er dem Kaiser zugleich über seinen literarischen Scharfblick ein Kompliment machte.

„Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

„So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal."

Nachdem das kurze Literaturgespräch eine Weile durch politisch-militärische Konversation des Kaisers mit Daru und Marschall Soult unterbrochen, stand der Kaiser plötzlich auf und wandte sich wieder zu Goethe.

---

[1] Wie Goethe Boisserée erzählte, sagte Napoleon geradezu: Mahomet est une mauvaise pièce, und Goethe meinte dazu: „Er, der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen" (Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862, I 265).

[2] Welche, hat Goethe selbst dem Freund Eckermann nicht einmal verraten wollen (Gespräche[3] 431); doch fand „der Alles besser wissende Düntzer" sogar zwei Stellen für eine (Schöll a. a. O. 482). — Vgl. den Brief W. v. Humboldts an seine Frau vom 19. November 1808 (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 21).

„Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er: ob ich verheirathet sei, Kinder habe? und was sonst Persönliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art als ich mich hatte ausdrücken können.

„Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte oui oder c'est bien oder dgl.; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß, wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: ‚Qu'en dit Mr. Göt?'"

Damit hatte die weltgeschichtliche Unterredung vorläufig ihr Ende. Die folgenden Tage brachten Goethe als Theaterchef viele Sorgen, weil Napoleon nach Weimar hinüberkommen und die Schauspieler des Théâtre français auch dort eine Vorstellung geben lassen wollte. Am 6. war große Treibjagd auf dem Ettersberg[1], dann Festessen, Theater und Hofball. Es wurde Voltaires „Tod des Cäsar" aufgeführt, ein in Paris polizeiwidriges Stück, das aber Napoleon vor den guten Deutschen für weniger gefährlich hielt[2]. Bei dem Ball ließ er nach kurzer Begrüßung den Kaiser Alexander stehen und suchte nochmals Goethe auf. Wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit[3] redete er ihm zu, daß er nicht Shakespeare, sondern die klassische Tragödie nachahmen möge: Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés. „Das Trauerspiel sollte die Lehrschule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann." Ferner soll er ihm noch gesagt haben:

„Sie sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, großartiger als Voltaire, schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris! Ich

---

[1] Vgl. Schwabe, Erinnerungen eines alten Weimaraners 46 f. „Napoleon schoß wild um sich, traf aber weiter nichts, als den Hut eines abseits, anscheinend in voller Sicherheit stehenden Forstbedienten" (ebd. 47).

[2] Er soll zur Herzogin Luise gesagt haben: Étrange pièce, ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici (Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, Jena 1858, 348).

[3] v. Biedermann, Goethes Gespräche I^{2} 539 544. — Müller, Erinnerungen 240. — Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire IX (Leipzig 1850) 262. — Lewes (Frese) II^{19} 284.

fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Wieland war den Festlichkeiten in Erfurt fern geblieben; er war zu alt. Einen Monat zuvor hatte der gemütliche Schwabe folgenden Rückblick auf sein Leben geworfen[1]:

„Ich habe zwar in vollen 75 Jahren Gottlob! kein glänzendes, noch sonderliches Glück gemacht; sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben. Aber demungeachtet verdanke ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse, und ein so freundlich schönes Gewebe der 27593 Tage (die Schalttage mit eingerechnet), daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen einen trüben und stürmischen Tag, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines so frohen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten."

Wie Goethe wurde auch er zu dem großen Gala-Diner und zum Hofball eingeladen, fühlte sich aber unpäßlich. Dagegen konnte er der Lust nicht widerstehen, die Pariser Schauspieler zu sehen. Er wohnte dem „Tode Cäsars" bei, in einer Seitenloge, die sonst vom Herzog benützt wurde. Napoleon sah da den einfach gekleideten Greis mit seinem Samtkäppchen und fragte nach seinem Namen. Als er hörte, daß es Wieland sei, wollte er ihn durchaus sprechen.

„Nun war kein anderer Rath", erzählt Wieland selbst, „als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, eine Calotte auf dem Kopf, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig costumirt) im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb eilf Uhr. Kaum war ich etliche Minuten dagewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein schlichter, anspruchsloser, alter Mann war, und da er (wie es schien) für immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte,

---

[1] H. Döring, Wielands Leben, Jena 1853, 146.

seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines Gleichen (und was noch keinem Andern meines Gleichen wiederfahren war, an anderthalb Stunden lang in Einem fort) und ganz allein, zum großen Erstaunen aller Anwesenden." „Da ich ein sehr ungeübter, schwerzüngiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune war, viel zu sprechen, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. Es war nahe an zwölf Uhr, als ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, die sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Se. Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. ‚Allez donc', sagte er mit freundlichem Ton und Miene, ‚allez! bon soir!'[1]

Das lange Gespräch drehte sich erst um Wielands Schriften, dann um geschichtliche Fragen. Wieland sollte sagen, welches Zeitalter er für das glücklichste halte. Als er ausweichend antwortete, ging Napoleon gegen Tacitus los: die römischen Kaiser seien lange nicht so schlecht gewesen, als Tacitus sie geschildert. Darauf kam er auf den Einfluß der Griechen und auf das Christentum zu sprechen. Wieland fragte Napoleon, weshalb „der Cultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geiste unserer Zeit nicht angemessener ausgefallen sei". Napoleon antwortete: „Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein." In dem weiteren Gespräch über Religion spielte Napoleon den Skeptiker und ging so weit, die wirkliche Existenz Christi in Zweifel zu ziehen. Das war Wieland doch zu arg; er verteidigte sie mit Lebhaftigkeit:

„Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso thöricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Ew. Majestät leben."

---

[1] L. Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe von Christoph Martin Wieland, Wien 1815. II 152—154. — Vgl. Napoleons Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und Fr. v. Müllers Memoire darüber für Talleyrand, in Goethe-Jahrbuch XV 21 ff. — Vgl. auch das bisher ungedruckte Brieffragment Bertuchs an Böttiger vom 1. Dezember 1808 bei L. Geiger, Aus Alt-Weimar 143 f, als Beweis, daß auch hinsichtlich Wielands der Bericht Talleyrands unzutreffend ist.

„Gut, gut", erwiderte Napoleon, „die Philosophen quälen sich ab, Systeme aufzubauen, aber sie suchen vergeblich ein besseres, als das Christenthum, durch welches der Mensch mit sich selbst versöhnt und zugleich die öffentliche Ordnung und die Ruhe der Staaten gleich stark verbürgt wird, wie das Glück und die Hoffnung der Individuen." [1]

Das Gespräch Wielands mit Napoleon war somit in jeder Hinsicht bedeutender und gehaltvoller, als dasjenige Goethes. Goethe war am andern Tag so müde, daß er bei einem Besuch bei Frau v. Stein sofort einschlief und erst aufwachte, als die bei ihr versammelte Gesellschaft sich empfohlen hatte.

Am 7. Oktober war große Hasenjagd zwischen Apolda und Jena, auf der Höhe des Landgrafenberges, von wo aus Napoleon zwei Jahre zuvor die Schlacht von Jena befehligt hatte[2]. „Ihre Majestäten", heißt es in einer französischen Niederschrift, „schossen 731 Hasen." [3] In Begleitung des Prinzen Wilhelm besuchte er das Schlachtfeld. Er soll dabei, nach dem Berichte Müfflings, nur durch seinen Begleiter einem Attentate entgangen sein, das zwei preußische Reiter auf ihn vor hatten. Sie lauerten im Webicht, dem nächsten Wald bei Weimar, mit Musketen unter dem Mantel auf den Vorbeireitenden. Als sie jedoch den preußischen Prinzen an Napoleons Seite erblickten, entsank ihnen Mut und Entschluß[4].

In den nächsten Tagen regnete es Sterne und Ordensbänder. Sowohl Goethe als Wieland wurden am 13. Oktober von Napoleon zu Rittern der Ehrenlegion ernannt und erhielten von Kaiser Alexander am 15. den St-Annenorden[5]. Was Goethe mit Napoleon eigentlich gesprochen, konnte

---

[1] Müller, Erinnerungen 251.

[2] Vgl. Eleonore v. Bojanowski, Louise Großherzogin von Sachsen-Weimar² 316.

[3] H. Jacobi, Weimar in den Tagen des Erfurter Fürstencongresses 1808, in Grenzboten, 67. Jahrg. IV 631.

[4] v. Müffling, Aus meinem Leben 27. — Dagegen sagt H. Jacobi (a. a. O. 632): „Daß der preußische Prinz damals wirklich neben Napoleon gesessen habe, ist sehr unwahrscheinlich. Das Prachtwerk erwähnt ihn gar nicht unter den Teilnehmern der Fahrt nach Jena."

[5] „Das Dankesschreiben Goethes an den Großkanzler der Legion d'Honneur, Laplace, vom 12. November 1808, das in französischer Sprache von Goethes Hand geschrieben ist und in den Archiven der Großkanzlei aufbewahrt wird, lautet übersetzt folgendermaßen:

‚Herr Großkanzler!

Seitdem Se Majestät der Kaiser und König die Welt durch seine großen Taten in Erstaunen gesetzt hat, fühlte ich mich gedrungen, die tiefe Verehrung, welche seine erhabenen Eigenschaften mir einflößten, laut zu erklären. Jetzt, wo Se Kaiserliche und Königliche Majestät mich auszuzeichnen geruhten durch Verleihung seines Ordens, fühle ich mich sehr glücklich, aus Pflicht und Dankbarkeit fortzusetzen, was ich unter dem Antrieb des Gefühls begonnen hatte. Indem ich es wage, meine ehrfurchtsvolle

Frau v. Stein in den nächsten Tagen nicht erfahren: es hieß, er sei zufrieden, wolle aber die Unterredung geheimhalten. Daß Napoleon aber zu seiner Umgebung von ihm gesagt habe: Voilà un homme! verbreitete sich bis zu dem Grafen v. Reinhard, der damals in Frankfurt war. Er schrieb wenigstens: „Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: Voilà un homme! Ich glaube es; denn er ist fähig, dieß zu fühlen und zu sagen.“ [1]

Goethe antwortete:

„Also ist das wunderbare Wort des Kaisers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen? Sie sehen daraus, daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo in umgekehrtem Sinne auf mich angewendet worden. Übrigens habe ich alle Ursache mit dieser Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu seyn.“ [2]

Huldigung am Fuße des Thrones niederzulegen, wird Eure Exzellenz die Güte haben, alles das hinzuzufügen, was ich nur sehr schwach aussprechen kann.

Geschmeichelt, dieses kostbare Pfand aus den Händen Euer Exzellenz empfangen zu haben, bitte ich dieselbe, meinen untertänigsten Dank und die Versicherung der Hochachtung entgegenzunehmen, mit der ich die Ehre habe

Euer Exzellenz
ehrfurchtsvollster und gehorsamster
Diener zu sein

Weimar, 12. November 1808. v. Goethe.‘

Um den Brief richtig zu würdigen, muß man die Stellung Deutschlands Napoleon gegenüber im Jahre 1808 sich vergegenwärtigen!“ (Kölnische Volkszeitung, 47. Jahrg., Nr 815 [Abendausgabe vom 22. September 1906].) Vgl. die Notiz H. Alberts im Journal des Débats vom 13. Dezember 1906. — „Ohne das Legionkreuz“, schrieb Wilhelm v. Humboldt am 9. Januar 1809, „geht Goethe niemals, und von dem, durch den er es hat, pflegt er immer ‚mein Kaiser‘ zu sagen!“ (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 66.)

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, Stuttgart 1850, 43. — „Man hat sich viel darauf zu gut gethan“, meint selbst R. M. Meyer (Goethe [3] II 562), „daß der große Eroberer dem großen Dichter das Lob nachrief: Voilà un homme! Nun, daß Goethe vor Napoleon anders stehen würde, als Gellert vor Friedrich dem Großen stand, das war zu erwarten. Aber des Kaisers beliebtes Beifallswort hat er sich doch nur durch lobenswerthe Neutralität verdient. Stein hieß damals bei Napoleon ein schlauer Intriguant, Blücher ein betrunkener Husar.“

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 230. — An Cotta schrieb Goethe am 2. Dezember: „Ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen“ (ebd. 225). — H. St. Chamberlain (Goethe, München 1912, 759) glaubt auf Grund seines langjährigen Aufenthaltes in Frankreich bezeugen zu müssen: „Die Sätze mit voilà — Voilà un enfant! Voilà un chef-d'œuvre! Voilà un imbécile usw. ins Unendliche — sind eine triviale, hundertmal am Tag gebrauchte Konstruktion, die zu jenen den Franzosen beliebten Exklamationssätzen gehört. Dieses Voilà würde ich als ungefähr dem deutschen Potztausend entsprechend bewerten; wonach Napoleons Satz etwa ‚Potztausend, ein Mordskerl!‘ zu übersetzen

Es sollte indes bald eine peinliche Ernüchterung folgen. Weimar sank nach den märchenhaften Festlichkeiten bald wieder in seine alltägliche Kleinheit zurück. Aber nicht einmal in seinem eigenen Reiche von Mineralien, Gipsabgüssen, Münzen, Büchern, Pflanzen, Musikalien, Schauspielern und Schauspielerinnen blieb Goethes Königtum nunmehr unangefochten.

Die Schauspielerin Caroline Jagemann hatte, seitdem sie des Herzogs „Freundin" geworden, zahlloses kleines Unheil an der Bühne angerichtet, andern Schauspielerinnen ihre Rollen weggekapert, sie durch ihren Hochmut verletzt, in alles mögliche hineingeredet und hineinregiert. Sie wagte sich endlich auch an Goethe, nicht unmittelbar, aber indem sie gegen ihn intrigierte [1].

Den Anlaß bot der bei Goethe sehr beliebte Sänger Morhardt [2], welcher sich Anfang November weigerte, bei der Oper „Sargino" aufzutreten, die auf zweimaligen herzoglichen Befehl am 5. November gegeben werden sollte. Derselbe brachte am 3. ein ärztliches Attestat bei, daß er zwar nicht krank sei, aber wohl durch eine Heiserkeit am Singen behindert werden könnte. Der Herzog brauste auf und verlangte von Goethe, den Widerspenstigen sofort zu verabschieden, ohne weitere Gage als die der künftigen Woche. Die Vorschüsse, die er aus der Theaterkasse erhalten, sollten ihm geschenkt sein; aber wenn er die Stadt nicht bis zum 20. verlasse, solle er polizeilich ausgewiesen werden [3]. Goethe wagte es nun, für Morhardt einzutreten, worauf der Herzog zwar den Kontrakt mit ihm bis Ostern noch gnädig fortbestehen lassen wollte, aber das Eingehen solcher Kontrakte ernstlich rügte [4]. „Ein Heimchen", schrieb er an Voigt, „oder sonst ein unangenehmes Insekt kann öfter ein Hauswesen so plagen, daß alle Arbeit bei Seite gesetzt werden muß,

---

wäre. Wogegen der erhabene Poet, dem nur das hinkende Französisch deutscher Höfe geläufig war, sich daraus gar ein ecce homo konstruirte."

[1] E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, Leipzig 1863, II 169—185; J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, Weimar 1892, 154 f; M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1904, 177 ff.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 25 f.

[3] „Es hat sollen Sargin gegeben werden", schreibt Christiane am 30. November 1808 an August, „Morhard hat aber so einen fürchterlichen Katarrh bekommen, daß es ohnmöglich war. Die Jagemann hat aber geäußert: ‚Wenn der Hund nicht singen kann, so soll er bellen, und er muß singen.' Da das aber nicht möglich war, und Morhard nicht in die Probe kam, so hat sie sich an den Herzog gewendet, und dieser hat Morhard noch denselben Abend wollen über die Gränze bringen lassen, wo ihm denn der Geheimerath nur geschwinde hat Wache geben lassen, um es zu mildern" (Goethe-Jahrbuch X 24).

[4] Das Reskript, wie die Briefe und Akten für das Folgende bei O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 482—532. — Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XX Nr 5635 5650 ff.

um ruhige Nächte den Einwohnern zu verschaffen." Goethe aber war über die Sache so entrüstet, daß er seine Entlassung aus der Theaterkommission begehrte:

„So befinde ich mich in der von allen Seiten gedrängten Lage, nicht den Fürsten, sondern den Wohlwollenden inständigst bitten zu müssen, mich von einem Geschäft zu entbinden das meinen sonst so wünschenswerthen und dankenswerthen Zustand zur Hölle macht. Was mir außerdem obliegt werde ich mit alter Treue und frischer Lust zu fördern suchen.

Gnädige Verzeihung hofft, Huld und Gnade erbittet sich

Ew. Durchl.

unterthänigster

Weimar den 10. Nov. 1808. Goethe."[1]

Voigt mahnte: „Göthens Opinion ist zu weit ausgedehnt; nicht allein das hiesige Publikum, sondern ganz Deutschland sieht auf ihn. Man wird der Sache, gedruckt und ungedruckt, die fatalsten Auslegungen geben." Hofrat Meyer machte im Auftrage Goethes Friedensvorschläge, worin dieser zwar für das Schauspiel seinen früheren Einfluß sichern wollte, aber zugleich beantragte, die Operndirektion von der Schauspieldirektion zu trennen. Dazu ließ Goethe vertraulich versichern, daß „er keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend eine Weise zu geniren, sondern daß ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben solle, ob oder wie sie auftreten wolle"[2]. Umsonst. Der Herzog erklärte am 30. November rund heraus:

„Die Theatersache ist von der Art, daß ich platterdings die sogenannte Souverainetät nicht länger existiren lassen will; kann sich Göthe in ein vernünftiges, natürliches und den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement fügen, so soll es mir lieb seyn, mit ihm zu thun zu haben, wo nicht, so kann er die Direction ganz aufgeben."[3]

---

[1] Goethes Werke, WA. 4. Abt. XX 210.

[2] O. Jahn a. a. O. 486—488.

[3] Ebd. 489. Die Klage des Herzogs über Goethes „Tyrannei" kehrt in mehreren Billetts an Voigt wieder: „Ich bitte den Göthe'schen Unsinn und die ethisch poetisch moralisch politische Einkleidung seiner Herrschsucht, und wie er selbst ausdrückt, Tyrannei, einzukleiden, ohne die Einflüsse der Gemahlin zu benennen" (ebd. 72). „Schicken Sie mir Göthe's Exaltationen mit Ihrem Voto wieder. Ich möchte gern meiner Frau die sehr wunderbare Meynung eines kleinen Tyrannen lesen lassen" (ebd. 73). — Über den Morhardt-Handel schreibt Goethe an seinen Sohn am 5. Dezember 1808: „Es geht mit dieser Krise, wie mit Krisen in einem Körper, der sich mit allerley heimlichen Mängeln hinschleppt die vielleicht gar selbst einander die Wage halten, und eine Art von kranker Gesundheit ausmachen; wird dann aber auch zufällig hier einmal das Gleichgewicht aufgehoben, dann geht es bunt her und es wird schwer den völligen Untergang zu verhüten" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 236 f).

Einen ganzen Monat hatten sich die beiden einstigen Freunde auf diese Weise verbittert; ein zweiter ging nun damit vorüber, daß Goethe ganze Aktenstöße über eine neue Organisation der Theaterkommission entwarf, der Herzog und Voigt sie durchberieten, beide Parteien sich herumstritten, Goethe am 18. Dezember neue Ursache fand, „höchst verdrießlich und mißtrauisch zu seyn" und endlich darüber erkrankte [1].

„Ew. Durchlaucht", schreibt Voigt, „werden aus der Beylage (die ich Nachmittag 3 Uhr erst erhielt) wahrzunehmen geruhen, daß Göthe wirklich krank ist. Die Theater-Sache scheint so in ihm wiederzuhallen, daß er alles, was er für Angriff auf sein Theater-Leben und -Weben ansieht, sich zu Gemüth nimmt, und darüber an Geist und Leib krank wird. Ich muß gestehen, daß ich aus vielen Ursachen bekümmert über die Sache bin."

„Ich hatte an Göthe (Ew. Durchlaucht Befehl zu Folge) vorläufig gemeldet, daß der Commission der Plan zur Theaterorganisation überlassen werden solle. Darauf schrieb er dieses anliegende Blatt. Er sucht darin seine gänzliche Entlassung, um sich, wie der alte Ziegesar, zur Ruhe zu begeben." [2]

Das war der Welt Lohn dafür, daß Goethe unermüdlich über dreißig Jahre sich der theatralischen Unterhaltung des Hofes von Weimar gewidmet, erst das Liebhabertheater in Gang gebracht, dann die Hofbühne von unbedeutenden Anfängen zu einer der ersten Bühnen von Deutschland herangeschult hatte. Zahllose fröhliche Theaterabende, Schillers Dramen, Götz und Stella, Iphigenie und Tasso — alles war vergessen um einer herrschsüchtigen Schauspielerin willen, welche zu dem Herzog in einem nichts weniger als rühmlichen Verhältnis stand. Goethe hatte seinen Dienst getan; er konnte nun gehen — und er wäre wahrscheinlich um seine Theaterdirektion gekommen, wenn es nicht dem persönlichen Einfluß der Herzogin gelungen wäre, den vollständigen Bruch zwischen dem Herzog und ihm für diesmal noch zu verhindern und einen Ausgleich herbeizuführen, den er mit Ehren annehmen konnte. „Schon dachte ich von der theatralischen Welt abgeschieden

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 270. — In den Tag- und Jahresheften sagt Goethe nur: „Gegen Ende des Jahrs ergaben sich bei'm Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten" (ebd. 1. Abt. XXXVI 40). — Er „sprach dann noch lange von der Theatergeschichte", erzählt der Kanzler v. Müller unterm 14. Dezember 1808: ‚Es ist unglaublich, wie der Umgang der Weiber herabzieht.' „Wenn er die J(agemann) alle acht Tage hätte sehen und persönlich influieren wollen, würde es gegangen sein. Da sie aber ohne alle Konsequenz und Plan sei, nur eine Rolle spielen, leben, genießen wolle, so ruiniere sie jedes Verhältnis, jede Häuslichkeit, in die sie trete, ohne eigentlich böse zu sein" (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller [3] 3 [fehlt in den früheren Auflagen]).

[2] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 529.

zu seyn", schrieb er am Silvestertag 1808 an Sylvie v. Ziegesar, „durch den Rüf und Willen unsrer theuren Herzoginn aber kehre ich in ein Leben zurück das wenig Reitze mehr für mich hat." [1]

Drittes Kapitel.

Die Wahlverwandtschaften.

(1807—1810.)

Wie ein Meteor entschwand der Glanz, den Napoleons Fürstentag über Thüringen ausgebreitet. Weimar trat aus der grellen weltgeschichtlichen Beleuchtung wieder in sein stilles literarisches Dämmerlicht zurück. Herzog Carl August führte die Umgestaltung der landständischen Verwaltung, die er schon im Juli 1808 in Angriff genommen, im Laufe des Winters energisch durch. Der treue Christian v. Voigt sorgte, daß alles, was auf Kredit Beziehung haben konnte, nicht angetastet wurde [2]. Am 9. Januar 1809 ward den vereinigten Abgeordneten der drei Landschaften Weimar, Jena und Eisenach eine neue Verfassung vorgelegt, welche den Ständen mehr Einsicht in die Finanzverwaltung und mehr Anteil daran gewährte und diese selbst vereinfachte und praktischer gestaltete. An die Stelle der bisher getrennten Landschaftsvertretungen trat eine gemeinsame ständische Deputation mit einem Generallandschaftsdirektor an der Spitze. Für Steuerwesen und sämtliche Landeskassen wurde eine ständige einheitliche Behörde, das Landschaftskollegium, eingesetzt, die frühere Kriegskommission mit diesem verschmolzen. Generallandschaftsdirektor ward Voigts alter Freund, Herr v. Ziegesar, Vizepräsident des neuen Kollegiums Herr v. Müffling.

Goethe sah sich von diesen kleinen Staatsveränderungen nur insofern betroffen, als im Laufe des Jahres 1809 auch sein Geschäftsbereich genauer abgegrenzt und einheitlicher organisiert wurde. Derselbe umfaßte die Oberaufsicht über die Bibliothek, das Münzkabinett, die freie Kunstschule, die Gemälde- und Kupferstichsammlung in Weimar, das lithographische Institut und die Zeichenschule in Eisenach, dann die zoologischen, botanischen, mineralogischen, anatomischen, physikalisch-chemischen Kabinette, den botanischen Garten,

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 275. — „Ein Vorschlag verdrängte den andern", erzählt der Schauspieler Wolff unterm 28. Dezember, „eine Bedingung die andere, welche alle so schimpflich waren, daß sie Goethe nicht eingehen konnte. Wie denn nun seine Gegner das Heft ganz in Händen zu haben glaubten und sich über seinen Sturz schon laut zu freuen anfingen, trat unsere regierende Herzogin hervor wie Karl Moor unter die Räuber, und befahl, daß Goethe jede seiner Bedingungen erfüllt werden sollte, und ihn selbst ersuchte sie mündlich, die Direction zu behalten" (J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung 321 f).

[2] O. Jahn a. a. O. 24 ff.

die Sternwarte und die Tierarzneischule in Jena — und endlich kraft besondern Auftrags der höchsten Erhalter der Universität Jena — die dortige akademische Bibliothek. Diese Institute hatten früher ihre eigenen Behörden gehabt, wurden aber jetzt einer einheitlichen Verwaltung unterstellt, der „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst". „Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besondere Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal, nach Vorkommniß der Umstände, Gelder verwendet und diesem und jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Übersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem was geschehen sollte verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war berichtlich und persönlich Kenntniß nahm." [1]

Bis zum Jahre 1819 führte Goethe diese Oberaufsicht gemeinschaftlich mit seinem Freunde Gottlob Christian v. Voigt, dann allein, nur mit stellvertretender oder sonstiger Hilfe seines Sohnes und des Dr Carl Vogel, der später Goethes Amtsleben zuerst beschrieben hat. Goethe hatte teils spielend, teils forschend, im Laufe von mehr als dreißig Jahren ein buntes, mannigfaltiges Detailwissen in allen Zweigen der Naturwissenschaften und schönen Künste aufgespeichert. Manche jener Anstalten dankten seinem Sammelfleiß ihr Entstehen, andere ihre Bereicherung und glückliche Entwicklung. Mit seinem vielseitigen Wissen, seiner Sammellust, seiner methodischen Ordnungsliebe, seinem empirischen Forschertrieb und seiner Künstlerfreude am Schönen war er für eine solche Mittelstellung zwischen Hof und Wissenschaft eine überaus geeignete Persönlichkeit. Sein Ruf zog tüchtige Leute an. Als gewandter Weltmann wußte er sowohl bei Hofe die Interessen der Kunst und Wissenschaft anregend zu vertreten als auch für die Beamtungen die richtigen Kräfte ausfindig zu machen und sie praktisch zu leiten. Praktischen Blick, reiches Wissen und musterhafte Amtsführung in jener ihm vollkommen entsprechenden Sphäre hat ihm niemand abgestritten. Mit Theologie und Philosophie kam er da höchstens nebenher in Berührung; sein Amtskreis umfaßte zunächst das moderne Realwissen, besonders die Medizin, die Naturwissenschaften, Philologie, Literatur und Kunst. Da war es von Nutzen, daß er für alle Fächer Interesse hatte und keines nach Art eines Spezialisten einseitig begünstigte. Sein Wirken hat nicht wenig dazu beigetragen, daß Weimar und Jena heute so reiche und bedeutende Sammlungen besitzen.

Während er in seinem Geschäftsleben eher zur Pedanterie als zur Lässigkeit neigte, gegen Fernerstehende eine steife, förmliche, oft ablehnende Haltung

---

[1] Tag- und Jahreshefte, in Goethes Werken, WA 1. Abt. XXXVI 47. — C. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, Jena 1834, 6 ff.

annahm, bewahrte er in seinem dichterischen Geistesleben eine jugendliche Frische und Munterkeit, im Kreise seiner Freunde die liebenswürdigste Geselligkeit.

Sein Verhältnis zu Minna Herzlieb, der Pflegetochter des Buchhändlers Frommann[1] in Jena, wurde schon erwähnt. „Minna war" nach der Erzählung der Malerin Luise Seidler[2] „die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen, dunkeln Augen, die, mehr sanft und freundlich als feurig, Jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend schwarz, das anmutige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Colorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen." „Einem bejahrten Manne", sagt Goethe in Ottiliens Tagebuch, „verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jedermann."[3] Obwohl achtundfünfzig Jahre alt und erst vor Jahresfrist mit Christiane Vulpius getraut[4], verliebte er sich im Herbst 1807 — und es sollte noch nicht seine letzte Liebe sein — in die achtzehnjährige Minna Herzlieb und tändelte so lange mit dieser Liebe herum, bis sie sich, wenn auch ohne äußeres Ärgernis, doch für sein Gemütsleben zu einer Art Roman gestaltete[5].

Der Anfang war offenbar Spielerei. In den Abendzirkeln bei Frommanns wurden Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und Zacharias Werner vorgelesen. Goethe hatte bis dahin diese künstliche Form wenig gepflegt[6]. Er dichtete nun Sonette, ein Dutzend in Jena, nachher noch fünf in Weimar, zierliche Dingerchen, wahre Muster der schwierigen Form, aber wieder sämt-

---

[1] Den Charakter der Pflegemutter Johanna, geb. Wesselhöft, zeichnen deren Räte „an eine angehende Hausfrau" (F. J. Frommann, Das Frommann'sche Haus und seine Freunde[3], Stuttgart 1889, 185—191).

[2] H. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler[2], Berlin 1875, 20.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 240.

[4] Oft erzählte Minchen ihrer Freundin Christiane Albers, „wie gern sie mit Frommanns nach Weimar zum Theater gefahren; dann hätten sie bei Goethe zu Mittag gegessen und auch übernachtet. Die Frau Geheime Räthin hätte oft mit ihr nach Tisch in der Fensternische geplaudert und zu ihr gesagt: ‚Ach Minchen, Minchen, hätte er mich doch nicht geheirathet!'" (K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen[2], Bremen 1889, Vorrede.)

[5] Wohl zu scharf urteilt A. Mézières: Peut-être était-il d'avis qu'après avoir commis la faute de prendre une femme, il convenait de la garder, mais il n'eût pas été choqué qu'on n'en prît deux. Lui-même, tout en étant le mari de Christiane, n'éprouvait aucun scrupule d'aimer Minna Herzlieb (Revue des Deux Mondes T. C 883).

[6] Ein Sonett in der „Natürlichen Tochter", II A. 4 Auftr., ein anderes in dem Vorspiel: „Was wir bringen."

lich Liebespoesien [1]. Eines sprach den Namen der Geliebten aus, ein anderes feierte ihn als Charade. Ein Platoniker war Goethe nun einmal nicht: die Tändelei ward Ernst, und als er von Jena scheiden mußte, wurde ihm ganz ähnlich zu Mute, wie einst, als Merck ihn von den Butterbroten Lottes und dem Mondschein zu Wetzlar hinwegholte. Er hatte den Hamen einer unglücklichen Liebe tief im Herzen und konnte ihn so leichten Kaufes nicht wieder los werden.

Wie lange Goethe dieser folternden Träumerei nachgehangen und inwiefern auch sein Verhältnis zu Bettina Brentano mit in dieselbe hineingespielt, ob sie auf die späteren unglücklichen Lebensschicksale Minnas Einfluß gehabt, kurz über den ganzen Verlauf des neuen Romans fehlen alle zuverlässigen näheren Angaben [2]. Es ist nur Goethes Geständnis von einem „schmerzlichen Gefühl der Entbehrung“ vorhanden und daß er an einer „tief leidenschaftlichen Wunde“ gekrankt habe [3], — dann ein paar Sonette, welche einen ernstlichen Liebesschmerz atmen [4] — der Roman „Die Wahl-

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 3—19.

[2] Luise Seidler stellt in ihren „Erinnerungen“ (2. Aufl., 21) jede eigentliche Liebschaft von seiten Minnas in Abrede. — Auch Jenny v. Pappenheim, ein gern gesehener Gast im Frommann'schen Hause, wo sie auch Minchen Herzlieb kennen lernte, äußerte öfters, „daß von einer ernsten Leidenschaft Goethes zu dieser keine Rede gewesen sein könne“ (Lily v. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, Braunschweig 1892, 9 f; vgl. ebd. 495). — Vgl. J. F. Frommann (Das Frommann'sche Haus und seine Freunde [3] 116 ff 163 ff), der von seiten Goethes „heftige Empfindungen“ und „leidenschaftliche Erregtheit“ zugibt. Vgl. dagegen G. Witkowski, Goethe [2], Leipzig, Berlin und Wien 1912, 378 f. — K. Th. Gaedertz (Goethes Minchen [2] [1889]) vertritt S. 69 ff die Ansicht, Minchen habe Goethe geliebt und ihre Liebe zu ihm gewaltsam niedergekämpft, vermag diese Ansicht aber nicht durch ausschlaggebende Beweise zu stützen. Vgl. Kuno Fischer, Goethes Sonettenkranz, Heidelberg 1896, 61 ff 79; H. Düntzer, Bei Goethe zu Gaste, in Allgemeine Zeitung 1900, Beil. Nr 194. — Nach Kuno Fischer (a. a. O. 73 f) ist Minchen zwischen der Verlobung und dem Bruch mit Prof. Pfund der Gegenstand ihrer Backfischliebe, der Student Heinrich v. Manteuffel, „wieder erschienen und hat ihre Lebensbahn von dem ergriffenen Wege abgelenkt“. — In einem Briefe Minchens vom 15. (Oktober) 1810 äußert sich ihre heftige Leidenschaft für Hans Christian v. Schweinitz, doch löst sich die Verlobung wieder (vgl. K. Th. Gaedertz, Neue Mitteilungen über Minchen Herzlieb, in Westermanns Monatsheften, 34. Jahrg., LXVII 253—263). Im Mai 1821 verlobt sie sich mit Professor Walch, trennt sich aber nach der Heirat schon im Herbst 1822 wieder endgültig von ihm. Sie stirbt am 10. Juli 1865 als Geisteskranke in einer Heilanstalt zu Görlitz.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 28 43.

[4] L. Geiger (Goethe 291 f) will die Sonette größtenteils als eine Huldigung für Bettina und Minchen angesehen haben. Vgl. auch E. von der Hellen in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe II 271 f. — H. Wood (Faust-Studien,

verwandtschaften" und Goethes Versicherung: „daß darin kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden" [1], endlich das Geständnis Goethes an Zelter bei Minnas Verlobung mit Pfund: „Seine Braut fing ich an als Kind von acht Jahren zu lieben und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig." [2]

„Die Wahlverwandtschaften" reihen sich ihrer Entstehung nach an einige Erzählungen und Novellen, welche Goethe im Sommer 1807 schrieb: „Sanct Joseph der zweite", „Die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von fünfzig Jahren". Eine weitere Novelle hatte Goethe anfänglich geplant. „Der Stoff", meint er aber später, „war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." [3] Die Ausführung des Romans schritt während des Jahres 1808 wenig voran, um so rüstiger vom April bis Juni 1809. Am 6. Juni hoffte er, die Arbeit in etwa 14 Tagen vollenden zu können. Der Besuch des Königs Jérôme nötigte ihn indes, für eine Woche von Jena nach Weimar zu gehen, und so wurde es Oktober, bis sie fertig war. „Der dritte October", erzählt er, „befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können." [4]

Inhalt und Stimmung des neuen Romans kommen schon darin mit „Werther" und „Wilhelm Meister" überein, daß der Dichter sich von allen großen Bewegungen seiner Zeit, von der gesamten Welt- und Völkergeschichte auf das Gebiet des Gefühlslebens zurückzieht und auch da wieder weniger dem Erhebenden und Schönen als den Problemen selbstgemachter Phantasieleiden und moralischer Verirrung sich zuwendet. Man könnte die drei Romane wohl passend eine „Trilogie der unglücklichen Liebe" nennen. Beim jungen „Werther" entwickelt sich die Leidenschaft zur tollsten Schwärmerei, an welcher der weichliche Held elend zu Grunde geht. Bei „Wilhelm Meister" wird sie zu einer Art von Erfahrungs- und Bildungsschule ausgesponnen, durch die er von aller Poesie kuriert, ein nüchterner, blasierter Lebemann wird. Aber

---

Berlin 1912, 23 ff) erblickt in der „Personifikation des von fern Angebeteten, Unerreichbaren in der Liebe" die Adressatin der Sonette.

[1] Eckermann, Gespräche[3] 315.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIII 245 f. Dazu bemerkt K. Th. Gaedertz (Goethes Minchen[2] 109 Anm.): „Goethe irrt sich; es muß heißen: als Kind von neun Jahren . . . und in ihrem achtzehnten."

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 28.

[4] Ebd. 44 f. — Über die „Wahlverwandtschaften" vgl. Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke, Kiel und Leipzig 1895, 238—239. — S. M. Prem, Goethe[3], Leipzig 1900, 359—364. — K. Heinemann, Goethe[3], Leipzig 1903, 625—630. — R. M. Meyer, Goethe[3] II 568—583. — E. Engel, Goethe 437—440. — L. Geiger, Goethe 292—298. — O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, Leipzig 1911, 195—255. — G. Witkowski, Goethe[2] 377 bis

wie „Wilhelm Meister" den „Werther" Lügen straft, so paralysiert der „Eduard" der „Wahlverwandtschaften" wieder den „Meister", soweit man wenigstens die Dichtung im geistigen Leben ihres Urhebers betrachtet. Goethe schwärmt wohl, wie der junge „Werther", er macht der Braut und Frau eines andern den Hof, er erfährt dabei alle Qualen einer hoffnungslosen Liebe; aber er erschießt sich nicht. Er wird nun „Wilhelm Meister", d. h. er fängt die Komödie von vorn an, aber viel leichtsinniger und mit zunehmender weltmännischer Gewandtheit. Kommt ihm die erste Geliebte abhanden, so träumt er ihr zwar noch einige Zeit pathetisch nach, siedelt aber unbedenklich zu einer zweiten und dritten und vierten über und wird allmählich ein „weiser Mann". Aber auch mit dieser Weisheit ist es wieder nicht richtig. Denn der vielerfahrene und wohlroutinierte „Eduard", der jene ganze Bildungsschule durchgemacht, vermag sich gegen die geringste Versuchung nicht zu sichern; fast naiver und törichter als Werther tappt er in die böse Gelegenheit, erliegt ihr und geht trotz aller Weisheit des „Wilhelm Meister" daran zu Grunde. Auch das ist aber teilweise wieder Fiktion. Der Dichter kehrt nach dem geistigen Ehebruch wieder zu „Wilhelm Meister" zurück und erholt sich in den Novellen der „Wanderjahre" von dem Jammer der unglücklichen Liebe.

Die Widersprüche sind zu schroff, als daß sich die Mühe lohnte, sie künstlich auszugleichen. Der natürliche Ausgleich liegt darin, daß zwar alle drei Romane mitsamt ihrem Anhang, den „Wanderjahren", bis zu einem gewissen Grade „Bekenntnisse" Goethes, „Konfessionen" seines Lebens sind, aber nicht im selben Grade und nicht in derselben Weise. „Wilhelm Meister" zeichnet annähernd die Entwicklung, die der Dichter durchgemacht, und die praktische Lebensweisheit, zu der er gelangt ist, „Werther" und „Die Wahlverwandtschaften" dagegen nur vorübergehende Stimmungen und Zustände, welche er mit Hilfe jener Lebensweisheit überwand. Diese Lebensweisheit aber liegt wesentlich darin, zwar im Leben selbst Roman an Roman zu spinnen und in Dichtungen auszusprechen, die „Liebe" mithin zur Haupttriebkraft des Lebens und der Dichtung zu machen, sie selbst aber keineswegs so ernst und tragisch zu nehmen, wie die Helden der Romane, sondern von einer begrabenen Liebe dichtend wieder zu einer neuen überzugehen und so zu „lieben" und zu dichten bis zum Tode[1].

---

389. — Bielschowsky, Goethe II[19] 257—294. — Fr. Muncker in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXI v—xxvi. — G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique 329—351. — A. François-Poncet, Les affinités électives de Goethe, Paris 1910.

[1] „Knebel machte Goethe Vorwürfe über die Wahlverwandtschaften. Goethe antwortete ihm: ‚Ich habe es ja nicht für dich geschrieben, sondern für die Mädchen'" (v. Biedermann, Goethes Gespräche II[2] 63).

Wie im „Werther“, so hat es Goethe auch in den „Wahlverwandtschaften“ durchaus nicht auf eine spannende Verwicklung abgesehen. Es ist die einfachste Liebesgeschichte von der Welt, eine häusliche Tragödie, wie sie sich, bei den sittlich faulen Zuständen der höheren Gesellschaft in Großstädten wie auf einsamen Landsitzen, unzähligemal abgespielt hat und, leider Gottes, noch abspielt.

Ein vornehmer junger Herr und ein reiches Dämchen vom selben Alter, von Jugend auf befreundet, völlig füreinander passend, lieben sich herzlich und wollen sich heiraten. Aber die böse Geldgier tritt dazwischen. Eduard wird von seinen Eltern eine reichere ältere Frau ausersehen, Charlotten ein wohlhabender, nicht geliebter, aber geehrter Gatte. Der Tod löst indes beide Konvenienzheiraten nach kurzer Zeit. Eduard und Charlotte werden wieder frei und heiraten einander nun, durch ansehnliche Erbschaften zu größerem Besitz und vornehmster Unabhängigkeit gelangt. Sie schwimmen im Geld und haben nur die eine Sorge, es auf die angenehmste Weise auszugeben. Charlotte wirft sich auf Park- und Gartenkunst, Eduard auf Sport und Landwirtschaft. Doch das ist mehr Spielerei als wirkliches Interesse. Sie lieben sich, aber ohne jene Leidenschaft, welche für krankhafte und empfindsame Gemüter den einzigen Reiz des Lebens ausmacht. Die Kraft und das Glück, welche eine feste, entschieden erfaßte Lebensaufgabe von selbst gewährt, fehlt dem vornehmen, tändelnden Ehepaar. Sie sind blasiert. Sie langweilen sich.

Auf dieser dumpfen Langeweile baut sich die Handlung des Romans auf. Nichts erhellt und lichtet die drückende Atmospäre. Kein leidenschaftlicher, gewitterartiger Ausbruch säubert sie. Wolke ballt sich auf Wolke. Unter diesem schwülen Himmel bricht in vier Herzen das zehrende Fieber unglücklicher Liebe aus und läßt die Romanfiguren durch sechsunddreißig Kapitel daran hinschmachten, ohne daß eine große, edle Tat, ein wahrhaft schöner Charakter, ein tröstendes Ereignis den Geist aus diesem düstern, jammervollen Lazarettbilde hinausführte. Wie im Werther, ist die ganze Geschichte eine pathologische Analyse, viel feiner, viel glatter, viel vornehmer, viel ruhiger, aber nichts als Liebesjammer von Anfang bis zum Ende. Alles spielt sich in Stimmungsbildern, Zuständen, Reflexionen, Situationen der traurigsten Art ab. Werther greift diesmal nicht zur Pistole. Lotte siecht an der Schwindsucht hin, und die Qual, welche mit dumpfer Langeweile begonnen, erstirbt trüb und lahm in dumpfer „Resignation“.

Der Wunsch, sein einförmiges Dasein kurzweiliger zu gestalten, hat Eduard auf den Plan gebracht, einen Freund, den Hauptmann, der sich in unangenehmer, vereinsamter Lage befindet, in sein Haus aufzunehmen. Charlotte mahnt ab. Es ahnt ihr nichts Gutes. Da aber Eduard auf seinem Wunsche besteht, rückt auch sie mit dem ähnlichen heraus: ihre schöne, junge Nichte

Ottilie, die sich in einer Pension ziemlich unglücklich fühlt, zu sich zu rufen. Es wird nun kurzweiliger auf dem Schlosse. Nicht daß das bereits ältere Paar unter seinen Augen ein neues bräutliches Verhältnis heranreifen sähe. In einem galanten chemischen Gespräch erklärt der Hauptmann jene chemischen Prozesse für die bedeutendsten und merkwürdigsten, „wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene, Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich auf's neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt".

„Denken Sie sich", fährt er fort, „ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe." [1]

Scherzend nennt Eduard seine Frau A, sich B, den Kapitän C und Ottilie D. Der Scherz wird bald ernst. Es beginnt die leidenschaftliche Herrschaft der Wahlverwandtschaften. Eduard faßt eine steigende Zuneigung zu der jungen Ottilie, Charlotte verliebt sich in den Hauptmann. Da auf keiner Seite religiöser Ernst, Charakter, sittliche Würde vorhanden, folgen die vier Romanfiguren wirklich wie chemische Atome willenlos der Versuchung mit einer Art naturnotwendiger Affinität. Es kommt zum geistigen Ehebruch. Der Hauptmann wird zum Verräter an seinem Freunde, das „liebe Kind" Ottilie wird mit seiner Weichheit und Empfindsamkeit leichten Kaufs von dem erfahrenen Weltmanne Eduard in den Strudel der verhängnisvollsten Leidenschaft hineingerissen.

Goethe lehrt durchaus nicht, daß er die sinnliche Liebe für eine notwendig handelnde Elementarkraft halte, die den Willen unwiderstehlich fortreißt wie die chemische Affinität die Atome. Der Roman enthält im Gegenteil sehr schöne, wenn auch nicht völlig korrekte Stellen über Liebe und Ehe.

„Wer mir den Ehstand angreift", läßt er Mittler, den wunderlichen Berater entzweiter Familien, sagen, „wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildet'ste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 54 f 56.

Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Freuden und Leiden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?" [1]

Der Roman verläuft jedoch auf geradezu entgegengesetzten Bahnen. Charlotte und der Hauptmann bringen zwar ihre gegenseitige leidenschaftliche Liebe den äußeren, einmal bestehenden Verhältnissen zum Opfer, sie trennen sich; doch die Herzen bleiben aneinander gefesselt. Bei Eduard aber wirkt die Liebe zu Ottilie wie eine chemische „Wahlverwandtschaft", eine unbezähmbare Naturgewalt. Kaum weiß er, daß Ottilie ihn wieder liebt, so dringt er auf Scheidung von Charlotte. Doch diese wird Mutter und muß im Interesse des Kindes für ihre Ehe mit Eduard einstehen. Um sich zu zerstreuen, zieht Eduard in den Krieg, aus dem er ruhmgekrönt wiederkehrt, aber nicht geheilt von seiner Neigung für Ottilie. Diese hegt die Leidenschaft ebenfalls weiter, bis ein plötzliches Ereignis sie aus derselben aufscheucht. Das Kind Charlottens, das bedeutsamerweise nicht die Züge seiner Eltern, sondern jene des Hauptmanns und Ottiliens trägt [2], ertrinkt durch einen Unfall in einem Teiche. Für Eduards Wünsche scheint jetzt das letzte Hindernis hinweggeräumt. Doch Ottilie ist von dem Unglücksfall aufs tiefste betroffen. Sie ist ganz unschuldig daran. Als sie das Kind von einer Spazierfahrt nach Hause bringen wollte, ist es ihrem Arm entschlüpft und ins Wasser gefallen. Alle Wiederbelebungsversuche sind vergeblich. Vor Ergriffenheit fällt sie selbst wie eine Leiche zu Boden. Scheinbar starr und tot, hört sie, wie Charlotte jetzt bestimmt in ihre Scheidung von Eduard willigt, damit dieser in Ottiliens Liebe Ersatz für das tote Kind und das gestörte Familienglück finde. Jetzt erst durchschaut sie die Tragweite ihres Verhältnisses ganz und klar und denkt an Sühne:

„Ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren." „Eduards werd' ich nie!

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 107.

[2] Wie Lewes bemerkt, folgt Goethe hierin einem alten Volksglauben, den die Physiologie nicht bestätigt (Lewes [Frese], Stuttgart 1903, II [16] 292).

Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen!“[1]

Zu ihrem Unglück ist ihre Buße aber nicht diejenige einer Christin, sondern die eines überspannten jungen Mädchens. Sie tötet sich durch langsame Aushungerung. Eduard härmt sich in ähnlicher Weise zu Tode. Im Grabe finden sich endlich die wahlverwandten Elemente.

Der Form nach ist die ganze Erzählung ein Meisterwerk. Wenn Lewes[2] meint, der Stoff hätte zwar für „eine kleine Erzählung, eine Novelle“ hingereicht, sei aber durch breitspurige Ausführung zum Romane verdorben worden, so beurteilt er die „Wahlverwandtschaften“ nicht nach dem Plane des Dichters, sondern nach außenliegenden Momenten. In die kleine Welt, welche Goethe schildern will, passen die Beschreibungen, deren Breite Lewes tadelt, ebensowohl als die vornehme Langeweile, womit der Roman beginnt. Die Verbesserungen im Park, die Errichtung der Mooshütte, die Wiederherstellung der Kapelle, die Anlage neuer Wege kennzeichnen durchaus den Kreis der handelnden Personen, sie geben als Staffage die natürlichsten Stimmungsbilder, sie sind aufs feinste mit dem ganzen Seelengemälde verschmolzen. Auch die Tagebücher Ottiliens fügen sich, soweit sie deren Stimmungen zeichnen, trefflich in den Rahmen des Ganzen; nur wo der Verfasser ihr ganze Akten aus dem Archiv seiner eigenen Lebensweisheit unterschiebt, entsteht zwischen ihrem Inhalt und dem Charakter des jungen Mädchens ein gewisser Mißklang. Auch dieser gleicht sich indes einigermaßen aus, wenn man das Tagebuch nicht zu ernst nimmt, sondern nur als Gelegenheit, die der Dichter sich bereitet, um gewissermaßen als griechischer Chor zwischen die Handlung und den Leser zu treten, ihm von den Erfahrungen seines Alters mitzuteilen und einem an sich untiefen weiblichen Gefühlsleben einigen Gehalt zu verleihen.

Wie im „Werther“ ist der ganze psychologische Zersetzungsprozeß — denn das ist schließlich diese Geschichte unglücklicher Liebe — von einem Kenner geschrieben, der tief in alle Gründe und Abgründe des Menschenherzens geschaut und alles Leid der Liebe bis in die kleinsten Einzelheiten an sich durchgefühlt hat; von einem feinen Künstler, der dies bunte Gewirre verschwommener und ringender Gefühle mit der durchsichtigsten Klarheit zum Kunstwerk zu gestalten wußte. Ein Jüngling hat alles empfunden, ein Greis alles aufgezeichnet. Der Dichter erscheint zugleich als Arzt und Kranker; aber als Arzt, der sich selbst kuriert, ist er sich selbst weit überlegener als einst im „Werther“. Die poetische Lebendigkeit der Zeichnung, der Farbe, der Handlung hat dabei verloren. Viele der Nebenpersonen,

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 370 f. [2] A. a. O. II[18] 294.

der Architekt, die Vorsteherin, der Gehilfe u. a., haben, wie in der „Natürlichen Tochter“, nicht einmal Namen erhalten[1]. Der Hauptmann und Charlotte, Eduard und Ottilie selbst sind äußerlich mehr typisch allgemein als konkret aufgefaßt. Doch ihr ganzes Seelenleben ist so individuell, so scharf charakteristisch ausgeführt, so harmonisch abgerundet, so bis ins Kleinste motiviert wie in keinem andern Romane Goethes. Auch das äußere Kulturbild besitzt die lebensvollste Klarheit und Wahrheit.

Gervinus erklärt die „Wahlverwandtschaften“ geradezu für das Meisterstück der neueren Novellistik überhaupt und findet sie mit den Novellen des Cervantes darin verwandt, „daß sie jene durchsichtige Helle, jene Plan- und Regelmäßigkeit in Entwurf und Ausführung, jene Quadratur der Anlage, jene geradlinige Richtung der Empfindungen und Leidenschaften, und die letzte Vollendung einer berechneten und mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführten Darstellung an sich tragen“[2].

Der Roman fand jedoch keine ungeteilt günstige Aufnahme. Die feindlichen Stimmen waren sogar zahlreicher als die freundlichen[3]. Der Vor-

[1] „Wer die Personen in den Wahlverwandtschaften sind“, schreibt Wilhelm Grimm an Arnim und Brentano im Januar 1810, „hat man längst heraus. Der Architect ist natürlich der Engelhard, in welchen die Vulpius verliebt gewesen, die Luciane ist nicht die Jagemann, sondern ein Fräulein Reizenstein, welche in Weimar ist und alle Herzen erobern soll. Ich habe sie mehrmals gesehen, aber gar nichts ausgezeichnetes an ihr gefunden. Die Ottilie ist ein Fräulein, von der Göthe gesagt hat, es stäcke nicht ein sondern tausend Engel in ihr, die aber nicht da war, ebenso nicht der Offizier, der Eduard ist, darum ich auch ihre Namen vergessen“ (R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm 48).

[2] Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V[5] 790.

[3] Sehr begeistert war Heinrich Voß: „O Sie unendlich reicher Mann! Wie wissen Sie zu beglücken!“ „Mir ist, als wenn Sie keins Ihrer früheren Werke mit dem Behagen, mit der Glut und Innigkeit geschrieben hätten, und doch sehe ich keins Ihrer früheren Werke geringer an, als vor Lesung der Wahlverwandtschaften“ (26. Dezember 1809, in Goethe-Jahrbuch V 77). — Wieland dagegen mißfiel der Roman; nur an Ottilie fand er bei der dritten Lesung einen Magnet, der sein Urteil günstiger stimmte (Düntzer, Freundesbilder aus Goethe's Leben, Leipzig 1853, 399). — „Die Staël schreibt mir fast aus der Seele darüber“, äußerte Wilhelm v. Humboldt gegen Caroline am 6. März 1810. „Sie sagt ... l'on y meurt d'amour, sans que pour cela les sentiments inspirent plus d'intérêt et que les caractères paraissent plus sérieux, il semble qu'il cherche à caractériser en tout l'empire du hasard. Das letztere finde ich äußerst wahr. Schicksal und innere Notwendigkeit vermisse ich vor allen Dingen darin“ (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 356). — „Aus den Wahlverwandtschaften können Sie übrigens sehen“, äußerte Klinger gegen Nicolovius am 6. Juli 1810, „wohin man kommt, was man endlich zusammen setzt, wenn ein gewisser Dämon von einem gewichen ist, wenn man sich nur selbst Genüge gethan hat — kurz, wenn man seine männliche Kraft nicht durch Thätigkeit und Kampf entwickelt hat, oder ungebraucht liegen ließ. — Und so gleichen die aufgestellten Charaktere

wurf der Immoralität wurde viel allgemeiner laut als gegen den „Werther". Er ist bis heute nicht verstummt.

Die Fabel an sich zeigt indes nur, wie ein äußerlich glückliches Familienleben durch Mangel an tieferer, innerer Bildung, durch leichtsinniges Spielen mit der sittlichen Gefahr, blinde Hingabe an die Leidenschaft, Halbheit in deren Bekämpfung langsam unterwühlt wird, endlich zusammenbricht und diejenigen mit in den Untergang zieht, die sich mehr oder weniger schuldvoll jenem törichten Spiel überlassen haben. Schon der geistige Ehebruch wird von Eduard selbst als Verbrechen gebrandmarkt. Ottilie erkennt ihr Verhältnis zu Eduard als eine Verletzung des Gesetzes, als ein Verlassen der gottgewollten Bahn, als ein Verbrechen an, das Buße und Sühnung erheischt. In ihrem und Eduards Untergang wird der poetischen Gerechtigkeit einigermaßen Genüge geleistet. Die Fabel, in ihren Hauptzügen betrachtet, rechtfertigt deshalb die Vorwürfe nicht, welche gegen die Moralität des Romans erhoben worden sind. Von aller Verfänglichkeit freisprechen läßt er sich aber dennoch nicht.

Zunächst haftet ihm jene Verfänglichkeit an, welche allen pathologischen Liebesromanen gemeinsam ist und die in der verführerischen Macht un-

---

dem Autor selbst, der im Müßiggang schwelgend Geschöpfe schafft, die aus Müßiggang — nicht handeln — sondern sich kitzeln, um leben zu können. Schade für die schöne Darstellung" (M. Rieger, Friedr. Maximilian Klinger. Zugabe zum 2. Teil, Darmstadt 1896, 133). — „Dieses Goethe'sche Werk ist durch und durch materialistisch", schrieb Fr. H. Jacobi an Koeppen am 12. Januar 1810, „oder, wie Schelling sich ausdrückt, rein physiologisch. Was mich vollends empört, ist die scheinbare Verwandlung am Ende der Fleischlichkeit in Geistlichkeit, man dürfte sagen in Himmelfahrt der bösen Lust" (R. Zoeppritz, Aus Jacobis Nachlaß. Ungedruckte Briefe von und an Jacobi und andere, Leipzig 1869, II 44). — Sehr milde urteilt Emilie Ringseis (A. Stockmann S. J., Alban Stolz und die Schwestern Ringseis, Freiburg 1912, 73 f): Ich glaube, „daß Goethe trotz eigener Lockerheit der Sitten ein unbefangen sittliches Gefühl beibehalten, aber ihm fehlte selber der Schlüssel. Da er immer den natürlichen Menschen, aber nicht die göttliche Gnade in Betrachtung zog, so konnte er selber mit den Resultaten nicht fertig werden. Ein gläubiger Christ, der die nämliche unvergleichliche Wahrheit der Auffassung und Darstellung besessen hätte und dazu die traurige Gelegenheit, so verschrobene Verhältnisse zu beobachten, hätte vielleicht mit Ausnahme von wenigen Strichen dasselbe Gemälde liefern dürfen unbeschadet seines Gewissens, aber das Resultat wäre ein anderes gewesen, nicht das faktische; aber das für den Leser. Mir wenigstens lautete das Ergebnis also: Ja, der natürliche Mensch, in solcher Zeit geboren und erzogen, kann unter solchen Verhältnissen, mit solchen Charakteren behaftet, kaum oder gar nicht über den Drang der Leidenschaften hinwegkommen; aber es gibt ein Höheres, das ihn auf wunderbare Weise erheben und zum Sieg führen kann, das ist eben die Erlösung". — Vgl. auch das Urteil von Görres bei R. Steig, Joseph von Görres' Briefe an Achim von Arnim. Erste Hälfte. 1808, Oktober 14. bis 1813, Februar 3., in Neue Heidelberger Jahrbücher, Jahrg. 10 (1900), 136 f.

glücklicher Liebe selbst liegt. Frau v. Staël hat darüber ein sehr wahres Wort gesagt und Goethe selbst hat es übersetzt: „Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte sagen kann, ist, daß diese Leidenschaft darin so gemahlt ist, daß sie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens gibt, in welchen diese Gefahr größer ist als alle Vortheile, die man davon erwarten könnte." [1] Verschuldetes und unverschuldetes Mißgeschick dämpfen den Reiz der Leidenschaft nicht, ja sie erhöhen ihn nur, wenn sie durch anziehende Schilderung zum Gegenstand der Liebe und Teilnahme geworden. Eine bloß allgemeine Moralität in den Grundzügen der Fabel reicht deshalb nicht aus. Der Dichter muß in der Darstellung der Leidenschaft selbst sich Schranken setzen und dem verführerischen Reize des Bösen znm wenigsten ein heilsames Gegengewicht schaffen, wenn sein pathologisches Bild nicht zum Lockmittel werden soll.

Hier liegt nun die Schwäche des Werkes wie zahlloser anderer Romane, deren Verfasser nichts anderes im Sinne hatten, als die Nachtseite des Menschenlebens, Leidenschaft, Sünde, Verbrechen, sittliche Zerrüttung und Fäulnis, möglichst kunstvoll und pikant darzustellen [2]. Der Dichter selbst ist von der Leidenschaft erfaßt, die er schildert; der Arzt ist selbst von der Krankheit ergriffen, die er zu heilen vorgibt. In all ihren Sorgen und Leiden, in ihrem Gram und Tod ist ihm Ottilie mehr als eine bloße Romanfigur; sie stirbt für ihn nicht; sie ist das Ideal seiner Liebe, wie einst Gretchen, Lotte, Lili, Charlotte v. Stein und Christiane, die „römische" Geliebte in Thüringen. Er selbst liebt, wie Eduard — der ältere, verheiratete Mann, ein junges Mädchen. Die ganze Glut und Innigkeit wirklicher Liebe durchströmt den Roman und leiht ihm teilweise seinen Zauber.

Die Darstellung ist allerdings weit von jener platten Lüsternheit entfernt, mit welcher Wieland verfängliche Situationen herbeizuführen und bis zum Obszönen zu steigern pflegt. Goethe weiß seine Worte abzuwägen und spricht kaum eines aus, das eine wohlerzogene Dame ihm nicht nachsprechen dürfte. Es lassen sich mit zierlichen Worten indes allerlei Dinge andeuten, welche, in die Sprache der Phantasie übersetzt, vom Lüsternen wenig abstehen.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 237. — Wie wenig Verständnis Goethe für solche Einwände hatte, zeigen seine Äußerungen gegen Riemer (R. Keil, Aus den Tagebüchern Riemers V, in Deutsche Revue, 12. Jahrg., 286).

[2] Diese lediglich pathologische Natur des Romans gibt auch der warme Goethe-Verehrer Zauper zu: „Mag es Anderen gegönnt sein, in Romanen zu schildern, quid virtus, et quid sapientia possit, unser Dichter hat es sich einmal vorgenommen, die Menschen zu geben, wie sie, leider! sind, und so werden sie für uns belehrender als jene Ideale, nach denen wir vergeblich suchen" (J. St. Zauper, Studien über Goethe, Wien 1840, I 185). Sollte der Menschheit wirklich alles Ideale abhanden gekommen sein? Sollte der Dichter nichts zu schildern finden als Elend und Sünde? Oder soll das belehrender wirken als das Gute?

„Es gibt Gedanken, deren bloßes Vorhandensein schon eine Handlung ist und zerstörend wirkt; gibt ihnen nun vollends die Dichtung durch ihre Darstellung einen ätherischen Körper, so wird die innere Zerstörung tausendfach fortgepflanzt; diesem Vorwurf wird man Partien der Wahlverwandtschaften schwerlich entziehen." [1]

So vorsichtig und wählerisch, anscheinend sogar keusch [2] Goethe in seinen Worten und Wendungen auch sein mag, so frei ist er in seinen Situationen, in der ganzen Entwicklung des Romans. Es ist eine vollständige Schule ehebrecherischer Liebe, die, wie im „Wilhelm Meister", durch den Zauber der Darstellung aufs höchste verlockend wirkt: auch in der Katastrophe zehren Eduard und Ottilie noch von der Süßigkeit der sündigen Erinnerung, und selbst im Tode schwebt ihnen ihre Vereinigung als das höchste Ziel des Daseins vor. Alle Szenen und Bilder des Romans sind in das magische Licht dieser unglücklichen Liebe getaucht, Natur und Kunst sind nur herbeigezogen, um ihre unwiderstehliche Gewalt hinreißender zu zeichnen. Der Ehebruch, zwar prinzipiell verurteilt, ist tatsächlich mit einem Glorienschein von Schönheit, lockender Anmut, verführerischem Reiz umgeben. Ernste Männer, denen die Heiligkeit der Ehe wirklich mehr als ein Roman galt, haben diesem Werke Goethes deshalb nie rechten Geschmack abgewinnen können [3].

Ein künstlerisches Gegengewicht zu dem künstlerisch verherrlichten Ehebruch bietet der Roman nicht. Zum Anwalt der Ehe und des Sittengesetzes hat Goethe die halb komische, halb philiströse Gestalt Mittlers be-

---

[1] H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur, Leipzig 1841, 300.

[2] Karl Rosenkranz (Göthe und seine Werke [2], Königsberg 1856, 83 f) spricht sogar von Goethes „keuschester Feder"; was dieser „Doktor der Theologie" aber unter Keuschheit versteht, siehe ebd. 232 ff.

[3] „In den Vereinigten Staaten", sagt der ausgezeichnete Historiker Bancroft, „würden die ‚Wahlverwandtschaften', Dank der verehrten Heiligkeit des Ehebandes, als eine falsche und gefährliche Schmähschrift auf die menschliche Natur, zur Seite geworfen werden" (Horatio S. White, Goethe in Amerika, in Goethe-Jahrbuch V 225). — Guizot äußerte, wie Graf Apponyi, österreichischer Botschafter in Paris am 5. November 1845 an Metternich berichtete: C'est l'incrédulité la plus profonde, la dissolution de toute règle, de tout principe, c'est l'Epicuréisme spirituel le plus prononcé, ne rien faire que pour le plaisir, pour la jouissance, tout scruter, tout juger d'après ses convenances. . . . Monsieur Guizot compare Voltaire le fondateur du rationalisme en France à Goethe qui selon lui en est le créateur en Allemagne. Vous connaissez les Wahlverwandtschaften, m'a-t-il dit, eh bien c'est le pendant du Candide de Voltaire, ce sont les mêmes principes, les mêmes tendances, comme de raison sous des formes très différentes et d'après la différence des nationalités (Kaiserl. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien). Alfred Stern, der dieses unter dem Titel „Ein Urtheil Guizots über Goethe" in Goethe-Jahrbuch XXVIII 256 veröffentlicht, fragt zürnend, wie Guizot sich erkühnen mochte, sich so zu äußern, und schreibt es der Einwirkung der Frau v. Staël zu.

stellt, zum Anwalt der Religion einen stillen, unbedeutenden Architekten. Wie im „Wilhelm Meister“, so ist auch hier kein einziger großer, idealer Charakter, kein Mann von unbeugsamer Willenskraft, keine Frau von fleckenloser Reinheit, in deren Reden und Taten die Nichtswürdigkeit Eduards und die Schwäche Ottiliens künstlerisch ihre volle und tatsächliche Kritik fände. Nur das Schlechte oder Halbgute ist dem Dichter interessant, nur daran verschwendet er seine ganze poetische Darstellungskunst. Für das Gute, das Edle und Erhabene fehlen ihm Gestalten und Farben, Künstlerliebe und Darstellungsgabe[1]. Dem Verteidiger der Ehe hängt er den Philistermantel eines lächerlichen Pechvogels um[2], und aus dem Jammer, den die Leidenschaft angerichtet, weiß er keinen Ausweg anzugeben als das mattherzige Wort: Entsagung! Dieses Wort bedeutet nicht, wie im christlichen Sinn, das gottesfreudige, heldenmütige Opfer zeitlicher Güter um ewiger, unvergänglicher willen, nicht die Bedingung eines höheren, besseren, idealeren Lebens. Was es bei Goethe bedeutet, hat der französische Kritiker A. Mézières sehr richtig ausgedrückt:

„Wo Goethe diese Frage der freiwilligen Entsagung berührt, die einem jeden aus uns von der Natur auferlegte Pflicht, uns zu entäußern und einzuschränken, wenn wir glücklich sein wollen, stößt er auf das Fundament jenes Sittengesetzes, das die Regel seines inneren Lebens und das Hauptgeheimnis seiner Kraft gewesen ist. Von seiner Jugend an hat er sich vor dem Übermaß der Leidenschaft und vor dem zügellosen Drang der Sinnlichkeit wie vor einer Schlinge gehütet. Die Liebe zur Ordnung, die er von seinem Vater geerbt, hielt bei ihm der Liebe zum Vergnügen das Gleichgewicht, die er von seiner Mutter geerbt. Seine Tugend hat nichts Rauhes; er genießt das Leben oft wie ein gegen sich selbst nachsichtiger Epikureer, aber er setzt sich eine Grenze, die er nicht überschreitet; er weiß zur rechten Zeit, in dem Augenblick inne zu halten, wo die Lust das Gleichgewicht der Fähigkeiten aufheben und sein Glück stören könnte. Es liegt etwas Stoizismus in dieser beständigen Wachsamkeit, in diesem fortdauernden Bezwingen seiner selbst; es liegt auch eine wunderbare Kenntnis der Bedingungen des Lebens darin. Um die Lust besser zu genießen, versagt sich Goethe das Über-

---

[1] Höchst sonderbar ist Goedekes Aufforderung (Grundriß[2], fortgeführt von Goetze IV 1. Abt., Dresden 1891, 556): „Neben die ‚Wahlverwandtschaften‘ möge, wer darin den Frieden mit dem Sittengesetz vermißt, ‚Hermann und Dorothea‘ stellen, und vor der Verurtheilung des Künstlers, der den Roman schrieb, erwägen, daß derselbe Künstler auch die idyllische Epopöe schuf.“ Ganz gewiß! Auch „das Wort, das Philinen nachgesprochen ist“ (Goethe-Jahrbuch IV 80), auch den „Wilhelm Meister“, auch die „Römischen Elegien“!

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVI 222 f. — C. Hoheisel, Göthe's dramatische und epische Hauptwerke, Eisenach 1873, 158 159.

maß der Lust; jede Entbehrung verwandelt sich für ihn in einen Zuwachs moralischer Genüsse; er entschädigt sich für die vorübergehende Freude, die er opfert, an der bleibenden Ruhe, die er sich verschafft." [1]

Das ist die Moral der „Wahlverwandtschaften" und Goethes selbst. Einen festen, sittlichen Halt in positivem Glauben hat er nicht zu bieten, nicht einmal eine klargefaßte, zuverlässige Philosophie. Die „Wahlverwandtschaften" bergen Irrtümer, Halbwahrheiten, unrichtige Ideen, flache Anschauungen, die, geistreich vorgebracht, eine gewisse Tiefe zu haben scheinen. Es würde eine ganze Schrift erheischen, die bunte Menge seiner halb heidnischen, halb christlichen oder phantastischen Ideen in Bezug auf Gott, Seele, Natur, freien Willen, Unsterblichkeit, Religion, Offenbarung, Wunder, Kirche, Gottesdienst, Ehe, eheliche und bürgerliche Pflicht, Sünde, Buße usw. bis ins einzelne aufzudecken und von den wirklichen Goldkörnern natürlicher Weisheit und geselliger Bildung auszuscheiden, mit denen sie, wie Spreu mit Weizen, gemischt sind. Jedes Körnchen Gift ist mit liebreizender Süßigkeit umkleidet und jedes Körnchen geistiger Nahrung mit einer feinen Dosis Gift versetzt.

Das unerfahrene Mädchen, das sich an Ottiliens gewinnender Charakteristik und rührend schlichten Erlebnissen in die Vorstellung und in die Träume einer ehebrecherischen Liebe hineinphantasiert, wird durch keine feste, sichere Wahrheit von der Nachahmung des unglücklichen Vorbildes zurückgeschreckt. Ottilie selbst wird nur durch dunkles Gefühl, geheimnisvollen Mystizismus aus ihrem sündigen Verhältnis aufgerüttelt: sie gibt es ganz entsprechend nur äußerlich auf, hält innerlich an der verbotenen Liebe fest und geht daran zu Grunde. Sie spricht von Gott und von Gesetz, aber sie hat nicht einmal eine bestimmte, christliche Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele.

„Wenn man", so heißt es in ihrem Tagebuch [2], „die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Überschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein, verlischt früher oder später. Wie über die Menschen so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Die älteren Leute im Roman wissen auch nichts Besseres. Sie reden von der Liebe wie von chemischen Wahlverwandtschaften; der lockere Graf, der auf Besuch kommt, schlägt Probe-Ehen auf fünf Jahre vor. Was Wunder,

---

[1] Revue des Deux Mondes. T. C. 880 ff. — Vgl. K. E. Schubarth, Zur Beurtheilung Goethe's mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst, Breslau 1820, I[2] 126 ff.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 215.

wenn das „liebe Kind" in solcher Gesellschaft auf die Idee verfällt, durch Aushungerung seine bisherige Liebe zu Eduard büßen zu müssen, und wenn es endlich daran stirbt, daß Mittler die zehn Gebote erklärt. Die Erklärung ist aber auch danach. Nachdem Goethe 40 Jahre lang kaum mehr in einer Kirche gewesen, scheint er nicht mehr zu wissen, wie jeder gläubige Protestant und Katholik die zehn Gebote auslegt, und befürwortet in langer Rede, sie abzuschaffen und durch bessere zu ersetzen[1]. Die Rede erinnert unglücklicherweise die abgehärmte Ottilie an ihre sündige Liebe. Das ist der letzte Stoß. Jetzt bricht sie zusammen. Der langsame Selbstmord ist dadurch gemildert, und der Dichter steht nicht an, sie heilig zu sprechen, ja sogar zur Wundertätigen zu machen. So wird in feinster Weise, auf Schritt und Tritt, jede christliche Anschauung unterminiert und in jenen Gefühlsnebel verflüchtigt, den Goethe anderwärts für Religion ausgab.

Besonders bestrickend sind dabei jene katholischen Elemente verwertet, in welchen die protestantischen Romantiker in ihrer Novellistik dem katholischen Glaubensleben sich wenigstens äußerlich einigermaßen näherten, sowie der abergläubische Mystizismus, durch den sie sich die wahre Religion zu ersetzen suchten. In die modern-liberale Gesellschaft tritt ein christlich-germanischer junger Architekt und Maler, der sich in Ottilie verliebt und auch diese etwas beschäftigt; in dem materialistisch-ideenlosen Park wird eine gotische Kapelle stilgerecht restauriert, mit Glasfenstern, Chorstühlen und einer schweren, eisenbeschlagenen Türe; auf die blaue Decke werden Engel gemalt, die alle etwas Ottilie gleichen; Ottilie geht dahin, nicht um zu beten, sondern um von Eduard zu träumen. „Die farbigen Scheiben", meint sie, „machen den Tag zur ernsten Dämmerung", und jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe. Auf Weihnachten bereitet der Architekt eine Krippendarstellung vor. „Ein schöner frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen." Zur Madonna ist Ottilie ausersehen. Der Architekt arbeitet Tag und Nacht, die Darstellung wird glänzend, nur fehlen die Zuschauer, welche das fromme Schauspiel hätten genießen können.

„Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunct, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück, bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte was sie spielte."

---

[1] Ebd. 403 f.

In der gotischen Kapelle finden Eduard und Ottilie ihre Ruhestätte, sie wird zum Wallfahrtsort, nachdem Ottiliens Dienstmädchen, wie es meint, durch diese wunderbare Rettung gefunden.

„Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Übel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt die Capelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.“ [1]

Wie fein Goethe in künstlerischer Hinsicht all diese katholischen Anklänge ausgeführt, wie sehr er dabei die ähnlichen Darstellungen der protestantischen Romantiker übertroffen, hat Adolf Schöll verständnisvoll dargelegt [2]. Er hat indes übersehen, daß die protestantische Romantik und der katholische Glaube zwei ganz verschiedene Begriffe sind, und daß Goethe, indem er jene künstlerisch überwand, diesen zwar sehr verkappt und spöttisch mitangriff, aber den Wert seiner Lehren und Gebräuche, die tiefste Poesie seines Wesens keineswegs anzutasten vermochte.

Goethes Angriff liegt in dem Verweben der schönen, echt poetischen Formen, welche dem Dichter viele der anmutigsten Bilder liefern, mit leichtfertigem Unglauben und Aberglauben, rationalistischen Theorien und eitler Kunsttändelei, Jammer und Sünde. Die echt christliche und deutsche Kunst wird aus ihrer idealen Höhe in einen bequemen Realismus herabgezogen, und ihre Werke werden als bloße Theaterdekoration den Damen zu Füßen gelegt. Die neueste Madonna Goethes, die Wundertäterin Ottilie, ist zugleich eine Art nervös-magnetischen Mediums. So fein und empfindlich sind ihre Nerven, daß ein Pendel in ihrer ruhenden Hand zu schwingen beginnt, daß sie die Nähe eines verborgenen Kohlenlagers wittert. Sie hat hellseherische Träume, und da sie links, Eduard rechts ein chronisches Kopfleiden hat, so ist an sympathetischer Wahlverwandtschaft nicht zu zweifeln. Das engelgleiche Wesen, die Heilige der gotischen Kapelle, ist aber nicht nur ein Phänomen dunkeln Aberglaubens; ihr religiös ausstaffiertes Traumleben schwebt und schwimmt beständig in geistigem Ehebruch; ihre angeblichen Wunder sind der Lohn eines langsamen Selbstmords, und das liebliche, an sich so traute Krippenbild ist mit echt Voltairescher Frivolität zwischen ein zerstörtes Familienleben und das Grab einer Selbstmörderin gerückt. Das religiöse, katholische Element paradiert also genau in derselben Weise, wie Bischöfe, Mönche und Nonnen in zahlreichen Opern, als pathetisch-romantisches Gegenstück zu dem Augentrost, an welchem der Lebemann sich am liebsten weidet.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 208 ff 219 ff 270 ff 409 ff 413 ff.

[2] A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens 398—412.

Wie wenig ernst im Sinne des Dichters die dürftige Moral der „Wahlverwandtschaften“ zu nehmen ist, bezeugt das Fragment „Pandora“ [1], welches derselben Zeit und denselben Gemütsstimmungen entstammt und teilweise schon 1808 in Seckendorffs Zeitschrift „Prometheus“, ganz 1810 als Taschenbuch erschien. „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften“, sagt Goethe selbst, „drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.“ [2]

Aus Ottiliens gotischer Grabkapelle kehrte er hier in sein Lieblingsreich der altgriechischen Sage zurück. Er mag vielleicht daran gedacht haben, sein früheres Fragment „Prometheus“ zu vollenden. Aber er selbst war nicht mehr Prometheus. Die himmelstürmende Wut der Revolutionszeit hatte sich gelegt. Die Titanen hatten nichts zustande gebracht als eine unsägliche Verwirrung. Prometheus selbst kam ihm jetzt, unter napoleonischer Beleuchtung, wie ein unkünstlerischer, materialistischer, gewalttätiger Grobschmied vor, ungefähr wie der Thor der altgermanischen Sage. Er wandte sich deshalb dem von der griechischen Mythologie sehr ungünstig behandelten Epimetheus zu. In ihm glaubte er eher einen Träger für seine Ideen zu finden. Aus dem griechischen „Unbedacht“ schuf er sich einen weichen, melancholischen, deutsch-hellenischen Träumer, einen Dichter, der in Pandoras Liebe und Schönheit einst den Inbegriff aller Seligkeit zu gewinnen hoffte. Doch Pandora ist ihm entschwebt. Keiner seiner Träume hat sich verwirklicht.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. L 295—344. — Düntzer, Goethe's Prometheus und Pandora, Leipzig 1854. — Riemer, Mittheilungen II 596—598. — A. Schöll, Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens 418—461. — K. E. Schubarth, Zur Beurtheilung Goethe's mit Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst I^{2} 160—166. — K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke^{2} 166—172. — O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter IV 523—526. — J. W. Schäfer, Goethe's Leben, Leipzig 1877, II^{3} 243 f. — O. Harnack, Essais und Studien zur Literaturgeschichte, Braunschweig 1899, 99—118. — W. Scherer, Aufsätze über Goethe^{2}, Berlin 1900, 247—279. — M. Morris, Goethe-Studien^{2}, Berlin 1902, I 249—291. — R. M. Meyer, Goethe^{3} I 553—560. — A. Bielschowsky, Goethe II^{10} 295—310. — U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Goethes Pandora, in Goethe-Jahrbuch XIX 3*—21*. — O. Pniower in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XV 372 ff. — H. Steuding, Wie vergeistigt Goethe in seinen Dramen die der griechischen Mythologie entlehnten Motive?, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 16. Jahrg., 739—744. — E. Dowden, New Studies in Litterature 185. — G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique 317—329.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 28. v. Wilamowitz-Möllendorff, der das „eine ungenaue Erinnerung“ nennt, fügt bei: „Das konnten sie nicht, sondern Pandora hat zurücktreten müssen und sie drückt das Gefühl der Entbehrung nur in der größeren Hälfte des ausgearbeiteten Theiles aus, war aber mit nichten so geplant: es sollte ja gerade ‚Pandoras Wiederkunft‘ werden“ (Goethe-Jahrbuch XIX 17*). Vgl. in Goethes Werken, WA 3. Abt. III 297 die Notiz: „Sodann an dem Vorspiel Pandorens Wiederkunft.“

Als enttäuschter Greis klagt er, daß die Hämmer der prometheischen Schmiede ihn so früh vom Schlummer wecken. Seine Jugend selbst, sein ganzes Leben deucht ihm verfehlt. Er ist ein völliger Pessimist geworden:

„So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt
Ich unbedachtsam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelastende Qual erwarb.
So flohst du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechselnd immer, immer wechselnd mir zum Trost,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;
Nun aber, nächtig immer schleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgensterns
Voreilig Blinken. Besser blieb' es immer Nacht!" [1]

Ein Liebeslied des Phileros, Prometheus' Sohn, scheucht ihn aus seinen jammervollen Betrachtungen auf. Dieser sucht seine Geliebte und erinnert den Alten damit an seine eigene einstige Liebeszeit. Epimetheus schildert nun seine Bewerbung um Pandora und sein Liebesglück in langem, träumerischem Monolog und schläft dabei ein. Inzwischen tut sich die Schmiede des Prometheus auf: bald glühen die Essen, Waffen werden geschmiedet, Hirten bestellen sich Schwerter zum Kampf. Dem Epimetheus erscheint Elpore, seine und Pandoras Tochter, im Traum und verkündet ihm in den süßesten Melodien eines Liebesliedes Pandoras Wiederkunft:

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein sein?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?"
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!

(Sie verhüllt sich und verschwindet; als Echo wiederholend:)

Ja doch! ja! [2]

Noch mächtiger wallt die Liebessehnsucht des Greises auf, als die von Phileros mit dem Schwert verfolgte Epimeleia fliehend dahereilt. Sie hat dem jugendlichen Liebhaber Phileros mit einem Hirten die Treue gebrochen; er will sie töten. Da aber Epimetheus sie schirmt, flieht er verzweifelnd, sich selbst den Tod zu geben. Epimeleia erzählt in glühender Romanze ihrer Liebe Lust und Leid. Da glaubt ihr Vater seine Pandora wieder vor sich zu sehen und schildert im Zwiegespräch mit Prometheus deren Schönheit,

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. L 299 f. [2] Ebd. 315.

begeistert wie einer, der zum ersten Male liebt. Doch bald erinnert er sich, daß er Pandora verloren, und der Liebeshymnus stimmt sich herab zum traurigsten Klagegesang. Da ruft Epimeleia um Hilfe. Ihr Hirt ist erschlagen. Phileros eilt zum Meere, um sich zu ertränken. Prometheus bietet seine Leute auf, ihn zu retten. Eos hilft und verkündet die Rettung.

So weit das Fragment. Aus ein paar abgerissenen Worten einer weiteren Skizze schlossen die Kommentatoren auf ein Stück, das die Kulturgeschichte der ganzen Welt umspannen sollte. Goethe hat indes dieses Kulturbild nicht gedichtet. Was aus dem Bruchstück spricht, ist Goethes altes und immerwährendes Geständnis, daß er Kunst, Poesie, Schönheit hauptsächlich in einem sinnlichen Liebesrausch zu finden pflegt, sei es im seligen Besitz der Geliebten, sei es in der Klage um sie und der Sehnsucht nach ihr. Der greise Epimetheus ist er selbst, der, von Minna Herzlieb getrennt, erst trauernd den Liebesträumen seiner Jugend nachhängt, dann neue Liebe erhofft, in dem Liebestreiben der jüngeren Generation Erinnerung und Hoffnung neu belebt und wenigstens als Dichter Lust und Leid der Liebe noch einmal durchzukosten sucht. Das ist sein Element, sein Ideal, sein alles.

„Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden!
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

„Du suchest nach Worten sie würdig zu loben,
Du willst sie erhöhen; sie wandelt schon oben.
Vergleich' ihr das Beste; du hältst es für schlecht.
Sie spricht, du besinnst dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst dich entgegen; sie gewinnt das Gefecht.
Du schwankst ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

„Das Gute, das Liebe, das mag sie erwidern.
Was hilft hohes Ansehn? Sie wird es erniedern.
Sie stellt sich an's Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
Gibst Reichthum und Weisheit und alles in den Kauf.

„Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt;
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauen-Gestalt." [1]

[1] Ebd. 328 f.

Eine platonisch-idealistische Deutung läßt dieser Hymnus nicht zu. Das ganze Fragment entstammt der weichsten, glühendsten Liebesatmosphäre. Keine Enttäuschung, kein Verlust, nicht Alter noch Erfahrung, nicht die allgemeine Not noch die drückenden Kriegsereignisse vermögen den Dichter in seinem Liebesrausch zu stören. Er lebt ihn in all seinen Phasen durch, und die Dichtung stockt, wie so viele andere, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht [1].

Wie beim Werther fehlt auch hier das zynische Schlußkapitel nicht, obwohl Goethe es nicht in sein Werk aufzunehmen wagte. Es gehört, trotz seiner geglätteten Form, zur Rubrik der niedrigsten erotischen Literatur. Das Gedicht heißt „Das Tagebuch" [2]. Goethe hielt damit zurück, weil er fürchtete, „der Mehrzahl guter Menschen durch eine zu große Offenheit Aergerniß zu geben". Eckermann betrachtete es für „weit verfänglicher" als selbst die anstößigsten „Römischen Elegien" und fand das Elaborat „so ohne allen Rückhalt natürlich und wahr, daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt" [3]. Riemer aber, dem Goethe 1810 zu Karlsbad das Gedicht diktierte, drückt die Befürchtung aus, „die Waare" möchte konfisziert werden, wenn sie auch besser sei als die eines Wieland und Thümmel, und fügt bei: „Sie ist zur Zeit noch secretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutschen keinen Spaß verstehen und Alles gleich für baren Ernst nehmen, was auch nur ein Usus Ingenii ist." [4]

---

[1] „Der einstige Stürmer und Dränger, der kräftig eingreifende, führende und leitende Staatsmann ist zu dem weichlich-sentimentalen Gefühlsmenschen geworden, der, abgeschlossen von der Welt und ihrem eitlen Streben, in der Erinnerung an die einst erschaute Schönheit und an ein einst besessenes Glück ein Traumleben führt" (K. Heinemann, Goethe [2] 622).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. V 2, 345—350. — Nach W. v. Biedermann (Goethe-Forschungen III 230) ist das Tagebuch zu den durch Minna Herzlieb hervorgerufenen Dichtungen zu rechnen, eine Poesie, „in der, nur auf anderem Wege als im Roman, die Natur sich gegen Uebertretung des Sittlichkeitsgesetzes auflehnt". — Vgl. dagegen L. Geiger (Goethe und Christiane, in Frankfurter Zeitung, 37. Jahrg., Nr 345 [10. Dez. 1892], 1. Morgenbl.), der vom Tagebuch meint, man könne es „wie eine Art reuiger Rückkehr zu der im Alter etwas Vernachlässigten betrachten". — „Wer mit Ursprung und Art Goethischen Dichtens", sagt J. Niejahr (Goethes Gedicht „Das Tagebuch", in Euphorion II [1895] 605), „nur einigermaßen vertraut ist, wird nicht zweifeln, daß in der That ein wirkliches Erlebniß vorausgesetzt werden muß, dem nachzuforschen allerdings eben so geschmacklos wie wahrscheinlich vergeblich sein würde." — Während nach Niejahr Goethe das Hauptmotiv Ovids Amores III 7 entlehnt haben soll, wird in der Allgemeinen Zeitung 1891, Beil. Nr 233 die Ansicht ausgesprochen, wahrscheinlich sei das Gedicht „1808 auf eine Anregung durch eine Lectüre Casti's ‚in seinem Stil und Sinne' entstanden".

[3] Eckermann, Gespräche [3] 70 (25. Februar 1824).

[4] Riemer, Mittheilungen I 622—624.

Nachdem das „Tagebuch" 1864 herausgegeben [1] und von Emil Kuh in der „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben" feierlich als „ein verborgenes Juwel von Goethe" angepriesen wurde, wiesen selbst die gewiß nicht prüden „Blätter für literarische Unterhaltung" diese unsittliche Marktschreierei zurück und verurteilten das Bestreben, dergleichen „geheime Sünden an's Tageslicht zu fördern" [2].

Als das Gedicht 1879 mit dem Datum 1880 zu Karlsbad neu aufgelegt und verbreitet wurde, fiel es unter der Literatur mit verklebten Kupfern der Polizei in die Hände, wurde jedoch auf Goethes Namen hin wieder freigegeben. Zürnend erhoben sich da die „Grenzboten" und nach ihnen die „Frankfurter Zeitung" gegen die unfeine Spekulation, durch welche „eins der herrlichsten" Goetheschen Gedichte „zu einem zweideutigen Sensationsobjekt herabgewürdigt worden, auf die Stufe der Weinstuben- und Commisvoyageur-Literatur, auf die Stufe jener Pikantissima", die „sich Woche für Woche in den Spalten des Beiblattes zum ‚Kladderadatsch' herumtreiben"; ein Tautropfen sei dadurch „im Schmutze selbst zu Schmutz" geworden [3]. Es liegt indes auf der Hand, daß unschuldige Tautropfen zu derartigen Spekulationen nicht verlocken und daß das Gedicht nur deshalb unter die „Pikantissima" gekommen ist, weil es dahin gehört oder nach Eckermanns Ausdruck so rückhaltlos natürlich ist, „daß die Welt dergleichen unsittlich zu nennen pflegt" — und zwar mit Recht [4].

---

[1] „Nach einer Abschrift aus Müllers Nachlaß ließ Salomon Hirzel es im Jahr 1861 für die stille Gemeinde der Goethefreunde abdrucken, worauf alle späteren indiskreten Veröffentlichungen zurückgehen" (J. Niejahr a. a. O. 615).

[2] Blätter für lit. Unterhaltung 1864, 921 f.

[3] Grenzboten 1879 IV 103—109. Vgl. Frankfurter Zeitung vom 15. Januar 1880 (Nr 15, Abendblatt).

[4] „Die Herausgeber der sonst alles bringenden Hempelschen Ausgabe schlossen es als Obscönität aus. Aber — selbstverständlich! möchte man sagen — eröffnete im letzten Jahre eine hochmoderne Sammlung (Ars amandi) ihre Bände mit dem Tagebuche. In der gleichfalls hochmodernen Einleitung der Sammlung heißt es: Unendlichen Glanz gossen die Dichter über die Liebe aus, adelten die Sinnlichkeit, verknüpften damit die Vorstellung unsagbar köstlicher, seelischer Freuden. Wohl den Dichtern allein schuldet die Kulturmenschheit Dank dafür, daß das Liebesbegehren sich verfeinerte, daß der Genuß durchgeistigt und deshalb unvergleichlich gehoben wurde. Aus der Stellung des Dichters zum Weib läßt sich zwanglos auf den Geist der Zeit schließen. Leider sind gerade diese Kronjuwelen der Weltlitteratur so gut wie unbekannt. So verkümmern Bücher, unerreichte Meisterwerke, die das Entzücken jedes epikuräischen Feinschmeckers, jedes frauenverehrenden Lebenskünstlers wären, fast ungekannt im Dunkeln. Die Sammlung Ars amandi soll dem abhelfen. . . . Und darum ist allen vornehm empfindenden und für die Schönheit empfänglichen Männern von Welt die Sammlung gewidmet" (Köln. Volksz., 41. Jahrg., Lit. Beilage Nr 13 vom 28. März 1900).

Viertes Kapitel.
Die Farbenlehre.
(1808—1810.)

Das Nächste, was Goethe den „Wahlverwandtschaften" und der „Pandora" folgen ließ, war sein größtes wissenschaftliches Werk, dasjenige, auf welches er sich fast mehr als auf seine Dichtungen zu gute tat, von dem er den Ruhm und die Bedeutung eines bahnbrechenden Entdeckers erwartete: seine Farbenlehre. „Auf Alles", pflegte er wiederholt zu sagen, „was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre, der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf thue ich mir etwas zu gute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele." [1]

Erklärlich „wird diese Ueberschätzung seiner Leistungen", bemerkt J. H. F. Kohlbrugge [2], „durch die Erwägung, daß das große Talent auf seinem Gebiet spielend schafft; die schönsten Lieder entfließen dem Dichter fast unbewußt, ganz wie schwierige Lösungen anderer Fragen dem Denker, dem Mathematiker, oft zufallen in Augenblicken, in welchen er glaubt an andere Dinge zu denken. In den Fächern aber, für welche man kein so ausgesprochenes Talent hat, muß angestrengt gearbeitet werden, um etwas zu leisten. Nun schätzt der Verfasser das Geleistete gerne nach der darauf verwendeten Anstrengung und schätzt so verkehrt."

Neben all den Liebesdichtungen nimmt sich das ernste Buch mit seinen trockenen Paragraphen wunderlich genug aus. Faust ist zum Wagner geworden, und die poetische Phantasie scheint unter dem Druck prosaischer Experimente, Schemata und Schablonen völlig versiegt zu sein. Dennoch ist dem nicht so. Das ganze Werk ist im Grunde betrachtet aus Selbsttäuschungen hervorgegangen, aber es waren die Selbsttäuschungen eines großen Dichters.

Weil Goethe in jungen Jahren zeichnen gelernt hatte, glaubte er zum Maler berufen zu sein; weil er als Dichter mit einem reichen Schönheitsgefühl ausgestattet war, meinte er auch Malerei, Bildnerei, Baukunst, ja alle übrigen Künste beherrschen zu können. „Niemand, wenn er auch noch soviel besitzt", sagt er, „kann ohne Sehnsucht bestehen; die wahre Sehnsucht aber muß gegen ein unerreichbares gerichtet seyn; die meinige war es gegen die

---

[1] Eckermann, Gespräche [3] 261.

[2] Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher, Würzburg 1913, 31 Anm.

bildende Kunst. Jemehr es mir an Technic und Geduld fehlte, sie zu erwerben, desto stärker war die Begierde auf geistigem Wege zu erfassen, was nur durch cörperliche Mittel errungen werden kann und in dieser Richtung schien ich nur ein nie zu befriedigendes Bedürfniss augenblicklich zu befriedigen. Niemand wird hierin den wahren Character der Sehnsucht verkennen."[1] Weil Goethe mit seinem lebhaft sinnlichen Naturell an der Philosophie keinen Geschmack fand, wandte er sich mit Leidenschaft den bildenden Künsten und der Naturwissenschaft zu, hoffte durch geniale Intuitionen das Geheimnis des Schönen zu ergründen und zweifelte nicht, auf diesem ästhetisch-empirischen Wege zu einem genußreichen Verständnis des Weltalls zu gelangen, welches an Tiefe und Bedeutung alle Philosophien überflügeln würde. Mit der ersten Täuschung trug er sich an zwanzig Jahre; erst in Italien gewann er durch das Zureden erfahrener und wohlwollender Künstler die Überzeugung, daß er nicht zum Maler geboren sei. Desto mehr aber klammerte er sich jetzt an die beiden damit verwandten Täuschungen an und hielt sie fest bis zum Tode. Aus ihnen ist der Plan seiner Farbenlehre erwachsen.

Licht und Farbe sind das Element der Malerei, welche Goethe nebst der Poesie und Skulptur am frühesten beschäftigte. Schon in seinen Jugendaufzeichnungen, den „Ephemeriden", finden sich Belege hierfür[2]. Dichtungen und Briefwechsel bezeugen die wachsende Neigung. Der Plan, die Optik von Grund aus zu studieren, scheiterte an dem Mangel mathematischer Kenntnisse. Dennoch verlor er den Mut nicht, die Natur des Lichtes und der Farben so weit zu ergründen, als es zum Verständnis des Schönen in Natur und Kunst erforderlich und hinreichend ist. Man kann ja den Generalbaß meisterlich verstehen, ohne die mathematischen Undulationsprobleme theoretisch lösen zu können, auf welchen er beruht. Der Mut wuchs unter dem schönen Himmel Italiens im Anblick der herrlichsten Malereien.

„Ich sehe", schreibt er[3], „daß ich mit einiger Übung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können." Aus Italien zurückgekehrt, beschäftigte er sich viel mit Optik und durchlief „in einsamen und mitunter schlaflosen Nächten" den „ganzen Kreis der Farbenlehre"[4]. Nach der schlesischen Reise machte er jene Versuche mit den Prismen des Hofrats Büttner, welche ihn zu der plötzlichen Überzeugung führten, Newton habe geirrt und er selbst sei berufen, vermöge dieser Entdeckung der gesamten Optik eine neue, epochemachende Wendung zu geben. Im Frühjahr und Sommer 1791 arbeitete er seine „Beiträge

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 368 (Lesarten). (In einem Entwurf zu S. 157[16]—158[10] von Dichtung und Wahrheit, 8. Tl.)

[2] Ebd. XXXVII 79—114.

[3] Ebd. XXXII 290.

[4] Vgl. Ebd. 4. Abt. IX 261 267 274 f.

zur Optik, Erstes Stück", aus, worin er seine Entdeckung geradezu als epochemachend bezeichnete. Die Arbeit war hart. „Ich habe mir durch das Optische Studium eine große Last aufgeladen", schrieb er dem Herzog[1], „oder vielmehr der Genius hats gethan, ich bin hineingegangen Schritt vor Schritt, eh ich die Weite des Felds übersah."

Anstatt sich aber bei den Beziehungen zu halten, welche zwischen der Optik und der Malerei bestehen, ging er zum eigentlichen physikalischen Gebiet über und nahm sich allen Ernstes vor, Newton zu entthronen. Umsonst protestierten die Physiker. Er sah darin nur blinden Autoritätsglauben und merkte nicht, daß er hier der exakten Wissenschaft gegenüberstand. Immer tiefer befestigte sich bei ihm der Glaube an seine Entdeckung und die Überzeugung, damit eine wissenschaftliche Revolution hervorrufen zu können.

Den Gegensatz seiner Beobachtungen zu Newtons Lehre, wie er dieselbe auffaßte, hat er am kürzesten in der Beilage zu einem Briefe an Fritz Jacobi aus dem Lager bei Marienborn unter dem 15. Juli 1793[2] formuliert:

Newtonische Lehre.	Resultate meiner Erfahrungen.
1. Das Licht ist zusammengesetzt: heterogen.	1. Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.
2. Das Licht ist aus farbigen Lichtern zusammengesetzt.	2. Am allerwenigsten aus farbigen Lichtern. Jedes Licht, das eine Farbe angenommen hat, ist dunkler als das farblose Licht. Das Helle kann nicht aus Dunkelheit zusammengesetzt sein.
3. Das Licht wird durch Refraction, Reflexion und Inflexion decomponirt.	3. Inflexion, Refraction, Reflexion sind die Bedingungen, unter denen wir oft apparente Farben erblicken; aber alle drei sind mehr Gelegenheit zur Erscheinung als Ursache derselben. Denn alle drei Bedingungen können ohne Farbenerscheinung existiren. Es gibt auch noch andere Bedingungen, die sogar bedeutender sind, als z. B. die Mäßigung des Lichts, die Wechselwirkung des Lichts auf die Schatten.
4. Es wird in sieben, vielmehr in unzählige decomponiert.	4. Es gibt nur zwei reine Farben, Blau und Gelb; eine Farbeigenschaft, die Beiden zukommt, Roth, und zwei Mischungen, Grün und Purpur; das übrige sind Stufen dieser Farben oder unreine.
5. Wie es decomponiert worden, kann es wieder zusammengesetzt werden.	5. Weder aus apparenten Farben kann farbloses Licht, noch aus farbigen Pigmenten ein weißes zusammengesetzt werden. Alle aufgestellten Experimente sind falsch oder falsch angewendet.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 277 f.

[2] M. Jacobi, Briefwechsel zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi, Leipzig 1846, 167 ff. — In der WA ist diese Beilage weggelassen, vielleicht, weil Goethe im Briefe selbst Jacobi bittet: „Gieb das Blat nicht weg es enthält Lästerungen." Die Beilage trägt das Datum: 15. Juli, der Brief selbst steht im Inhaltsverzeichnis der WA 4. Abt. X unter dem 10., im Texte (S. 96 f) unter dem 19. Juli verzeichnet.

6. Die apparenten Farben entstehen nicht durch eine Determination des Lichts von außen, nicht durch eine Modification durch Umstände.	6. Die apparenten Farben entstehen durch Modification des Lichts durch äußere Umstände. Die Farben werden an dem Licht erregt, nicht aus dem Licht entwickelt. Hören die Bedingungen auf, so ist das Licht farblos wie vorher, nicht weil die Farben wieder in dasselbe zurückkehren, sondern weil sie cessiren. Wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweiten Lichtes hinwegnimmt.

Während der französischen Campagne, bei der Belagerung von Mainz, nachher wieder in Weimar, experimentierte Goethe unaufhörlich mit Prismen und Tafeln und stellte unter freiem Himmel Beobachtungen an.

Im Jahre 1792 ließ er ein „Zweites Stück Beiträge zur Optik" erscheinen. Vergeblich rieten ihm die Fachmänner wiederum ab. Er hielt fest. Doch fing er keine Kontroverse an und veröffentlichte einstweilen weiter nichts mehr. Er begnügte sich, ruhig immer fort zu experimentieren, zu beobachten, zu sammeln. Ein umfangreiches, nach allen Seiten abschließendes Werk sollte endlich unversehens, einer mazedonischen Phalanx gleich, den Widerstand niederwerfen, welchen die Physiker seinen mehr plänkelnden „Beiträgen" wie seinen Xenien auf Newton entgegengestellt hatten. Schiller ward, wie zahlreiche andere Freunde, in das Interesse hineingezogen. Er sagte zu allem Ja und Amen, half Goethe bei dem Systematisieren des immer anwachsenden Materials, ließ sich indes nicht weiter auf ein Experimentalstudium ein, dem er allzeit ferngestanden hatte. Fünf Jahre vergingen noch nach Schillers Tod, bis das gesamte chromatische Archiv wohlnumeriert gedruckt war, der erste Band unter dem Titel „Entwurf einer Farbenlehre", der zweite unter dem ebenso bescheidenen „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre". Der erste Band ist wieder in zwei Teile geschieden, einen didaktischen und einen polemischen.

Ton und Haltung des Werkes sind aber keineswegs so bescheiden wie der Titel[1]. Der Widerstand der Fachmänner gegen seine eigene Theorie hatte den sonst sehr abgemessenen Hofmann dermaßen in Harnisch gebracht, daß er Newton, den großen Physiker und Astronomen, oft nahezu im Reitpeitschenstil der Genieperiode behandelt. Jetzt nennt er dessen Sätze „bis zum Unglaublichen unverschämt", jetzt „baaren Unsinn", dann wieder „eine fratzenhafte Erklärungsart", „Advokatenstreiche", „Hokuspokus", „Taschenspielerei", „höchst bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank". Eine noch seltsamere Redeblume ist es, wenn er von dem „Newtonischen siebenfarbigen Schmutze"

---

[1] Zur Farbenlehre. von Goethe. 1. Bd. 8° (XLVIII u. 654) Tübingen 1810, J. G. Cotta. — 2. Bd. 8° (XXVIII u. 757). — Dazu ein Atlas mit 17 teils illum., teils schw. Kupfern und 12 S. Text. 4°. (Vom 1. Bd existieren Exemplare mit der Jahreszahl 1808.) — Vgl. Goethes Werke, WA 2. Abt. I—IV.

redet oder grollend ausruft: „Aber ich sehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maßen!“[1] Am Schlusse des ersten Bandes angelangt, fand er selbst den parlamentarischen Anstand arg verletzt; aber indem er sich herauszureden suchte, trat die persönliche Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit nur von neuem hervor:

„Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Conflict von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden; daß niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders sein kann, wenigstens herausgeworfen sein will. Hartnäckiger als die Newtonische Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche, daß es unsern Nachfahren zu Gute kommen möge.“[2]

Eine sonderbare Klage im Munde des Mannes, der „Götter, Helden und Wieland“, den Satyros und die Xenien geschrieben, zahllose Leute mit Spott und Witz verfolgt hatte und nun in das friedliche Gebiet der Optik ganz unaufgefordert und ohne die genügenden mathematischen Vorkenntnisse eingebrochen war, mit der ausdrücklichen Absicht, Newton — d. h. die von der damaligen gesamten Fachwissenschaft vertretene, wissenschaftlich verteidigte, allgemein anerkannte Farbenlehre des größten Physikers und Astronomen — über den Haufen zu werfen[3]. Wenn er höflich abgewiesen wurde, so hatte er es sich selbst zuzuschreiben. Es war das Mildeste, was im begegnen konnte.

Ist schon diese persönlich gereizte, leidenschaftliche Auffassung einer wissenschaftlichen Frage als einer förmlichen Parteisache kein günstiges Anzeichen für den Wert der Untersuchung, so ergibt eine eingehendere Prüfung derselben

---

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. II 281. — It is not very pleasant reading, sagt A. Schuster (Goethe's Farbenlehre, in Publications of the English Goethe Society. No V, 150) vom „Polemischen Theil“, as Newton's theory is approached with such a strongly preconceived antagonism that Goethe finds every word full of contradictions or hidden meanings, and we are almost forced to believe in wilful misunderstandings.

[2] Goethes Werke, WA 2. Abt. II 297 f.

[3] Etwas von diesem fröhlichen Leichtsinn besaß er jedenfalls noch, als er im Weinjahr 1811 an den Philologen F. A. Wolf schrieb: „Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die gute Wirkung thut. Meine Gegner schmatzen daran herum, wie Karpfen an einem großen Apfel den man ihnen in den Teich wirft. Diese Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, so bringen sie wenigstens dieses Buch nicht aus der Geschichte der Physik heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wirken was es kann“ (ebd. 4. Abt. XXII 172).

wesentlich den Schluß, der außergewöhnlich begabte Dichter und Kunstliebhaber habe hier sein Bereich überschritten und mit unendlichem Aufwand von Zeit, Mühe, Fleiß ein Werk verfaßt, das zu seinem Ruhme besser ungeschrieben geblieben wäre. Schon die Anordnung entspricht nicht ganz dem ruhigen Gang einer vorurteilsfreien Forschung. Jeder, der eine solche Theorie entwickeln will, wird naturgemäß kurz den Stand der Frage erläutern, die bisherigen Lösungsversuche auseinander setzen, das etwa Ungenügende derselben nachweisen, dann seine eigene Theorie vortragen und auf die Einwürfe, die sich dawider erheben lassen, zu antworten versuchen. Goethe schlug einen andern Weg ein: er möchte zuerst für seine „Entdeckung“ beim Leser Stimmung machen, dann Newton zu widerlegen und endlich durch einen Rückblick auf die Geschichte seine unbewiesene Hypothese zu einer Art von Weltfrage aufzubauschen [1].

In dem „didaktischen Theil“, der in 920 Paragraphen des Dichters Notizen und Beobachtungen über Licht und Farben aphoristisch zusammenfaßt, ist eine methodische Ordnung nicht innegehalten. Goethe behandelt erst die „physiologischen Farben“, dann die „physischen“, aber ohne Newtons Theorie der Refraktion, auf die schließlich alles ankommt, gründlich zu prüfen; dann die „chemischen Farben“, stellt allgemeine Ansichten auf, bespricht die Beziehung der Farben zu Wissenschaften, Künsten und Gewerben und schildert endlich die „sinnlich-sittliche“ Wirkung der Farben. Verbunden mit der willkürlichen Anordnung hat die aphoristische Behandlung einen doppelten Nachteil: 1. daß Tatsache ohne Verkettung an Tatsache gereiht und nichts eigentlich bewiesen wird; 2. daß eine Unmasse unzugehörigen Stoffs die hauptsächlichen Tatsachen verwirrt, erdrückt und stört. Neben ganz verbürgten Erscheinungen werden im selben Tone schiefe Mißdeutungen aufgereiht, neben richtigen Beobachtungen polemische Angriffe, neben geistreichen und allenfalls noch erklärlichen Abschweifungen wunderliche Einfälle.

Man lese nur etwa die Lehre von den Urphänomenen § 175, 176, 177 [2], die gewagten Ausführungen, die von § 178 ab an Stelle der Refraktionslehre Newtons gesetzt sind [3], und dazu die Kraftthese § 558:

---

[1] Das Drolligste ist, wie er, der begeisterte Verehrer des mathematischen Spinoza, jetzt die Mathematik los zu werden sucht, sie zu einer Art Rhetorik herabsetzt, mit dem „Französischsprechen“ vergleicht, ihr vorwirft, daß ihr „Idee und Liebe“ fehlen, und der Physik deshalb rät, sich ganz von der Mathematik zu trennen. Vgl. W. Danzel, Ueber Goethe's Spinozismus, Hamburg 1843, 408 ff.

[2] Die beste wissenschaftliche Erklärung dieses sog. Urphänomens, d. h. der Farben trüber Mittel, hat E. v. Brücke gegeben, in Sitzungsberichten der mathematisch-physikalischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften 1852, 530.

[3] Goethes Werke, WA 2. Abt. I 72—74 74 ff 225.

„Daß alle Farben zusammengemischt Weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.“

Als Beitrag zur sinnlich-sittlichen Farbentheorie bringt Goethe unter anderem folgendes:

„§ 762. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondre Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.“[1]

„§ 790. Blaurot. Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart sein müsse. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird; da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

„§ 791. Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat; so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.“[2]

Das ist wohl Gerede, wie es Diderot drucken ließ, um die schweren Auslagen seiner Libertinage zu bestreiten; aber Optik ist das doch wohl nicht.

Am Schlusse des didaktischen Teils hat Goethe einen an ihn gerichteten Brief des jungen Malers Philipp Otto Runge[3] vom 3. Juli 1806 abdrucken lassen, der offenbar eine Bundesgenossenschaft aus dem künstlerischen Lager vorstellen soll, aber dabei denn auch kritisches Material zur Beurteilung des Unternehmens liefert.

„Man wird“, sagt Goethe, „bei aufmerksamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen

---

[1] Dazu passen die Winke, welche Goethe seinem Adepten v. Henning gab, falls er auch den Berliner Damen die Farbenlehre predigen wollte: „Steht doch einer Blondine Blaßgelb und Veilchenblau ganz gut; warum schmückt sich die Jugend so gern mit Rosenfarb und Meergrün? Eine tüchtige Brünette hat Himmelblau und Orange nicht zu fürchten, doch wird immer ein gewisses Zartgefühl diese Gegensätze nicht in ihrer elementaren Entschiedenheit, sondern in einem gewissen ausweichenden Schwanken sich anzueignen suchen. Muster-Charten von ältern und neuern Kleiderstoffen erweisen hier gute Dienste“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVI 73 f).

[2] Goethes Werke, WA 2. Abt. I 309 317.

[3] Geboren den 23. Juli 1777 zu Wollgast in Pommern, also 28 Jahre jünger als Goethe.

können, und daß dabei der Verfasser in mehreren Stellen mit lebhafter Überzeugung und wahrem Gefühle mir selbst auf meinem Gange vorgeschritten ist.“[1]

Man wird aber bei aufmerksamer Vergleichung noch mehr gewahr, besonders wenn man die ausführlichere Farbenlehre zur Betrachtung heranzieht, welche ein Bruder Runges lange nach dessen Tod, erst 1840 herausgab[2], und worin Runges Ideen etwas ausführlicher ausgesponnen sind.

Runge geht wie Goethe in der Farbenlehre von seiner Palette aus, wo die Farben nicht als ätherische Schwingungen, sondern als Farbstoffe beisammen sind; er schaut dann hinaus in den freien Gotteshimmel und in das wunderherrliche Zauberspiel, das der Schöpfer mittelst der stofflichen Elemente in der sichtbaren Natur hervorbringt; er blickt endlich hinein ins Menschenherz und geht den Gefühlen nach, welche der Reiz der Farbe darin hervorruft. Wie Goethe findet er, daß die sieben Farben des Prisma als Farbstoffe auf der Palette bei jeder nur erdenklichen Mischung niemals einen weißen Farbstoff hervorbringen[3]. Wie Goethe nimmt er Gelb und Blau (dazu Rot[4]) als Grundfarben an, Weiß und Schwarz als Zugabe und untersucht nun die Mischungen. Wie Goethe betrachtet er Newtons Farbenlehre als irrtümlich und für die Malerkunst verwirrend. „Wir wollen diese Fünf (Gelb, Blau, Roth, Weiß und Schwarz) genau betrachten, und werden finden, wodurch die Irrthümer entstanden sind, welche durch Newton eine solche Autorität gewonnen und welche die ganze Untersuchung in Verwirrung gebracht haben.“

Aber nun zeigt sich gleich ein bemerkenswerter Unterschied. Runge tritt nicht als stolzer Revolutionär gegen Newton auf, er betrachtet ihn nicht als Ketzer, Lügner und Betrüger. Ruhig anerkennt er die sieben prismatischen Farben und die Experimente, welche der große Physiker darüber angestellt, quält sich nicht damit, dessen Beobachtungen zu revidieren oder ihnen andere entgegenzusetzen; er begnügt sich, das, was die mathematische Physik lehrt, friedlich in seinem Sinne zu deuten. „Newton“, sagt er[5], „nennt den Lichtstrahl weiß, und diesen Zusammenfluß der Farben ebenfalls weiß. Nach unseren Betrachtungen aber werden wir einsehen, daß dieser Focus nichts anders als der farblose Zusammenfluß der durchsichtigen Farben sein kann, oder dasselbige was dieser ist.“ Er überläßt der mathematischen und streng wissenschaftlichen Physik ein Gebiet, das ohne mathematische und physikalische

---

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. I 360—371.

[2] Hinterlassene Schriften von Philipp Otto Runge, Mahler, Hamburg 1840, I 84—170.

[3] Ebd. I 105 ff. [4] Bei Goethe „Farbeigenschaft“.

[5] A. a. O. I 109.

Begriffe sich nicht beherrschen läßt, und anstatt mit Goethe die Physiker zu tadeln, schließt er seine Untersuchung mit den schönen Worten:

„Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab von dem Vater des Lichtes. Gleichwie dieses nun geschieht in uns, so glaube ich auch, daß es geschieht außer uns in der Natur. — Wir, so wie wir uns in uns losmachen von aller irdischen Begierde, werden wir auch je mehr und mehr gereinigt, und wie wir ganz lauter und rein sind, sind wir, indem sich Gott zu uns wendet, mit Ihm und allen reinen Geistern in Eins verschlungen. Und wer dieses gekostet hat, wer da weiß, wie die reine Existenz Göttlichen Ursprungs, und ewig ist in Göttlicher Vereinigung, der hat sich, ob durchstrahlt oder noch undurchstrahlt von dem Lichte des Ewigen, zur innern Ruhe und über die Angst der Welt erhoben, und dieses ist der Friede Gottes, der über alle Vernunft ist." [1]

Seine weiteren chromatischen Studien verlegte Runge wie früher nicht in eine Kontroverse, zu der ihm die streng wissenschaftlichen Vorkenntnisse fehlten, sondern in das, was er als Maler verstand: die Mischungen der Farben, ihre Affinität, ihre Harmonie [2]. Mag er auch, von der träumerisch-mystischen Naturbetrachtung Schellings, Steffens' und der Romantiker überhaupt angeweht, bisweilen mehr phantastisch als rationell schematisieren und sich zu unhaltbarer Naturmystik versteigen [3], so wird er wenigstens dem ausübenden Künstler doch nützlichere Anregung bieten als Goethes unfruchtbare Polemik gegen Newton.

Während der polemische Teil der Farbenlehre Goethes vorwiegend die große Verirrung eines großen Geistes dokumentiert, bietet seine „Geschichte der Farbenlehre" eine wirklich ansehnliche Fülle wissenschaftlichen Materials, chronologisch geordnet, kritisch gesichtet, mit geistreichen Bemerkungen versehen und, wenn auch nicht eigentlich bearbeitet, doch so anziehend redigiert, als es die Natur des Stoffes immer erlaubt. Freilich verleugnet Goethe auch hier seinen einseitigen polemischen Parteistandpunkt nicht, und wo er weitere, allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen sucht, da mischt er seiner anscheinend harmlosen naturwissenschaftlichen Bibliographie sehr schwerwiegende philosophische und religiöse Irrtümer bei. Sein Buch ist dadurch zum Vorläufer zahlreicher ähnlicher Fachschriften geworden, welche unter naturwissenschaftlicher Flagge Unglauben und religiöse Flachheit in weite Kreise tragen.

---

[1] Runge a. a. O. I 111.

[2] Vorzüglich in seiner Schrift: „Farbenkugel oder Construction des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander und ihrer vollständigen Affinität; mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben" (Hamburg 1810), dann auch in Briefen, a. a. O. I 112 ff.

[3] Ebd. I 162 ff.

Diese „Materialien" holen über die bedeutendsten Gegenstände, welche je den menschlichen Geist beschäftigten: Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie, Bibel und Überlieferung, Platon und Aristoteles, ja über die gesamte Geschichte der geistigen und materiellen Kultur so weit aus, daß man sie für eines von Goethes wichtigsten Werken, ja für sein wissenschaftliches Hauptwerk halten darf. Es stellt annähernd das Ergebnis seines ganzen wissenschaftlichen Strebens dar. Es ist seine „Summa" und legt den Gedanken nahe, eine andere „Summa", jene des Aquinaten, damit zu vergleichen. Dieses Werk, das Goethe allerdings nicht einmal erwähnt, war das große wissenschaftliche Grundbuch, die systematisch geordnete Enzyklopädie des katholischen Mittelalters. Es ging nicht auf die einzelnen, besondern Wissenschaften ein, aber es gab ihnen in einer gemeinsamen Grundwissenschaft, der Philosophie und der mit ihr aufs innigste verbundenen Theologie, einen festen Halt, ein sicheres Fundament, einen einheitlichen Zentralpunkt, eine hierarchische Ordnung. Alles menschliche Wissen war hier mit dem Glauben zu einem geschlossenen System verknüpft, wie es kein Forscher vor- und nachher objektiver, wahrer, vollständiger zu gestalten vermocht hat. Platons hochstrebender Idealismus war mit dem nüchternen Realismus des Aristoteles harmonisch ausgesöhnt, die Blüte vorchristlicher Bildung mit der christlichen Zivilisation und Wissenschaft organisch verschmolzen, einem stetigen Fortschritt aller Wissenszweige ein sicherer Ausgangspunkt gegeben.

Wie die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts das alte christliche Europa des Mittelalters in seinen religiösen und sozialen Verhältnissen zerklüftete, so hat sie auch jene hierarchische Ordnung der Wissenschaft zerstört. Von da ab zerfiel diese in unzusammenhängende Einzeldisziplinen, zuletzt in Anarchie. Ihren bezeichnendsten Ausdruck hat die völlige Zersetzung in der französischen Enzyklopädie erhalten. Alles menschliche Wissen ist hier in unzusammenhängende Artikel aufgelöst.

Dem deutschen Geiste war eine solche Enzyklopädie denn doch zu flach, zu nichtig. Herder hat in seinen „Ideen" den Versuch gemacht, wieder zu einer systematischen Einheit der Wissenschaft zurückzukehren. Doch der Versuch scheiterte. In der Philosophie fehlte der gesunde Verstand, in der Theologie die Autorität, in der Geschichte der einheitliche Strom der Überlieferung, in den einzelnen Wissenszweigen die feste philosophische Grundlage. Goethe, welcher Zuschauer und bis zu gewissem Grade Mitgenosse jenes Schiffbruchs war, in seiner nächsten Nachbarschaft aber die begabtesten Köpfe, Fichte, Schelling, Hegel, sich fruchtlos abmühen sah, wenigstens wieder eine philosophische Einheit herzustellen, wandte sich verzweifelnd von der Philosophie ab, kehrte zu der realistischen Weltbetrachtung der französischen Enzyklopädisten zurück und schrieb seine Farbenlehre.

Alle Bemühungen, aus abgerissenen Briefstellen, Versen und Prosasprüchen einen „Philosophen Goethe“ und eine „Philosophie Goethes“ zu destillieren, werden darum für immer mit Unfruchtbarkeit geschlagen bleiben[1]. Er hat kein philosophisches Werk geschrieben; er wollte nicht als Philosoph gelten. Er hat eklektisch von den verschiedensten Systemen geborgt, aber weder sich einem derselben angeschlossen, noch sich aus ihnen ein neues gebaut. Er hat von allen entlehnt, was ihm gerade für seine künstlerischen oder naturwissenschaftlichen Zwecke dienlich schien. Um seine Farbenlehre hat er, so gut es ging, sein übriges Wissen gruppiert, für sie trat er bis zum Tode mit dem größten Eifer ein, sie machte er tatsächlich zu einer der Hauptaufgaben seines Lebens. Sieger über Newton zu werden, ward ihm zur Existenzfrage. Daher jene Gereiztheit, jene Leidenschaftlichkeit, die er sonst in keiner Angelegenheit seines späteren Lebens verrät. Der Begriff der „freien Wissenschaft“, wie er ihn von Diderot und dessen Freunden herübergenommen, ließ sich indes nicht einmal auf einem so engen Gebiete wie jenem der Farbenlehre aufrecht erhalten. Goethe stieß auf eine unabweisliche, objektiv begründete, wissenschaftliche Autorität, er stieß auf unabänderliche, der Willkür nicht preisgegebene Sätze und kämpfte blindlings gegen beides an.

Was diese „Geschichte der Farbenlehre“, wie andere Schriften Goethes, für den Unachtsamen oder Oberflächlichen verfänglich machen kann, ist die Mischung tiefgehender religiöser Irrtümer, bequemer Anschauungen, leichtfertiger Ausfälle mit wahren, ernsten, wertvollen Mitteilungen und Gedanken. Während er, um ein Beispiel hiervon zu geben, Platon und Aristoteles, wenn nicht tief, so doch recht geistreich charakterisiert, setzen dagegen seine Ausführung über die Bibel diese göttliche Urkunde mit einem gewissen Schein von Wertschätzung auf den Rang eines höchst merkwürdigen Volksdenkmals herab, zu dessen Verbesserung und Vervollständigung der Dichter der „Römischen Elegien“ und der „Braut von Corinth“ sogar seine Vorschläge macht:

„Wenn man dem alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen; wenn man, nach der Apostelgeschichte, eine gedrängte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch

[1] „Für Philosophie im eigentlichen Sinne“, gesteht er selbst, „hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen, eben auch als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte“ (Werke, WA 2. Abt. XI 47). — Über Fichte spöttelte er so wegwerfend, daß W. v. Humboldt ihn mahnen mußte: „Mit dem armen Ich scheinen Sie mir nicht glimpflich genug umzugehen. Die Metaphysik ist einmal die Basis alles eigentlichen Denkens“ (L. Geiger, Briefwechsel zwischen Goethe und W. und A. v. Humboldt 117).

die Welt, bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen Apostel-ähnlicher Männer, bis auf den neusten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams, einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinne des neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können." [1]

Wie eine solche Stelle in eine „Geschichte der Farbenlehre" gehört, wäre unbegreiflich, wenn nicht zahlreiche andere darauf hinwiesen, daß Goethe mit seinen „Urphänomenen" zugleich auch seine allgemeinen Anschauungen über Welt, Kultur und Geschichte darstellen wollte. Er hatte das von Voltaire und Diderot gelernt, und stimmt er auch nie mit voller Brust in das Écrasez l'infâme! ein, so legte er sich doch das Christentum in seiner Art zurecht.

Die eigentlichen Fachmänner, und zwar gerade die größten Autoritäten auf dem Gebiete der Optik, haben mit wenigen Ausnahmen Goethes Farbenlehre keiner eingehenderen Besprechung gewürdigt. Für die eigentlich wissenschaftliche Optik ist sie längst abgetan, oder vielmehr sie ist nie in dieselbe eingedrungen. Einige optische Versuche, besonders zur Untersuchung der Fluorescenz-Erscheinungen, hat er nach dem Urteil des Astronomen Klinkerfues gut, „sogar in meisterhafter Darstellung", beschrieben [2]. Das ist aber auch alles. Die wissenschaftliche Farbenlehre in Deutschland entwickelte sich ruhig weiter auf der soliden Grundlage, die Newton ihr gegeben. Der Dichter fand die zuvorkommendste Aufnahme, aber der Optiker wurde höflichst aus den Lehrsälen wie aus den Lehrbüchern hinauskomplimentiert. „In Deutschland versank die Sache immer mehr ins Jammervolle", äußerte Goethe selbst. „Die Physiko-Mathematiker hatten unter sich ausgemacht, daß meine Farbenlehre ein großer Irrtum sey, und es waren wirklich deshalb ganz präsentable Phrasen current geworden. Bedeutenden Personen, welche sich bey Männern von Fach darnach erkundigten, ward mit Zuversicht ausdrücklich erwidert: es sey nicht das erste Mal, daß jemand, bey sonst guten Einsichten und vorzüglichen Eigenschaften, durch eine fixe Idee zum partiellen Wahnsinn könne verführt werden." [3] Noch am 18. März 1826 mußte er dem

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. III 139 f.

[2] Goedeke, Goethe's Leben und Schriften, Stuttgart 1877, 482 f.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 415 (Lesarten).

Naturforscher J. B. Purkinje gegenüber eingestehen: „Das Newton'sche Gespenst übt immerfort seine Herrschaft aus, wie Teufel und Hexen im düstersten Jahrhundert.“ [1] Umsonst versuchte es sein Freund Reinhard, ihm die Gunst der Akademie der Wissenschaften in Paris zu gewinnen. „Die Akademie verweigerte, einen Bericht abzufassen. Einer der Kommissäre schweigt; Delambre begnügte sich, zu sagen: ‚Beobachtung, Experimente! — und vor allem fangen wir nicht damit an, Newton anzugreifen!‘ Cuvier, noch geringschätziger, erklärt, eine solche Arbeit sei nicht dazu angethan, eine Akademie zu beschäftigen, und man geht zur Tagesordnung über.“ [2]

Gegen Newton Partei zu machen, mißlang Goethe auch außerhalb des Kreises der eigentlichen Fachgelehrten. Nur vereinzelte Freunde und Verehrer schlossen sich ihm an, so der Philosophieprofessor Leopold v. Henning in Berlin [3], der Diplomat Karl Friedrich Graf v. Reinhard, damals Directeur des Chancelleries im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten

---

[1] Ebd. 4. Abt. XL 328. — „Wenn man bedenkt, daß die antimathematischen Auslassungen Goethe's — deren man zahlreiche anführen kann — hauptsächlich auf die Optik zielen, und in Erwägung zieht, welche ruhmgekrönte Bahn die mathematische Optik seit Goethe's Zeit durchschritten und welcher weite Ausblick auf umfassende Erkenntniß sich in unseren Tagen durch Maxwell und Hertz gerade hier eröffnet hat; wenn man die heutige Bedeutung der Spektralanalyse für Astronomie, Chemie und Physik sich vergegenwärtigt und dann Goethe das Spektrum als nicht viel mehr denn eine Newtonsche Spielerei verlachen sieht, so muß man empfinden, der große Naturbeobachter und Dichter möge gewiß das Recht besitzen, die Natur nach seiner Weise zu betrachten, es gehe ihm aber das Verständniß für die mathematische Methode der exakten Wissenschaft ab“ (Chamberlain, Immanuel Kant [2], München 1909, 129).

[2] E. Caro, La philosophie de Goethe, in Revue des Deux Mondes. XXXVe année. 2e Pér. LX 164. — Mit Recht betont der französische Philosoph auch die sonderbare patriotische Seite in Goethes Verhalten: Au milieu du bouleversement de l'Allemagne, pendant que sa patrie est en feu, à l'heure suprême de la bataille de Jéna, Goethe ne rêve que chambre obscure, microscope solaire, prismes, lentilles. L'ennemi de la patrie n'est pour lui Napoléon, c'est Newton. Die Franzosen ließen sich aber dadurch nicht bestechen.

[3] Henning, ein Schüler Hegels, besuchte Goethe in den Jahren 1821 und 1822, und hielt an der Berliner Universität Vorlesungen über dessen Farbenlehre. In einem Briefe vom 9. August 1831, womit er mit Goethe 13 Tlr 5 Sgr. für zwei Rezensionen verrechnet, machte er ihm frohe Hoffnung: er habe etwa 40 Zuhörer, Studenten, Offiziere, junge Künstler und Gymnasiallehrer; im ganzen aber hätten schon etwa 400 Personen die Gelegenheit benutzt, die wahre Natur der Farben kennen zu lernen. Vgl. Bratranek, Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz, Leipzig 1874, I 185 ff 290. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 207 216; Goethe's Werke (Hempel) XXVII 288 546. — W. Arndt, Briefe an Leopold von Henning, in Goethe-Jahrbuch III 199—219.

in Paris[1], der Staatsrat Christ. Friedrich Ludwig Schultz in Berlin[2], die Philosophen Schelling, Hegel und Arthur Schopenhauer[3] und der Verfasser der „Stunden der Andacht", Heinrich Zschokke[4]. Schopenhauer wollte aber Goethe nur als seinen Vorarbeiter gelten lassen: die eigentliche, richtige Farbenlehre sollte die Welt erst von ihm selbst erhalten. „Für die eigentliche Theorie Newtons", schreibt er am 11. November 1815 an Goethe, „die Sie umgestoßen haben, haben Sie keine neue gegeben. Dies eben ist meine Arbeit gewesen." [5] Später suchten Friedrich Grävell[6] und R. Hantzsch[7] die, wie sie meinten, „mißkannte" Farbenlehre zu retten. Reinhard begann schon 1807 während des Druckes sie ins Französische zu übersetzen, und der englische Maler Eastlake übertrug sie 1840 ins Englische. Alle diese Bemühungen erwiesen sich indes als unfruchtbar.

„Göthes Farbenlehre", klagt Schopenhauer nach fast 50jähriger Verteidigung derselben[8], „hat eine nicht nur kalte, sondern entschieden un-

---

[1] Vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, in den Jahren 1807—1832, Stuttgart 1850; W. Lang, Graf Reinhard. Ein deutsch-französisches Lebensbild 1761—1837, Bamberg 1896, 311 ff.

[2] Düntzer, Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, Leipzig 1853.

[3] „Freilich gefährliche Bundesgenossen", bemerkt E. Schröder, Goethe und die Professoren, Marburg 1900 (Marburger akademische Reden 1900, Nr 2), 23. — Vgl. A. Schopenhauer, Ueber das Sehen und die Farben, Frankfurt 1816; 2. Aufl. 1854; 3. Aufl. Leipzig 1870; E. Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche[2], Berlin 1902, 12 f.

[4] L. Hirzel, Goethe und Heinrich Zschokke, in Grenzboten 1870 I 33.

[5] Goethe-Jahrbuch IX 60. — „Unsere heutige Young-Helmholtz'sche Farbentheorie", sagt Professor J. Czermak (Ueber Schopenhauers Theorie der Farbe, in Sitzungsber. der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften LXII, Wien 1870, 2. Abt., 398 f), „ist die thatsächliche Widerlegung des Schopenhauer'schen Glaubens an die allein seligmachende Richtung seines Weges; denn sie ist rein auf der Bahn des Newton'schen Weges entstanden, und hat nichts destoweniger zu jenem Resultat geführt, welches Schopenhauer, allerdings in ganz allgemein gehaltener Formulirung sozusagen anticipirt und schon 1816 ausgesprochen hat; aber die moderne Theorie bietet freilich ein noch viel reicheres und tieferes Detail dar, von dem sich Schopenhauers Theorie nichts träumen lassen konnte, weil eben ihr Autor in seinem Furor Antinewtonicus die ganze Physik des Lichtes, d. h. Alles was die sorgfältigsten Messungen und die exactesten Versuche über Wellenlänge, Schwingungszahl, Verschiedenheit der Brechbarkeit der Aetherwellen, Mischung und Trennung homogener Lichtstrahlen, seit den Zeiten Newtons ergeben haben, mit wahrer Brutalität für eitel Trug und Schwindel erklärte, und dafür die, physikalisch genommen, völlig sinnlose Götheſche Lehre adoptirte."

[6] Fr. Grävell, Göthe im Recht gegen Newton, Berlin 1857. — Ueber Licht und Farben, Berlin 1859. — Die zu sühnende Schuld gegen Göthe, Berlin 1860.

[7] R. Hantzsch, Goethe's Farbenlehre und die Farbenlehre der heutigen Physik, Dresden 1862.

[8] Ueber Sehen und Farben[3], herausgeg. von J. Frauenstädt, Leipzig 1870, 84.

günstige Aufnahme gefunden: ja sie ist (credite posteri!) gleich anfangs förmlich durchgefallen, indem sie öffentlich von allen Seiten und ohne eigentliche Opposition das einstimmige Verdammungsurtheil der Leute vom Fach erfahren hat, auf deren Autorität das übrige gebildete Publikum, schon durch Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit hiezu prädisponirt, sich der eigenen Prüfung sehr gern entübrigt; daher auch jetzt nach 44 Jahren es dabey sein Bewenden hat."

„Die Schriften für Göthe's Farbenlehre zeigen", wie Klinkerfues[1] bemerkt, „eine auffallende Leidenschaftlichkeit. Man sollte meinen, ein recht festes Vertrauen in die eigene Argumentation habe es müssen wahrscheinlich machen, daß Newton die neue Lehre habe annehmen müssen, wenn er noch lebte. Den Verfassern scheint aber das Gegentheil beinahe als selbstverständlich zu gelten. Zu den Aeußerungen von Henning, Schopenhauer, Schultz, Grävell stehen die von Pfaff, Joh. Müller, Dove, Helmholtz, Virchow in einem sehr wohlthuenden Gegensatz. Hier ist überall die Pietät, nicht nur gegen Göthe, den großen Dichter und verdienten Naturforscher, sondern auch gegen Newton gewahrt worden."

Nüchtern betrachtet, ist indes das gemeinsame Urteil der kompetentesten Fachgelehrten bei aller Pietät ein für Goethes Hauptabsicht geradezu vernichtendes[2]. Nach dem Physiologen Joh. Müller „betreffen Göthes große Verdienste um die Farbenlehre nicht die Hauptfrage von den Ursachen der prismatischen Farben"[3]; Christian Heinrich Pfaff nennt die Grundanschauung,

---

[1] Goedeke, Goethe's Leben und Schriften 481.

[2] Vgl. den die Farbenlehre ablehnenden Brief des Physikers J. S. Chr. Schweigger vom 12. August 1819, in Goethe-Jahrbuch XII 170—174, wie auch das ebd. 174 erwähnte gleichfalls ablehnende Schreiben Döbereiners vom 11. Mai 1827. Daß auch Lichtenberg Goethes Farbenlehre ablehnte, erwähnt v. Lippmann (Goethes Farbenlehre 41. Vgl. Goethes Werke, WA 2. Abt. IV 301 f). — „Darauf kamen wir", heißt es bei v. Biedermann (Goethes Gespräche II[2] 501 f [mit v. Müller und Riemer am 18. Mai 1821]), „auf die Unart eines Prager Naturforschers Purkinje, der Goethes Farbenlehre predigte, ohne ihn nur zu citiren." „Ein gemeinschaftlicher Freund besuchte mich", erzählte hierüber Goethe selbst Soret am 30. Dezember 1830, „und gestand mir, der talentreiche junge Verfasser habe durch jene Schrift seinen Ruf zu gründen gesucht und habe mit Recht gefürchtet, sich bei der gelehrten Welt zu schaden, wenn er gewagt hätte, seine vorgetragenen Ansichten durch meinen Namen zu stützen" (v. Biedermann a. a. O. III[2], Leipzig 1910, 52). — „Leider muß ich in den widerwärtigsten Zänkereien", schrieb Achim v. Arnim an Wilhelm Grimm am 25. Juli 1811, „die ich bei Pistor über das Buch anhören mußte, erkennen", daß Goethe „die ruhige, feste Untersuchung eben dadurch vielleicht auf Jahre hinaus verzögerte" (R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm 129 f).

[3] Joh. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen II, Coblenz 1840, 367; vgl. 373 375.

auf die bei Goethe alles ankommt, nämlich die Versicherung, daß die Verbindung der prismatischen Farben nur Grau, nie Weiß ergeben könne, einen „Irrtum“ [1]; nach Dove gleicht Goethes Farbenlehre einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist“ [2]; nach Helmholtz ist der theoretische Teil der Goetheschen Farbenlehre „keine Physik“ [3]; Virchow nennt das Haupttheorem, von dem Goethe ausgeht, im Anschluß an Joh. Müller einen „Grundirrthum“ [4]; Tyndall bezeichnet Goethe auf dem Gebiete der eigentlichen Physik, wo alles von klaren, mechanischen Begriffen abhängt, als „ein bloßes Irrlicht (ignis fatuus) für diejenigen, die ihm folgten“ [5].

Unter den heutigen Gelehrten nennt J. Czermak Goethes Farbenlehre, „physikalisch genommen völlig sinnlos“ [6]; E. O. v. Lippmann urteilt: „Seiner Theorie fehlt es durchaus an quantitativer Bestimmung, ja sie ist sogar einer mathematischen Behandlung gar nicht fähig“ [7]; R. Magnus aber kommt zum Fazit: „Heute hat Newtons Ansicht in allen wesentlichen Punkten den unzweifelhaften Sieg errungen. Goethes Farbenlehre ist in diesem Streite völlig unterlegen.“ [8]

Du Bois-Reymond hatte seinerzeit das gemeinsame Urteil der Wissenschaft in den Satz zusammengefaßt: „Göthes Farbenlehre ist längst gerichtet“; er gibt schlagend den eigentlichen Grund ihres Mißlingens an: „Der Begriff der mechanischen Causalität war es, der Göthe gänzlich abging“, und knüpft daran eine vollkommen zutreffende ästhetisch-psychologische Bemerkung:

„James Watt besaß bekanntlich ein erstaunliches Talent, Geschichten zu erfinden. Das Talent mathematisch-mechanischer Zergliederung deckt sich nicht ganz mit dem des mechanischen Construirens, doch lehrt das Zusammentreffen letzterer Gabe mit der des romanhaften Erfindens vielleicht eine Lücke

---

[1] Chr. H. Pfaff, Ueber Newtons Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben, Leipzig 1813, 54 ff.

[2] H. W. Dove, Darstellung der Farbenlehre, Berlin 1853, 29.

[3] H. L. F. v. Helmholtz, Goethe's Naturwissen. Populär-wissenschaftliche Vorträge, Braunschweig 1876, 1. Hft, 52.

[4] R. Virchow, Göthe als Naturforscher, Berlin 1861, 69.

[5] The Mail vom 21. August 1874 (Rede Tyndalls, gehalten zu Belfast).

[6] A. a. O. 399 409.

[7] Goethes Farbenlehre (Sonderabdr. aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften Bd 74), Stuttgart 1901, 39.

[8] Goethe als Naturforscher, Leipzig 1906, 238. — Goethe's theory is argued out with perfect logic from its foundation, urteilt A. Schuster (Goethe's Farbenlehre, in Publications of the English Goethe Society, No 5, London 1890, 148). It must fail, not because we can find any fault with his argument, but because it is not able to give us any quantitative laws whatever, while the modern wave-theory accounts satisfactorily for a very large number of such laws.

in Göthe's sonst so vollständigem Dichterkranz verstehen. So unvergleichlich er als Erzähler war, man vermißt bei ihm die zwar untergeordnete, doch schätzbare Gabe, eine Handlung sinnreich anzulegen und sie sich künstlich mehr und mehr verschlingen zu lassen, um die scheinbar in's Rathlose gesteigerte Verwirrung auf der Höhe überraschend und gefällig zu lösen." [1]

Goethe fehlte es wirklich am tiefen, spekulativen, philosophischen Geist, an jenem Blick für das rein Geistige und jener klaren Kombinationsgabe, welche das Verstandesleben vor dem Gemütsleben am meisten auszuzeichnen pflegt, an jenem höchsten dramatischen Künstlerverstand, den er selbst an Shakespeare, Calderon und Walter Scott bewunderte. Daran scheiterte sein Feldzug gegen Newton, der Lieblingsplan seines Lebens, das Werk, mit dem er seiner geistigen Superiorität ein ewiges Denkmal errichten wollte.

Das Gesamturteil der Wissenschaft über seine Farbenlehre ist deshalb ein erdrückendes, und die Komplimente, mit welchen viele dasselbe überzuckern, vermögen jenen Ruhm nicht zu retten, den er gerade hauptsächlich angestrebt hat [2].

Während Virchow mit solchen im Grunde wertlosen Komplimenten sehr verschwenderisch umgeht und Goethes Liebe zum „Ewig-Weiblichen" nicht weniger als seine Liebe zur Naturwissenschaft in überschwenglichstem Stile verherrlicht [3], hat Helmholtz den eigentlichen Irrtum der Farbenlehre am eingehendsten, nüchternsten und auch faßlichsten auseinandergesetzt.

„Es sind", sagt er [4], „die Goethe'schen Darstellungen eben nicht als physikalische Erklärungen, sondern nur als bildliche Versinnlichungen des Vorgangs aufzufassen. Er geht überhaupt in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten darauf aus, das Gebiet der sinnlichen Anschauung nicht zu verlassen; jede physikalische Erklärung muß aber zu den Kräften aufsteigen, und die können natürlich nie Objecte der sinnlichen Anschauung werden,

---

[1] Du Bois-Reymond, Göthe und kein Ende, Leipzig 1883, 25—30.

[2] Vgl. die Rettungsversuche von J. Stilling, Goethes Farbenlehre (Straßburger Goethe-Vorträge, Straßburg 1899); H. Siebeck, Goethe als Denker [2], Stuttgart 1905, 132—135. — R. Steiner in Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd 116: Goethes Werke, 35. Tl, III (Einleitung) XXVII XXVIII XXIX XXX schließt seinen Panegyrikus mit den Worten: „Das Licht im Goetheschen Sinne kennt die moderne Physik nicht. Ebensowenig die ‚Finsternis'." „Goethe beginnt da, wo die Physik aufhört" (ebd. XXIX XXX).

[3] Er führt z. B. zur Entschuldigung Goethes die fast komisch wirkende Stelle an, wo Goethe mit einem tiefen Bückling vor der Mathematik als solcher sie in der Optik als überflüssig und unzulässig zurückweist und dann sagt: „Es wäre doch thöricht, wenn Jemand nicht an die Liebe seines Mädchens glauben wollte, weil es ihm solche nicht mathematisch beweisen kann" (Eckermann, Gespräche [8] 151). Vgl. Virchow a. a. O. 22.

[4] Helmholtz, Physiologische Optik (Enzyklopädie der Physik IX) 267.

sondern nur Objecte des begreifenden Verstandes. Die Versuche, welche Goethe in seiner Farbenlehre angibt, sind genau beobachtet und lebhaft beschrieben, über ihre Richtigkeit ist kein Streit. Die entscheidenden Versuche mit möglichst gereinigtem, einfachem Lichte, auf welche Newtons Theorie gegründet ist, scheint er nie nachgemacht oder gesehen zu haben. Seine übermäßig heftige Polemik gegen Newton gründet sich mehr darauf, daß dessen Fundamentalhypothesen ihm absurd erscheinen, als daß er etwas Erhebliches gegen seine Versuche oder Schlußfolgerungen einzuwenden hätte. Der Grund aber, weshalb ihm Newtons Annahme, das weiße Licht sei aus vielfarbigem zusammengesetzt, so absurd erschien, liegt wieder in seinem künstlerischen Standpunkte, der ihn nöthigte, alle Schönheit und Wahrheit unmittelbar in der sinnlichen Anschauung ausgedrückt zu suchen."

In ausführlicherer Darlegung entwickelt Helmholtz anderwärts[1]: wie Goethe nicht an einzelnen Teilen der Theorie Newtons Anstoß nahm, weil sie etwa im einzelnen gegebenen Falle nicht ausreichte, sondern sie auch da bekämpfte, wo sie eine konsequente, ausreichende Erklärung gibt; wie er ferner in seiner Polemik ihr weder innere Widersprüche nachwies, noch Tatsachen bestritt, sondern sich begnügte, die von Newton erklärten Tatsachen anders zu erklären; wie er endlich, mit den geometrischen Verhältnissen unbekannt, einige Versuche Newtons selbst anzustellen nicht im stande war, und die Möglichkeit, reines farbiges Licht abzuscheiden, bestritt, ohne wahrscheinlich je mit den hierzu nötigen komplizierten Apparaten beobachtet zu haben.

Es fehlten ihm also nicht bloß die mathematischen Vorkenntnisse, die wissenschaftlichen, physikalischen Grundbegriffe, sondern auch seine empirischen Beobachtungen waren höchst unvollständig und nicht hinreichend, eine Theorie darauf zu bauen. Alles läuft darauf hinaus, daß er Newton nicht verstand und deshalb seine Theorie für absurd hielt. „Es scheint ihm namentlich der Gedanke undenkbar gewesen zu sein, daß weißes Licht aus farbigem zusammengesetzt werden könne."

Der Milderungsgrund, den Helmholtz zu Goethes Gunsten geltend macht, ist dessen Eigenschaft als Dichter:

„Man kann einigermaßen einsehen, daß der Dichter eine ganz andere Betrachtungsweise, als die physikalische, in die Naturforschung einführen wollte, und wie er dazu kam. In der Dichtung kommt es ihm nur auf den ‚schönen Schein' an, der das Ideale zur Anschauung bringt; wie dieser Schein zu Stande komme, ist gleichgültig. Auch die Natur ist dem Dichter sinnbildlicher Ausdruck des Geistigen. Die Physik sucht dagegen die Hebel,

[1] Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge, Braunschweig 1876, 1. Hft, 46—54.

Stricke und Rollen zu entdecken, welche hinter den Coulissen arbeitend diese regieren, und der Anblick des Mechanismus zerstört freilich den schönen Schein. Deßhalb möchte der Dichter gern die Stricke und Rollen hinweg=läugnen, für die Ausgeburten pedantischer Köpfe erklären und die Sache so darstellen, als veränderten die Coulissen sich selbst oder würden durch die Idee des Kunstwerks regiert.

„Wir können aber den Mechanismus der Materie nicht dadurch besiegen, daß wir ihn wegläugnen, sondern nur dadurch, daß wir ihn den Zwecken des sittlichen Geistes unterwerfen. Wir müssen seine Hebel und Stricke kennen lernen, wenn es auch die dichterischen Naturbetrachtungen stören sollte, um sie nach unserem eigenen Willen regieren zu können, und darin liegt die große Bedeutung der physikalischen Forschung für die Kultur des Menschengeschlechts und ihre volle Berechtigung gegründet!" [1]

Diesem Urteil des berühmten Physikers ist nur das eine hinzuzufügen: daß durch Goethes Farbenlehre auch seine Poesie lediglich nichts gewonnen hat. Die optischen Experimente haben ihn jahrelang der dichterischen Tätig=keit entfremdet, um frohen Mut und glückliche Stimmung gebracht. Da=gegen hätte kein einziges seiner bedeutenden Werke etwas dadurch verloren, wenn er, statt gegen Newton einen unfruchtbaren Krieg zu führen, die groß=artige Einheit und Harmonie der Naturkräfte, welche dessen Theorie beherrscht, erkannt und anerkannt hätte. Echte Poesie ruht nicht auf dem bloßen „schönen Schein", sondern auf der wahren und wirklichen Harmonie zwischen Erscheinung und Idee, Form und Inhalt, Stoff und Geist. Das hat Goethe selbst empfunden, als er in gemütlicher Stunde sich freudig seines Dichter=berufs erinnerte:

„Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

---

[1] A. a. O. 52 53. — In einer späteren Abhandlung: Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen, Berlin 1892, ist Helmholtz offensichtlich bestrebt, die Lichtseiten von Goethes Farbentheorie noch mehr hervorzuheben, ihre Schwächen schonend zuzudecken — die Abhandlung war nämlich ursprünglich ein Vor=trag in der Generalversammlung der Goethe=Gesellschaft — aber auch hier kommt der Forscher zum Schlußurteil: „Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in An=schauungsbildern sich ergebenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt, wo nur die bewußt durchgeführte inductive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert" (ebd. 54).

Fünftes Kapitel.
Des Epimenides Schlaf und Erwachen.
(1808—1815.)

Vom Jahre 1808 bis 1814 war Goethes Leben das eines vornehmen Hofmannes, der, mit mehreren Orden geschmückt, sich vorzugsweise literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten widmete, daneben die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des Herzogtums überwachte, das Hoftheater leitete und durch einen umfangreichen Briefwechsel mit einer großen Zahl von angesehenen Persönlichkeiten in literarischem Verkehr stand. Obwohl er als der größte lebende Dichter Deutschlands galt, entglitten doch die Zügel der zeitgenössischen Literatur seinen Händen. Es trat eine unabhängigere Kritik auf. Junge Talente machten sich geltend. Die patriotische Bewegung gegen Napoleon rief Kräfte wach, die bis dahin brach gelegen hatten. Die Not der Zeit gab den religiösen Ideen und der nationalen Begeisterung der Romantik eine mächtigere Anregung und praktische Ziele. Die „Wahlverwandtschaften" traf von mancher Seite harter Tadel. Die „Farbenlehre", von den Fachmännern zurückgewiesen, erweckte in der allgemeinen Bewegung der Zeit wenig Interesse. Am meisten Anklang fanden noch des Dichters frühere Leistungen, besonders der „Götz" und der fragmentarische „Faust". Der „Götz" entsprach der freiheitlichen Stimmung, die gegen Napoleons Gewaltherrschaft beständig zunahm; für den „Faust" schwärmten alle jüngeren poetischen Naturen, die in ihrem Glauben und Wissen keine rechte Befriedigung fanden.

Durch das Schicksal seiner Werke auf die eigene Jugend zurückgedrängt, begann Goethe im Jahre 1810 seine Lebensgeschichte zu systematisieren; in dem folgenden, dem berühmten Weinjahr 1811, war der erste Band von „Dichtung und Wahrheit" vollendet, 1812 der zweite, 1813 der dritte. Dann sammelte der Selbstbiograph die Briefe, Notizbücher und kleinen Aufsätze der italienischen Reise und redigierte ein Buch daraus. Es waren 27 Jahre verflossen, daß er dieses zweite Studentenleben durchgemacht, und damals stand er schon den Vierzigen nahe. Was er da geschrieben, das war noch frisch und lebendig: die neuen Zusätze atmeten schon den feierlichen Orakelton, den Alter, Stellung und Erfahrung mit sich brachten. Es war kein eigentliches Produzieren, sondern größtenteils die Auffrischung von alten Erinnerungen. Das Leben des höchst mittelmäßigen Malers Hackert und eine Freimaurergedächtnisrede auf Wieland gehören mit in diesen Kreis. Da, die poetische Spielerei das kleine Bühnenstück „Wette" abgerechnet, kein eigenes Drama mehr entstehen wollte, ward wenigstens „Romeo und Julie" für die Bühne gekürzt, auch ein Versuch angestellt, den „Faust" aufführbar

zu machen. Daneben ein paar Prologe, Epiloge und Maskenzüge, einige kleinere Aufsätze über „Myrons Kuh", „Ruysdeal", „Shakespeare", eine Erzählung „Das nußbraune Mädchen", noch ein Märchen, ein paar Balladen, kleinere Lyrika und Gelegenheitsgedichte — das ist ungefähr der Ertrag dieser Jahre.

An die Stelle der inhaltreichen Korrespondenz mit Schiller treten jetzt Briefwechsel wie derjenige mit dem Grafen Reinhard und dem Staatsrat Schultz, Männern, deren höchstes Verdienst darin bestand, Goethe zu verehren und kindlich an seine Farbenlehre zu glauben, oder wie mit dem Bergrat J. B. Lenz, der, gleich einer Bittschrift in der Mitte umgebogen, seine Briefe immer so beginnt:

„Excellentissime, Hochwohlgeborener und Hochgelehrter Herr!
Hochgebietender Herr Geheimer Rath, Staatsminister und Präsident!
Gnädiger Herr!"

Diese „Naturwissenschaftliche Correspondenz" entzog dem alternden Dichter unendlich viel Zeit und Kraft, ohne die Wissenschaft eigentlich zu bereichern[1]. Sie gewährte ihm freilich das gelehrte Prestige mit der Wissenschaft fortzuschreiten, nach allen Seiten hin auf dem laufenden zu sein und von allen naturwissenschaftlichen Größen Autographen, Komplimente und verbindliche Artigkeiten zu erhalten. Ein eigentlicher Mann des Fortschritts war indes Excellentissimus nicht. Er hing so zäh an seiner Farbentheorie wie ein Chinese an der Vorstellung, daß sein Reich das Reich der Mitte sei, und erwartete allen Ernstes noch bis zu seinem Tode den schönen Augenblick, wo die verblendete Wissenschaft endlich der Optik Newtons entsagen und sich zu seiner Farbentheorie bekehren würde. Es sollte nicht geschehen.

Ein entsprechender literarischer Briefwechsel ist nicht vorhanden. Es hätte hierfür nicht an interessanten Korrespondenten gefehlt. Friedrich Schlegel hatte auf dem Gebiete der Philosophie, der Sprachwissenschaft und Ästhetik Forschungen angestellt, welche die Leistungen Schillers bei weitem übertrafen. Sein Bruder August Wilhelm gab gerade in diesen Jahren, 1808 bis 1811, seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" heraus, die Lessings Dramaturgie und Goethes eigene dramaturgische Studien sowohl an Weite des Gesichtskreises als an gemäßigtem und richtigem Urteil vielfach überflügelten. Kleist schrieb 1807 nacheinander „Amphitryon", „Käthchen von Heilbronn", „Michael Kohlhaas" und 1808 die „Hermannsschlacht". Im Jahre 1810 trat der junge Karl Theodor Körner auf, ein Sohn jenes tüchtigen Poesiekenners, dem Schiller zum Teil seine glückliche poetische Entwicklung verdankte. Den lieblichen „Knospen" folgten bald einige fröhliche

---

[1] Vgl. Bratranek, Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz (2 Bde), Leipzig 1874.

Lustspiele, dann „Tony“, „Hedwig“ und jener „Zriny“, der, weil aus jugendlicher Begeisterung hervorgequollen, noch jetzt jedes echt jugendliche Herz entzückt. Clemens Brentano, der eben noch in Gemeinschaft mit Arnim „Des Knaben Wunderhorn“ herausgegeben, sammelte jetzt Märchen, dichtete die „Romanzen vom Rosenkranz“ und die „Gründung Prags“. Er war noch nicht in Dülmen gewesen und deshalb auch noch nicht „unmöglich“. Der dichterisch so reich begabte Tieck begann 1812 seine früheren Märchen und Bühnendichtungen neu herauszugeben, um manche Erzählungen und das Märchenspiel „Fortunat“ vermehrt.

In Berlin wie in Wien hatte sich das literarische Leben seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts wesentlich gehoben. In der Hauptstadt Preußens war das Franzosentum Friedrichs II. wie die philisterhafte Aufklärung Nicolais wenigstens in den gebildeteren Kreisen überwunden. Goethe und Schiller waren hier keine Fremdlinge mehr. Neben den Salons der Jüdinnen Herz und Rahel, in welchen die Goetheverehrung sich bereits zu einem bedenklichen Kultus entfaltete, blühte hier auch die Romantik fröhlich weiter[1]. Brentano traf daselbst seinen „Herrn Bruder“, den Freiherrn v. Arnim, dessen „Wintergarten“ und „Gräfin Dolores“ bei aller spukhaften Phantastik wahren und echten Dichtergeist bekunden. Der kriegerische Fouqué, von französischen Rittergeschichten und nordischen Sagen angeregt, schrieb 1808 sein Heldenspiel „Sigurd der Schlangentödter“, 1811 seine „Undine“, 1813 den „Zauberring“, 1814 die „Corona“ und „Karls des Großen Geburt und Jugendjahre“. Bei dem Grafen Löben, der sich Isidorus Orientalis nannte, wohnten die beiden Brüder v. Eichendorff, von denen der eine eben seinen Erstlingsroman „Ahnung und Gegenwart“ entwarf. Der Architekt Schinkel und die Publizisten Gentz und Adam Müller nahmen an der regen Tätigkeit der Romantiker lebhaften Anteil, und diese zog immer weitere Kreise.

In Wien hielt Friedrich Schlegel 1810 seine Vorlesungen über die neuere Geschichte, 1812 jene über die Geschichte der alten und neuen Literatur. Wilhelm v. Humboldt lebte und studierte hier als preußischer Gesandter. Körner, Eichendorff, Brentano ließen sich zeitweilig da nieder. Das Monopol

---

[1] „Durch die Romantik zog Goethe's Name sieghaft in Berlin ein“, führt L. Geiger aus (Berlin 1688—1840 II, Berlin 1895, 367 ff). Über die Mitwirkung der jüdischen Frauen vgl. ebd. 373 ff. — „Ihre maßgebende litterarische Bedeutung hat Rahel dadurch erlangt, daß sie es war, welche zuerst in Berlin Goethes Werk empfand und verkündete“, schreibt Brandes, Das junge Deutschland. Übersetzt von A. v. Linden, 3. Aufl., Leipzig 1897, 286. — Bei Besprechung des Werkes von O. Berdrow, Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild, Stuttgart 1900, sagt Max Koch in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts (N. F.) XVI 113: „Die Bedeutung von Rahels Salon für die endliche Anerkennung der Goetheschen Poesie ist, wie Berdrow in richtiger Abgrenzung eingestehen muß, freilich öfters überschätzt worden.“

von Weimar-Jena war gebrochen. Es gab auch anderwärts noch Geist und Poesie — wie in Berlin, so in Landshut, München, Halle, Heidelberg, Prag und namentlich auch in den Reihen der jungen Patrioten, welche sich von 1810 an zum Kampfe gegen Napoleon aufrafften und in deren aller Namen der ritterliche Max v. Schenkendorf das begeisterte Wort sang:

„Ich zieh' in's Feld um Himmelsgüter,
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum."

Goethe konnte sich nicht in diese neuen Literaturströmungen finden [1]. Die romantische beleidigte ihn schon ästhetisch durch Mangel an strenger, durchgebildeter Form, aber weit mehr durch ihre innere Annäherung an das Mittelalter und an die katholischen Ideen. Er war bewußterweise Heide und wollte es bleiben. Als Friedrich Schlegel katholisch ward, erklärte er das für „hocus-pocus", und steifte sich auf seine „ächte Sinnesart" [2]. Der hl. Johannes Chrysostomus, den er einmal wegen einer Stelle Winckelmanns nachschlug, erschien ihm als ein „Pater Abraham a Sancta Clara, der . . . seinem schlechten Publicum mit goldenem Munde das dümmste Zeug vorsagt, um sie durch Erniedrigung zu erbauen"; die „guten Neuchristen" aber kamen ihm noch erbärmlicher vor, weil sie „immer dieselben Salbaderenen wiederholen, und jeder fühlt daß er diesen Vortrag nicht erreichen kann" [3]. Als ein Stiefsohn seines Freundes Zelter sich nach einem ausschweifenden Leben

[1] „Jetzt, nach 21 Jahren", notiert Schopenhauer, „verstehe ich, was Göthe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Staël de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irregeleitet werden könnten. Er lachte und sagte: ‚ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten werden.' Dann aber setzte er ernst hinzu: ‚aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Literatur bekannt machen'" (E. Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche [2], Berlin 1902, 15).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 86. — Den Grafen Reinhard wurmte die Konversion sehr; er fürchtete, die Welt möchte wieder katholisch werden. „Sie sehen", schreibt er am 8. August 1808 an Goethe, „wie unerschütterlich der Fels steht, auf dem die Kirche gebaut ist, und gewiß, die schon viel träger sich wälzenden Wellen des Protestantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir die Kirchengeschichte im Großen, so erscheint uns das Lutherthum weder von längerer Dauer noch politisch und intellectuell fester gegründet, als z. B. die arianische Herrschaft; alle Divergenz der Ketzereien hat sich am Ende an der Einheit der Kirche gebrochen, wie die Coalitionen an der Einheit unseres Napoleon; und so könnten wir wirklich, vielleicht schon in der nächsten Generation, das Alte wieder befestigt und allgemein herrschend erblicken" (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard 35).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXV 332.

erschossen hatte und der Vater ihn um Trost anging, antwortete Goethe, er habe sich selbst einst in Wetzlar auch kaum des Selbstmordes erwehrt und fügte bei:

„Wenn man sieht, wie die Welt überhaupt und besonders die junge, nicht allein ihren Lüsten und Leidenschaften hingegeben ist, sondern wie zugleich das Höhere und Bessere an ihnen durch die ernsten Thorheiten der Zeit verschoben und verfratzt wird, so daß ihnen alles, was zur Seligkeit führen sollte, zur Verdammniß wird, unsäglichen äußern Drang nicht gerechnet, so wundert man sich nicht über Unthaten, durch welche der Mensch gegen sich selbst und andere wüthet. Ich getraute mir, einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehn sollten als über den ersten.“ [1]

Nicht weniger als alle religiösen Regungen war ihm der politische Ernst der Zeit zuwider.

„Die Narren von Deutschen“, schrieb er am 30. Oktober 1809 an Zelter [2], „schreyen noch immer gegen den Egoismus, und wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die seinigen redlich, und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt; so sähe vielleicht alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen verharren. Ich wenigstens treibe mein Wesen noch immer in Weimar und Jena, ein paar Örtchen die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten.“

„Ein Deutscher war schon absurd, so lange er hoffte“, meinte er um diese Zeit; „da er nun überwunden war, so war gar nicht mehr mit ihm zu leben.“ [3] Er „treibt es so weit“, schrieb Wilhelm v. Humboldt über Goethe am 19. November 1808, „daß er versichert, der beste Rat, der zu geben sei, sei die Deutschen wie die Juden in alle Welt zu zerstreuen, nur auswärts seien sie noch erträglich.“ [4]

Recht behaglich ward ihm aber bei dem alten Wesen nicht mehr. Es gab zu viel Störungen. Als er im Juni desselben Jahres zu Jena an den „Wahlverwandtschaften“ arbeitete, schrieb er der Frau v. Stein:

„Es war gar freundlich, daß Sie uns neulich besuchten, und unsre Einsamkeit aufheiterten. Ich kann nicht sagen, daß sie mir diessmal sehr erfreulich ist: denn ungeachtet des schönen Wetters und der grünenden Flächen und Hügel, der blühenden Gärten und mancher andern guten Ingredienzien des Lebens, ist doch alles was mich in Jena umgiebt so

[1] Ebd. XXIII 186. [2] Ebd. XXI 122 f.

[3] M. Hecker, Goethe. Maximen und Reflexionen, Weimar 1907, Nr 1331.

[4] Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen III 22. — Vgl. Kekule, Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers, Leipzig 1880, 145.

trümmerhaft gegen vorige Zeiten, und ehe man sichs versieht, stolpert man einmal wieder über einen Erdhöcker, wo, wie man zu sagen pflegt, der Spielmann oder der Hund begraben liegt." [1]

Seine ganze Bildung war viel zu innig mit Rousseau, Voltaire und Diderot verwachsen, als daß er Frankreich und die Franzosen nicht im Grunde seines Herzens hätte besonders hochschätzen und lieben müssen. Napoleon verehrte er ebensosehr, als er die deutschen Gegner desselben innerlich verachtete. Es blieb nicht bei der Huldigung, welche er dem mächtigen Korsen im Herbst 1808 dargebracht hatte. Am Napoleonstag 1811 ging er mit dem Herzog und Wieland nach Erfurt, um dort die offizielle Festfeier mitzumachen. In Weimar war an diesem Tage Freiball und Illumination, wobei das kaiserliche N. auf dem Markte alles andere überstrahlte.

Das Elend und die politische Notlage in Weimar störten indes Goethe dermaßen in seiner Behaglichkeit, daß er wiederholt halbkrank oder krank ward und schon deshalb die böhmischen Bäder wieder aufsuchen mußte. Da atmete er dann von neuem auf, teils bei geologischen Ausflügen und kleinen Landpartien, teils im hohen Kreis der vornehmsten Aristokratie [2]. In Karlsbad machte er schon 1810 die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin Maria Ludovica Beatrix v. Este, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, wurde in ihren näheren Kreis gezogen und befreundete sich sehr intim mit ihrer Hofdame Josephine Gräfin O'Donell. Er unterhielt die Damen, machte ihnen Gedichte [3], brachte ihnen Zeichnungen, Kunstsachen und Raritäten und nahm an ihren geselligen Vergnügungen teil [4]. Mit der Gräfin O'Donell korrespondierte der Herzog Carl August später in leichtsinnigem Französisch [5],

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 353.

[2] „Aus dem einen Auge blickt ihm ein Engel", schreibt E. v. Pfuel, der 1810 mit Goethe in Teplitz zusammentraf, „aus dem andern ein Teufel, und seine Rede ist eine tiefe Ironie aller menschlichen Dinge" (v. Biedermann, Goethes Gespräche II² 86). Vgl. ebd. 87: „In so gigantischer Gestalt sich auch sein Geist vor einen aufpflanzt, so geht ihm doch ein Element ab, welches zu derjenigen Art Erhabenheit notwendig gehört, die der Mensch mit Liebe umfaßt; ich möchte dies Element das christliche im Menschen nennen."

[3] Am 6. Juni besang er der Kaiserin Ankunft, am 10. der Kaiserin Becher, am 19. der Kaiserin Platz, am 22. der Kaiserin Abschied (Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 311—319).

[4] Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. IV 130 ff. — E. Guglia, Goethe und die Kaiserin Maria Ludovica von Österreich, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins VII, Jahrg. 8 (1893), 42—45. — G. Karpeles, Litterarisches Wanderbuch², Berlin 1898, 139 ff. — A. Sauer, Goethe und Österreich I, Weimar 1902, xxiv ff. — Vgl. auch Düntzer, Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich Maria Ludovica Beatrix von Este, Köln 1886.

[5] R. M. Werner, Carl August und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe, in Archiv für Literaturgeschichte XV (1887) 37—60.

Goethe in sehr untertänigem, höfischem Deutsch. Doch nennt er sie im Anfang, genau wie einst die Pfarrerstochter von Sesenheim, seine „liebe, neue Freundin“ [1].

Im Frühjahr 1812 mochte Goethe kaum die gute Jahreszeit abwarten, um aus Weimar fortzukommen. „Was Teufels willst Du jetzt bei der Kälte in Karlsbad machen?“ schrieb ihm Carl August, als er schon im April um Urlaub bat, „an Katarrhen wird's dort nicht fehlen!“ [2] Schon am 1. Mai reiste jedoch der Dichter ab. Erst nach zwei Monaten folgte ihm der Herzog nach Teplitz, „um le joli cœur mit der österreichischen Kaiserin zu machen“ [3]. Auf Anregung der Kaiserin schrieb Goethe zu Teplitz das kleine Drama „Die Wette“ [4], welches „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden“ zum Vorwurf hat. Nach Riemer [5] ward es am 5. August aufgeführt, nach dem Bericht Charlottes v. Schiller [6] wurde die Aufführung durch eine Erkrankung Goethes verhindert, und wie der Sänger Rantzau erzählt, „soll das Stück gar nicht spielbar gewesen sein und der Meister sich krank gestellt haben“ [7].

---

[1] A. Sauer, Goethe und Österreich I 25—109. — In Formen von nahezu orientalischer Unterwürfigkeit bemüht sich Goethe in den späteren Briefen, das Interesse und die Wohlgewogenheit der Kaiserin für sich zu erhalten. „So beglückend es ist“, schreibt er z. B. am 28. August 1812 mit Bezug auf die Kaiserin, „sich die Eigenschaften dieser ausserordentlichen Dame in Gedanken zurückzuführen, so ängstlich wird es Dieselbe leidend, oder in einiger Gefahr zu wissen. Giebt es irgend Gelegenheit, so bitte, in der allerhöchsten Gegenwart, meiner als des dankbarsten Knechts zu gedencken, der, ohne von dem Wohlbefinden seiner angebeteten Herrinn versichert zu seyn, unfähig ist irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIII 79). — „Im Orient“, meldet er dem Herzog am 29. Januar 1815, „wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte wird es schon für das höchste Glück geachtet, wenn von irgend einem demüthigen Knecht, vor dem Angesichte der Herrinn gesprochen wird und Sie es auch nur geschehen läßt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingerissen werden, deßen Sie selbst erwähnte! Möchte ich doch allerhöchsten Ortes nur manchmal nahmenweise erscheinen dürfen!“ (Ebd. XXV 177.)

[2] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe II (1865) 38.

[3] Düntzer, Charlotte von Stein II 368. Vor seiner Abreise nach Karlsbad war Carl August vom 14. bis 31. Mai auf dem Dresdener Fürstentag gewesen. Vgl. H. Freiherr v. Egloffstein, Carl August auf dem Fürstentag in Dresden 1812, in Deutsche Rundschau 1906/1907 I 52—73. Am 19. Mai fand die Audienz Carl Augusts bei Napoleon statt, dem er eine entgegenkommende Erklärung des russischen Kaisers unterbreitete. Die Audienz verlief ergebnislos. Vgl. v. Egloffstein a. a. O. 61—64, sowie den Artikel: Vor 1812. Eine Unterredung zwischen Napoleon I. und Karl August von Weimar, in Frankfurter Zeitung, 57. Jahrg., Nr 259, Abendbl. (18 September 1912).

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. IX 147—168. [5] Riemer, Mittheilungen II 617.

[6] Charlotte von Schiller und ihre Freunde I 637 ff.

[7] Ebd. 641. Vgl. R. M. Werner, Goethe und Gräfin O'Donell 52 ff. „Das Wahre an der Sache ist“, sagt Karpeles, „daß Goethe allerdings im Auftrage der Kaiserin

Besser war es ihm zuvor mit dem Amte eines kaiserlichen Hofpoeten zu Karlsbad geglückt[1], wo vom 2. bis 4. Juli Kaiser Franz mit Gemahlin und Tochter zum Besuch erschien. Zu diesem Anlaß lieferte er drei größere Festgedichte in Stanzen, eines auf die Kaiserin, eines auf den sie begleitenden Kaiser Franz, das begeistertste aber auf beider Tochter Marie Luise — oder, besser gesagt, auf deren Gemahl Napoleon[2]. Denn dessen Weltherrschaft sind die schönsten Strophen geweiht. Kein Franzose hat ihn ergebener, begeisterter, freudiger als den größten Mann der Weltgeschichte verherrlicht und selbst seine Eroberungskriege lobpreisend als Weisheitstaten anerkannt:

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte.

---

ein kleines Lustspiel: ‚Die Wette‘ in zwei Tagen geschrieben hatte, und daß dieses auch am 5. August aufgeführt wurde. Vorhergegangen war eine Vorstellung des ersten Aktes von ‚Tasso‘, der wegen der Beziehungen zu der Familie Este als eine zarte Huldigung für die Kaiserin gelten konnte. Als Ueberraschung für diese dichtete er einen Prolog, den ihre Palastdame, die Gräfin O'Donell, zu sprechen hatte" (G. Karpeles a. a. O. 147). — Vgl. dazu Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIII 52, wo Goethe an Christiane schreibt (5. August): „In dem Stücke der Kayserinn habe ich zuletzt noch die Hauptrolle übernehmen müssen, wenn es zu Stande kommen sollte. Nun kannst du wohl dencken daß es Zeit ist zu enden." Dagegen heißt es in den Tagebuchaufzeichnungen (ebd. 3. Abt. IV 308) unterm 5. nur: „Die Rolle mit dem Souffleur durchgegangen . . . Repetition . . . Probe." Unterm 6.: „Rolle . . . Repetition. . . . Befand mich nicht ganz wohl. . . ." Unterm 7.: „Meist im Bette. . . ." „Gleich am Tage seiner Ankunft, am frühen Morgen, wurde Goethe zur Kaiserin beschieden", berichtet Guglia (a. a. O. 44). „In den 26 Tagen, die sie in Teplitz verweilte, zog sie ihn eilfmal zur Tafel; beinahe täglich durfte er sie sehen und sprechen, siebenmal hat er ihr vorgelesen." — Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. IV 303 ff. — An Christiane schreibt er am 1. August 1812: „Die Kayserinn sehe ich täglich bey ihr selbst, auf Spaziergängen und Fahrten, bey Tafel. . . . Ich lese täglich vor" (ebd. 4. Abt. XXIII 48).

[1] „Das Leben in Karlsbad muß schrecklich sein", schrieb Wilhelm v. Humboldt am 17. Juni 1812. „In Karlsbad ist der sog. Sprudel, an dem man ein bis zwei Stunden lang trinkt, auf einem Brettergerüst, das ungefähr 50 Menschen faßt. Dahinter ist eine schmale hölzerne Brücke, dann enge, fast nie von der Sonne beschienene Straßen, die Allee ziemlich weit. Auf diesen Brettern befindet sich nun Goethe alle Morgen mit der Elisa, Tiedge, Geßler, die er alle nicht leiden kann, zusammen. Er nennt diesen Theil des Karlsbader Lebens selbst eine verruchte Existenz" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV, 9).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 320—329.

„Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
Und ihm vor allen alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher als Dichter je gesungen! —
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert wie geründet,
Nun fühlt er froh im Sohne Sich gegründet.

„Und daß auch diesem eigne Hoheit g'nüge,
Ist Roma selbst zur Wächterin bestellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schicksal einer Welt.
Was sind hier die Trophäen aller Siege,
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.“ [1]

Nie hat Napoleon eine politisch feinere, aber auch nie eine unbedingtere, sklavischere Huldigung aus Deutschland erhalten als hier durch Goethe. Sich selbst, Deutschland, Rom, Europa, die Welt legt der Dichter dem Eroberer zu Füßen und betet tief im Staube die Macht des Erfolges — das fait accompli — an.

„Ganz wehmüthig bin ich geworden wegen dieser traurigen Verblendung“, schrieb Varnhagen von Ense an Caroline v. Humboldt. „Sollen wir junge deutsche Leute noch die harte Prüfung bestehen, unsre tiefste Gesinnung auch im Widerstreit mit unsern theuersten Meistern zu behaupten? Auf keinen Fall war es vaterländisch gehandelt von Goethe, daß er sein armes in Kummer und Noth schwer ringendes Volk, die ernste Trauer seiner bessern Zeitgenossen, und die Schmach, die auch im besten Fall auf allen ruht, nicht schonte; seine Ueberzeugung, wenn sie einmal die seine ist, durfte er nicht jetzt, nicht so aussprechen. Johannes Müller, Richter und jetzt auch Goethe! warum müssen Geringere die Nachwelt belehren, wie diese Höheren unwürdig irren!“ [2]

„Das Gedicht Goethes“, schrieb Klinger am 7. März 1813, „hat mich sehr verwundet und jetzt von neuem: in den hiesigen öffentlichen russischen und deutschen Blättern werden die bittersten Anmerkungen darüber dem Publ. mitgetheilt und Goethe trägt die Schmach nicht allein — sie wird der Nation aufgeladen, da einer ihrer ersten Schriftsteller, unter den Augen einer russischen, einer der edelsten Prinzessinen der Erde, eine solche Fluch-Prophezeiung über die Welt ausspricht.“ [3]

[1] Ebd. 328.

[2] A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen, Weimar 1896, 61 f.

[3] M. Rieger, Briefbuch zu Friedrich Maximilian Klinger. Sein Leben und Werke II, Darmstadt 1896, 154. — „Welch eine Schmach für uns Deutsche“, schrieb

Es ist wahr, als der galante Hofdichter diese Stanzen lieferte, die nicht einmal irgend eine Notwendigkeit oder Konvenienz entschuldigt, da war der übermütige Imperator schon von Wilna aufgebrochen, um mit dem größten Heer, welches das neuere Europa gesehen, mit 600 000 Mann aus allen Völkern und Ländern, nach Moskau zu ziehen. Vom Glauben an sein „Schicksal" erfüllt, sich selbst die Sendung vorspiegelnd, „Europa von den Barbaren zu befreien", hatte er bis jetzt den Erfolg für sich, einen Erfolg ohnegleichen. Zahllose Fürsten und Hofschranzen beugten sich vor dem Tyrannen und schienen sogar die Vorstellung eines Widerstandes verloren zu haben.

Doch der Widerstand war da. Die heiligen Ideale der Menschheit hatten durch die Erfolge der materiellen, brutalen Gewalt nichts von ihrer Berechtigung und Macht eingebüßt, Religion, Recht und Freiheit konnten wohl mit Füßen getreten, aber nicht vernichtet werden. So tief als möglich gekränkt, wagte der Papst, das unverletzliche Recht der Kirche gegen den anscheinend Allmächtigen geltend zu machen. Die katholischen Spanier und Tiroler weckten durch ihren Heldenkampf den nahezu erstorbenen Rittergeist der christlichen Nationen[1]. Auch in Deutschland erwachte er mit zündender Gewalt in den verschiedenartigsten Kreisen. Fichte, Jahn, Arndt hatten mit ihren Reden und Schriften die deutsche Jugend mächtig aufgerüttelt; selbst ein Schleiermacher hielt es für „Verrätherei", jetzt eine Stellung im Ausland aufzusuchen, und sah gefaßt einer Zeit entgegen, in welcher „es auch wieder Martyrer geben könne". Bei allen Verirrungen der romantischen Schule war ihren Anhängern die Empfänglichkeit für das Ideale nicht abhanden gekommen. Von Königsberg aus verbreitete sich der sog. „Tugendbund" über Preußen, die Mark, Schlesien und weiter. Als er im Dezember 1809 vom König aufgelöst werden mußte, lebten seine Ideen in andern Vereinen oder wenigstens in den einzelnen Mitgliedern fort. Als Goethe dem Weltbeherrscher seine Karlsbader Huldigung darbrachte, waren schon

---

Friedrich Leopold zu Stolberg, „ist der unter uns herrschende Franzosengeist, die Dienstbeflissenheit gegen den gewaltsamen corsischen Abenteurer, der mit seinen Horden Schrecken und Verheerung verbreitet und kein anderes Recht kennt, als das der Macht und des Schwertes" (Janssen, Stolberg II 230). — „Göthe hat das Continentalsystem besungen", schrieb Arnim an J. v. Görres, „und zwar im Namen der Karlsbader, die nichts davon wissen mögen. Was wird die Zukunft von den großen Männern unserer Zeit denken?" (Görres, Freundesbriefe II 354.) Ende Juli 1812 bemerkte derselbe Arnim in einem Brief von Teplitz aus an seinen Schwager Clemens Brentano: „Göthe heißt jetzt im Moniteur der Sänger des Continentalsystems wegen der Karlsbader Verse und seine Frau die Frau Abstinentalräthin" (R. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, 303).

[1] Vgl. die Schilderung des Umschwungs in Österreich bei J. M. Raich, Dorothea von Schlegel, Mainz 1881, I 321—400.

Hofer und Schill mit ihren Freunden den Heldentod für Freiheit, Recht und Vaterland gestorben. Ein nationaler Dichter hätte Besseres zu besingen gehabt als den fremden Gewalthaber[1].

Die Ironie des Schicksals wollte, daß schon zwei Monate nach Abfassung jenes Gedichts, am 15. September, Moskau in Flammen stand und der stolze Weltbeherrscher lange selbst nicht mehr wußte, was er anfangen sollte. In einem Winter stürzte seine ganze Herrlichkeit zusammen. Für Deutschland aber brach ein Frühling der Tat und des Liedes an, wie es seit dem Mittelalter keinen mehr erlebt hatte.

Goethe befand sich nun in schlimmer Lage. Sein Ideal, die französische Weltmonarchie, dem er zugejubelt, seine Träume von einem neuen Cäsar und Alexander waren in Moskau mit in Rauch aufgegangen. Häusser hat seine Verlegenheit am klarsten und wahrsten gezeichnet:

„Die junge Gährung des Frühjahrs 1813, der leidenschaftliche Franzosenhaß und der ungeberdige Freiheitsdrang, wie er sich mit einem Male allenthalben kundgab, widerstrebte ihm vollends; in seinem Aerger über die stürmische und unbändige Zeit war der Dichter des ‚Götz‘ kaum mehr zu erkennen. Es war ihm beklommen zu Muthe; er hatte weder Hoffnung noch Freude an den neuen Dingen. Die Worte sind bekannt, die er gleichsam erzürnt dem begeisterten Kreise der Körner und Arndt damals zurief: ‚Schüttelt nur an Euern Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen.‘ Als die ersten Preußen und Kosaken im Frühjahr gegen Weimar streiften, regte sich in Göthe nur in erhöhtem Maße die Sehnsucht nach Frieden, und er eilte nach Teplitz, um dem störenden Gedränge zu entgehen. Eifriger als je versenkte er sich in literarische Arbeiten. ‚Wie sich in der politischen Welt‘ — so äußert er sich selbst — ‚irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste.‘

---

[1] O. Pniower sagt in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe IX 396: „Goethe war kein Durchschnittspatriot.“ „Der Begriff der Nationalität, der sich eben unter dem schweren Drucke des Vaterlandes in der jungen Generation, über die er, der Sechzigjährige, weit hinausgewachsen war, bildete, dieser Begriff galt ihm, dem Kosmopoliten und Weltenbewohner, als beschränkt. An dem Bestand des heiligen römischen Reiches war ihm nichts gelegen, weil es sich längst überlebt hatte, Preußen war ihm aus seinen Erfahrungen als weimarischer Minister heraus nicht sympathisch. Ihm bangte nur vor einem: dem Verluste der geistigen Kultur. . . . Und diese Furcht bewegte ihn auch noch, als der Befreiungskrieg begann. Er sah ihm daher mit Skepsis, ja mit entschiedenem Mißmut entgegen. Ihm fehlte das Vertrauen zur guten Sache.“ Pniower hat hier in kürzester Form die Verteidigungsgründe zusammengefaßt, welche die Verehrer des Dichters zu diesem für sie äußerst peinlichen Abschnitt aus Goethes Leben gewöhnlich vorbringen: die angeführten Gründe vermögen zwar des Dichters Verhalten einigermaßen zu erklären, doch den deutschen Patriotismus Goethes retten sie offenbar nicht.

So trieb er nach seiner Rückkehr aus Böhmen mit allem Ernst chinesische Geschichte, und am Tage der Schlacht von Leipzig schrieb er für die Schauspielerin Wolff den Epilog zu Essex!"

„So standen die Heroen unserer classischen Zeit außer Zusammenhang mit der neueren Literatur, die aus den Tagen der Bewegung und des Kampfes erwuchs; jüngere Kräfte schlugen in Gedicht, Lied, in der Presse und in Flugschriften den Ton von 1813 an, vor dem Göthe sich scheu und unmuthig zurückzog. Dieser neue Ton hatte allerdings nichts mehr gemein mit dem ästhetisch-kritischen Zeitalter, das vorausgegangen war; er athmete nur leidenschaftlichen Haß gegen die Fremden und hohes patriotisches Selbstgefühl. Aus dieser jungen Literatur sprach die tiefe Geringschätzung gegen das bloß literarische Genießen; Charaktere und Thaten galten ihr mehr als aller Geist und alle Bildung. Jene objective Ruhe und Abgeschlossenheit der künstlerischen Zeit stand bei ihr in tiefem Mißcredit; Begeisterung und Haß, Leidenschaft und Opfermuth waren die Anforderungen, die sie an Alle stellte. Auf nationalem Gebiete wie auf dem religiösen war sie zum Ueberlieferten und Volksthümlichen zurückgewendet; die philosophische Speculation mußte einer schlichten und kernhaften Gläubigkeit weichen." [1]

Von den „Heroen" war übrigens Ende Januar 1813 nur Goethe noch am Leben. Wieland wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. von einem Schlaganfall getroffen und starb zehn Tage später. In seinen letzten Stunden hörte man ihn Hamlets Monolog „Sein oder Nichtsein" halb deutsch, halb englisch rezitieren [2]. Da er 1808 mit Goethe wieder in die neu errichtete Loge „Anna Amalia" getreten war, übernahmen die „Brüder" die Sorge für seine Leichenfeier, die, im Gegensatz zu jener Schillers, sehr glänzend ausfiel. Bertuch, 1808 mit neun gegen drei Stimmen, die auf Goethe

---

[1] Häusser, Deutsche Geschichte IV [4] 242 243. — Zu der Äußerung Goethes im Körner-Arndtschen Kreise vgl. H. Rösch, E. M. Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben (1. Bd der Werke), Leipzig 1892, 180. Vgl. auch das Urteil des alten Körner aus Teplitz vom 28. Mai Friedrich Schlegel gegenüber bei Brockhaus, Theodor Körner, Leipzig 1891, 315.

[2] Düntzer, Knebels Briefe an seine Schwester Henriette 648. — Vgl. J. G. Gruber, Christoph Martin Wieland (2 Tle, Leipzig) II 528 ff. — H. Döring, Wielands Biographie, Jena 1853, 153. — Vgl. auch die Version Goethes, der Wieland an einer Erkältung sterben läßt (v. Biedermann, Goethes Gespräche II [2] 601), während derselbe nach dem Bericht des Grafen Platen, der auf Knebel fußt (L. Scheffler und G. v. Laubmann, Die Tagebücher des Grafen August von Platen II, Stuttgart 1900, 495), einer Unverdaulichkeit erlag, die er sich durch eine Gänseleberpastete zugezogen hatte. — „Weichmüthiger, als bei Wielands Tode", erzählt Falk, „habe ich Goethe nie zuvor gesehen und sah ihn auch nachher nie wieder so" (J. Falk, Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt [2], Leipzig 1836, 67). Merkwürdig ist das Gespräch über Monaden und Fortdauer nach dem Tode ebd. 50 ff; vgl. auch S. Schultze, Falk und Goethe 14.

fielen, „Meister vom Stuhl“ geworden, ließ den mittleren Teil des Landes-industrie-Comptoirs mit architektonischen Verzierungen schmücken. Da wurde am Abend des 24. die Leiche ausgestellt, das Haupt mit einem Lorbeerkranz geziert, der Körper in weißes Tuch gehüllt. Auf dem Sarge prangten neben dem französischen und russischen Orden „Oberon“ und „Musarion“ in Saffian, ebenfalls mit Lorbeer umwunden. Am andern Tag ward die Leiche nach Wielands einstigem Landgut Osmannstädt gebracht und neben seiner Frau und seiner Freundin v. Laroche begraben. Sechzehn Maurerbrüder wechselten im Tragen des Sarges. Die andern Mitglieder folgten dem Trauerzug, welchen — charakteristisch genug — der französische Gesandte Baron St-Aignan mit Wielands ältestem Sohne Ludwig eröffnete[1].

Am 18. Februar wurde dann in der Loge eine Trauerfeier gehalten[2], in welcher Goethe als Sprecher einen sehr feingezeichneten, aber auch ebenso schmeichlerischen Lebensabriß des Verstorbenen gab[3].

„Nur wenig Monate sind es“, so heißt es darin, „als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.“

„Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von falschen Schreck-

---

[1] H. Döring a. a. O. 154. — Baron St-Aignan hatte kurz zuvor, am 3. August 1812, über die deutschen Klassiker und Gelehrten des Weimarer Kreises das Urteil gefällt: Les Allemands sont une nation douce, apathique et religieuse. Si on les laisse s'occuper de métaphysique, de discussions littéraires, d'idées mystiques, de franc-maçonnerie et de magnétisme, cela leur suffit. C'est sur ces objets que se dirigent tous les esprits qui s'élèvent au dessus de la classe médiocre, plus nombreuse ici, je crois, que partout ailleurs (A. Fischer, Goethe und Napoleon[2] 195 f).

[2] „Es durften nur Frauen von Maçons“, schreibt Charlotte v. Schiller, „noch dazu nur von hiesigen dabei sein.“ „Hätte ich der dicken Hälfte (Christiane) für eine Schale Punsch für diesen Abend ihr Recht abkaufen können, wie Esau um ein Linsengericht seine Erstgeburt, so glaube ich, wären wir Beide an unserm Platz gewesen“ (Charlotte von Schiller I 656 657).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 311—346.

nissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden."

„Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte." [1]

So predigte Goethe in der Loge von Gott und Unsterblichkeit, Ideen und Tugend, griechischen Mysterien und sittlicher Sinnlichkeit, Anakreon und Rosen, als ob es nie ein Christentum gegeben, als ob die religiöse und sittliche Bildung Europas nicht von diesem, sondern aus den griechischen Mysterien herrührte und als ob Wieland, der Nachschreiber antiker und französischer Pornographen, der Verderber deutscher Sitte, in seinen Schriften der unzüchtigste der deutschen Klassiker, ein unvergänglicher Lehrer wahrer Weisheit und Tugend gewesen wäre [2].

Die gewaltige Zeit zog indes unaufhaltsam mahnend, warnend und aufrüttelnd über Weimar dahin. Schon Ende Februar zeigten sich ganze Schwärme der aus Rußland heimkehrenden großen Armee, schrecklich Verstümmelte, Nervenkranke, kaum der unsäglichen Not Entronnene. Weimar war noch französisch; aber von Ostpreußen aus hatte sich Deutschland aufgerafft, gemeinsam mit den Russen, die Unterdrücker zu verjagen. Die Furcht vor den Kosaken wuchs im Laufe des März. Am 2. April zog der französische General Durutte plötzlich mit seinen Truppen ab. Am 7. reiste die Großfürstin nach Teplitz, zehn Tage später folgte ihr Goethe. Er hatte Mühe, durchzukommen [3]. Am 12. besetzten preußische Husaren die Stadt Weimar, die sie indes bald wieder verließen. Sie kamen wieder, wurden aber von nachströmenden Franzosen, Neys Vorhut, hinausgeworfen. Am 26. kam Napoleon nach Erfurt, den folgenden Tag auf drei Stunden nach

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 314 343 ff.

[2] Vgl. Ebd. 4. Abt. XXIII 267 f.

[3] Vgl. seine Briefe an Christiane (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIII 317 ff 337 ff 342 ff). — „Goethe ist, wie mir die Recke sagt", schrieb Humboldt am 31. Juli 1813, „sehr verdrießlich in Karlsbad. Ich kann mir seinen Zustand denken. Er hat eigentlich kein Gleichgewicht in sich, er ist schwach in der Wirklichkeit, und dann gilt das Idealische nur im Moment der Begeisterung und durchbringt nicht jeden Moment des bloßen einfachen Lebens" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV, Berlin 1910, 84 f). — „Goethe bedaure ich", erwiderte Caroline, „so an der Neige des Lebens unzufrieden mit der Welt und ihrem Bestreben zu sein, muß sehr bitter sein. Es kommt bei ihm, glaube ich, doch alles aus der Bequemlichkeit ursprünglich, der Bequemlichkeit, die Schwäche erzeugt" (ebd. 86).

Weimar. Die Truppendurchzüge dauerten noch den ganzen Mai, Juni, Juli fort. Als es ruhiger geworden, am 16. August, erschien Goethe wieder im Lande, amüsierte sich eine Woche mit dem Herzog[1] in Ilmenau und kam dann nach Weimar.

Sehr bezeichnend für seine Stellung zu den Freiheitskriegen ist ein Zug, den Frau v. Stein erzählt. Sie wollte ihm, dem so lange Geliebten, zu seinem Geburtstag nachträglich ein Körbchen Ananaserdbeeren bringen. Da sie ihn den ganzen Tag nicht finden konnte, schlich sie abends spät beim Mondschein in Begleitung einer Kammerfrau in seinen Garten. Da sah sie ihn denn sitzen, aber nicht allein. Neben dem alten Herrn saß die junge Theatersängerin Engels und sang ihm zur Gitarre vor. Nun war für Charlotte denn doch die Romantik aus; sie stellte ihm unbemerkt die Ananas in die Nähe und schlich sich davon, wie sie gekommen war[2]. Wenige

---

[1] Son but étoit, schreibt St-Aignan über eine Unterredung mit Carl August unterm 16. Juni 1813, de savoir si dans les changements, qu'il présume que la paix produira en Allemagne, il ne pourrait pas espérer que Sa Majesté lui accorderoit quelque grâce pour l'augmentation de ses États ou l'élévation de sa maison. Ses idées à cet égard sont telles que je ne croirois pas même devoir en parler à V. Excellence, si je ne lui rendois compte de tout. Il espère que Sa Majesté lui accordera le pays d'Erfurt ou le Comté de Blankenhayn. Il voudroit obtenir d'Elle la suprématie sur les autres princes de Saxe et m'a chargé de représenter que, sa maison étant une des plus anciennes d'Allemagne et fort au dessus de celles de Wurtemberg, de Bade et de Hesse, il se trouvoit cependant bien au dessous d'elles. Il désire avoir part à la succession du Duc de Gotha, à laquelle il n'a rien à prétendre suivant les lois, cet héritage devant d'après tous les actes de famille être partagé entre les maisons de Meiningen-Hildburghausen et de Coburg. — Il n'a d'autre raison à alléguer en sa faveur, m'a-t-il dit, que la volonté de l'Empereur qui peut bien intervetir l'ordre de cette succession, si bon lui semble. — Ces prétensions et d'autres encore qui sont si démesurées que je n'en parle même pas à V. Excellence prouvent que ce prince a bien de l'inconséquence dans sa conduite et qu'il y a encore plus de maladresse que de mauvaises intentions dans tout ce qu'il fait (A. Fischer, Goethe und Napoleon² 204 f). — Vgl. das Gesuch, welches der weimarische Gesandte unterm 28. Juli dem napoleonischen Minister des Auswärtigen, Herzog von Bassano, überreichte. Es ist unterzeichnet von Baron Wolfskeel (ebd. 207. Beides aus den Archives aux Affaires Étrangères, Saxes, Maisons Ducales III). „Eine Antwort oder bestimmte Meinungsäußerung Napoleons ist bisher nicht bekannt geworden" bemerkt Fischer a. a. O. 208. — Zu diesen Enthüllungen bemerkt Max Koch (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts [N. F.] XVII 186): „Von Karl Augusts deutscher Gesinnung wird man künftig schon etwas bescheidener reden müssen, denn dies unwürdige Bitt- und Beraubungsgesuch ist vom 28. Juli 1813 datirt." — A. Fischer dagegen meint: „Man wird nicht umhin können, der weimarischen Diplomatie Geschicklichkeit und Feinheit zuzugestehen" (a. a. O. 208).

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 390. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. V 72 f 74.

Tage vorher starb der ritterliche Theodor Körner, den seine jugendliche Braut nicht vom Schlachtfeld zurückgehalten, bei Gadebusch den Heldentod. Zwei sprechende Gegenbilder!

Es wurde November, und die Hauptsache war schon getan, bis die patriotische Bewegung der Freiheitskriege endlich auch in Jena und Weimar zündete[1]. Als Knebels Sohn Karl mit zwei Freunden sich als Freiwillige melden wollte, mahnte Goethe, den Aufruf des Herzogs abzuwarten. Bis Ende November hatten erst 32 Freiwillige unterzeichnet, und die Geheimräte Goethe und Voigt taten ihr bestes, jedermann zurückzuhalten, indem sie keinem Angestellten, der sich etwa meldete, seinen Platz bis zur Rückkehr

[1] Noch nach der Völkerschlacht von Leipzig scheint Goethe an die Befreiung des deutschen Volkes nicht geglaubt zu haben. Wenigstens meldet Frau v. Stein: „Göthe hat seinen Napoleonsorden müssen ablegen. Graf Colloredo, ein rechter Enragé gegen die Franzosen, logirte bei ihm; er nahm's ihm sehr übel, daß er ihm mit dem Orden entgegenkam, und zwang ihn, ihn abzulegen. So erzählt man's" (Düntzer, Charlotte von Stein II 397). — Vgl. den Brief Rahels vom 4. November 1813 bei A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen 202. Der Bericht der Gräfin Louise zu Stolberg vom April 1814, der sich auf eine Mitteilung der Frau v. Ahlefeldt stützt (Euphorion V [1898] 585), wird ebendaselbst als „unwahr in der Form" bezeichnet. — Vgl. auch die Notiz H. Alberts im Journal des Débats vom 13. September 1806, wonach Goethe der Frau Lortzing erklärte, daß er den Orden der Ehrenlegion allen übrigen vorziehe. — Goethe „hat den Feldzeugmeister Colloredo zur Einquartirung gehabt", schrieb W. v. Humboldt an seine Frau am 27. Oktober 1813, „der auf Goethes Kosten alle Tage 24 Personen zu Tisch gehabt hat. Die Geheimrätin versicherte, das koste 2—300 Thaler, und der Koch hätte ihr noch gesagt, daß sie sehr geizig wäre. Wie Colloredo gekommen ist, hat Goethe noch die Legion getragen, und Colloredo hat ihm gleich gesagt: ‚Pfui Teufel, wie kann man so etwas tragen!' Heute früh hat er mich ernsthaft konsultirt, was er tragen solle, man könne doch einen Orden, durch den einen ein Kaiser ausgezeichnet habe, nicht ablegen, weil er eine Schlacht verloren habe. Ich dachte bei mir, daß es freilich schlimm ist, wenn man für das Ablegen der Legion keine besseren Gründe hat, und wollte ihm eben einen guten Rath geben, als er mich bat, zu machen, daß er einen oesterreichischen Orden bekäme" (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV 156). — Am Tage vorher hatte Humboldt geschrieben (ebd. 155): „Der Geheimrath trägt den Annenorden; die Legion ist bei Seite gelegt, wie es scheint. Allein die Befreiung Deutschlands hat noch bei ihm keine tiefe Wurzel geschlagen. Er glaubt zwar ernstlich daran, aber stellt mit vielen Umschweifen, umbestimmten Phrasen und Gebärden vor, daß er sich an den vorigen Zustand einmal gewöhnt habe, daß da alles schön in Ordnung und Gleis gewesen sei und der neue nun hart falle. Die Verheerungen der Kosaken, die wirklich arg sind, nehmen ihm alle Freude an dem Spaß. Er meint, das Heilmittel sei übler als die Krankheit, man werde der Knechtschaft los werden, aber zum Untergehen." „Uebrigens sieht er's sehr locker und lose an: die Weltgeschichte, meint er, habe auch diesen Spaß haben müssen. Alles dies wird den kleinen Mädchen, wenn sie es hören, ein Greul sein und ist auch sehr arg. Sonst aber ist Goethe eine wunderschöne Natur."

offen lassen wollten[1]. Das nationale Philistertum ward bis auf die Spitze getrieben. Goethes Sohn August hatte mehr Edelsinn und Ehrgefühl als der Vater. Von dem begeisternden Beispiel seiner Altersgenossen fortgerissen, wollte er mit in den Krieg. Daß Goethe es nicht erlaubte, mag damit entschuldigt werden, daß August sein einziges Kind war; aber hochherzigen, opfermutigen Patriotismus verrät es nicht. Goethe ließ nicht einmal zu, daß August Hofjunker beim Erbprinzen würde, sondern bat den Herzog, ihn auf einem auswärtigen, ungefährlichen Posten zu verwenden. Und so ward August denn mit dem Kammerrat Rühlmann nach Frankfurt gesandt, um statt Blut Tinte zu verspritzen[2].

Unterdessen war der heilige Krieg schon so gut wie entschieden, der Rheinbund aufgelöst, Deutschland frei. Am Schluß des Jahres handelte es sich nur mehr darum, den Usurpator in seinem eigenen Land aufzusuchen und seine Macht für immer zu brechen. Es folgte wieder Schlacht auf Schlacht. Marschall „Vorwärts" drang unaufhaltsam in das Herz von Frankreich vor. Alle Kriegskunst Napoleons scheiterte an der Tapferkeit und Entschlossenheit der Alliierten. Schon am 30. März 1814 war die Schlacht bei Paris. Am 31. ritten Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. an der Spitze ihrer Garden in die Kaiserstadt Napoleons ein. Ein unendlicher Jubel erhob sich in den nächsten Tagen durch Deutschland, durch ganz Europa.

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 398. — „Unsere jungen Herren", schrieb Goethe am 7. Januar 1814, „finden nichts bequemer als hinaus zu marschieren, um anderen ehrlichen Leuten eben so beschwerlich zu seyn als man uns gewesen, und das ist ein sehr lockender Beruf, da man noch nebenher für einen ausgemachten Patrioten gilt" (Werke, WA 4. Abt. XXIV 93). — Über ein Zusammentreffen mit Adolf v. Danckelmann äußerte er sich: „Dieses ist einer von den vielen Tausenden, die jetzt in der Irre herumgehen und nicht wissen, welchem Heiligen sie sich widmen sollen. Am schlimmsten sind die königlich sächsischen Landeskinder dran, besonders die, welche bei Leipzig gefangen worden. Man verfährt gegen sie, ihr Vermögen, ihre Eltern sehr streng und sie werden von niemand bedauert, weil selbst die Wohlwollenden doch immer meinen, sie hätten es können bleiben lassen" (L. Geiger, Goethe 336 f). Selbst Geiger bemerkt: „So sprach der erste deutsche Mann über die, die ihre Pflicht gegen das Vaterland geübt hatten."

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 404 405. Vgl. dazu die unenträtselbaren Mitteilungen Kiesers über Goethes „große Pläne", in Grenzboten 1874 IV 449. — „Goethen kann ich mir vorstellen", schrieb W. v. Humboldt am 1. Januar 1814 (Anna v. Sydow a. a. O. 207), „er gehört durchaus zu den gleichgültigen Naturen für alles Politische und Deutsche. Egoismus, Kleinmütigkeit und zum großen Teil ganz gerechte Menschenverachtung, die man aber nur nicht so anwenden muß, tragen zusammengenommen dazu bei. Die Frau hält ihn ihrerseits auch in den erbärmlichsten Ansichten in dieser Rücksicht gefangen." — „Hätten alle Männer wie Goethe gedacht und gehandelt", bemerkt Braitmaier (Goethekult und Goethephilologie, Tübingen 1892, 12), „so wäre Deutschland heute noch ein Vasallenstaat Frankreichs."

Am 9. April traf die Freudenbotschaft in Weimar ein. Aus sich selbst stimmte das Volk das deutsche Te Deum an und begleitete die Großfürstin, die eben aus der Kirche kam, unter nicht endenden Jubelrufen bis ans Schloß. Alle Glocken wurden geläutet, das Freudenschießen dauerte den ganzen Tag. Ganz Weimar jauchzte auf. Nur einer trauerte und ließ sich nicht sehen — Goethe litt an Rheumatismus. Er konnte sich in den Sieg nicht finden; es war für ihn eine Niederlage. Noch am 24. April schrieb Frau v. Stein:

„Göthe, wie man sagt, hat seinen Sohn nicht wollen mit den Freiwilligen gehen lassen, und ist er der einzige junge Mensch von Stand, der hier zu Haus geblieben. Sein Vater scheint gar unseren jetzigen Enthusiasmus nicht zu theilen; man darf nichts von politischen Sachen bei ihm reden. Und doch ist gewiß seit Jahrhunderten nichts Interessanteres vorgekommen. Er liest auch keine Zeitungen." [1]

Einen vollen Monat saß der geschlagene Verehrer Napoleons in dieser peinlichen Verlegenheit [2]. Da kam unerwartete Hilfe, und zwar von Berlin. Iffland, der Direktor der dortigen Hofbühne, wollte, da man gegen Ende Mai den König mit Kaiser Alexander zur Siegesfeier in Berlin erwartete, ein kleines Festspiel haben, das den Tag verherrlichte. Er dachte an Goethe, wagte aber — wahrscheinlich weil dessen bisherige ablehnende Haltung in der ganzen Freiheitsbewegung auch ihm bekannt war — nicht, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Er schrieb deshalb an Goethes Theateradjutanten, den Geheimen Hofrat Kirms, zwei Briefe: einen für diesen allein und einen zweiten, den er nach seinem Ermessen Goethe mitteilen sollte. Die Hauptfrage war: „ob Herr v. Goethe sich entschließen würde, seine Genie für diese Sache wirken zu lassen". Kirms ritt mit der Anfrage am 17. nach dem Schwefelbad Berka, wo sich Goethe eben befand. Dieser erbat sich zwei Tage Bedenkzeit, lehnte aber schon am folgenden Tage ab: „Ich habe die Sache seit vierundzwanzig Stunden, nach allen Seiten, durchdacht und finde sie nicht ausführbar." Die zugestandene Zeit schien ihm zu kurz; doch erbot er sich, „eine ähnliche Arbeit durchzudenken, die, bey einem bevorstehenden Friedensfeste auf einem so würdigen Schauplatz, wenn sie glückt, mit Ehren erscheinen dürfte" [3].

Kaum war indes die Absage abgegangen, so bekam er eine Idee und arbeitete ein Programm aus — acht Quart- und zehn Folioseiten. Sie

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 410 412.

[2] Que dira donc Goethe de son Dieu tutélaire? schrieb nicht ohne eine gewisse Schadenfreude Carl August am 20. April (H. v. Egloffstein, Carl Augusts Reise nach Paris und England 1814, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1907/1908, IV 280).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIV 277 278.

gingen am 22. schon in Reinschrift an Iffland ab. Dieser war hocherfreut. Er schrieb an Kirms:

„Seit Luther's Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland. Die Preußen haben sich wieder ganz, größtentheils aus eigener Kraft, zu einer ehrenvollen Nation aufgeschwungen, Begeisterung hat alle Menschen ergriffen. Es gibt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt.“ [1]

„Der erste Mann der Nation!“ Nun raffte sich Goethe vollends auf. Sein Patriotismus war jetzt gerettet. Denn Napoleon war verloren, und die Augen der Welt richteten sich auf Berlin. Die Zeit zur Ausführung verlängerte sich nach Wunsch: die Festfeier ward erst auf den Oktober, dann ins folgende Frühjahr verlegt. Der Plan des Dichters gefiel Iffland gut, und seine technischen und praktischen Wünsche hinwieder waren leicht zu erfüllen.

„Vor allen Dingen“, antwortete ihm Goethe [2], „muß ich Ihnen, verehrter Mann, den aufrichtigsten Dank abstatten, daß Sie mir Gelegenheit geben, und zwar eine so würdige, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde. Wenn dieses zuvörderst vor Ihrem Könige, Seinen höchsten Gästen und den werthen Berlinern, unter denen ich soviel Gönner und Freunde zähle, geschieht; so ist es ein unerwartetes Glück.“

Als Ende Juni gar der Kapellmeister Weber aus Berlin nach Berka kam, um über die musikalische Ausführung mit ihm Rücksprache zu nehmen, da geriet er vollends in Begeisterung. Ein über das andere Mal rief er aus: „Hätte ich das gewußt, daß meinem Stück die Ehre, im Opernhause gegeben zu werden, widerfahren sollte, was hätte ich noch machen wollen!“

Iffland erlebte die Aufführung nicht mehr. Er starb am 22. September. Erst sein Nachfolger, Graf Brühl, brachte das Festspiel endlich auf die Bühne, den 30. März 1815, am Jahrestage des Sieges bei Paris. Das Stück hieß auf dem Theaterzettel: „Des Epimenides Erwachen. Festspiel in 1 Act von Herrn von Göthe“ [3].

In Weimar wurde das Stück zum erstenmal am 7. Februar 1816 aufgeführt. „Goethes ‚Epimenides‘“, schrieb Gries an Abeken am 8. März, „machte auf dem Theater eine langweilige Erscheinung. Ich habe nie ein Stück gesehen, das mit so großen Zurüstungen so wenig ausrichtete; darüber ist nur Eine Stimme. Aber freilich ist auch die Musik (von Weber in Berlin, der selbst zugegen war), sehr mittelmäßig, und die Ballete, die

---

[1] Goethe's Werke (Hempel) XI 111 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIV 299.

[3] Ebd. 1. Abt. XVI 331—381.

Cavallerie, die in B. (Berlin) das Stück auf den Beinen hielten, fehlten natürlich in W. (Weimar) ganz. Es wird schwerlich wieder aufgeführt werden." [1]

Ein hohes Kunstwerk ist es nicht [2]. Szenerie, Maschinerie, bunte Militärkostüme und Musik befriedigten zwar in hohem Grade das schaulustige Publikum; da und dort ist es Goethe auch glücklich gelungen, die begeisterten Lieder der Freiheitskriege künstlich nachzusingen; aber nüchternere und ruhigere Beurteiler durchschauten bald das Gemachte dieses erst post festum erwachten Patriotismus und ärgerten sich über diese „Bequemung, auf vornehme Manier patriotisch zu sein" [3]. Goethe vermochte nicht, sich in den eigentlichen Geist des heiligen Krieges hineinzufühlen, und brachte deshalb statt einer großen religiös-vaterländischen Auffassung seinen eigenen Hellenismus und selbst seine eigene politische Indolenz mit einem Strahlenschein von Verklärung auf die Bühne.

Epimenides heißt die Maske, unter welcher er sich, nach einer heidnisch gedachten Musenrede, dem Publikum vorführt — „ein weiser, von den Göttern begünstigter Mann, der durch sonderbare Schickung eine ganze Lebens-Epoche verschlafen und dadurch die Erhöhung seiner geistigen Seherkraft gewonnen" hat [4]. Der feine Epikureer, der all diese Jahre hindurch an allen großen Bewegungen der Zeit teilnahmslos oder grollend vorübergegangen, wirft sich in den majestätischen Prophetenmantel eines ehrwürdigen, priesterlichen Greises, und als ob die Begeisterung der gesamten deutschen Jugend ein blindes Treiben gewesen wäre, deklamiert er feierlich:

„Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und sein Gemüth verschließt das Ewige." [5]

Statt des „Ewig Weiblichen", das ihn während dieser ganzen Periode sehr lebhaft beschäftigte, läßt er zwei Genien auftreten, welche den erhabenen Seher in göttlichem Auftrage zum Schlafen einladen:

„Wärest du fieberhaft, wärest du krank,
Wüßtest dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten sie werden so fieberhaft sein,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein." [6]

---

[1] Gräf, Goethe über seine Dichtungen 2. Tl, II 402 Anm.

[2] Die Schwäche desselben liegt nicht, wie Hettner (Die romantische Schule 96 ff) entwickelt, in der Anwendung eines falschen Kunstprinzips, d. h. bloßer Allegorie und Symbolik — denn die allegorischen Autos Calderons sind gewiß Kunstwerke ersten Ranges — sondern in der unglücklichen Mischung heidnischer und christlicher Symbolik ohne innere lebenskräftige Einheit.

[3] Vgl. Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V [5] 792.

[4] Goethes Werke, 1. Abt. XVI 494. [5] Ebd. 338. [6] Ebd. 339.

Da „alles geschieht, was die Götter bestimmt", so legt sich Epimenides zu Bette, in feierlich griechischem Nachtkostüm statt im prosaischen Schlafrock der deutschen Wirklichkeit. Jetzt können die napoleonischen Kriege beginnen.

Heereszüge ziehen singend über die Bühne, „im Kostüm der sämtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht worden". Der Dämon des Krieges charakterisiert sich selbst in langer Rede als unersättlichen Zerstörer, und ein Brandschein über das ganze Theater hin verstärkt seine Worte. Abermals Heereszüge. Dann kommt der Dämon der List, „kostümirt wie die Hof- und Staatsmänner des 16. Jahrhunderts". Nachdem er sich selbst gelobt, tritt ihm der Dämon des Krieges entgegen, und sie streiten sich um den Vorrang. Um dem Gegner seine Macht zu zeigen, läßt der Dämon der List die stolze Säulenhalle, wo die Szene spielt, von seinen Helfershelfern untergraben. Auf einen Wink bricht der ganze Palast zusammen. Im Kostüm eines orientalischen Despoten erscheint nun der Dämon der Unterdrückung und tritt seine Herrschaft über Ruinen an. In der Einöde, in welcher er allein genießen will, kommt ihm die Liebe entgegen. Als Orientale macht er ihr den Hof — auf ihren Gesang kommt Schwester Glaube herbei — nun liebkost er beide, hängt ihnen Geschenke an, Armspangen und Brustschmuck, die sich gleich als dämonisch erweisen. Mit Ketten beladen, sinken sie beide nieder.

„Getrennt wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind." [1]

Eine verzweifelte Lage für die zwei theologischen Tugenden! Der übermächtige Dämon der Unterdrückung winkt nun auch die Hoffnung herbei, ebenfalls ein „Mädchenhaupt", um auch sie zu unterwerfen. Aber die Hoffnung bedroht ihn mit einem Speer und verfolgt ihn mit einer schrecklichen Vision: er entflieht mit Grauen. Die fast wahnsinnige Liebe kommt wieder zu sich, der wankende Glaube faßt wieder festen Fuß. Beide sind aber noch gefesselt, bis die Hoffnung erscheint und sie von dem verhängnisvollen Schmuck befreit.

Goethe hat hier wohl Calderon nachahmen wollen, es ist ihm aber schlecht gelungen. Denn wenn nicht nur die Liebe, sondern auch der Glaube, Wurzel und Anfang alles Heils, unter die Herrschaft des Dämons geraten, dann ist eine vernünftige Hoffnung nicht mehr möglich. Es ist nicht Glaube, nicht feste, unwandelbare Überzeugung, sondern theatralische Deklamation, wenn Goethe der Hoffnung die an sich herrlichen Stanzen in den Mund legt, welche die Gründung und den Sieg des Tugendbundes mit dem

[1] Ebd. 359.

Walten und dem Triumph der Christenheit in den Katakomben vergleichen und schließlich den Sieg über Napoleon unter dem Bilde eines Frühlingssturmes schildern:

„Von Osten rollt, Lauinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und nah und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung." [1]

Nachdem der Dichter glücklich bei seiner pantheistischen Allvorstellung angelangt ist, erhalten die drei theologischen Tugenden Kronen, und die Hoffnung läßt den Ruf nach Freiheit erschallen. Die Liebe macht den Frauenvereinen ein Kompliment, und der Glaube sagt ein frommes Sprüchlein.

„Genius I.
Ihr werdet eure Kraft beweisen,
Bereitet still den jüngsten Tag.

Genius II.
Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag." [2]

Jetzt endlich, nachdem das ganze Kriegskapitel der Weltgeschichte allegorisch abgespielt ist, erwacht der alte Epimenides. Ein Komet schreckt ihn. Er schaut nur allgemeine Zerstörung. Er gerät außer sich. Er kommt der Verzweiflung nahe. Die Genien ermuntern ihn aber. Die Hoffnung erscheint mit dem Jugendfürsten und den siegreichen Kriegerscharen auf den Ruinen früherer Herrlichkeit. Ein Lied des Chors auf Marschall „Vorwärts" bezeugt, daß der Jugendfürst kein anderer ist als dieser. Glaube und Liebe erscheinen mit einem Chor von Landbewohnern und Frauen. Der Tempel erhebt sich wieder aus den Ruinen. Epimenides erscheint mit zwei Priestern. Glaube, Hoffnung und Liebe wenden sich glückwünschend an die drei Fürsten der heiligen Allianz. Beharrlichkeit und Einigkeit mahnen das Volk daran, was ihm für die Zukunft not tut. Ein fröhlicher Chor der Frauen eröffnet das Ballett, zu dessen Schluß noch ein begeistert religiös-patriotisches Chorlied gesungen wird. Goethe hat darin den Ton der Freiheitslyrik meisterlich getroffen und gezeigt, daß er mit seinem Talent, seiner Sangeskraft und seinem Ansehen den erhabenen Freiheitskampf mächtig hätte unterstützen können, wenn Epimenides — nicht geschlafen hätte.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 366. [2] Ebd. 368.

Niemand wird so unbillig sein, von ihm, dem älteren Manne, zu verlangen, er hätte sich noch mit in das Schlachtengewühl stürzen oder, wie einst Gleim, nichts als Kriegslieder dichten sollen. Aber seine Kraft, seine Zeit, seinen Einfluß konnte und mußte er dem Vaterlande weihen, wenn sein Herz wirklich dafür schlug. Sein Jugendfreund und Altersgenosse Friedrich Leopold zu Stolberg sandte vier Söhne und zwei Schwiegersöhne in den heiligen Krieg, und als der eine derselben, Christian, in der Schlacht von Ligny fiel, da pries der Vater Gott, daß er denselben „im heiligen Kampfe für das Vaterland und für seine Sache zu sich genommen habe“ [1]. Friedrich v. Schlegel weihte in dieser Zeit sein ganzes Talent der großen, allgemeinen Sache, teilte die Beschwerden und Gefahren des Kampfes und entflammte die Gemüter für die höchsten und ehrwürdigsten Interessen. Auch Goethe konnte, ohne den Kreis seines Talents und seiner Tätigkeit zu verlassen, einstimmen in den großen Ruf der Zeit, zurückkehren zu den Grundsätzen des Christentums, des guten Rechts und der echten Mannesehre, durch welche Deutschland aus seiner Schmach sich wieder erhob; er konnte seine Kunst jenen höheren Idealen widmen und so dem neugestalteten Deutschland eine wahre Quelle des Segens werden. Der Greis konnte ausbauen, was die Jünglinge mit Heldenmut erkämpft und gegründet. Sie hätten sich begeistert um ihn geschart. Doch dazu war Goethe der Mann nicht. Er hatte den Dämon der Unterdrückung zu lange angebetet, und die Zeit der Not war noch kaum vorüber, als er selbst den orientalischen Kaftan anzog, mit dem er jenen in seinem Festspiel sehr passend kostümiert hatte.

Sechstes Kapitel.

Dichtung und Wahrheit.

(1808—1822.)

Kein Studium hat so viele bedeutende Männer aus irrigen Anschauungen zur Wahrheit zurückgeführt als das der Geschichte. Auch im Völkerleben stellt die Geschichte nächst Religion und Recht eine der wirksamsten erhaltenden Mächte dar. Keine Revolution ist möglich, ohne daß geschichtliche Bande zerrissen, die Geschichte selbst verleugnet oder gefälscht wird.

Wäre Goethe jener tiefe, allumfassende Geist gewesen, als welcher er so oft gepriesen wird, so hätte er sich jener mächtigen Bewegung nicht zu entziehen vermocht, welche Deutschland vom Beginn des Jahrhunderts an aus den chimärischen Träumereien der Revolution auf die ehrwürdigen geschicht-

[1] Janssen, Stolberg II 381. Vgl. O. Hellinghaus, Stolberg und Voß. Münster 1882, 18.

lichen Überlieferungen seiner Vergangenheit zurückwies. Je mehr das Maß der Erniedrigung sich erfüllte, desto lebendiger erwachte in allen wahrhaft edlen Geistern das Bewußtsein von Deutschlands einstiger Größe, Macht und Herrlichkeit. Stolberg und Friedrich Schlegel, Männer, die sich an Geist und Wissen, wenn auch nicht an poetischem Genius, mit Goethe messen konnten, traten in den Schoß der Kirche zurück, welcher Deutschland seine einstige Größe verdankte. Novalis wies auf diese Rückkehr als das einzige Heil der Zukunft hin. Görres wandte sich aus dem Taumel der Revolution jener Freiheit zu, welche mit der kirchlichen Freiheit steht und fällt. Der große Minister v. Stein, sowie die Führer und Sänger der Freiheitskriege vollzogen jene Rückkehr wenigstens teilweise, indem sie die christlichen Ideen als das heiligste Erbgut Deutschlands auf ihr Banner schrieben und keine Freiheit und keine Rettung erwarteten als durch sie. Der Kampf gegen Napoleon war kein bloßer Nationenkampf, kein bloßer Freiheitskampf, sondern ein heiliger Krieg, die gewaltsame Schilderhebung aller geschichtlichen, rechtlichen, erhaltenden Kräfte gegen die alles zersetzende, alles niedertretende Revolution, an deren Spitze sich ein gekrönter Usurpator gestellt hatte.

Goethe hatte wenig Sinn für Geschichte. Er hat das öfters selbst gestanden [1], und sein Leben bezeugt es deutlich genug. Ihn fesselte das Schöne. Mensch, Natur, Welt — alles sollte Kunstwerk sein und sich zum Universalkunstwerk vereinen. Der Dichter ist ihm das Wichtigste in der Welt, alles nur um seinetwillen da. Er floh die Geschichte zwar nicht, aber sie sollte schön sein — sie sollte sich ebenfalls zum harmonischen Kunstwerk gestalten [2]. Doch das konnte sie nicht, da dem Beschauer das einzige abhanden gekommen war, was den Zauber des Schönen auch über die Geschichte ergießt: die Leitung der ewigen Weisheit und Liebe in den Geschicken der Völker. Offenbarung und Kirche wies er von sich: nun blieb die Weltgeschichte freilich nichts anderes als ein jammervolles Gewirre menschlicher Leidenschaft, in welchem die Dämonen des Kriegs, der List und der Unterdrückung um die Weltherrschaft streiten [3].

In allem Ernst wollte Goethe einmal als Historiker auftreten. Weimar sollte durch einen seiner Helden, den Herzog Bernhard, verherrlicht werden. Schon durch diese Tendenz war eine rein objektive Geschichtschreibung ausgeschlossen. Der Versuch scheiterte vollends daran, daß das historische Material

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 224. Vgl. Ebd. 4. Abt. VII 19.

[2] Vgl. R. Hering, Freiherr von Stein, Goethe und die Anfänge der Monumenta Germaniae historica, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (N. F.), Jahrg. 1907, 278—323. Vgl. Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen 343 f.

[3] „Das Uebel", sagte er, „macht eine Geschichte, und das Gute keine" (Riemer, Mittheilungen II 714).

zu ungünstig lag, dem beabsichtigten Zwecke zu dienen. Goethe gestand das dem Historiker Luden ganz naiv ein[1]:

„Ich bin fast in derselben Weise, wie Sie, zu dem Versuche einer Biographie des Herzogs bewogen worden; auch habe ich in der That den Willen gehabt, das Buch zu schreiben, und die Hoffnung, es werde sich etwas Erfreuliches und Heiteres machen lassen. Aber ich erkannte bald, daß es schwer, wenn nicht unmöglich sein würde, dem Helden eine bestimmte, anständige Physiognomie zu geben. Zwar bin ich auf das Kirchliche und Politische nicht eingegangen. Das Kirchliche gehört der Zeit an. Es war der Firniß, mit welchem man Leidenschaften und Bestrebungen überstrich, um Andere und sich selbst zu täuschen. Auf jener Seite wie auf dieser hat es Glaubenshelden gegeben; auf jener Seite wie auf dieser hat man sich selbst eingebildet, und sich von Andern vorsagen lassen, Kämpfer des Herrn zu sein. Das Politische aber habe ich zur Seite geschoben. Es gab keine andere Politik, als die Lust zu rauben, zu plündern, zu erobern. Das Reich war dahin und bestand nur noch in einer verblaßten, überlieferten Vorstellung. Welcher Fürst bekümmerte sich um den Kaiser und das Reich anders, als in soweit er seinem Vortheil nachlief? Die Gedanken: Vaterland und Nationalität, waren dem Zeitalter fremd und sind den späteren Zeiten fremd geblieben, wie sie denn wohl auch früher selten wirksam gewesen sein mögen. Darum ist Niemanden zum Vorwurfe zu machen, daß er nicht vaterländisch oder national handelte; es ist Niemanden zu verdenken, daß er sich nach allen Seiten wandte, um die Stellung zu erhalten, in welcher er größeren Einfluß gewinnen konnte, und kein Geschenk zurückwies, das er zu besitzen wünschte, gleichviel ob es ihm vom Norden her geboten ward oder vom Süden." „Und wenn auch der Dichter noch wohl einen Ausweg fände, so kommt Ihr Historiker mit dem, was Ihr Wahrheit nennt, und treibt des Dichters Werk auseinander. Und so habe ich mich denn zurückgezogen und die Sache aufgegeben, wie Sie."

Verzweifelnd an Geschichte, Recht, Nationalität und Patriotismus wie an der positiven Religion, womit jene Volksgüter stets organisch verbunden sind, wandte sich Goethe der Dichtung und der Natur zu: hier konnte er das Schöne in zahllosen Harmonien verkörpert genießen, dort konnte er es frei gestalten, obwohl er sich durch Mangel an geschichtlichem Sinn einen weiten Kreis der lebensvollsten Poesie, besonders der dramatischen, für immer abschnitt. Die Anmerkungen zu Cellini, zu Rameaus Neffen, zur Farbenlehre wird wohl niemand im Ernst als „Geschichte" bezeichnen. Es sind biographische Details, ohne historische Durcharbeitung, nach Bedürfnis und Laune zusammengestellt, ganz in der Art, wie die Enzyklopädisten die

[1] Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben, Jena 1847, 111 ff.

Geschichte betrieben. Was er über Winckelmann und Hackert geschrieben, sind schönrednerische, geistvolle Skizzen, aber keine Biographien in ernst historischem Sinne[1]. Seine Lobreden auf Anna Amalia und Wieland aber wird ein besonnener Historiker höchstens zur Ausschmückung seiner Darstellung, aber nie als Grundlage seiner Forschung verwenden. Nachdem er sich mit solchen Skizzen, die durch stete Unterbrechung kaum geschädigt wurden, die Zeit der napoleonischen Feldzüge, des Konsulats und der ersten Kaiserjahre gekürzt, verfiel er nunmehr während der deutschen Freiheitsbewegung auf den Gedanken, sein eigenes Leben zu schreiben.

Die nächste Veranlassung war, nach seiner eigenen Angabe, die 1808 vollendete Herausgabe seiner sämtlichen Werke in zwölf Bänden. Es wurde eine so bunte Sammlung, vielfach bruchstückartig, schon durch die Anordnung so unzusammenhängend, daß sich der Leser nur schwer eine Vorstellung von der Entwicklung des Dichters machen konnte. In der reichen Lyrik des ersten Bandes waren Erzeugnisse der verschiedensten Zeit abermals bunt durcheinander gemischt. Bei dem gelegenheitlichen und fragmentarischen Charakter so vieler Werke reichte ein bloß chronologisches Verzeichnis nicht aus. Eine Biographie allein konnte die Aufgabe lösen, die so verschiedenartigen Elemente lebendig zu verbinden und zu erklären.

Schiller, Shakespeare, Calderon fühlten einen solchen Bekenntnisdrang nicht. Ihre Werke tragen ihre volle Erklärung in sich. Man braucht keinen Biographen. Das Kunstwerk hat sich vom Geiste des Künstlers selbständig abgelöst wie die Frucht vom Baume. Auch Goethe hat solche Werke geschrieben, wie Iphigenie und Tasso, die für sich leben und nur verlieren, wenn man ihre Entstehungsgeschichte herbeizieht. Aber ein ansehnlicher Teil seiner Poesie bleibt dunkel, unbefriedigend, rätselhaft, wenn nicht eine biographische Erklärung hinzutritt. Den Hauptinhalt seines Lebens hatte er zudem in sich selbst gelegt. Seine Lieder und Balladen waren der eigenste Ausdruck eigener Freuden und Leiden. Griechenland und Rom, Altes und Neues zog er an sich und machte es zum Träger seiner Ideen. Werther und Götz, Orest und Tasso, Wilhelm Meister und Hermann, Clavigo und der Eduard der Stella, der Römische Elegiker und der Venetianische Epigrammatist — alles das ist er selbst, nur in verschiedenem Kostüm. Wie kaum ein anderer Dichter hat er seine Poesie selbst gelebt und der schaffenden Phantasie, der eigentlichen Fiktion nur wenig überlassen. Liebschaft mußte auf Liebschaft, Genuß auf Genuß folgen, um stets neu von Liebe und

---

[1] Nichtsdestoweniger hat auch Goethes „Geschichtsforschung" ihren Ritter gefunden in Fr. Xav. Wegele, Göthe als Historiker, Würzburg 1876. — Vgl. über dessen Objektivität Histor.-polit. Blätter XCVII (1886) 301—307. — „Goethe als Historiker" bespricht auch O. Lorenz, im Anhang von: Goethes politische Lehrjahre, Berlin 1893, 160—180.

Genuß singen zu können. Für den Romanschriftsteller mußte das Leben selbst zum Roman werden.

Als er sechzig Jahre alt war und auf sein Leben zurückblickte, lag denn auch ein Roman vor ihm, wie ihn unter Tausenden kaum einer erlebt. Die Namen Gretchen, Friederike, Lotte, Lili, Charlotte v. Stein, Corona Schröter, Christiane Vulpius, Minna Herzlieb bezeichnen nur die hauptsächlichsten Phasen[1]. Für manchen lebhafteren und leidenschaftlicheren Charakter hätte eines dieser Verhältnisse hingereicht, in Leben und Dichtung für immer Schiffbruch zu leiden. Dem elastischen Diplomaten war es aber nicht nur gelungen, einen dieser Romane an den andern zu knüpfen, sondern dabei vom einfachen Advokaten zum Freund und Minister eines Herzogs emporzusteigen, den Ruhm des ersten deutschen Dichters zu erwerben und mit nahezu allen berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung zu treten. Der Liebhaber des Frankfurter Schenkmädchens und der Pfarrerstochter von Sesenheim stand vor Napoleon als einer der großen Männer der Zeit, und anstatt Lilis goldenen Herzchens trug er jetzt das Kreuz der Ehrenlegion. Der Rückblick auf Kindheit und Jugend hatte für den glücklichen Lebenskünstler den Reiz, den ein Wanderer empfindet, der auf den verschlungensten Pfaden zu ungeahnter Höhe emporgelangt ist. Mit Behagen betrachtet er den zurückgelegten Weg[2]. Es war der wunderlichste Roman, viel interessanter als „Wilhelm Meister". Der Dichter fühlte, daß er jedem Mädchen, mit dem er einst getändelt, jetzt europäische Berühmtheit verschaffen könnte. An Vorbildern fehlte es nicht; Rousseaus Bekenntnisse waren in der ganzen Welt herumgekommen, und Freund Moritz hatte als Anton Reiser wenigstens in Deutschland andächtige Leser in Menge gefunden.

So begann Goethe 1810 seine Selbstbiographie. Alles ließ sich nicht erzählen, manches wäre prosaisch langweilig geworden, anderes hätte den Ruhmesglanz des Dichters getrübt. Vieles war in einem Zeitraum von fünfzig und mehr Jahren seinem Gedächtnis entschwunden, vieles hatte sich in seiner Erinnerung verwirrt, verschoben, verändert. Obwohl er die zynische

---

[1] Vgl. Düntzer, Erläuterung von Goethe's Dichtung und Wahrheit, Leipzig 1881. Nach ihm (ebd. [Bd 34 der Erläuterungen I] 146) „lag der Schwerpunkt der Darstellung in seinem Liebesleben, in welchem die leipziger und wetzlarer Liebe nur als Durchgangspunkte erscheinen sollten, wogegen Gretchen, Friederike und die Geliebten der Jahre 1774 und 1775 besondere Epochen begründeten".

[2] Le génie de Goethe, sagt E. Rod (Essai sur Goethe, Paris 1898, 41), s'est nourri de douleurs étrangères, et vraiment, on peut admirer l'art avec lequel il les a dépouillées de ce qu'elles ont eu d'amertume et, pour ainsi dire, cristallisées dans sa sérénité. Nous ne songerions donc point à le lui reprocher, s'il ne tenait absolument à jouer l'homme sensible. C'est parce qu'il a cette prétention qu'on est enclin à la lui denier.

Offenheit Rousseaus einst bewundert hatte, war er von der Stimmung der Genieperiode doch zu weit abgekommen und kannte sein Publikum zu gut, um sie nachzuahmen. Er mied die scharfen Lichter und Schatten, die grellen Farben und gewagten Situationen. Er hielt sich an die gemütliche deutsche Wahrheit so nah als möglich, und wo er die Dichtung hineinspielen ließ, da nahm auch sie an der Wahrheit noch einigen Anteil, indem sie teils das frühere Phantasieleben des Dichters, teils seine jetzigen Anschauungen darüber darstellt, mit jener Liebe zum schönen Schein, welche man dem eigentlichen Historiker nicht vergeben könnte, dem Dichter aber zu gute halten darf. Er hat dem Buche selbst den Titel „Dichtung und Wahrheit" gegeben; wer es einfach für Wahrheit nimmt, der hat sich die Täuschung selbst zuzuschreiben[1].

Die mit außerordentlicher Sorgfalt angestellten Untersuchungen G. v. Loepers[2] haben es übrigens heute jedermann möglich gemacht, Zug um Zug und Schritt für Schritt die Zeichnung Goethes zum Teil mit nüchternen Berichten anderer, zum Teil mit des Dichters eigenen gedruckten Quellen, zum Teil mit andern zuverlässigen Dokumenten zu vergleichen. Und da ergibt sich denn, daß nicht nur im allgemeinen Goethes eigener Entwicklungsgang und der Charakter jener Zeit von ihm mit großer Lebenswahrheit gezeichnet ist, sondern daß auch eine Menge Einzelheiten auf Wahrheit beruhen, daß aber viele andere auch verändert, verschoben, übergangen, willkürlich gruppiert sind, und daß die Leben atmende, wunderbar schöne Darstellung zum Teil auf der freien poetischen Behandlung des einfachen Materials, also mehr oder weniger auf Abweichung von der nüchternen Wirklichkeit beruht.

Das Bild des Dichters ist stark geschmeichelt, seine Kindheit in eine über die Wirklichkeit hinausliegende Bedeutung emporgerückt[3], sein Leipziger

---

[1] „Wer sich nach dem Helden von Wahrheit und Dichtung ein Bild von Goethe machen wollte", sagt Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit IV. 1797—1814, Berlin 1890, 469 f), „würde gänzlich fehl greifen. Dieser Held hat eine auffallende Familienähnlichkeit mit Wilhelm Meister." „Wie im ‚Meister' den Wilhelm, so hat Goethe in ‚Wahrheit und Dichtung' sich selbst behandelt." „Keine Ahnung empfängt man von jener dämonischen Natur, die den Werther und Faust schuf, die im Prometheus, im Satyros und andern wilden Stücken sich austobte. Hätten wir nicht die Briefe aus jener Zeit, wir würden nichts davon wissen."

[2] Goethe's Werke (Hempel) XX—XXIV.

[3] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 231—238. — Hierzu bemerkt Düntzer in Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV (1892) 517: „Der Abdruck der ursprünglich zum 18. Buche bestimmten ‚Aristeia der Mutter' bringt außer einer Einleitung nur die von Bettinen dem Dichter im Jahre 1810 gemachten Berichte, woraus sich denn ergibt, daß Goethe, was man früher bezweifeln durfte, die im Briefwechsel mit einem Kinde enthaltenen Erzählungen wirklich vor dem Erscheinen des ersten Bandes von ‚Wahrheit und Dichtung' erhielt und an der Zuverlässigkeit

Studentenleben beschönigt, seine damalige literarische Bedeutung übertrieben; seine Liebschaften sind nur nach der Sonnenseite ausgemalt, seine zersplitterten Studien unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht. Die ganze literarische Zeitgeschichte wird künstlich so gruppiert, daß alle gegen ihn in den Schatten treten, seine Gestalt dagegen in wachsendem Lichte erscheint. Nicht nur ein Merck und Zimmermann sind da in eine ungünstige Beleuchtung gerückt: auch ein Herder erhält nicht die Stelle, die ihm gebührt.

Trotz der abgemessenen und abgerundeten Darstellung weht jedoch in „Dichtung und Wahrheit“ der Geist echter deutscher Gemütlichkeit, wie in keinem der Goetheschen Romane. Man kann das Buch nicht lesen, ohne den Dichter und sein Frankfurt herzlich lieb zu gewinnen.

„Es hat Anlage zu einem Volksbuch“, schrieb Wilhelm Grimm, als er den ersten Teil gelesen hatte, an Görres [1], „wenn man das Einfache, Unschuldige, Andringende und Vollendete darin sieht; freilich müßte die Erzählung aus der Bibel wegbleiben, die wohl wenigen außer ihm gefällt. Seine Liebesgeschichte und die Erzählung von der Kaiserkrönung ist in aller Hinsicht etwas so Vollkommenes, daß man meint, es dürfe kein Buchstaben daran fehlen und keine Zeit dürfe dem etwas anhaben. Wenn wir so zwölf Bände erhalten, so weiß ich kaum ein merkwürdigeres Buch.“

„In ihm ist die Jugend bei der Beschauung seiner Jugend wieder erwacht“, urteilte auch Niebuhr, „und wenn er nichts Ähnliches mehr schreiben möchte, so hat er freilich auch schon lange nichts Ähnliches geschrieben. Die Darstellung ist unerreichlich schön und liebenswürdig.“ [2]

---

derselben nicht wesentlich zweifelte, wenn er sie auch damals nur theilweise benutzte.“ — „Bettinens thätige Beihülfe aber auf die wenigen, für uns greifbaren Fälle beschränken zu wollen“, bemerkt R. Steig (Achim von Arnim und Clemens Brentano, Stuttgart 1894, 359 Anm.), „wäre falsch. Wir können vor allen Dingen das Gewicht der ‚mündlichen Relation‘ Bettinens nicht äußerlich bestimmen. Bei ihrem ersten Besuche schon, erfahren wir oben S. 218, war von den Erzählungen der Frau Rath die Rede; am 6. September 1811 vermerkte Goethe in seinem Tagebuche: ‚Abends Frau von Arnim. Erzählungen von meiner Mutter.‘“ — „Bettine ist jetzt täglich ein paar Stunden bei der alten Goethe“, schrieb Clemens Brentano an Arnim Anfang Oktober 1806, „und läßt sich Anekdoten von dem geliebten Sohne erzählen, die sie für sich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch schreibt, um eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden; was ich bereits von diesen Geschichten gehört, ist trefflich.“ Goethe „hat ihr erlaubt“, berichtet er weiter, wahrscheinlich im Juli 1807, „sein Leben nach den Aussagen seiner Mutter zu schreiben. Er wolle ihr noch viel dazu sagen, das solle seine Biographie werden, einfältig wie die Haimonskinder“ (Steig a. a. O. 193 218).

[1] Fr. Binder, Görres' Freundesbriefe, München 1874, II 269.

[2] Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen 322. — „Goethe hat in seiner Biographie“, schreibt Fr. Hebbel (Tagebücher, herausgeg. von F. Bamberg, I, Berlin 1885, 270 f), „ein unerreichbares Meisterstück geliefert. Diese Fähigkeit, in

Görres indes entging die leichte Schicht von Schminke nicht, die auf diesem anziehend geschilderten Kinderleben ruht:

„Das eigentliche Naturell wird zu selten sichtbar; ich möchte den Knaben alle Jahre etwa einmal mit bloßem H . . . sehen, wie ihn die Mutter, damit er schweige, in's Wasser stieß; statt dessen erscheint überall das Herrenbübchen mit schönen Kleidern, seidenen Strümpfen und dem Degen an der Seite. Darum ist mir eine große Kluft geblieben zwischen dem Knaben und dem Manne, die wohl der zweite Band ausfüllen wird." [1]

Grimm blieb dabei: „Es ist ein Werk ohne Gleichen in der Literatur." Doch dämmerte ihm das Mißliche in den religiösen und Liebespartien des zweiten Bandes:

„Unerwartet ist mir darin gewesen die mannigfache religiöse Bestrebung (bei dem feinen philosophischen System mag er wohl jetzt, wie bei dem Märchen im ersten Band, mit dem Grabstichel nachgeholfen haben) und das im ersten Band von andern bei anderm schon bemerkte Mißverhältniß, daß man nicht recht den Philosophen, der sich Systeme tiefsinnig ausdenkt, mit dem reimen kann, der nicht weiß, was Erfahrung ist, und wegen des seltsamen Dings sich bei andern herum erkundigt. Von den Liebesgeschichten sind zwei, namentlich die zum Schluß, so anmuthig, daß nicht dafür zu stehen ist, es thut sich mancher nach etwas Aehnlichem um." [2]

In der Religion liebt der Dichter den Wechsel wie in seinen Beziehungen zur Frauenwelt. Erst orthodox und fromm, dann leichtsinniger Zweifler und Ungläubiger, dann Blumenchrist und Gnostiker, Alchimist und Pietist, endlich Spinozist und Naturanbeter, malt er alle die ernstgemeinten Richtungen und Anschauungen seiner Zeitgenossen zu leichten, heitern Szenen seiner eigenen Entwicklungsgeschichte aus, zu einer Art geistigen Romans, der spannend seine Liebesgeschichten durchflicht, und lobt ebenso spielerisch den Pantheismus Spinozas, die pietistische Mystik einer Susanna v. Kletten-

---

die Wurzeln seines Daseins zurückzukriechen, sich auf jede Lebensstufe zurückzuversetzen und jede ganz rein für sich, abgesondert von Allem, was folgt, zu empfinden, und beim Lesen zur Empfindung zu bringen, nebenbei die ganze jedesmalige Atmosphäre, wie sie das Kindes-, Knaben- oder Jünglings-Auge abgezirkelt haben muß, anschaulich zu machen, dies Alles ist noch nicht dagewesen. Was ist Rousseau dagegen!" — Vgl. Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes 250 f. — Vgl. auch das Urteil von Emilie Ringseis bei A. Stockmann S. J., Alban Stolz und die Schwestern Ringseis 71 73. — E. Engel, Goethe 470—474. — R. M. Meyer, Goethe II³ 590—612. — K. Heinemann, Goethe³ 631—636. — G. Witkowski, Goethe² 394—399. — Vgl. auch K. Jahn, Goethes Dichtung und Wahrheit, Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse, Halle 1908.

[1] Binder, Görres' Freundesbriefe II 372.

[2] Ebd. 359.

berg und die sieben Sakramente der katholischen Kirche[1], gleich als wären auch diese bloß eine anmutige Phantasmagorie, die neben Pietismus und Pantheismus bestehen könnte und sich damit zu einem heitern Lebensverschönerungsinstitut verschmelzen ließe[2].

So anmutig das Bild ist, welches Goethe von dem Kleinleben in Frankfurt, Leipzig, Straßburg und Wetzlar entwirft, so hält es sich doch zu sehr an der Außenseite, und zwar vorwiegend an dem günstigen Teil derselben, um ohne anderweitige Ergänzung als vollwertiges Kulturbild betrachtet zu werden. Für die erste Frankfurter Zeit hat der gewissenhafte und grundehrliche Archivar Kriegk die wirklichen Schattenpartien dazu gezeichnet. Zu den Abschnitten, welche das Religiöse betreffen, lese man, was Adolf Menzel und Brück über die Aufklärungsperiode auf Grund ausgedehnter Forschungen mitgeteilt haben; zu den politischen Häussers und Menzels deutsche Geschichte, zu den literarischen die entsprechenden Abschnitte bei Goedeke, Koberstein, Gervinus, Hettner und andern ausführlicheren Literaturhistorikern, und man wird finden, daß Goethes Darlegungen nach all diesen Richtungen hin zu

---

[1] Sulpiz Boisserée (II 21) sprach ihm dafür die höchste Bewunderung aus. Abgesehen von dem indifferentistischen Zusammenhang, in dem sie steht, ist die Stelle (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 119—124) gewiß sehr schön; sie hat die Katholiken nicht ohne einigen Grund erfreut, einzelne Protestanten gestoßen. (Vgl. Goethe-Jahrbuch I 336.) Sie beweist indes nur, daß ein genialer Ungläubiger die katholische Sakramentenlehre schön fand, aber an ihre Wahrheit nicht glaubte. — „Lieber Gott, wie ganz anders habe ich darüber Goethe r e d e n gehört", bemerkt H. Voß zur „allegorischen Darstellung" der Sakramente, in der Goethe „offenbar dem Zeitgeiste huldigt" (H. G. G r ä f, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß 120). — „Goethe der Dichter", schrieb eine Schwester der Frau Frommann, die seit 1806 bei ihr wohnte, am 20. Oktober 1812 über das 2. Buch des 2. Teils, „macht diese Schilderung, die als rein poetisch betrachtet werden muß, über die katholische Religion und stellt, um den poetischen Werth seiner Ansicht derselben zu heben, die protestantische noch stärker in Schatten. — Sein Gemüth fühlt weder für die Eine, noch für die Andere. Er ist leider ein vollkommener Heide!" (K. T h. G a e d e r t z, Bei Goethe zu Gaste 101.) — Vgl. den Brief von Rochlitz an Böttiger (1811/1812?) bei v. B i e d e r m a n n, Goethes Gespräche II[2] 147.

[2] Mit Bezug auf das gnostische System, welches sich Goethe nach seiner Rückkehr aus Leipzig ausgedacht haben will (Werke, WA 1. Abt. XXVII 217 ff), bemerkt ein englischer Theologe, J. R i c k a b y, sehr richtig: Now here is the Christian tradition taken and hasted up with any absurd reavings that the author chose to borrow or devise, and the hodge-podge is called a religion. Not that Goethe held by this creed. I do not suppose he believed in it for a day, but he was one of these men who would say anything that pleases them and at a certain stage in his autobiography it happend to please him to pen the above reminiscense, and he penned it accordingly. But he was not rigidly scientific (The Reign of Mist, in The Month XXVIII [1876] 286 ff). Der ganze Artikel enthält eine bemerkenswerte Kritik über Goethe, welche hauptsächlich gegen Carlyles und Lewes' Lobpreisungen gerichtet ist.

seiner eigenen Charakteristik zwar wesentlich beitragen, daß sie uns zeigen, wie er in reiferem Alter all diese Verhältnisse aufgefaßt hat, aber keineswegs, wie sie wirklich waren [1].

In seinen Literaturskizzen, welche Goethe selbst „cursorische und desultorische" Bemerkungen nennt, kommen die kleineren Dichter verhältnismäßig noch am günstigsten weg; die eigentlichen Hauptbegründer der neueren deutschen Literatur, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Winckelmann, sind lediglich nur als Karyatiden an dem Sockel aufgefaßt, auf dem der größte deutsche Dichter sich sein eigenes Standbild errichtete. Da thront er denn in erhabener Höhe, zu welcher die gesamte deutsche Literatur von Gottsched und Bodmer an hinaufführt. Das episch-novellistische Denkmal hat aber vor einem plastischen oder malerischen den großen Vorteil, daß der Heros lebt, wächst, sich beständig entfaltet, und daß auf jener erhabenen Höhe durchaus keine heroische Einsamkeit herrscht, sondern ein stets wechselnder, bunter, lustiger Roman sich abspielt. Während im unteren Stockwerk der deutschen Literatur Klopstock einen Barbier unglücklich macht, Wieland an seiner „Musarion" schreibt, Lessing die Faust gegen Ästhetiker und Theologen ballt, Herder sich an den Augen operieren läßt, Gleim und Ramler feierlich den Zopf und die Heldentaten Friedrichs II. besingen, Lavater die Frauenzimmer silhouettiert und Jung-Stilling in ernster Frömmigkeit vom Kohlenbrenner zum Schneider, Schulmeister und endlich Mediziner sich entwickelt, geht es im oberen Stock lustig zu: da wird zu Nutz und Frommen der deutschen Literatur beständig getanzt und geküßt und geliebelt; auf das Frankfurter Gretchen folgt Kätchen Schönkopf, Friederike Oeser, Friederike Brion, die Tanzmeisterstöchter von Straßburg, Lotte Buff, Maximiliane v. La Roche und Sibylle Münch; das Leipziger Liederbuch und die Lyrik von Sesenheim erklären sich hier als Blüten der artigsten Novellen, und zwar nicht erfundener, sondern erlebter; die mühsame Literaturarbeit eines halben Jahrhunderts verwandelt sich in ein fröhliches Mariage-Spiel. Der folgenden Generation von Dichtern war in diesem Vorbild der Pfad der Kunst bedeutend erleichtert. Erst „lieben"! Das war die Hauptsache; das Dichten gab sich dann von selbst.

Mit dem Mariage-Spiel in Frankfurt und mit „Clavigo" schloß vorläufig die Selbstbiographie. Den Lili-Roman schrieb Goethe zwar teilweise

---

[1] „Das Ganze", schrieb Görres an Arnim am 3. Februar 1813, „ist eine sehr anmuthige Auseinandersetzung der Gedanken, die der Herr Geheimrath jetzt über sein Leben hat, aber nicht recht dies Leben selbst. Auch auf die Zeit paßt die große Redseligkeit nicht, diese, die viel tausend verlorene Leben in ein beiläufig gesprochenes gleichgültiges Wort zusammenfaßt, verträgt nicht ohne Mißbehagen, wenn von einem gewonnenen so gar viel Worte gemacht werden" (R. Steig, Joseph v. Görres' Briefe an Achim von Arnim [1. Hälfte], in Neue Heidelberger Jahrbücher X 171).

auch schon nieder, aber da Lilis Gemahl, Baron v. Dürckheim, noch lebte und sogar badischer Finanzminister war, der Roman selbst aber schon in die „wunderbare" erste Weimarer Periode einmündete, hielt es Goethe für geratener, mit dem vierten Buch seiner Bekenntnisse vorläufig zurückzuhalten[1]. Dasselbe ist erst nach seinem Tode 1833 im achten Band seiner nachgelassenen Werke veröffentlicht worden. Es ist nicht, wie die ersten drei Bücher, in einem Zug geschrieben, daher ungleich, fragmentarisch. Nur in einigen Umrissen wird darin, aus dem Portefeuille des Malers Kraus, der Hof von Weimar mit seinen Hauptpersonen skizziert[2]. Weiter wagte Goethe nicht zu gehen. Die „Exzellenz" fand es nicht statthaft, die Jugendtorheiten der „Durchlaucht", die als Großherzog zur „königlichen Hoheit" emporgestiegen war, auch nur in poetisch verblümtem Gewande in einem biographischen Lebensroman aufspazieren zu lassen. Ohne eine Schilderung des Weimarer Hofes ließ sich aber der Roman nicht weiterführen, und so ist auch „Dichtung und Wahrheit" unvollendet geblieben.

Dagegen hat Goethe seiner Jugendgeschichte später noch drei andere Bruchstücke seiner Lebensbeschreibung folgen lassen, 1816 und 1817 die „Italiänische Reise", 1822 die „Campagne in Frankreich" und die „Belagerung von Mainz". Die „Campagne" und die „Belagerung" wurden früher schon besprochen. Zur „Italiänischen Reise" noch eine Bemerkung.

Was Goethe in Italien selbst gesehen, gehört, empfunden, erlebt, erforscht, genossen, das hat er, soweit er es mitteilen wollte, mit unübertroffener Lebendigkeit, Klarheit, Schönheit dargestellt. Er macht keine Phrasen, er holt nicht in fremde Zeiten und Welten aus, er hält sich an den Augenblick, an das Tatsächliche, faßt es stets lebendig und geistreich auf, skizziert es in kurzen, lebensvollen Zügen und gestaltet den Eindruck mit künstlerischer Hand zum schönen, gewinnenden Bilde. Auch wo er eigene Erlebnisse novellistisch behandelt und poetisch verklärt, wie es in der Episode mit der „schönen Mailänderin" der Fall ist, hat die Darstellung jene sonnighelle Anschaulichkeit und Abrundung, und der ausschmückenden oder mildernden Fiktion liegt wahre Empfindung zu Grunde[3]. Die katholische Kirche

---

[1] „Dies Zartgefühl", äußert Goethe selbst, „das mich hinderte, dem Publikum gegenüber von ihr das zu sagen, was ich recht gern von mir gesagt hätte, hat allein die Fortsetzung meiner Memoiren verzögert, aber in dem Augenblick, wo ich die Feder ergreifen wollte, fand ich mich durch Bedenklichkeiten anderer Art daran verhindert" (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 92).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 170 ff.

[3] Wauer, Die Redaktion von Goethes Italienischer Reise, Leipzig 1904 (Diss.). — Vgl. E. Zaniboni, La „Italienische Reise" del Goethe e la sua fortuna in Italia (Estratto dal „Fanfulla della Domenica") Roma, Napoli 1906. — Ders., L'Italia alla Fine del Secolo XVIII. nel Viaggio e nelle altre opere di Goethe, Napoli 1908.

hat er im ganzen freundlicher behandelt als manche deutsche und englische Reisebeschreiber nach ihm, und er läßt sich, wenn auch mit skeptisch-spielerischem Lächeln, einen Philippus Neri und eine hl. Rosalia gefallen[1]. Als seine Reise, als biographisches Bruchstück seiner Lebens- und seiner Bildungsgeschichte mag man denn die „Italiänische Reise" so gut wie die vier Bücher von „Dichtung und Wahrheit" klassisch nennen. Sie hat in ihrer Art, nach Form und Inhalt jene künstlerisch maßvolle Abrundung, wie wir sie an den Erzählungen eines Xenophon oder Platon bewundern. Form und Inhalt stehen in gefälligem Ebenmaß, Stil und Sprache sind von hoher Schönheit. Nur wo dann und wann eine spätere Redaktion die früher an Ort und Stelle geschriebenen Reiseberichte verbindet, ist jene steifere und förmlichere Redeweise bemerkbar, zu welcher der alternde Dichter immer mehr hinneigte und die zur Kraftsprache der sog. Genieperiode in einem nicht selten komischen Gegensatz steht[2].

Als objektive Beschreibung des wirklichen Italiens ist Goethes Reisebericht aber nichts weniger als klassisch[3]. Als Knebel sich im Herbst 1789

---

[1] Vgl. C. v. Klenze, The interpretation of Italy during the last two centuries. A contribution to the study of Goethe's „Italienische Reise", Chicago 1907 (The decennial Publications, II Ser., Vol. XVII); G. Valette, Reflets de Rome. Rome vue par les écrivains de Montaigne à Goethe, de Châteaubriand à A. France, Paris 1909.

[2] „Nicht nur der Ausdruck ist verändert, nicht nur einzelnes gestrichen oder hinzugefügt; es ist vieles gänzlich in seine Bestandtheile aufgelöst und als Material zu neu komponirten Briefen benutzt worden; ein Vergleich beider Redactionen läßt die neuere als ein wahres Mosaik erscheinen — und dennoch der völlig ungetrübte Charakter eines einheitlichen Ganzen! Eine künstlerische Berechnung und Beherrschung, die Staunen erregt, aber zugleich auch etwas ‚Erschreckendes' an sich hat, wenn man erwägt, daß die so souverän behandelten Briefe die begeisterten Ergüsse eines im Tiefsten ergriffenen Herzens gewesen und zum großen Theil dem intimsten persönlichen Verhältnisse entsprungen waren" (O. Harnack, Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien, herausgeg. von Erich Schmidt, in Preußische Jahrbücher LX 417 f).

[3] „Man begreift wirklich nicht, wo Göthe seine Augen haben mußte, wenn er später an Tizians ‚Mariä Himmelfahrt' (in Verona) den Gedanken lobenswerth findet, ‚daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt'. Wir sehen heutzutage das Gegentheil. Dergleichen irrthümliche Anmerkungen, z. B. daß am Brenner die Etsch entspringe — er verwechselt sie mit der Eisack — finden sich in der ‚Italienischen Reise' verschiedentlich" (Göthe in München, in Augsb. Allg. Zeitung 1869, Beil. Nr 239). Die „Assunta", von der hier die Rede, ist nicht mit der weit berühmteren in Venedig (Akademie) zu verwechseln. — „Was ursprünglich wohl mehr Gleichgültigkeit gewesen", sagt Harnack (a. a. O. 421 422), „wird zu absichtlichem Widerspruch gestempelt vor Allem gegen das katholische Kirchenthum." „Einige Beispiele: Wenn Goethe in Assisi nur den Minervatempel sah und im Uebrigen an Frau von Stein schrieb: ‚Ich sah des hl. Franziskus Grabstätte nicht; ich wollte mir wie der Cardinal Bembo nicht die Imagination ver-

für seinen Bruder Max, der nach Italien reisen wollte, bei Goethe Rat erholte, wies ihn dieser zunächst an Dr Johann Wilhelm Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten aus Italien“ und empfahl dann, in jeder Stadt an Ort und Stelle sich nach einem besondern „Führer“ umzusehen [1]. Er selbst führte auf der Reise Volkmann mit sich, verzeichnete darin, was er gesehen, um zu wissen, was noch zu sehen war, bereitete sich daraus vor und fand das Buch, wenn er es auch an ein paar Stellen korrigierte, grundehrlich, wacker und brauchbar [2]. Wer das Italien jener Zeit genauer kennen lernen will, muß auf Volkmann und dessen italienische Quellen zurückgehen. Heute aber ist er als Reiseführer längst überholt: mit Gsell-Fels, Baedeker, Förster oder Lossow bewaffnet, ziehen die Germanen unserer Tage über die Alpen, um sich in der apenninischen Halbinsel zurechtzufinden. Goethes Briefe mögen ihnen allenfalls helfen, eine poetische Reisestimmung herbeizuzaubern; das ist aber auch alles; diese Stimmung wird zudem weder dem modernen Italien, noch dem katholischen, noch dem antiken eigentlich entsprechen. Es hat sich seither zu vieles verändert.

Obwohl es, nach dem Spotte der „Xenien“ über Stolbergs Reise in Italien [3], manchem wie eine Ketzerei oder Tollheit erscheinen mag, diese anspruchslose, heute fast verschollene Reisebeschreibung mit derjenigen Goethes zu vergleichen, so mag doch die Behauptung gewagt werden, daß ein solcher Vergleich, vorurteilsfrei angestellt, in vielen Punkten zu Stolbergs Gunsten

---

derben', — so finden wir in der ‚Italienischen Reise' diese Bemerkung erweitert und lesen von den ‚ungeheuren Substructionen der babylonisch übereinander gethürmten Kirchen', und der traurigen Wirkung, die von ihnen ausgeht. Aus Rom hatte Goethe geschrieben, als er in der Sixtinischen Kapelle die Kerzenweihe gesehen: ‚Ich bin für dies Hokuspokus ganz verdorben.' In der späteren Redaction heißt es: ‚Das sind ja gerade die Kerzen, welche seit dreihundert Jahren diese herrlichen Gemälde verdüstern, und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finsterniß versenkt.' Und schlechterdings gar keine Grundlage finden wir in den Briefen für den Abschnitt der ‚Italienischen Reise' vom 3. November, wo bei den Ceremonien des Allerseelentages sich die ‚protestantische Erbsünde' regt und der Anblick des Papstes die Erinnerung an das Venio iterum crucifigi erweckt." — A superficial reading of the „Tagebücher", sagt übrigens E. v. Klenze (a. a. O. 66), impresses one first of all with the fact that the Italy of Goethe is essentially the Italy of Rationalism. . . . (He is) when not blind, absolutely unjust to all art that reflects the mediaeval temperament. This negative attitude not infrequently leads to a narrowness surprising in one generally so broad and humane.

[1] Düntzer, Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette 96.

[2] Vgl O. Stiller, J. J. Volkmann, Eine Quelle für Goethe's italienische Reise (Progr.), Berlin 1908.

[3] Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien (Stolberg, Gesammelte Werke, Hamburg 1822, VI—IX).

ausfallen würde. Stolberg hielt sich allerdings nicht so lange in Italien auf wie Goethe — er traf am 24. Oktober 1791 in Turin ein und verließ Venedig am 26. November des folgenden Jahres —; aber er hat eine weit ausgedehntere Strecke von Italien bereist als dieser, war nicht von schriftstellerischen Projekten, Arbeiten und Zerstreuungen in Anspruch genommen, sondern widmete sich ungeteilt dem Studium von Land und Leuten. Seine ganze Beschreibung ist wahrer, objektiver, gerechter gegen die Kirche und das italienische Volk [1], weit inhaltreicher an Beobachtungen der italienischen Zustände, weit belehrender in Bezug auf Geschichte, Literatur und Kunst [2]. Man stelle nur genau zusammen, was die beiden Reisenden z. B. über Raffael, Michelangelo, die antiken Statuen der römischen Sammlungen berichten, und man wird bald erkennen, daß der tiefreligiöse Stolberg mehr positive Kenntnisse und mehr richtiges Kunsturteil besaß als Goethe [3]. Stolberg gab seine Beschreibung fast unmittelbar nach der Reise schon 1794 heraus; Goethe wartete wohlweislich noch volle einundzwanzig Jahre, während welcher er Gelegenheit hatte, noch viel über Italien und dessen Kunstschätze zu lesen. Und doch kann sich Stolbergs Werk auch jetzt noch getrost neben dem seinigen sehen lassen. Nur an Gewandtheit der Form und Sprache ist er Stolberg voraus; aber schließlich wiegt der Gehalt, nach Goethes eigenem Geständnis [4], doch schwerer als die schöne Form:

„Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geschick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe."

---

[1] Stolberg, Werke VII 86 ff 92 ff 143 ff; VIII 84 ff 159 ff 208 ff 288 ff; IX 296 ff.

[2] „Er war einer der ersten, die in Deutschland ein unbefangenes und richtiges Urtheil über Italien vermittelten" (J. Janssen, Stolberg, Freiburg 1877, I 281. Vgl. 265—307).

[3] Stolberg, Werke VII 183 ff 205 ff 210 ff 217 ff 242 ff 257 ff 281 ff. „Hätte Lessing", so schreibt er recht treffend (VII 249), „mehr Werke der alten Kunst gesehen, so würde er nie behauptet haben, daß die Griechen nur das Schöne dargestellt hätten." Dasselbe gilt von Goethe. Hätte er mehr von der alten und von der christlichen Kunst wirklich gesehen und vorurteilsfrei studiert, so würde er, wie Stolberg, zu einer mäßigeren und richtigeren Wertschätzung der antiken Kunst gelangt sein.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 105.

Siebtes Kapitel.

Der westöstliche Divan.

(1814—1819.)

„Dichtung und Wahrheit“ hatten Goethe in die Liebschaften seiner Jugend zurückgeführt. Er empfand darüber keine Reue, er träumte und kostete sie mit Behagen noch einmal durch, schmückte sie aus nach bestem Vermögen und legte sie als einen Hauptteil seines Lebensinhalts dem deutschen Volke vor. Er bekam Lust, das alles noch einmal durchzuleben und durchzudichten. Aber er war nun schon über 60 Jahre alt. Deutsche, griechisch-deutsche und zum Teil auch romanische Formen hatte er in Liebesliedern, Balladen und Elegien bereits ausgenützt. Ein zweites Leipziger Liederbuch und neue Römische Elegien ließen sich nicht wohl schreiben. Für den alten, in allen Tonarten abgesungenen Stoff mußte wenigstens ein neues Kostüm gesucht werden. Das französische wagte er jetzt, im Kampfe gegen Napoleon, nicht anzuziehen; dem spanischen und italienischen klebten zu viele katholische oder wenigstens romantische Erinnerungen an. Sprache und Literatur der Inder hatte jener Friedrich Schlegel in die deutsche Literatur eingeführt [1], den er — nicht ohne Berechtigung — als seinen grundsätzlichen Widerpart betrachtete. Schlegel war ihm an Geist und Kenntnissen gewachsen und hatte in der indischen Poesie Anklänge an christliche Vorstellungen, besonders die Lehre asketischer Weltentsagung, hervorgehoben. Das paßte vollends in Goethes Ideen nicht [2]. Er wollte genießen und genießend weiterdichten.

Da erschloß sich, gerade zur rechten Stunde, als Napoleons Herrlichkeit in Moskau zusammenbrach, ein Zweig orientalischer Poesie, auf den bisher nur Herder hingewiesen hatte. Es erschien im Jahre 1812 der Divan von Mohammed Schems-ud-din Hâfiz, aus dem Persischen zum ersten Male ganz übersetzt von Joseph von Hammer, wie Goethes Werke, bei Cotta in Stuttgart und Tübingen. Das war es, was Goethe suchte und brauchte.

„Längst“, erzählt er [3], „war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem

[1] Friedr. v. Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Sämmtliche Werke, Wien 1846, VIII 271—382.

[2] Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard 24 25 29. — Nach Schlegels Konversion schrieb Reinhard: „So sehr heut zu Tage der Protestantismus ohne innern Halt dasteht, um so mehr bedarf es eines gemeinschaftlichen Halts gegen außen, und Menschen, die so leichtsinnig unter die Knechtschaft zurückkehren, scheinen mir Verbrecher gegen die Menschheit“ (ebd. 29).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. VII 231.

Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1813, die vollständige Übersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens auf's angenehmste genießen."

Mit diesem Blick nach Persien öffnete sich für Goethe eine ganz neue Welt von ungeahntem poetischen Reize. Das Avesta, in der Zendsprache geschrieben, das älteste religiöse Literaturdenkmal der Perser, reichte in die Zeit der indischen Veden oder noch darüber hinaus. Die darin enthaltene iranische Lichtreligion bevölkerte Himmel und Erde mit einer zahllosen, phantastischen Dämonenwelt. Die Zweiheit der Urwesen gestaltete sie zur gewaltigen Welttragödie. Nicht weniger phantastische Mythen leiteten aus dieser dämonischen Urwelt in die eigentliche Geschichte über. Die Zertrümmerung des altiranischen Reiches durch die Mazedonier räumte jene alte Kultur größtenteils hinweg; der Sturz des neupersischen Sassanidenreiches durch die Moslemin überflutete deren Reste mit dem Glauben und der Bildung der Araber. Eine neue Literatur erhob sich, Überlieferungen aus der altiranischen Zeit und aus den Tagen der Sassaniden mit den neuen Anschauungen verschmelzend. Als das glänzendste Erzeugnis derselben ragt Firdusis Königsbuch, Schahname, hervor, das aus der altiranischen Sage bis herab zum Sturz der Sassanidenherrschaft reicht.

In der Folge treten dann die älteren nationalen Elemente zurück. Das neue Persien gehört dem Islam, der sich im Sufismus zu einer pantheistischen Mystik entfaltet. Die Poesie, wesentlich Hofpoesie und vom Machtgebote des Schahs abhängig, verherrlicht in berauschenden Akkorden jene pantheistischen Ideen, breitet didaktisch eine ihnen entsprechende sinnlich-wollüstige Lebensweisheit aus, huldigt der Macht des Despoten und führt in künstlichsten Formen die Märchen, Rittergeschichten und Lieder aus, an denen die Mächtigen Persiens mit ihren Haremsmädchen sich erlustigen. Den Höhepunkt dieser Poesie bezeichnet der Dichter Schems-ud-dîn Mohammed, d. h. „Sonne des Glaubens", wegen seiner echt mohammedanischen Gesinnung Hâfiz, d. h. „der Bewahrer" des Korans zubenannt, geboren zu Anfang des 14. Jahrhunderts in Schiras, gestorben daselbst 1389, ein Zeitgenosse Petrarcas und Wiclifs, wie der deutschen Mystiker Tauler und Suso [1].

---

[1] Fr. v. Spiegel, Eránische Alterthumskunde (3 Bde), Leipzig 1871/1878. — J. Frhr. v. Hammer, Der Divan des Hafis (2 Bde), Tübingen 1812/1813. — G. Fr. Daumer, Hafis, 2. Ausg., Hamburg 1856. — V. v. Rosenzweig, Hafis (3 Bde), Wien 1858/1864. — G. H. F. Nesselmann, Hafis, Berlin 1865. — Vgl. A. Baumgartner S. J., Die Literaturen Westasiens und der Nilländer [2], Freiburg 1897, 563—565. — Goethes Werke, WA 1. Abt. VII.

„Der Divan des Hafis", ſagt J. Scherr[1], „d. i. die Sammlung ſeiner Gedichte, gehört ohne Frage zu den glänzendſten lyriſchen Offenbarungen der Weltliteratur. Die gottvolle Trunkenheit eines ſich mit der Weltſeele innig eins wiſſenden Pantheiſten wirft da funkelnde Liederperlen mit vollen Händen aus. Von Wein überfließt, von Nachtigallentönen ſchmettert, von Küſſen flüſtert das ganze Buch. In den graziöſeſten Wendungen gleiten die Verſe dahin, geſchmückt mit herrlichen Bildern, ſchwellend von lebensfreudigen Gedanken, in dithyrambiſchen Jauchzlauten Natur, Schönheit und Liebesgenuß preiſend und predigend, gegen allen Buchſtabendienſt, alle Werkheiligkeit und Pfafferei, alle Dummheit, Heuchelei und Muckerei blitzende Pfeile ſchießend. Rechnet man noch dazu, daß der wunderbar durchgeiſtigte Hafis'ſche Senſualismus vermöge einer unvergleichlichen lyriſchen Geſtaltungskraft die vollendetſte künſtleriſche Ausprägung gefunden hat, ſo wird man in dem Sänger von Schiras eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Culturgeſchichte anerkennen müſſen."

Das war der Roſengarten, in welchen ſich der alte Goethe zurückzog, während ein Theodor Körner und hundert andere Heldenjünglinge auf den Schlachtfeldern Deutſchlands für Freiheit und Vaterland verbluteten. Hâfiz (Hafis) tröſtete ihn über den Sturz Napoleons. Der deutſche Dichter „ergriff mit beſonderer Vorliebe ſein inneres Weſen und ſuchte ſich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu ſetzen"[2].

Dieſes Geſtändnis hat ſeinen Humor. Es zeichnet den alten, nie um Worte verlegenen, abgezirkelten Hofmann, der lieber in Schiras wäre als in dem fatalen, proſaiſchen Weimar, wo man zeitweilig keinen Tag vor Rheinbündlern und Franzoſen, Preußen und Koſaken ſicher leben und dichten konnte. Er möchte noch Perſiſch lernen, aber es geht nicht mehr. Er findet in Hafis eine ihm noch verwandtere Geiſtesrichtung als in den Griechen, die er bis dahin als Höhepunkt aller Bildung der Welt geprieſen hatte; aber er kann die ſchwierige orientaliſche Sprache und Literatur nicht mehr bewältigen. Er „ſetzt ſich mit Hafis in Verhältniß", d. h. er lieſt ihn in Überſetzung, plagt ſich mit dem Urtext, träumt ſich in die Ideen des perſiſchen Lebemannes hinein, merkt ſich ſeine Art und Weiſe, notiert ſich die Namen ſeiner Geliebten und die fremdartigen Koſeworte, mit denen da geſpielt wird, nimmt von den exotiſchen Formen auf, was dem deutſchen Ohr und Auge paßt, legt ſich den arabiſchen Namen Hatem bei — ſo hieß der Held der unübertroffenen Freigebigkeit — und fängt an, Hafis frei nachzudichten, gerade wie er Euripides in der Iphigenie, Ovid und Properz in den Elegien nachgedichtet hatte. Die Schwierigkeit lag jetzt bloß im Mangel eines Harems oder wenigſtens einer Geliebten.

[1] Literaturgeſchichte aller Völker, Stuttgart 1875, I 79 f.

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. VII 231.

In Weimar war es eben nicht ganz wie in Schiras und Ispahan. Die Schauspielerin Demoiselle Jagemann gab zwar Gastmahle, an welchem der Herzog und der Prinz von Gotha Anteil nahmen. Sie konnte gegen eine so hochstehende Frau wie Charlotte v. Stein ungestraft die einfachsten Forderungen des Anstandes und der Etikette verletzen. Im Mai 1812 herrschte allgemeine Verstimmung gegen sie; man munkelte, daß ihr kleiner Hof mehr koste, als der große, und daß sie bald das Palais der Herzogin Mutter Anna Amalia beziehen werde. Beides war richtig. Die Jagemann erhielt die Wohnung der Fürstin, welche den Musenhof von Weimar gegründet hatte[1]. Der Schah von Weimar besaß, wenn auch nicht offiziell wie Philipp der Großmütige, doch tatsächlich eine Frau mehr als die andern Perser. Der deutsche Hafis aber hatte nicht so freie Hand. Seine Christiane behielt zwar trotz ihrer 44 Jahre ihre unverwüstliche Tanzlust bei. Als Nikolaus Meyer ihr 1810 schrieb, daß sein Söhnchen brav gedeihe, sprach sie den schönen Wunsch aus, dereinst auch noch mit diesem, den Windeln noch kaum entwachsenen Weltbürger, zu tanzen:

„Wenn er so fort wächst, und ich bey meiner Tanzlust bleibe, so hoffe ich noch einmal einen Dreher mit ihm zu tanzen, denn hier ist Alles so tanzlustig, daß Alt und Jung wieder Tanzstunden nimmt, und wo Sie sich denken können, daß ich auch dabey bin.“ [2]

Aber sie tanzte nicht mit Hafis, der dafür schon zu alt war, sondern mit den Schauspielern und Studenten in Jena. Selbst ihrem Sohne August war die Gesellschaft nicht gut genug. Er ging nicht mit auf den Tanz. Bei den Damen von Weimar war und blieb Christiane als die „dicke Hälfte“ verachtet. Als Achim von Arnim im August 1811 mit seiner Frau, Bettina geb. Brentano, Weimar besuchte, gingen zwar anfangs die Dinge erträglich; Bettina zeigte sich oft in Goethes Haus, und die Verachtung einerseits, die Eifersucht anderseits wurde unter höflichen Sammetpfötchen verborgen; aber nicht lange.

Auf einer Kunstausstellung „kam es zwischen Beiden zu einem heftigen Ausbruche, da die Geheimräthin sich eine verächtliche Abfertigung der Frau Baronin nicht gefallen lassen wollte. Bettina ließ sich in dem öffentlich geführten Streite hinreißen, Goethe's Gattin ein Blutwurst zu schelten, worauf diese ihr dann das Haus verbot, und dieses Verbot hielt Goethe, der sich selbst bitter verletzt fühlte, entschieden aufrecht, wie er es thun mußte, hätte er nicht seine Gattin völlig preisgeben wollen[3]. Natürlich waren alle

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 339 366.

[2] Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer, Leipzig 1856, 109.

[3] Noch das Jahr vorher, im Mai 1810, bevor er nach Karlsbad reiste, hatte er an Bettina geschrieben: „Deine Briefe wandern mit mir, sie sollen mir dort dein

Damen auf der Seite Bettinen's, da die glückliche Geheimräthin Goethe, die sich dem lustigen Genusse des Lebens etwas rücksichtslos hingab, von der vornehmen Damenwelt als eine Unwürdige gehaßt und verachtet wurde" [1].

Während des Klatsches und Skandals, den der Streit absetzte [2], tröstete sich Goethe an der längst wieder aufgelebten Freundschaft mit Frau v. Stein, die er um Christianens willen einst von sich gestoßen. Sie schickte ihm ein Spanferkel und eine Melone, und er schickte ihr den ersten Teil von „Dichtung und Wahrheit" [3]. Alte Liebe rostet nicht; sie zählte jetzt 69 Jahre. Mit den ehemaligen Herzensköniginnen war indes für neupersische Liebeslyrik nichts anzufangen. Minna Herzlieb hatte sich mit einem Gymnasialprofessor Pfund in Berlin verlobt. Mit Bettina war vorläufig jede nähere Beziehung abgebrochen. Unter den Schauspielerinnen und Sängerinnen zu Weimar — in den Bestellungsbriefen an Zelter werden dieselben gewöhnlich „Subjecte" genannt — war keine, die ihn eigentlich begeisterte. Die neue persische Liebesdichtung beginnt deshalb mit ziemlich prosaischen Erfurter Erinnerungen:

---

freundliches liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr sage ich nicht — denn eigentlich kann man dir nichts geben weil du dir alles entweder schaffst oder nimmst. Lebe wohl und gedenke mein" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXI 288 f).

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 352. — „Als sie vor einem Jahr den heftigen Streit mit der Goethe hatte", schrieb Frau v. Kügelgen über Bettina am 12. Oktober 1812, „der so viel Aufsehen machte, hat sie in ganz Weimar erzählt: es wäre eine Blutwurst toll geworden und hätte sie gebissen. Und wirklich soll die Goethe keinem Ding so ähnlich sehen als einer Blutwurst" (A. und E. v. Kügelgen, Marie Helene von Kügelgen geb. Zöge von Manteuffel [3], Leipzig 1901, 178).

[2] Die Prinzessin Luise Caroline von Sachsen-Weimar schreibt darüber am 10. Oktober 1811 an Schillers Witwe: „Die Geschichte von unsers Meisters Hälfte und der Bettina hat hier in der Colonie Zwistigkeiten angerichtet. Ich bin nicht mit des Meisters Verfahren zufrieden, wundere mich aber nicht darüber und verkenne ihn deßwegen nicht und lieb ihn deßwegen nicht weniger, denn ich sage: wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprüchwort von mir), und daß er den angefaßt hat, weiß ich schon lange und habe ihn trotzdem doch immer frisch zu geliebt und finde deßwegen auch Ihre darauf angewendeten Verse ganz vortrefflich, wie auch an sich selber" (Charlotte von Schiller I 603). Dieser klassische Iphigenienstil zeichnet die Feinheit der Weimarer Gesellschaft in höchst drastischer Weise. Vgl. dazu: „Aus Weimars Skandalchronik" (Blätter für lit. Unterh. 1861 I 438—441). — Joh. Scherr hat diese Blutwurst-Affäre zu einer heitern Satire auf die Goethe-Philologie verwertet: „De botulo sive sanguiculo insaniente tractatus, d. i. die Abhandlung von der wahnsinnigen Blutwurst. Von Minutius Quisquilius von Pimperling, Doctor, Professor, Akademiker, Geheimrath, Ritter des hohen Ordens vom güldenen Maulkorb dritter Klasse mit Humboldtfedern am Ringe usw. Ein unentbehrlicher Beitrag zur Göthe-Literatur. Nach Vergleichung sämmtlicher Handschriften" (Gegenwart 1880, Nr 21, 324—328).

[3] Düntzer, Charlotte von Stein II 353.

„Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich schien, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn, mich Alten, alte Frauen
Aus der Bude froh gegrüßet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir versüßet.

Das war eine Bäckerstochter,
Eine Schusterin daneben;
Eule keineswegs jene,
Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wettzueifern mit Hafisen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen." [1]

Es war ein Altweibersommer, kein neuer Frühling der Poesie. Aus Hammers Hafis [2], aus dem von Diez übersetzten Buche des Kabus, aus Jones' Kommentaren der asiatischen Poesie, die Eichhorn schon 1777 zu Leipzig neu herausgegeben und worin eine Menge orientalischer Gedichte in lateinischer Übersetzung enthalten war, aus den ebenfalls schon durch Übersetzungen zugänglichen Moallakat — arabischen Heldenballaden und Siegesgesängen —, aus den Reisebeschreibungen von Tavernier, Chardin, della Valle und andern Büchern sammelte sich Goethe eine Menge von orientalischen Sprüchen, Wendungen, Wörtern und bediente sich ihrer zum Ausdruck eigener Stimmungen und Einfälle. Bisweilen übersetzte er einfach, wie das Gedicht „Der Winter und Timur", aus Jones' Übersetzung, bisweilen ließ er das orientalische Kostüm ganz fallen und zog in Leitartikelphrasen gegen ernstere Lebensansichten zu Felde:

„Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Christen." [3]

Meistens aber mischte er Eigenes und Fremdes, wie es ihm Unmut, Witz, Laune, oder auch eine poetische Idee gerade eingaben.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. VI 278.

[2] „Da Sie so viel schreiben und sich Ihrer Sachen nicht so genau besinnen können, so wird es Ihnen, wenn Sie das Goethe'sche Buch lesen, schwerlich aufgefallen sein, wie viele ganze Zeilen und Halbstrophen der alte Herr aus Ihrem Hafis wörtlich beibehalten hat" (Rückert an v. Hammer-Purgstall 22. Dezember 1819, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XIV 24).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. VI 99.

So entstanden im Frühjahr 1814 eine Anzahl Sprüche und Gedichte, weit mehrere im Juni und Juli und dann weitere auf einer Reise nach Frankfurt, Wiesbaden und Heidelberg, die vom August in den Oktober hinein dauerte. In Frankfurt machte Goethe die nähere Bekanntschaft einer noch jüngeren Dame, deren geistreiches, liebenswürdiges Wesen ihn bald lebhaft beschäftigte und geeignet war, über seine lyrischen Phantasien einen gewissen Schimmer von Verklärung auszubreiten. Eine Perserin war es aber nicht.

Maria Anna Jung[1], geboren zu Linz in Österreich am 20. November 1784, war die Tochter eines Instrumentenmachers. Durch einen Geistlichen erhielt sie frühzeitig einigen Unterricht, las Klopstock, Denis, Stolberg, lernte Italienisch und Musik. Als der Vater starb, schloß sich die Mutter mit der 14jährigen Tochter der Truppe des Ballettmeisters Traub an und kam mit dieser 1798 kurz vor Weihnachten nach Frankfurt. In den Balletten spielte Marianne bald eine Hauptfigur. Jetzt kroch sie aus einer Blume, dann flog sie aus einer Kanone heraus, wiederholt schlüpfte sie als Harlekin aus einem Ei. In dieser Pantomime, der „Geburt des Harlekin“, sah sie Clemens Brentano und schöpfte den Keim einer Neigung, die ihn später noch längere Zeit gefesselt zu haben scheint[2]. Sie trat aber vom

[1] Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer², Stuttgart 1878. — Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862, I 269 ff. — H. Grimm, Fünfzehn Essays, 1. Folge³, 258—287. — H. Düntzer, Goethe und Marianne v. Willemer, in Westermanns Monatsheften, September 1870. — H. Hüffer, Marianne v. Willemer, in Deutsche Rundschau 1878, 12. (September-) Heft 405—427. — M. v. Weißenthurn, Briefe aus dem Nachlaß von Rosette Städel, in Wiener Presse 1897, Nr 166 171 185. — Göthe und Marianne Suleika, in Augsburger Allg. Zeitung vom 21. November 1877. — Göthe, Suleika und „Der westöstliche Divan“, in Augsburger Allg. Zeitung vom 22. Februar 1877. — Göthe und Frankfurt, in Wochenblatt der Frankfurter Zeitung 1879, Nr 38. — L. Fulda, Marianne v. Willemer, in Magazin für Literatur des In- und Auslandes 1884, Nr 46. — G. v. Loeper, Vorbemerkungen zum „Westöstlichen Divan“, in Goethe's Werken (Hempel) IV xv bis xlvii. — Emilie Kellner, Goethe und das Urbild seiner Suleika, Leipzig 1876. — Düntzer, Erläuterungen zu Goethe's Westöstlichem Divan, Leipzig 1878, 30 ff 55 ff. — Ders., Goethe und Marianne v. Willemer 1814/1815, in Allgemeine Zeitung 1894, Beil. Nr 126. — K. Schröder, Goethe und die Liebe, Heilbronn 1884, 31 ff. — W. Scherer, Aufsätze über Goethe², Berlin 1900, 233—244. — Fr. Sandvoß-Xanthippus, Suleika, eine deutsche Dichterin, in Preußische Jahrbücher XCI (1898) 193—239. — K. Burdach, Goethe's West-östlicher Divan, in Goethe-Jahrbuch XVII 21* ff. — Kuno Fischer, Goethe und Heidelberg, Heidelberg 1900, 148 ff. — Erich Schmidt, Charakteristiken, 1. Reihe, 2. Aufl., Berlin 1902, 305—315. — Bielschowsky, Goethe II¹⁰ 340—364. — R. M. Meyer, Goethe II³ 631—633. — Gertrud Bäumer, Goethes Freundinnen, Leipzig und Berlin 1909, 281—309. — E. Engel, Goethe 493—498.

[2] Mitte Mai 1803 schrieb er an Arnim: „Hier auf dem Theater war vor ein paar Jahren Marianne Jung, ein unschuldig treu Kind, Tänzerin. Ich liebte sie

26. Dezember 1798 an nicht bloß in Pantomimen und Balletts, sondern auch in Lustspielen und Opern auf und ward ein Liebling des Publikums. In die Theaterdirektion trat 1800 Joh. Jakob v. Willemer, ein reicher Bankier, zeitweilig Senator, um finanzieller Dienste willen[1] von Friedrich Wilhelm II. zum Geheimrat ernannt, ein gemütlicher Philanthrop. Das schöne Kind dauerte ihn. Er unterhandelte mit der Mutter, nahm es in sein Haus auf, ließ es mit seinen zwei Töchtern aus erster Ehe erziehen und zahlte der Mutter eine Entschädigung von 2000 Gulden. Die älteste Tochter Rosette hatte sich schon das Jahr zuvor mit Johann Martin Städel verheiratet, blieb mit Vater und Geschwistern im gemütlichsten Verkehr und trat, schon 1802 verwitwet, in ihren Familienkreis zurück. Marianne fand hier ein überaus freundliches Heim und wußte dasselbe durch mancherlei künstlerische Fertigkeiten zu verschönern. Im Jahr 1810 machte sie mit Willemer und dessen Familie eine Reise nach Rom. In den Kriegsjahren 1813 und 1814 bewährte sich Willemer als wackerer Patriot und schrieb sogar „Ein Wort an Deutschlands Frauen", um sie zur Annahme einer deutschen Nationaltracht zurückzuführen.

Goethe, der dem angesehenen Mann schon für frühere Dienste verpflichtet war, besuchte ihn am 18. September 1814 auf seinem idyllischen Landsitz, der sog. Gerbermühle. Eine Aufzeichnung seiner Tochter Rosette zeigt, wie Goethe noch immer die Frauen zu fesseln und zu gewinnen wußte:

„Den 18. September 1814. Tag mit Göthe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als einen schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüth gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm,

---

still weg, der Banquier Willemer nahm sie von der Bühne und machte sie zu seinem Pflegkind. Die Jung liebte mich, weinte oft in meiner Nähe, ich sprach davon mit Willemer, seine Eifersucht vertrieb mich, wir haben uns noch lieb, so so!" (R. Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano 73.) „Wegen der neuen Liebschaft mit Marianne Jung", fügt Steig bei, „wurde Clemens von den Seinigen nicht wenig geneckt" (ebd. 74). — Auch Emilie Kellner (Goethe und das Urbild seiner Suleika 10) bestätigt, daß Clemens Marianne geliebt hat. — Clemens Brentano, „den ich als ein Mädchen von sechszehn Jahren zum erstenmal sah", schreibt Marianne an Hermann Grimm am 3. Juni 1855, „den ich freilich lieben mußte, ohne es zu wissen, daß er schon lange vorher mich liebte; er hat es mich nie wissen lassen bis nach Jahren, als ich schon verheiratet war; ich mußte erfahren, daß wir uns unbewußt so nahe standen, und scheinbar so ferne" (R. Steig, Aus Suleikas hohen Tagen, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts [N. F.] 1907, 220).

[1] Emilie Kellner a. a. O. 101 Anm. 2.

Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. Darum muß wohl jede Zeile seiner Schriften so in die Seele reden, so wundervoll reich sein, weil sie aus einem so wundervoll reichen Gemüthe kommt. Und wie wenig imponirt seine Nähe, wie wohlthätig freundlich kann man neben ihm stehen. Er ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie so schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein. So gab er sich heute, so will ich mir ihn denken, mögen Andere sagen, was sie wollen." [1]

Die junge Witwe war offenbar von ihm bezaubert, aber was sie schrieb, ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Marianne sah er da zum erstenmal. Neun Tage später führte sie der 54jährige Willemer, schon längst zweimal Witwer, als seine Gattin an den Traualtar. Die Hochzeit war schon gefeiert, als Goethe von einem Ausflug nach Heidelberg am 11. Oktober wieder nach Frankfurt zurückkam und die Familie noch einigemal besuchte. Die Neuvermählte zeigte ihm dabei zuvorkommende Aufmerksamkeit und schrieb ihm sehr artige Verse ins Stammbuch, die auf eine seiner Neckereien anspielen und also beginnen:

„Zu den Kleinen zähl' ich mich,
‚Liebe Kleine' nennst du mich.
Willst du immer mich so heißen,
Werde stets mich glücklich preisen;
Bleibe gern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang." [2]

Der Scherz ward im Februar 1815 durch ein zierliches Dankgedicht Goethes erwidert. Ein anderes vom 24. Dezember 1814, „Hegire" überschrieben, sammelte die bisherigen Divansgedichte unter einer einheitlichen Idee. Der Dichter flüchtet aus dem Gewirre des Okzidentes in den Orient, um dort, sicher vor allen Fragen deutscher Politik, einzig dem fröhlichen Genuß und der Dichtkunst zu leben:

„Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen." [3]

In Weimar war es zu prosaisch und der Geheimrat mußte sich zu sehr zugeknöpft halten, als daß die Sammlung während des Winters und Frühjahrs stark hätte anwachsen können. Aber im Sommer 1815 ging es wieder an den Rhein und Main. Da lebte der alte Herr neu auf. Eine glückliche Kur in Wiesbaden stärkte und hob seine Gesundheit. Angenehme

[1] Creizenach a. a. O. 33. [2] Ebd. 38.
[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. VI 5.

Ausflüge, auf denen er vom Zwang der Etikette befreit war, erheiterten seinen Geist und erfüllten ihn mit neuen Ideen. An Ehrfurchtsbezeigungen fehlte es auch nicht, und neue freundschaftliche Beziehungen ließen das Herz froher und wohlgemuter schlagen.

Am 24. Juli kam Goethe, vom Freiherrn v. Stein eingeladen, auf dessen Stammsitz, Burg Nassau an. Moritz Arndt schildert in seinen „Erinnerungen"[1] die Reise der beiden nach Koblenz, Bonn und Köln, „wo sie mehrere Tage blieben und den Dom und alle anderen Denkmäler und Sehenswürdigkeiten musterten, uns Kleine aber bei den abendlichen Thees königlich erfreuten. Diese Reise verglich ich der fabelhaften Reise des eisernen und thönernen Topfes; nur lief sie viel glücklicher ab"[2]. Nach Burg Nassau zurückgekehrt, frühstückte Goethe am 29. Juli bei Görres in Ehrenbreitstein auf der Carthause. „Rückweg über Ems auf Nassau." „Abends Thee bey Frau v. Stein. Personen: Görres und Frau . . .", heißt es im Tagebuch[3]. Am 31. speiste er Mittags in Schwalbach, kehrte abends nach Wiesbaden zurück und sandte am folgenden Morgen einen Boten an den in Schlangenbad weilenden Sulpiz Boisserée[4]. Der Kölner Kunstforscher hatte ihm ganz neue Kreise von Kunststudien erschlossen und hörte ihn dabei mit der Liebe und Verehrung eines Schülers, ja fast eines Sohnes an, ging auf seine Ideen ein und nahm an seinem ganzen Geistesleben Anteil. Am 12. August erschien Goethe wieder auf der Gerbermühle und verweilte da ununterbrochen bis zum 8. September. Dann zog er für ein paar Tage in Willemers Stadtwohnung, das „Rothe Männchen" in der alten Mainzergasse, brachte wieder fünf Tage auf der Gerbermühle zu und fuhr dann mit Boisserée nach Heidelberg. Dort traf für ein paar Tage auch Willemer mit Marianne und Rosette Städel ein, und man erging sich in den anmutigen Spazierwegen des Schloßgartens. Später sah Goethe Marianne nie wieder. Die wenigen Wochen genügten indes, die anspruchslose Frau für immer „unsterblich" zu machen. Sie kam wohlfeiler dazu als Charlotte v. Stein.

---

[1] Herausgeg. von H. Rösch, Leipzig 1892, 233.

[2] Minder glatt scheint Steins Zusammentreffen mit dem Herzog Carl August im Herbst desselben Jahres verlaufen zu sein. Der Herzog erhielt damals wegen seiner leichtfertigen Tischreden vom Baron eine öffentliche Zurechtweisung: die „Worte flogen mit solcher Gewalt aus dem Alten heraus, daß der Herzog einen Augenblick verstummte" (Rösch a. a. O. 234 f). — „Von den Privatsammlungen, die man unter Wallrafs ununterbrochener Leitung an diesem Tage (26. Juli) besuchte, können wir bestimmt nur den Schatz nennen, den der auf dem Heumarkt Nr 10 wohnende Rentner (früher Kaufmann) Lyversberg an den schönsten altkölnischen, ober- und niederrheinischen, niederländischen, aber auch italienischen und französischen Gemälden besaß" (H. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken [2 Bde], Leipzig 1885, II 94 f).

[3] Goethes Werke, WA 3. Abt. V 173. Vgl. ebd. 4. Abt. XXVI 50.

[4] Düntzer a. a. O. 408.

Den Morgen über arbeitete Goethe für sich, mittags zeigte er sich im Frack. Nachmittags ging er mit seinen Gastfreunden spazieren, abends kam er im weißflanellenen Hausrock zur Gesellschaft, las Gedichte vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Der 28. August, sein 66. Geburtstag, gab Anlaß, ihn in größerer Gesellschaft möglichst glänzend zu feiern. Das Theaterorchester ward sogar in einem Bote an die Mühle bestellt. Wie dieses gemütliche Fest, so taten die geselligen Abende dem sonst vielgeplagten Dichter herzlich wohl. Kleine Neckereien fehlten nicht, wie sie heitere Laune eingibt. Erst von Heidelberg aus schickte Goethe an Marianne ein Blatt der Pflanze Gingo-Biloba [1], von dem man fragen kann: ob es eins ist, das sich in zwei Teile teilt, oder zwei, die sich in eins verbinden, dann später ein Gedicht, das seinem Inhalt nach eine vollständige Liebeserklärung ist [2]. Marianne erwiderte es mit einem nicht minder formgewandten. Am 17. September dichteten sie dann zusammen. Marianne wird Suleika, Goethe Hatem genannt: das Gedicht atmet von seiten Hatems leidenschaftliche Liebe. Aus den nächsten Tagen datieren noch ein paar derartige Gedichte, eine glühende Liebesdithyrambe Goethes, ein sanftes Sehnsuchtslied Mariannes und einige andere. Es folgt nun das Stelldichein auf Schloß Heidelberg, das verschieden erzählt wird. Von Mariannes Seite war alles wahrscheinlich ziemlich harmlose Tändelei. Ernst religiös gebildet war sie nicht, wie ein leichtfertiges Spottgedicht von ihr auf Zacharias Werners Bekehrung genugsam ausweist; anderseits eignete ihr ein gutmütiges, wohlwollendes Wesen. Sie spricht selbst das eitle, wenigstens halbverliebte Gefallen aus, das sie an der poetischen Huldigung als solcher fand:

„Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preis't.
Denn das Leben ist die Liebe
Und des Lebens Leben Geist.“ [3]

Von seiten Goethes ist, nach seinem ganzen Vorleben, eine bloße Spielerei weniger anzunehmen [4]. Sonderbar ist, daß eine Chiffreschrift verabredet

---

[1] Creizenach a. a. O. 52 ff.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. VI 152.

[3] Ebd. 169.

[4] Schon auf der Reise machte er andern Weiblichkeiten, wie Philippine Lade, den Hof. Als er, plötzlich erkrankt, den Rückweg nach Weimar antrat und sich dringend Boisserees Begleitung erbat, erholte er sich unterwegs bald wieder und gab seinem Begleiter in der ersten besten Herberge Gelegenheit zu der Notiz: „In Hardtheim

wurde, in welcher die beiden wirklich ein paar Liebesgedichte wechselten; noch sonderbarer, daß sich in die längere, gemütliche Freundeskorrespondenz mit Willemer und dessen Frau ein Brief Goethes an Marianne verlaufen hat, der ganz wie ein Liebesbrief lautet, worin die sonst immer „Sie" Angeredete „Du" genannt wird: der Brief ist sorgfältig versiegelt und in ein zweites Kuvert gesteckt und wird durch einen Vertrauensmann an Frau Willemer besorgt[1]. Die Gedichte an Marianne wuchsen, die ihrigen zugerechnet, zu einer lyrischen Sammlung von 51 Nummern an, die anmutigste und abgerundetste Liebeslyrik in Goethes sämtlichen Werken, „Buch Suleika" genannt. Mariannes Beiträge gehören darin mit zum Besten[2].

Der „Divan" war nun gerettet. Es war hiermit ein Grundstock von frischen Liebesliedern da, welche jugendliche Leidenschaft atmen, und von reichen Weisheitssprüchen, die mehr heitere Scherzhaftigkeit als patriarchalische Würde verraten. Goethe wartete noch vier volle Jahre zu, legte noch manches Blatt der Sammlung bei und schrieb, da viele die orientalischen Anspielungen und Wendungen nicht verstanden, einen literatur-historischen Kommentar hinzu, in welchem er das Hauptsächliche seiner einschlägigen Studien zusammentrug und der auf einen nicht Eingeweihten den Eindruck machen mußte, der Verfasser sei ein vollkommener Kenner des Orients und habe alles Recht, sich mit seinem „Divan" an den Schluß der arabisch-persischen Literatur zu stellen. So erschien der „Divan" denn 1819 zum erstenmal, wurde aber später 1827 und aus dem Nachlaß 1837 im ganzen noch um etwa 70 Nummern vermehrt.

Mittagessen. Ein junges, frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß" (Sulpiz Boisserée I 291). Vgl. Creizenach a. a. O. 43.

[1] Creizenach a. a. O. 126. — Sandvoß-Xanthippus (a. a. O., in Preußische Jahrbücher XCI [1898] 199) nimmt von beiden Seiten „leidenschaftliche Beziehungen" an, die von Marianne „mit noch rücksichtsloserer Offenheit vorgetragen sind". Er macht (ebd. 234) darauf aufmerksam, daß sich die Aufforderungen zum Wiederholen des Besuchs durch alle Briefe Mariannens hinziehen und hebt S. 193 besonders hervor: Goethe „hat auch seinen treuesten und vertrautesten Freunden, sogar Zeltern, das persönliche Erlebniß nicht preisgegeben. Es existiert, so viel ich weiß, keine einzige Eröffnung darüber in den unabsehbaren brieflichen und mündlichen Mittheilungen des Dichters". — Vgl. dagegen die Mitteilung H. Grimms, Marianne habe bei ihm über Goethe geklagt, „er habe ein Element von Leidenschaft in die an sie gerichteten Gedichte des Divan nachträglich hineingebracht, das ihrem beiderseitigen Verkehr fremd gewesen sei" (H. Grimm, Fünfzehn Essays, 3. Folge 278).

[2] „Im Divan hast du nichts auszuscheiden", schreibt „Suleika" an Hermann Grimm am 5. April 1856, „außer dem Ost- und Westwinde habe ich nichts auf meinem Gewissen, als allenfalls noch:

Hochbeglückt in deiner Liebe

und: Sag, du hast wohl viel gedichtet,

Kaum ein Jahr nach Goethes letztem Besuch auf der Gerbermühle starb seine Frau Christiane, am 6. Juni 1816.

Ihre Krankheit und ihr furchtbarer Tod erschütterten ihn tief. „5. Juni 1816. Den ganzen Tag im Bett zugebracht“, notiert der Dichter in seinem Tagebuche. „Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Rathgeber und einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung. 6. Juni Nachts. Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Todtenstille in und außer mir.“ „Der Tod der alten Göthe ist der furchtbarste, den ich je nennen hörte“, schrieb Johanna Schopenhauer am 25. Juni aus Weimar an Elisa von der Recke. „Allein, unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen, ist sie, fast ohne Pflege gestorben; keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, ihr eigener Sohn ist nicht zu bewegen gewesen, zu ihr zu gehn, auch Göthe selbst wagte es nicht. Die entsetzlichen Krämpfe, in denen sie acht Tage lang lag, waren so furchtbar anzusehen, daß ihre weibliche Bedienung, die zu Anfang um sie war, auch davon ergriffen ward, und fortgeschafft werden mußte. Dies verbreitete allgemeinen Schrecken, und niemand wagte, sich ihr zu nähern, man überließ sie fremden Weibern, reden konnte sie nicht, sie hatte sich die Zunge durchgebissen, ich mag das Schreckensbild nicht weiter ausmalen, aber herzlich dankte ich Gott, da ich hörte ihr Leiden wäre geendigt. Ihre Unmäßigkeit in allen Genüssen, zu einer sehr bösen Periode für unser Geschlecht, hatte ihr das fürchterlichste aller Uebel, die fallende Sucht, zugezogen. Aber eben diese Unmäßigkeit war vielleicht nur eine Folge ihrer auffallend starken, heftigen Natur, und ihrer körperlichen Beschaffenheit. Auf allen Fall hat sie die kurze Freude furchtbar gebüßt, und es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist, und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohl that und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten.“ [1] An Zelter schrieb Goethe selbst am 8. Juni [2]: „Wenn ich dir derber, geprüfter Erdensohn, vermelde daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen ver-

---

doch habe ich manches angeregt, veranlaßt und erlebt!“ (R. Steig, Aus Suleika's hohen Tagen, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts [N. F.] 1907, 226).

[1] Zum Todestage der „Frau Geheimderath v. Goethe“ († 6. Juni 1816), in Hamburgischer Correspondent 1875, Nr 130 (6. Juni). Vgl. Goethe-Jahrbuch XV 323. — „Das Detail weiß Goethe selber schwerlich so wie wir, und zu seinem Glücke bleibe es ihm ferner verhüllt“, schrieb Riemer am 9. Juni an Fr. Frommann (Briefe von Riemer an Fr. Frommann 1804 1819, in Goethe-Jahrbuch XIII 139). — Vgl. den Brief Wilhelm Grimms an Arnim vom 2. bis 4. Juli (R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm 349). — Möbius (Goethe I [3] 242—244) kommt zum Fazit, daß „Christiane an epileptischen Anfällen gelitten und ihnen erlegen sei“.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVII 52.

lassen; so weißt du was es heißen will." — „Bey dem großen Verluste", meldete er Luise Seidler, „kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist." [1] In seinem Schmerze machte er die Verse auf sie:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen." [2]

Schön, ergreifend gesagt! Aber wie ein Mann von 67 Jahren vor und nach einer solchen häuslichen Katastrophe es über sich bringen mochte, die Frau eines andern in orientalischen Bildern und Melodien als Suleika zu besingen und eine solche Liebespoesie als eine Art Vermächtnis dem deutschen Volk ans Herz zu legen, das begreife wer kann [3].

„Der westöstliche Divan", wie er jetzt vorliegt, besteht aus 284 meist sehr kurzen Gedichten. Etwa hundert sind bloße Sprüche. Nur wenige haben eine etwas breitere Entwicklung, wie das einleitende Gedicht „Hegire", das „Vermächtniß altpersischen Glaubens", Mahomets Rede „Berechtigte Männer" und einige andere. Es lag zum Teil in Goethes Naturell, so kurz, bündig, fast wortkarg zu sein. Mit seinem feinen Kunstsinn floh und verabscheute er jede oratorische Breite. Er suchte überall die Blüte des Gedankens zu gewinnen und wo möglich von der Blüte noch den Duft. Jedes störende Bild, jedes überflüssige Wort wurde gemieden. Stand ihm mehr Zeit zu Gebote, so wurden die Gedichte eher kürzer und feiner als wort- und strophenreicher. Er betrieb dann die Lyrik wie eine Kleinkunst, wie ein Ziselierer oder Goldschmied. Jedes seiner Lieder sollte ein Juwel sein, geglättet, schimmernd hell, ein kleines Kunstwerk für sich, eine Perle im Kranze mit andern, Schmuck und Augenweide der Geliebten, zum Küssen schön. Melodisch gewinnend sollten ein paar Strophen eine Welt von Gefühlen zusammenfassen, welche sich in tausend nicht völlig aussingen ließen. In dieser poetischen Kleinkunst gehört der „Divan" zu Goethes Meisterwerken. Die zierlichsten Liebeslieder stehen da mit den witzigsten Sprüchen beisammen, träumerische Betrachtungen mit den übermütigsten Spottversen, Prophetenweisheit neben Jugendtändelei. Alles ist Spiel, das kunstvollste Spiel von Bild, Harmonie, Wort und Gedanke: in dem Spiel aber waltet die Fülle

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVII 53. [2] Ebd. 1. Abt. IV 61.

[3] „Mag Goethes Liebe zu Marianne wahr, oder, wie er früher von Lenz sagte, nur ‚imaginär' gewesen sein — dem menschlichen Empfinden ist es peinlich, den Sechsundsechzigjährigen bald leidenschaftlich glühende, bald zärtlich tändelnde Lieder an die Frau eines Anderen dichten zu sehen, während seine eigene Gattin mit dem Tode ringt!" (O. Gensichen, Das Haideröslein von Sesenheim, Berlin 1896, 289 f.)

eines alle Erdenwesen und Gemütszustände umfassenden Geistes. Das ist das Geheimnis, womit Goethe auch hier nicht nur die Herzen der Frauen und weiblich geartete Künstlerseelen gewonnen, sondern auch Männer bestochen hat. Seine Poesie hat all jene Eigenschaften, die er an Voltaire einst rühmte, und dazu mitunter einen traulichen Beigeschmack von deutschem Gemüt und von patriarchalischer Gutherzigkeit. Aber hinter all diesem Gemüt steckt schließlich kein fester Charakter, dem ganzen Feuerwerk von Geist und Witz liegt keine Wahrheit und keine echte Weisheit zu Grunde[1].

Schon daß der Kern des ganzen Liederbuchs wieder Erotik ist, hat etwas Verletzendes. Von einem Greis, Gemahl, Vater, hohen Staatsbeamten, Gelehrten, dem „ersten Manne" Deutschlands erwartet man denn doch etwas Besseres, als daß er auch jetzt noch unter einem Frühlingsbaume die Lockpfeife der Liebe bläst. Dabei ist es ihm zu ernst, als daß man es für bloße Tändelei ansehen könnte. Er läßt zu oft durchblicken, daß ihm das der Gipfelpunkt aller Poesie ist. Gleich im I. Buch, dem Buche des Sängers, stimmt er dieses Liebesgeflüster an, im Buche Hafis (II) erklärt er die Liebesdichtung für seinen Beruf, im Buch der Liebe (III) lodert seine sinnliche Glut in wollusttrunkenen Bildern auf, im Buch Suleika (VIII) flutet die Leidenschaft dann in allen Akkorden, im Schenkenbuch (IX) gesellt sich zu der orientalischen Weiberliebe noch üppige Trinklust und ein Anhauch von Knabenliebe, im Buch des Paradieses (XII) aber umschweben den Dichter die Huris und fassen den Inbegriff aller Seligkeit in die Mahnung:

„Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen."

Von den andern sechs Büchern ist das V. (Buch des Unmuts) gegen alle jene gerichtet, welche, höhere und edlere Ziele anstrebend, die frivole Genußsucht und Ungebundenheit des neuen Hafis nicht gelten lassen. Buch Timur (VII) und Buch der Parsen (XI) sind nur Fragmente von Büchern, die Goethe noch zu schreiben gedachte. Die didaktischen Bücher: Buch der Betrachtungen (IV), Buch der Sprüche (VI), Buch der Parabeln (X) enthalten vereinzelte schöne Gedanken; aber unter der niedlichen arabischen Blumenschrift rankt sich hier wie durch die ganze Sammlung eine Verachtung des Christentums, eine pantheistische Selbst- und Weltvergötterung, eine mohammedanische Genußsucht, daß man das ganze Werk als einen wahren Hohn auf christlichen Glauben und christliche Sitte bezeichnen darf.

[1] „Die dichterische Fähigkeit der Empfänglichkeit und Reproduction, welche in Goethes Seele immer so kräftig war, stand ihm schließlich höher als selbst der Inhalt, als selbst das Leben; er bildete sich ein, auf der Höhe der Anschauung zu stehen, während er auf alles Irdische von der Höhe seines kalten, veralteten Egoismus herabsah" (J. S. Turgenjew, Ueber Goethe's Faust und andere Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. Steineck [Neue Ausg.], Berlin 1891, 29).

Die schlimmste Äußerung seines Christushasses hat Goethe allerdings, auf Boisserées Rat, nicht in die erste Ausgabe des „Divans" aufgenommen; aber vollendet hat er das berüchtigte Gedicht nur wenige Wochen bevor sein Tändelspiel mit Marianne v. Willemer begann, und nach seinem Tode ward es in das Buch Suleika gesetzt[1]. Da klagt denn Hatem, daß Suleika an das ihr geschenkte Perlenhalsband ein Kreuz gehängt, eine ganz „moderne Narrheit", von der weder Abraham, David, noch Jesus selbst gewußt:

„Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte
Kränkte seinen heil'gen Willen.

Und so muß das Rechte scheinen
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Diesem leid'gen Ding verlangest;
Diene mir es zur Entschuld'gung
Daß du nicht alleine prangest. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuschauen
Wie die Närrinnen verehrten:

Isis Horn, Anubis Rachen
Boten sie dem Judenstolze,
Mir willst du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht besser scheinen
Als es sich mit mir eräugnet,
Salomo verschwur den seinen,
Meinen Gott hab' ich verläugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in diesem Kuß verschmerzen:
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an deinem Herzen!"

So wird spielend das Kreuz in den Staub getreten, der mohammedanische Halbmond wieder aufgepflanzt. Die ganze Welt für einen Kuß! Im Jenseits gibt's nichts Besseres! Das ist die Weltanschauung — das geläuterte Christentum, welches uns aus diesem Werke des größten nationalen Dichters entgegenklingt. Rückert und Platen haben die orientalische Form, Heinrich Heine den eigentlichen Geist dieser Poesie weiter gepflegt, deren höchstes Ideal nicht über die lüsternen Paradiesesvorstellungen des Koran hinausgeht.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. VI 288 f.

Siebtes Buch.

Der alte Goethe.

(1815—1832.)

„Er kann Alles sagen. Er ist ein Gott!“
Rahel Levin.



Erstes Kapitel.

Goethe und Sulpiz Boisserée.

(1810—1820.)

Im Treppenhaus des Wallraf=Museums zu Köln hat die Meisterhand Steinles neben den zwei großen Perioden mittelalterlicher Kunstherrlichkeit überaus glücklich die Anfänge der neueren deutschen Kunstgeschichte zur Darstellung gebracht. Friedrich v. Schlegel behauptet hier den Mittelraum, an ihn reihen sich die Brüder Boisserée, dann Wallraf und Richartz, die Gründer des Kölner Museums. Als Führer der neueren deutschen Renaissance aber und der Gegenströmung wider die neuerblühende deutsche Kunst sind Winckelmann und Goethe angebracht, ersterer mit der Laokoongruppe, die zugleich an den abwesenden Lessing erinnert. Das Bild zeichnet keine bloße Fiktion, es ist Geschichte.

Winckelmann gehört in diese Versammlung. Er hat zuerst die Unnatur und Jämmerlichkeit der Zopfperiode durchschaut und sich aus ihr zur echten altgriechischen Kunst geflüchtet. Goethe aber ging zuerst von den Genies der Neuzeit das Auge über die Herrlichkeit der gotischen Baukunst auf. Es war ein schöner Jugendtraum, der nur zu bald zerrann. Er kehrte aus dem heiligen Bezirk der christlich=germanischen Kunst in die Antike zurück, und praktisch, da es keine klassischen Künstler gab, zu einer neuen eklektischen Renaissance. Mehr als drei Jahrzehnte flossen darüber hin; erst in den Schriften der Romantiker ward die Begeisterung, welche einst Goethe im Anblick des Straßburger Münsters gefühlt, zur lebenspendenden Flamme, zum Ausgangspunkt einer neuen Periode auf dem Gebiete der Kunst. Friedrich v. Schlegel ward in jeder Hinsicht, theoretisch und praktisch, der Bannerträger der neuen Bewegung.

Nachdem er, gleich Goethe, das ganze moderne Kunstheidentum innerlich und äußerlich durchlebt und in der „Lucinde" ad absurdum geführt hatte, ermannte er sich sowohl zu noch ernsteren Studien als auch zu weiterem Ausblick in Geschichte, Philosophie, Literatur und Sprachwissenschaft. Während er 1803 in Paris Sanskrit studierte und mit seinen Forschungen die heutige vergleichende Sprachkunde begründen half, führte ihm anscheinender Zufall drei junge Kölner zu: die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und Johann

Baptist Bertram, die es nur auf einen Ausflug abgesehen hatten, aber, mit Schlegel bekannt geworden, ihn zu ihrem Lehrer erkoren. Statt in Jena, wo sie eigentlich früher hingehen wollten, hörten sie bei ihm Vorlesungen über Literatur, Kunst, Geschichte, Logik, Kritik und Geschichte der Philosophie[1]. Unter seiner Leitung studierten sie Winckelmann und die Kunstsammlungen zu Paris; mit ihm durchreisten sie 1804 Belgien und die Rheingegend bis Köln, und Schlegel blieb, mit kurzer Unterbrechung, bis 1808 im deutschen Rom. In trefflichen Aufsätzen entriß er die altkölnische Malerei der Vergessenheit und brachte sie wieder zu Ehren[2], während seine jungen Freunde, ähnlich wie ihr Mitbürger Wallraf, zerstreute Kunstschätze der aufgehobenen Kirchen und Klöster an sich zu bringen und zu einer Sammlung zu vereinigen unternahmen. Den 16. April 1808 kehrte Schlegel mit seiner Frau Dorothea in den Schoß der katholischen Kirche zurück, die er bei seinen Kunst- und Literaturstudien immer besser kennen und lieben gelernt hatte, und gewann damit jenen Standpunkt, von dem allein aus ein volles Verständnis des nun einmal katholischen Mittelalters möglich ist[3].

Während er selbst durch seine Übersiedelung nach Wien der alten Pflanzschule deutscher Kunst und der ersten Stätte ihrer Wiedergeburt, dem ehrwürdigen Köln, entzogen wurde, setzten seine jungen Freunde das begonnene Werk rüstigen Eifers fort. Eine Menge alter Bilder wurde gerettet und restauriert[4]. Man trug sich mit dem Plan, sie durch Zeichnungen vervielfältigen und allgemein bekannt werden zu lassen. Unterwegs benützte Schlegel schon einen Besuch bei Goethe, um ihm das Unternehmen zu empfehlen[5]:

„Ich nahm auch Gelegenheit, Göthen Moslers Zeichnungen altdeutscher Gemälde im Voraus zu empfehlen, und zwar sehr franchement: ich sagte ihm, es hätten einige aus der Vorliebe für die *alte* Malerei eine Art Sekte und Phantasterei gemacht, das sey hier gar nicht der Fall, wir wollten bloß der Vergessenheit entreißen, was ohne allen Zweifel in hohem Grade merkwürdig und zum Theil gewiß auch künstlerisch vortrefflich sey. Meine Ansicht, die übrigens bloß historisch und praktisch seyn könne, habe wenigstens das gewirkt, daß eine bedeutende Zahl vortrefflicher Kunstwerke vom Untergang

---

[1] Sulpiz Boisserée I 23 ff.

[2] *Friedrich* v. *Schlegel*, Gemähldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden in den Jahren 1802—1804. — Grundzüge der gothischen Baukunst; auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz, und einen Theil von Frankreich. In dem Jahre 1804—1805 (Sämmtliche Werke, Wien 1846, VI 9—230).

[3] J. M. *Raich*, Dorothea v. Schlegel, Mainz 1881, I 237. Vgl. 132 ff. Vgl. besonders den authentischen Bericht über Friedrich v. Schlegels Rückkehr zur Kirche in Stimmen aus Maria-Laach LXXXIII (1912) 594—598, sowie Fr. *Muckermann* S. J., Friedrich Schlegels katholische Zeit, im Gral, 7. Jahrg. 337—343 421—430 459—467 588—597.

[4] Sulpiz Boisserée I 35 ff. [5] Ebd. 51.

gerettet worden rc. Es schien Eindruck zu machen, und er versprach, die Sache mit Theilnahme und Ernst aufzunehmen, sobald es erschienen sey. Dann muß man ihm also eines der ersten Exemplare schicken. Sein Urtheil gilt doch sehr viel. Ich suchte ihm im Allgemeinen einen Begriff von der Kölnischen Malerei zu machen, was ihm auch sehr einzuleuchten schien. Er hat sich gewissermaßen belehrt, indem er neulich etwas sehr zum Lobe von Albrecht Dürer geschrieben[1]. Am meisten sprachen wir doch über das indische Studium, was ihn sehr lebhaft interessirte."

An dichterischer Begabung stand Schlegel weit hinter Goethe zurück; als Kritiker, Literatur- und Sprachkenner, Kunstverständiger, Philosoph und Historiker war er ihm ebensosehr überlegen. Das alte Griechenland und Rom hatte er gründlicher und vielseitiger erforscht und ebendeshalb kein Genügen daran gefunden. Shakespeare, Calderon, Dante kannte er aus den Spezialstudien seines Bruders, der auf diesen Gebieten bahnbrechend wirkte. Von alter und neuer Kunst hatte er bedeutend mehr gesehen und selbständig studiert als Goethe. Durch alle Irrpfade der zeitgenössischen Philosophie hatte er sich, redlich kämpfend, an die Schwelle der katholischen Kirche durchgerungen. Hier fand er den Frieden, den er sonst nirgends gefunden, Ruhe für sein Herz, einen festen Mittelpunkt für sein universelles Wissen. Als die größten politischen Fragen in den Vordergrund traten, zögerte er nicht, dem Vaterlande seine Dienste zu widmen und die angenehmen literarischen Studien mit den prosaischen Mühen eines harten Bureaudienstes zu vertauschen. Nach seinem besten Wissen und Gewissen, mit Aufopferung aller persönlichen Ruhe und Annehmlichkeit hat er auf seinem bescheidenen Posten für die große Sache des Rechts und der Freiheit unermüdlich gearbeitet und so den Freiheitskampf gewissermaßen mitgekämpft. Er war ein großer, edler Charakter.

Die Schüler, Boisserée und Bertram, machten ihrem Meister alle Ehre. Ihr unermüdlicher Fleiß weckte gleichsam die ganze sinnige Kunst des frommen Mittelalters, Architektur und Malerei, vom Grabe auf. Am Sonntag nach Dreikönig 1810 hatte Sulpiz die Freude, das gerettete und restaurierte Dombild, „den alten Schatz in seiner neuen Herrlichkeit im Dom glänzen und alle Welt zur Andacht und Bewunderung hinreißen zu sehen". „Es war mir", sagt er, „eine der größten Freuden, die ich je empfunden!"[2]

---

[1] Das bezieht sich auf die Rezension von Dürers christlich-mythologischen Handzeichnungen (München 1808). Der handschriftliche Nachlaß Meyers „belehrt darüber, daß sie ursprünglich ganz von ihm verfaßt und von Goethe nur emendirt, mit einigen Zusätzen versehen und in einer anderen Anordnung der Theile zum Druck redigirt worden ist" (O. Harnack, Goethe und Heinrich Meyer, in Preußische Jahrbücher LXIV 539).

[2] Sulpiz Boisserée I 78.

Während er mit Hilfe von Architekten und Zeichnern die Risse, Ansichten und Details des Kölner Domes sammelte, studierte und neu aufnehmen ließ, fuhr er mit seinen zwei Freunden fort, ihre Sammlung mittelalterlicher Malereien zu vermehren und kunstgeschichtlich zu erforschen. Ende März zogen sie mit ihren Schätzen nach Heidelberg, um sie besser aufstellen und das Publikum für die neu auflebende Kunst gewinnen zu können.

„Schwerlich, lieber Sulpiz“, meinte bei dieser Gelegenheit Dorothea Schlegel[1], „werden Sie von all den Urtheilern und Kennern und vornehmen Mienen einen Beifall vernehmen, oder ein Wort, das so viel werth wäre, wie die Empfindung der einfältigen Leute in Köln, die ein Vaterunser vor dem neu aufgerichteten Bilde im Dom beteten, für den Künstler und auch wohl für die treuen Kämpfer, die es aus dem Staube der Vergessenheit gezogen und es der verdienten Verehrung wiedergegeben hatten!“

Die Bemerkung zeugt von tiefem Verständnis. Wie jene christliche Kunst aus dem innersten Glaubensleben des deutschen Volkes hervorgegangen war, so konnte sie nur durch Wiederaufleben dieser Glaubensinnigkeit eine wahre, volle Auferstehung feiern. In ein Museum verpflanzt, blieben die schönen Bilder kunstgeschichtliche Denkmäler und Reliquien; nur in einer Kirche leben sie ganz und voll auf, zugleich Zeugen vom Glauben der Väter und Lebenskeime neuer Andacht, Herzensfreude und Schaffenslust. Da sich indes das in der Aufklärungsperiode tief gesunkene kirchliche Leben nicht auf einen Zauberschlag in voller Blüte aus der Asche erwecken ließ, so war es ein sehr berechtigter und fruchtreicher Plan, auf dem Weg der Kunstpflege das vorwiegend protestantische, auf- und abgeklärte Deutschland wieder mit den geistigen Schätzen seiner katholischen Vergangenheit in Verbindung zu bringen. Die Zeit war überaus günstig. Die gemeinsame Not hatte Katholiken und Protestanten, Österreich und Preußen einander näher gerückt, der Kampf für Freiheit und Recht die großen Erinnerungen deutscher Vergangenheit wieder aufgeweckt, die Romantik sie mit dem Strahlenglanz der Verklärung umgeben; die deutsche Jugend war für ihre Ideen begeistert. Nur eine Autorität, aber auch die angesehenste auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, schwebte wie eine drohende Wolke über dem fröhlichen, echt nationalen Frühlingstag — der Olympier Goethe[2].

Sulpiz Boisserée, jugendmutig, belesen, auf seinem Felde jedem gewachsen, voll Begeisterung für seine Sache, folgte der früher von Schlegel gegebenen Anregung und faßte den Plan, Goethe für sein begonnenes Werk, für die altdeutsche Gemäldesammlung und für die altdeutsche Kunst zu gewinnen.

---

[1] Sulpiz Boisserée I 82.

[2] M. Carriere, Sulpiz Boisserée und Wolfgang Goethe, in Morgenblatt (Stuttgart und München) 1862, S. 1241; 1863, S. 44 ff 65 ff.

Obwohl ihn Graf Reinhard, ein Bekannter von Paris her, schon den 16. April 1810 empfahl, wollte Goethe anfänglich nichts von einem solchen Besuche wissen[1]. Erst im folgenden Jahre erklärte er sich zur Annahme desselben bereit, worauf Boisserée Anfang Mai nach Weimar reiste und sich dem Vielgefeierten vorstellte. Es war am 3. Mai 1811[2]:

„Nach langem Warten erschien der alte Herr, mit gepudertem Kopf, seine Ordensbänder im Rock, steif, kalt und vornehm. Auf die mitgebrachten Grüße sagte er: ‚Recht schön‘, und auf die ersten Kunstauseinandersetzungen: ‚Ja, ja, schön, hem, hem.‘"

„Darauf", berichtet Sulpiz weiter, „kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als ob er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lobe der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger, als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig wie Du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ‚ja, ja, schön, merkwürdig‘."

Die persönlichen Beziehungen des kunstliebenden Kölners zu Goethes Freund, dem Grafen Reinhard, führten eine vertraulichere Stimmung herbei. Boisserée wurde am 4. zu Tisch geladen. Die Zeichnungen des Malers Cornelius zum „Faust", welche er vorlegte, wurden vom „Kunstmeyer" zwar scharf mitgenommen, fanden aber bei Goethe mehr Lob, als Sulpiz erwartet hatte. In den folgenden Tagen knöpfte sich der Olympier völlig auf, ward heiter und gemütlich, ließ sich die altdeutsche Baukunst und Malerei ausführlich erklären, lud Sulpiz alle Tage zu Tisch und stellte ihn auch seinen Freunden vor. Boisserée brachte die Rede nun auch auf die Schlegel:

„Er hatte sich in den ersten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt über unsere Verhältnisse mit ihm, und hatte sich recht gut aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wissen, wie er dachte. Da kam nun leider eine schwache Seite zum Vorschein, gemischter Neid und Stolz des furchtsamen Alters, er schalt sie unredlich, und alles was ich mit

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXI 243—245 294—297.

[2] Sulpiz Boisserée I 111 ff.

Mäßigung, doch mit Bestimmtheit in Rücksicht Friedrichs, an den ich mich hauptsächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet, und mit dem was man Jedem, der Sch. nicht genauer kennt, einräumen muß, zusammenstimmen; indessen blieb eine Menge, und das Hauptsächlichste übrig, was sich lediglich auf Persönlichkeiten stützen kann. Alle kleine Kränkungen: Novalis, das Stillschweigen von A. W. über die Natürliche Tochter u. s. w., wurden angerechnet, und jedes worin sich die Anerkennung seines Werthes an den Tag gelegt, als Absicht ausgelegt; sie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einzigen von den Alten — noch bestehen lassen; alles sei Absicht." „In dem ganzen Gespräch setzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches, jenem entgegen, und ich verstand erst noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte."[1]

So blieb es. Von Friedrich v. Schlegel wollte Goethe nichts wissen[2], Boisserées dagegen nahm er sich mit aller Wärme an. Er ließ die Risse und Zeichnungen des Kölner Doms wie des Straßburger Münsters nebst andern Zeichnungen zur Vergleichung, „neugriechische" Bilder und anderes feierlich bei Hof ausstellen und half in Hofuniform selbst dem Erklärer. Im ganzen waren gegen 25 Personen zugegen: außer der herzoglichen Familie von Weimar der Herzog, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, und auch der alte Wieland wohnte noch dieser ersten gotischen Kunstausstellung bei. Boisserée hat die Hauptpersonen gut gezeichnet:

„Die Herzogin, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, zeigte sich als eine sehr verständige Frau, die nachdachte und den Zusammenhang dessen, was man ihr vortrug, verfolgte, woher sie denn meist ganz richtige Fragen vorbrachte. Die Großfürstin, ein schönes, feines Wesen, äußerte allgemeine

---

[1] Sulpiz Boisserée I 119 ff.

[2] Er erblickte in ihm nicht mit Unrecht einen ihm gewachsenen geistigen Gegner: „Durchaus ist aber", schrieb er schon den 22. Juni 1808 an Reinhard, „diese Schlegelsche Conversion sehr der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, sowohl weil sie ein Zeichen der Zeit ist, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchst ausgebildetes Talent verleitet wird sich zu verhüllen, den Popanz zu spielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, so viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehause auszuschließen, einen recht dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum so viel Licht, als zum hocus pocus nöthig ist, hereinzulassen. Da man über seine Absichten und seine Schleichwege nun schon deutlicher ist, so bin ich wirklich neugierig, wie er sich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recensiren sollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die ästhetische Cultur, den Polytheismus und Pantheismus, verdächtig zu machen" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 93 f).

Belesenheit und pflichtmäßig ausgehaltene Trübsal der Bildung, ist aber dabei angenehm und geistreich. Der Herzog geberdete sich etwas stallmeistermäßig, wie er auch aussah, er ließ sich indessen die Sache angelegen seyn, und fragte viel, aber abgerissen durcheinander, gar nicht mit so viel Sinn wie die Frauen. Man sieht in seinem Wesen gleich die wohl bekannte preußische Militär-Genialität, mit allerlei europäischem Bildungswerk bunt verbrämt; er äußerte in seiner unwissenden Weisheit, es sey doch jammerschade, daß der Dom den Petrus von Rubens verloren, denn der sey so ganz und gar dem Geist dieses großen Gebäudes angemessen und dafür bestimmt gewesen! Ich sah den alten Herrn an, der steinern, wie ein Medusenbild daneben stand, und ließ die durchlauchtige Weisheit auf sich beruhen. Der Erbprinz, ein ziemlich gefälliger Herr, konnte vor so vielen Reden nicht recht zu Wort kommen, auch hatte er viel mit den Coburger Herren zu thun. Die Zeichnungen von Cornelius kamen zuletzt an die Reihe, und nun stürmten endlich auch die armen Hofdamen herzu aus dem Vorzimmer, um während des Einpackens noch etwas zu sehen." „Wir gingen, nachdem der alte Herr mir wieder treulich einpacken half, recht zufrieden nach Hause; wie etwa der italienische Operndirektor, wovon Schlegel erzählt, der bei der ersten Vorstellung vor lauter Freuden, noch ehe der Vorhang ganz gefallen war, ausrief: Dio sia laudato che passato senza scandalo!" [1]

Mit Rücksicht auf die Kunstströmung, die bis dahin Weimar beherrschte, mußte dieser Erfolg Sulpiz Boisserée wie ein wahrer Triumph vorkommen. Die altdeutsche Kunst war hoffähig geworden. Der gefeiertste „Mann der Zeit" zollte seinen Bestrebungen Anerkennung. Durch seinen Beifall aber waren sie auch vor ganz Deutschland anerkannt. Sulpiz jubelte.

Seine Freunde freuten sich mit ihm. Melchior sowohl als Bertram und besonders Daub vergaßen nicht, ihn an den eigentlichen Kern und die Wurzel des ganzen Unternehmens zu mahnen, an „den Ernst und die Wahrheit in allem Thun und Denken, an den christlichen Sinn, der in den gährenden Fluthen und Strömen der Zeit allein noch festen Grund und Boden finde, die heiligsten und theuersten Besitzthümer aus dem allgemeinen Verderben zu retten; der in Felsen und Steinklippen und öden Sandwüsten das Samenkorn der Wahrheit und die kleinen Pflanzungen hüte mit frommem Fleiß und redlichem Beharren, damit aus ihnen einst den Enkeln ein Garten Gottes erblühe und Frucht trage hundertfältig. Das sey die Denkart, zu der Resignation gehört, die aber der alte Herr nie besessen und nie geachtet, da er, wie die Zeit, von der er sich nie losgesagt, alles menschliche Thun nur nach der Fülle genialer Kraft und Productivität gemessen, auch selbst in Kunst und Wissenschaft jedes Erzeugniß hingestellt habe, wie eine neue

[1] Sulpiz Boisserée I 122.

Schöpfung, über der kein anderer Geist walte, als der eigene, der von innen heraus selbsterzeugend und belebend wirke, der daher auch keinem andern huldige, keine anderen Gesetze anerkenne, als jene der freien Thätigkeit des Genies. Wenn man nun in diesem Sinne stets gewirkt habe, so dürfe einem vor der Rückkehr in die Elemente wohl bange werden. Ist alles bloß menschliche Thun wie die Riesenschritte des Eroberers spurlos verschwunden in der Geschichte, was hätte dann das Product der Kunst oder der Wissenschaft zu erwarten, das, selbst ohne inneres Leben, auch nie mit dem Leben sich vermischt und als ein todtes Petrefakt nur dastehe, ein Gegenstand gelehrter Neugier, ein Beweis, wie selbst zu Scherz und Spiel der menschliche Scharfsinn und Erfindungsgeist die rohesten Elemente fein und künstlich zu gestalten wisse." [1]

Sulpiz Boisserée nahm die Mahnung nicht nur sehr freundlich auf, sondern ergänzte sogar die Charakteristik noch mit genaueren Zügen, unmittelbarer Beobachtung entnommen:

„Unser braver Daub soll mir von Herzen gelobt seyn für seine eifrige Rede über Goethe, er hat den rechten Fleck getroffen, gerade das Heidenthum, dem sich der Alte mit Leib und Seele ergeben, ist auch wieder das, was ihn unglücklich macht. Er ist zu tief und gemüthvoll, um nicht besonders in jetziger Zeit und bei seinem Alter eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen, und ich kann mir denken, daß ihm ein verständiger, billiger Umgang, der ihm durch die Geschichte der Völker sowohl, als des menschlichen Lebens überhaupt, die würdige, wahre Ansicht des Christentums eröffnete, sehr trostreich und beruhigend werden könnte, denn er hat Sinn für die Geschichte auch in höherer Bedeutung, und ohnehin ist ja auf dem Punkte, wo wir stehen, die Geschichte das einzige für uns alle, wodurch wir uns zurecht finden können. Alt, geschwätzig, vielwissend, wie eben das Geschlecht nun geworden, so daß wir jetzt als Burschen von zwanzig Jahren mehr Zeugs im Kopfe haben, als in andern Zeiten ein Greis von sechzig, bleibt uns kein anderer Weg, wenn wir Gott und uns selbst wieder finden wollen, als daß wir uns besinnen.

„Goethe gemahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinn überschlägt, daher das böse Wühlen in den Eingeweiden, möchte ich es nennen, des menschlichen Herzens in den Wahlverwandtschaften, daher selbst das Philisterwesen in der Farbentheorie; es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, so wie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das

[1] Ebd. I 128. Daub war Protestant, Professor der Theologie zu Heidelberg.

falsche, schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen."[1]

So sehr Boisserée auch den Mangel an sittlicher Kraft bei Goethe erkannte, so vermochte er doch nicht dem Zauber zu widerstehen, den der poetische Geist, das vielseitige Wissen, die persönliche Liebenswürdigkeit und das Ansehen des vielgefeierten Dichters auf ihn ausübten. Goethe lud ihn jeden Tag zu Tisch und behandelte ihn wie einen Freund und Vertrauten. So schied denn Boisserée nach zehntägigem Aufenthalt in Weimar als einer der wärmsten Verehrer und Bewunderer, die Goethe überhaupt in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens gefunden hat. Goethe seinerseits war persönlich fast ebensosehr für den jungen Kunstforscher eingenommen.

„Ein Enthusiasmus", schrieb er an Reinhard[2], „für einen spezialen Gegenstand, wie doch auch dieser ist, findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas fratzenhaftem, wovor jedoch Sulpiz durch einen reinen frommen Sinn, eine wackere Weltkenntniß und überhaupt eine höhere Cultur geschützt wird."

Boisserées Briefwechsel mit Goethe, der mit dem Sommer 1811 beginnt und bis zu Goethes Tod im Jahre 1832 fortdauert, ist zwar nicht der umfangreichste, aber vielleicht der geistig bedeutendste und anziehendste dieser letzten Periode. Goethe schreibt oft und gemütlich, teilt das Wichtigste über sein Leben und seine Arbeiten mit; Boisserée bietet oft lange kunstgeschichtliche Abhandlungen, höchst interessante Reise- und Studienberichte, eine fortlaufende Übersicht seiner Bemühungen um die Gemäldesammlung, den Dom und um die Kunst überhaupt. Im September 1814 trafen sich beide zunächst in Frankfurt wieder, und Goethe war so „recht von Herzen freundlich, liebevoll und vertraulich", daß sich Sulpiz nicht genug darob zu freuen wußte[3]. Am 24. September kam Goethe nach Heidelberg hinüber, wo er bis zum 9. Oktober blieb, sich die Gemäldesammlung zeigen und erklären ließ und das höchste Interesse für dieselbe bekundete[4]. „Seitdem nun gar

---

[1] Ebd. I 129 ff. [2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXIII 267.

[3] Sulpiz Boisserée I 224.

[4] Vgl. den Brief Melchior Boisserées an seinen Bruder Bernhard über den Eindruck der altdeutschen Bilder auf Goethe vom 31. Oktober 1814, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1906—1907, IV 460 f. — „Man weis nicht", schrieb Goethe an Reinhard am 8. Oktober über die Brüder Boisserée, „was man zuerst an ihnen bewundern soll, ihre wahre Neigung zu einem würdigen Gegenstand, oder die Beharrlichkeit solche durchzuführen. Das Glück das sie begünstigt, macht die größte Freude und die Einigkeit worin sie es genießen, läßt den reinsten Genuß mit ihnen theilen. Noch in den letzten Zeiten haben sie treffliche Sachen gewonnen, so das auch geschichtlich sich alles enger aneinander reiht, und mehrere Bilder von Einem Meister auch die Einsicht in die Verdienste eines jeden befördern. Ich bin schon zwölf Tage hier. Erst ist man erstaunt, dann bewundert, dann unterscheidet man, und doch wird man erst in der Entfernung recht fühlen was man dadurch gewonnen hat, aber auch was man nicht hat festhalten

der alte Heidenkönig", schrieb Sulpiz, „dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Uebermuths." [1] Wirklich ließ sich Goethe jetzt ausführlich über das Schweißtuch der Veronika und die ältesten Christusbilder berichten und verglich sich bei Übersendung seines Porträts selbst einem der heiligen drei Könige.

„Indessen", fügt er bei [2], „muß ich manchmal lächeln, wenn, in meiner heidnisch-mahometanischen Umgebung, vera icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Perikope aus dem Homer und dem Hafis gelesen, wie denn die persischen Dichter an der Tagesordnung sind. Erscheint denn dazwischen der Moscowitische Bilder-Calender, so nimmt's sich freylich bunt genug aus."

Am 2. August 1815 traf Boisserée in Wiesbaden wieder mit Goethe zusammen, begleitete ihn in den Rheingau, nach Bingen und Mainz, Frankfurt und Heidelberg und endlich auf der Rückreise bis nach Würzburg. Bis zum 9. Oktober sahen sie sich fast täglich, und der Halbgott sprach sich so rückhaltlos vertraulich aus, daß Boisserées Tagebuch eine wichtige biographische Quelle für diese Reise bildet [3]. Goethe teilte ihm den ganzen „westöstlichen Divan" mit, so weit er damals geschrieben oder im Werden war, las ihm alles Geschriebene vor, sprach mit ihm über seine andern Werke und entwickelte ihm seine Anschauungen über die verschiedensten Gegenstände mit der Offenheit eines Freundes. Auch mit seinen religiös-philosophischen Ansichten, seinem Antichristentum, seinem Haß gegen die protestantische Orthodoxie, seinen leichtfertigen Lebensgrundsätzen hielt der Olympier durchaus nicht zurück.

Man tut Sulpiz Boisserée unrecht, wenn man seine religiöse Anschauung als ästhetischen, „der Priesterherrschaft feindlichen" Katholizismus bezeichnet. Sulpiz war so gut wie seine Freunde ein gläubiger, überzeugungstreuer Katholik, hat als solcher gelebt und ist als solcher gestorben. Man wird

---

können" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXV 52). — Vgl. auch Goethes Tagebuchaufzeichnungen in den Briefen an Christiane (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXV 42 ff). — „Übereinstimmung der älteren Zeiten in sich", äußert er unterm 29. September, „Ungeheures Element, das kirchliche, worinn unzählige Künstler Unterhalt und Gelegenheit finden. Mosaick, Schnizwerck, Goldschmieds Arbeit, Fresco, Miniatur Mahlerey, Stickerey Teppiche, Fahnen, alles in ganzen Gilden und Brüderschaften. Traditionen der Art die Characktere und Geschichten vorzustellen, von denen man erst gar nicht abwich, und auch zuletzt immer das Wesentliche beybehielt" (ebd. 46). — „Die Menschen sind nur solange produktiv in Poesie und Kunst", hatte er im Jahre 1810 gegen Riemer geäußert, „als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend; wie wir auf das Alterthum, dessen Monumente alle Glaubenssachen waren und von uns nur aus und um Phantasterei und phantastisch nachgemacht werden" (Deutsche Revue 1887 [Oktober] 41).

[1] Sulpiz Boisserée I 229.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXV 130.

[3] Sulpiz Boisserée I 249—291.

in seinen Werken nichts finden, was einer Auflehnung gegen die kirchliche Autorität gleichsieht. Duldsam war er gewiß, und zwar bis an die äußersten Grenzen des Möglichen, schweigsam wie ein Diplomat, geduldig über alle Begriffe. Sein Benehmen und seine Briefe überfluten von Artigkeiten, Aufmerksamkeiten, feinen Schmeicheleien für einen Mann, dessen Grundanschauungen er nicht nur nicht teilte, sondern im tiefsten Innern für schal, dunkel und unbefriedigend hielt. Es war kein so wahres, schönes und erfreuliches Verhältnis wie seine einstige Freundschaft zu Schlegel. Wenn man die frivolen, oft geradezu blasphemischen Äußerungen liest, die er geduldig hinunterschluckte, da mag wohl die Frage auftauchen, ob er nicht besser auf Goethes Gönnerschaft verzichtet hätte. Die christliche Kunst, deren Wiedererwecker und Vorkämpfer er war, brauchte im Grunde Goethe nicht. Sie trug ihren Lebenskeim in sich. Schlegel und Boisserée selbst hätten Wissen und Kraft genug gehabt, ihre Sache vor dem Forum der deutschen Öffentlichkeit zu führen. Die größten jungen Künstlertalente entwickelten sich unabhängig und sogar im Gegensatz zu Goethe. Eine beherzte Vereinigung aller katholischen Kräfte gegen Goethe mußte dessen Autorität auf dem Gebiete der Kunst völlig brechen und die christlich-deutsche Kunst auf eigene Füße stellen. Denn der alte Herr hatte durch seine Stellungnahme gegen die Freiheitsbewegung viele Sympathien eingebüßt, und Epimenides hätte sie nicht wieder gewonnen. Statt dessen anerkannte Boisserée jetzt gerade ihn als höchsten Richter und legte das Schicksal der christlich-deutschen Kunst in seine Hand. Es blieb ein im Grunde unerquickliches Kompromiß.

Goethe war entschiedener Heide, in der Kunst wie im Leben; er wollte Heide bleiben. Für ihn stand es von vornherein fest, daß man diese christliche Kunst, vor allem aber den christlichen Glauben, aus dem sie emporgeblüht, abweisen müsse. Es fragte sich nur: wie? Zu offenem Kampf besaß er keinen Mut, denn da hatte er schon einmal den kürzeren gezogen. Er entschied sich deshalb für die Rolle des Diplomaten.

Es war im Mai 1810, als Boisserée seine erste bescheidene Bitte stellte: um eine Empfehlung seines Werkes über den Kölner Dom in Cottas Morgenblatt[1]. Es handelte sich um eine Kleinigkeit. Goethe hatte solche Empfehlungen zu Dutzenden geschrieben. Aber diese schrieb er nicht. Erst nach langem Widerstreben ließ er Sulpiz an sich heran, prüfte ihn, gewann ihn, schulte ihn zu seinem Vertrauten, ließ sich alle seine Zeichnungen erklären, seine Sammlung geschichtlich auseinandersetzen, seine Pläne und Anschauungen entwickeln. Sechs Jahre hielt er ihn so hin, pumpte in mündlichem Verkehr, Briefen und Aufsätzen Boisserées kunstgeschichtliches Wissen in seine eigenen Mappen und gab dann der Empfehlung eine Wendung, welche

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard 85.

dieselbe grundsätzlich völlig entwertete und das alte Kunstheidentum von neuem auf den Schild erhob.

Im Jahre 1816 ließ er das erste Heft einer neuen Zeitschrift, nach Art der „Propyläen“ in freien Folgen, erscheinen: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden von Goethe.“ Da schilderte er recht gemütlich seine Rheinreise mit Boisserée[1]. Scheinbar tritt er als bloßer Skizzenschreiber auf, aber unter dem leichten, angenehmen Gewande übernimmt er tatsächlich wieder, wie ehedem, das höchste Zepter im Reiche der deutschen Kunst. Er besucht Köln, Bonn, Neuwied, Koblenz, Mainz, Biebrich, Wiesbaden, Frankfurt, Offenbach, Hanau, Aschaffenburg, Darmstadt und endlich Heidelberg. Er notiert kurz, was er in den einzelnen Städten an Kunstsammlungen und Kunstwerken gesehen, lobt, tadelt, kritisiert, ermutigt, gibt Winke und vereinzelt auch weitläufigere Anregungen den Stadtverwaltungen und Bürgerschaften. Köln soll keine Kunstakademie bekommen, es sei zu republikanisch; aber eine Universität könnte ihm nicht schaden. Mainz soll nicht bloß als strategischer Punkt gehoben, sondern auch Sitz einer Kriegsschule werden. Der Vaterstadt Frankfurt wird für Pflege der Kunst hauptsächlich das Vereinsleben empfohlen. Dann kommt zum Schluß eine sehr freundliche Beschreibung der Boisseréeschen Kunstsammlung in Heidelberg und der Versuch, zwischen der in ihr dargestellten christlichen Kunst des Mittelalters und dem eigenen Kunstheidentum zu vermitteln.

Was Goethe so oft versprochen, das wird hier wenigstens einigermaßen gehalten. Die Bemühungen der Kölner Freunde und des Professors Wallraf sind sowohl bei der Beschreibung der Kölner Kunst als bei jener der Heidelberger Sammlung äußerst wohlwollend geschildert und anerkannt; die Sammlung ist mit sichtlichem Interesse beschrieben; auch die Arbeiten Boisserées für den Kölner Dom sind ausführlich und sehr ehrend erwähnt. Ja dem Heft ist sogar ein Veronika-Bild mit dem Titel „Vera Icon, byzantinisch-niederrheinisch“ beigegeben. Die christliche Kunst aber geht bei alledem eigentlich leer aus.

Was Goethes Aufsatz an wertvollen geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Notizen darüber enthält, das ist der Hauptsache nach Boisserées Eigentum. Ansehnliche Stellen sind einfach aus Mitteilungen Boisserées abgedruckt, und da der Setzer das „S. B.“ dabei wegließ, glaubte Goethe das Inkognito nun wahren zu sollen![2] Das Bedeutendste, wie die Notizen über den Dom

---

[1] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 69—200.

[2] „Im zweyten Rhein- und Maynheft finden Sie Ihre Architectonica. Ich hatte Ihre S. B. darunter gesetzt, das durch Zufall wegblieb, und Sie erfreuen sich auch dießmal des vollkommensten Incognito“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVIII 62). — Die Weimarer Ausgabe bringt 1. Abt. XXXIV 2, 37 ff Materialien, aus

und das Dombild, über van Eyck und „Hemmelink“ (Memling), über die hl. Veronika u. a., ist viel genauer, gründlicher und richtiger in seinen Briefen an Goethe zu lesen[1]. Die eigentlich bahnbrechenden Ideen rühren von Friedrich Schlegel her und sind von ihm weit klarer und wahrer ausgesprochen[2]. Goethe hat ihn jedoch im ganzen Aufsatz nicht einmal genannt. Diplomatisch genommen, war dies ein schlauer Staatsstreich. Er maskierte sein bisheriges mangelhaftes Wissen auf diesem Gebiete mit dem, was er soeben von den jüngeren, wohlbewanderten Freunden gelernt, übernahm mit souveräner Miene jetzt das früher angebotene Protektorat und benützte dieses, um die christliche Kunst, ihrer Würde und Weihe entkleidet, seiner eigenen nach wie vor heidnischen Kunstanschauung unterzuordnen.

Nicht ohne tiefes Bedauern wird ein von lebendigem Glauben beseelter Katholik lesen, was Goethe hier von den großen dogmatischen und geschichtlichen Hauptstoffen der christlichen Kunst schreibt, gleich als ob es sich um ein Stück tibetanischer oder indischer Mythen handelte[3]:

„Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnisvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube als eine gestaltete und gekühlte Flamme und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge[4].

---

denen hervorgeht, daß der Dichter für das erste Heft wie für die Nachträge im zweiten „Mittheilungen, die ihm auf seinen Wunsch von Boisserée, Chr. Schlosser und C. C. Leonhard zugegangen waren, in einem Umfange benutzt hat, von dem man sich vor dem von B. Suphan (Goethe-Jahrbuch XIII 150) gelieferten Nachweis über die Herkunft der Beschreibung der Spinner- und Webertechnik in den Wanderjahren (3. Buch, Kap. 5 und 13) schwerlich eine Vorstellung gemacht haben würde“ (ebd. 36 f).

[1] Sulpiz Boisserée II 27 ff 43 ff 54 ff 71 ff 79 ff 83 ff 91 95 ff.

[2] Man vergleiche nur z. B. die Ausführungen Schlegels über die Kunst in Köln (Werke VI 152—170 196—209) mit denjenigen Goethes (Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 71 ff 173 ff).

[3] Kunst und Alterthum, 1. Hft 139 ff (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 161 f).

[4] Mit Recht schreibt Dorothea v. Schlegel über das Heft: „Eine Stelle ist darin über das Christenthum als Gegenstand der Malerei; diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber

„Was nun bei'm Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich=menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannichfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln: die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände, und, von Stephanus an, eine Reihe Märtyrer.

„Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Überlieferungen bis zur Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind; bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist: so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und eins ohne das andere nicht zu bestehen schien." [1]

Neben diesen blasierten Urteilen über die Grundlagen der christlichen Kunst finden sich auch in der daranknüpfenden kunstgeschichtlichen Skizze die wunderlichsten Bemerkungen. Der Martertod der hl. Ursula ist „eine Bartholomäusnacht, ein Septembertag", der hl. Gereon ist „in's Orientalische maskirt", und Albrecht Dürer sieht man es nicht „sonderlich an, daß er in Venedig gewesen" [2].

„Das ist nun endlich", schrieb Dorothea v. Schlegel an ihre Söhne in Rom [3], „das Kunstadelsdiplom, was zu erlangen die Boisserée's so lange um den alten Heiden herumgeschwänzelt haben. Und wie überflüssig? Wer die Sammlung sieht und nur nicht eines ganz verstockten Sinnes ist, der braucht ja weiß Gott keines solchen Stempels, um zu sehen, daß diese Sammlung einzig in ihrer Art ist. Schwerlich werden Boisserée's sehr zufrieden sein mit diesem platten, affectirten Gewäsch; aber gewiß werden sie nicht unterlassen, die Miene anzunehmen, als wären es goldene Sprüche."

In dem zweiten Heft, das Goethe 1817 folgen ließ, machte er sich den Spaß, das Bild des hl. Rochus zu Bingen hineinzusetzen, und fügte dem Bilde auch einen leichten, feuilletonistischen Aufsatz hinzu: „Sanct Rochus=

---

erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kothe zu wälzen." „Göthe's größte Anbeter schweigen mäuschenstill; andere schimpfen laut; einige verlangen, man müsse diese Stelle ausscheiden und das übrige als geistreich würdigen" (J. M. Raich, Dorothea von Schlegel II 357 358).

[1] Man vergleiche zu dieser unwürdigen Karikatur der christlichen Kunst, was Friedrich v. Schlegel über das Wesen derselben im Gegensatz zur altheidnischen Kunst sagt (Werke VI 166 ff).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 169 179 189.

[3] J. M. Raich a. a. O. II 356 f.

Fest zu Bingen[1]. Am 16. August 1814." Was konnten duldsame, friedliche Katholiken mehr verlangen? Im anmutigsten Stil wird hier eine Wallfahrt beschrieben, Kapelle und Prozession, Gottesdienst und Predigt, Heiligenverehrung und Wunder. Die mittelalterliche Kunst wird lebendig mit dem frommen Volksgeist in Verbindung gebracht, aus dem sie einst hervorging und der ihr Geheimnis war. Gegen Schluß gedenkt der Dichter sogar eines Kreuzweges und empfiehlt dessen Wiederherstellung: „Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß jeder, er sei wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte." [2] Der ungläubige Dichter begnügte sich aber nicht, diese scheinbar frommen Anwandlungen mit feiner Ironie und bitterstem Spott auf die Geistlichkeit wieder zu zerstören, sondern setzte zwischen Bild und Aufsatz eine kunstgeschichtliche Abhandlung aus der Feder Meyers hinein, die in ruhig kaltem Tone alle religiöse Kunst als Frömmelei zurückwies und die Herrschaft der griechischen Götter wieder verkündete[3].

Die Abhandlung war überschrieben: „Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst" [4], und setzte vergnüglich Jupiter neben Christus: „Bekennen doch die Alten selbst, daß der olympische Jupiter der Religion höchst vortheilhaft geworden, daß also die Betrachtung desselben gleichfalls zur Frömmigkeit, aber nicht zu einer solchen wie wir sie denken, den Beschauer hinauf gezogen habe." [5]

Boisserée empfand den Schlag tief, floh aber zu der alten Distinktion, mit welcher die Romantiker schon früher ihre Goetheverehrung in ähnlichem Fall zu retten wußten. Alles Böse kam lediglich vom „Kunstmeyer", alles Gute aber von Goethe. So sprach Boisserée denn seine herzlichste Freude an dem „Rochusfest" aus, an dieser Meisterschaft, die „aus dem stets regen Auffassen und Darstellen der Natur und des Lebens entstanden ist" [6].

„Wie sehr", fuhr er dann fort, „weicht aber von dieser Ansicht die des Verfassers des polemischen Aufsatzes ab, indem er gegen die Nachahmer

---

[1] Kunst und Alterthum, 2 Hft, 68—132 (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIV 1, 1—45).

[2] Ebd. 44.

[3] Goethe wünschte nichtsdestoweniger, daß das „gerecht, ja billig gefunden werden möge" (ebd. 4. Abt. XXVII 277).

[4] Kunst und Alterthum, 2. Hft, 9—62 133—162 (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIX 1, 21—58).

[5] Ebd. 53. — Sehr bezeichnend wird da zugestanden, vor der neuen Richtung habe in der Kunst „ein akatholischer, protestantischer, um nicht zu sagen unchristlicher Geist" geherrscht (Kunst und Alterthum, 2. Hft [1817] 12; vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIX 1, 26).

[6] Sulpiz Boisserée II 173 f.

italienischer und deutscher Kunst die hellenische als einzigen Kanon aufstellt. Wir sehen nicht ein, wie er dadurch seine Gegner belehren oder besiegen könne. Aus der Nachahmung von Kunstwerken wird eben nie etwas Aechtes hervorgehen, die Vorbilder mögen nun seyn, welche sie wollen. Das allein selig machende Heil bleibt ja immer nur in der freien Nachbildung der Natur zu suchen. Und so muß sich eben jedes Volk und jede Zeit an dem halten, was ihm, um mit den lieben Heiden zu reden, die Götter und das Schicksal zugetheilt haben. Wie sehr aber sind alle unsere Verhältnisse, ist unsere ganze Umgebung von dem griechischen Wesen verschieden! — Wo und wann sehen wir denn das Nackte in freiem Leben und Bewegung? Ferner wo blieben bei der Nachahmung der griechischen Plastik die Farben? Wie könnten wir unter so trübem Himmel ihren Zauber entbehren? Und wer möchte, was aus jener Ansicht stillschweigend folgt, dem Venetianer, dem alten und neuern Niederländer alle wahre Kunst absprechen? Doch genug, Sie wissen diese Fragen und die Antworten viel besser als ich.

„Wir beklagen allein, daß nicht, wie wir es erwartet, Sie selbst den Aufsatz übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen Sinn, empfänglich für alles Aechte, welcher Gestalt es auch erscheine, nur sie waren im Stande, die Aufgabe zu lösen und zwischen zwei Ultrapunkten die wahre beseligende Mitte zu zeigen."

So klagte Boisserée am 23. Juni 1817. Nachdem er jahrelang dem alten Herrn die größte Freundschaft und Dienstbeflissenheit entgegengebracht, war zum Dank dafür seine christlich-deutsche Kunst ins Antiquitätenmuseum verwiesen, die alte nackte Götterherrlichkeit von Hellas wieder auf den Altar gehoben. Von Entschuldigung war keine Rede. Goethe berichtete, es seien schon manche Reklamationen und Approbationen eingegangen, alles werde zu Akten geheftet, daraus werde sich ein „entschiedener Blick in die deutsche Kunstwelt" ergeben und damit zugleich eine „Vermittlung", wie sie eigentlich schon in dem Aufsatz enthalten sei[1].

Der große Kunstdiplomat ließ dann im Herbst zu dem dritten Heft seiner kleinen, zwanglosen Zeitschrift: „Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden. Stuttgart 1817", einen zweiten Titel drucken, auf dem es bloß noch hieß: „Über Kunst und Alterthum, 1818". An die Stelle der Rhein- und Maingegenden aber setzte er sein Reformationsgedicht „Dem 31. October 1817":

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn vom Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVIII 157.

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.

„Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.“ [1]

Dieses Versprechen hielt er besser als diejenigen, die er früher Boisserée gegeben. Als sichtbaren Protest gegen das Veronika-Bild und gegen St Rochus setzte er vorn in das vierte Heft (1818) — Myrons säugende Kuh, mit einem herzinnigen, hochbegeisterten Aufsatz, worin das Tierleben als Kunstobjekt religiös-historischen Darstellungen vorgezogen wird. Der säugenden Kuh gesellt er noch die römische Wölfin zu und ruft dann aus:

„Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — —. Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism!“ [2]

Um das Geschäft der Menschenvergötterung, d. h. die volle Rückkehr zum Heidentum, dann besser in Fluß zu bringen, gibt er den Malern in dem folgenden Aufsatz über „Philostrats Gemählde“ ein Verzeichnis von 79 Vorwürfen, deren meiste auf lüsterne Nuditätendarstellungen, namentlich von Göttinnen, Nymphen, Bacchantinnen, Faunen usw., hinauslaufen [3].

Fast das ganze übrige Heft ist darauf verwandt, einzelne Vorwürfe dieser Rokoko-Götterwelt genauer auszumalen und die Künstler dafür zu gewinnen. Das ist des Dichters Himmel, das ist seine Religion. Damit

---

[1] Abgedruckt in Goethes Werken, WA 1. Abt. III 140.

[2] Kunst und Alterthum II, 1. Hft, 23 (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIX 2, 12). — „Die abgeschriebene Seite“, schreibt Wilhelm v. Humboldt am 31. Oktober 1818, „ist von Goethe aus einem Aufsatz über Myrons Kuh. Er spricht darin (der Aufsatz ist ungedruckt) über die Vorstellungen säugender Geschöpfe, und dabei kommt diese Tirade gegen die armen Madonnen vor. Mir gefällt sie immer, weil ich meiner innersten Natur nach heidnisch bin; aber übrigens finde ich, daß er sehr Unrecht hat.“ „Die Madonnen sind vielmehr eine sehr schöne und rein menschliche Idee, an der man sich nicht versündigen muß. Das freiwillige Herabsteigen der Gottheit zu den Menschen und also Annehmen menschlicher Dürftigkeit ist darum keine minder schöne Idee, weil die Alten sie nicht hatten“ (Anna v. Sydow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen IV 157). Die Herausgeberin sagt in einer Anmerkung, der erwähnte Aufsatz sei in Kunst und Alterthum 1818 erschienen, aber ohne die Stelle über die Madonnen.

[3] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIX 1, 63–135.

hielt er sich die christliche Kunst und den Katholizismus vom Leibe. Ein ernstes, wissenschaftliches Studium der antiken Kunst war damit keineswegs verbunden. Die folgenden Hefte von „Kunst und Alterthum“ brachten kleine Aufsätze, Literatur- und Kunstnotizen, Gedichte, Rezensionen und Anzeigen in großer Mannigfaltigkeit, aber ohne Programm. Gervinus nennt das Ganze ein „Magazin der Unbedeutendheit“ [1], und höchst zutreffend bemerkt Clemens Brentano zu einer der Rezensionen:

„Er fängt an zu schreiben wie meine selige Großmutter, die alles beschrieb, was auf ihrem Schreibpulte lag.“ [2]

Einen weit dankbareren Boden als bei dem weimarischen Kunstheiden haben Boisserées hochsinnige, unermüdliche Bestrebungen im katholischen Deutschland gefunden. Hier ist gleichzeitig mit dem Interesse an den alten Kunstwerken auch der echte, fromme, lebenskräftige Volksgeist erwacht. Die Kirche selbst hat sich aus den Trümmern der Revolution verjüngt erhoben und auf allen Gebieten der Kunst einen neuen Blütenfrühling hervorgezaubert. Als ein hehres Denkmal des Glaubens und Opfersinnes des katholischen Volkes steht der Dom von Köln vollendet da [3]. Hunderte von andern kirchlichen Bauwerken: Dome, Kathedralen, Kirchen und Kapellen haben das Jammergewand der Zopfzeit abgestreift und sich im Sinn und Geist der alten Kunst erneuert. Und wie die Baukunst, so hat sich auch die Malerei, die Bildnerei, die Musik, die Poesie, die Kleinkunst und das Kunstgewerbe im Sinn und Geist der Kirche an den Überlieferungen deutscher Vorzeit neu belebt. Die härtesten Prüfungen vermochten diesem Aufschwung keinen Stillstand zu gebieten. Die echte deutsche Kunst, die Goethe so vornehm seinen heidnischen Idealen unterordnete, ist abermals zum Brautschmuck und Siegeszeichen der katholischen Kirche geworden.

Ganz bedeutungslos blieb übrigens auch das freundschaftliche Verhältnis Boisserées zu Goethe nicht. Das Ansehen des Vielgefeierten und der Ruf, den Boisserée durch ihn gewann, trug jene Kunstbewegung auch in außerkirchliche Kreise. Von Goethe empfohlen, wurde die Sammlung Boisserées von aller Welt besucht, fand sein Werk über den Dom auch im protestantischen Deutschland Beachtung, fanden seine Bestrebungen für christlich-deutsche Kunst allgemeineres Interesse und gerechtere Würdigung. Zu dem kunstliebenden König Ludwig von Bayern, der die Boisseréesche Sammlung für

---

[1] Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V [5] 792.

[2] Görres, Freundesbriefe III 186.

[3] Vgl. A. Reichensperger, Zur neueren Geschichte des Dombaues in Köln, Köln 1881, 2 ff 56 ff. — St. Beissel S. J., Der Dom von Köln, in Stimmen aus Maria-Laach XX 172—174. — L. Pastor, August Reichensperger, Freiburg 1899, I 161 ff; II 274 ff.

München erwarb, gesellte sich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Gönner und Förderer des Dombaues zu Köln[1]. Nicht in religiöser Gleichgültigkeit, sondern in wahrer Liebe und Duldung näherten sich Katholiken und Protestanten zeitweilig auch auf dem Gebiete der Kunst. Alle unsere Städte und Museen besitzen Denkmale dieser freundlichen Annäherung und Wiederbelebung echt deutschen Geistes, wenn auch in Berlin und anderwärts die Renaissance noch immer ihre Herrschaft behauptete.

Goethe selbst übte gegen die christliche Kunst, sobald er einmal sein Heidentum gesichert glaubte, eine gewisse Duldsamkeit aus. Er schenkte den Publikationen Boisserées sehr freundliche Aufmerksamkeit, empfahl sie ein paar Male[2], nahm mit Interesse von altdeutschen Kunstwerken Notiz, redete und schrieb darüber. Für ihn blieben sie aber immer Kunstwerke von untergeordnetem Wert, Reliquien einer entschwundenen Zeit, Gegenstände der Kunstwissenschaft und Kunstarchäologie. Von einer Neubelebung wollte er nichts wissen[3]!

„Soviel darf ich jedoch gestehen", schrieb er am 10. Mai an den Baumeister Catel in Berlin[4], einen Freund Schinkels, „daß ich völlig Ihrer Meynung bin, man solle jene altdeutsche Bauart zwar höchlich schätzen, ihr Andenken erhalten, ihr historische Untersuchungen widmen, und von ihr, besonders im Technischen, manches lernen; neue Gebäude jedoch in diesem Geschmack und Stil aufzuführen, keineswegs unternehmen."

So sollte das Christentum auch in seinen übrigen Kunsterscheinungen zwar glimpflich behandelt und als ehrwürdige Reliquie in Museen und Sammlungen untergebracht werden, das Heidentum aber tatsächlich Kunst und Leben beherrschen.

„Ich für mich", hatte er schon am 6. Januar 1813 an Jacobi geschrieben, „kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt."[5]

---

[1] A. v. Reumont, Aus König Friedrich Wilhelms gesunden und kranken Tagen, Leipzig 1885, 180 ff. — Reichensperger a. a. O. 4 ff 58. — Pastor a. a. O. I 166 172.

[2] Kunst und Alterthum IV 1, 169; III 2, 106 121; IV 2, 102 ꝛc. — Vgl. Goethe-Jahrbuch VI (1885) 301—305, und Sulpiz Boisserée passim.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVIII 178.

[4] Ebd. XXV 318.

[5] Ebd. XXIII 226.

Zweites Kapitel.

Die ideale Weimarer Bühne und der Hund des Aubry.

(1805—1817.)

Noch zwölf Jahre nach Schillers Tod behielt Goethe die Leitung der Weimarer Bühne und suchte ihre künstlerischen Leistungen auf jener Höhe zu erhalten, welche sie durch seine und Schillers vereinte Tätigkeit errungen hatte. So wenig man seine heidnische Weltanschauung und deren leitende Ideen im Leben wie in der Kunst billigen kann, so liegen doch hier wahre und wirkliche Verdienste vor, welche allgemeine Anerkennung erheischen. Unter treuer Mitwirkung Schillers hat er die Weimarer Bühne zu einem Kunstinstitute erhoben, dessen bildender Einfluß sich über ganz Deutschland erstreckte und nicht nur die Bühne selbst, sondern auch Geschmack, Literatur, Poesie und Sprache wesentlich gefördert hat [1].

Schillers Wallenstein-Trilogie, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Tell, Goethes Iphigenie, Tasso und der erste Teil des Faust bilden einen Kranz von Stücken, der sich in künstlerischer Hinsicht mit der besten Dramatik aller Zeiten und Völker vergleichen läßt. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesco, Don Carlos, Götz von Berlichingen, Egmont und die Natürliche Tochter reihen sich zu einem zweiten Kranz, der, inhaltlich weniger bedeutend, künstlerisch doch bei weitem alles überragt, was die neuere deutsche Dramatik bis dahin zustande gebracht hatte. Als durchaus gelungene Versuche, bedeutende Stücke ausländischer Literatur in gewandter, bühnengerechter Bearbeitung dem deutschen Theater zu gewinnen, sind auch Schillers Macbeth, Turandot, Iphigenie auf Aulis, Phädra, Der Neffe als Onkel, Der Parasit eine wertvolle Beigabe zu den eigenen Werken der beiden Dichter; der Form nach auch Goethes Mahomet und Tancred. Selbst seine kleineren Dramen und Singspiele entbehren in formeller Hinsicht keineswegs großer Vorzüge, und seine Theaterreden und Maskenzüge sind, wie Schillers Prologe und Huldigung der Künste, von echt dichterischem Geiste durchweht und kunstvoll durchgeführt. Zum Ganzen vereint, wie sie denn größtenteils durch gegenseitige Anregung und unter freundschaftlicher Mitwirkung entstanden sind, bezeichnen die sämtlichen dramatischen Werke der beiden Dichter wirklich den Höhepunkt der deutschen Bühnenkunst. Wenn man Sprache, Form, Gehalt der unmittelbar vorangehenden Dramatik betrachtet, die Klopstockschen Bardiete, die Singspiele Wielands, die Komödien Kotzebues, die Rührstücke Ifflands, so kann man nicht umhin, den Genius

---

[1] Vgl. V. Tornius, Goethe als Dramaturg, Leipzig 1909. — A. Köster, Schiller als Dramaturg, Berlin 1891.

der Männer dankbar anzuerkennen, welche in drei Jahrzehnten die deutsche Sprache und Literatur, hauptsächlich im Anschluß an das Theater, so vollständig umgestaltet haben. Nur Lessing reicht an sie hinan. Doch atmet weder seine Minna von Barnhelm, noch seine Emilia Galotti, noch sein Nathan der Weise jene freudig schöpferische Kraft, welche Goethes und Schillers Werke an den Tag legen. Das Hauptverdienst fällt allerdings nicht so sehr Goethe zu als Schiller.

„Durch ihn“, sagt Devrient[1], „war die Wirkung der Weimar'schen Schule auf ihre Sonnenhöhe geführt worden. Seine Gedichte hatten in der hohen Sittlichkeit ihrer Tendenz, dem transcendentalen Gedankenschwunge und der begeisterten Schwärmerei so den tiefsten Seelenton des deutschen Volkes getroffen, daß dadurch das ideale Drama, die exclusive und gelehrte Richtung der Weimar'schen Schule populär geworden war. Den Bestrebungen Goethe's allein wäre das nie gelungen, wir sehen ihn mit der Aufführung seiner Gedichte immer nur auf Anerkennung eines kleinen Kreises angewiesen.“[2]

---

[1] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Leipzig 1848, II 266. — Vgl. A. Köster a. a. O. 282—288.

[2] „Schiller“, so meint auch Grillparzer, „war der letzte populäre eigentliche Dichter, und selbst der Wortüberfluß, den ihm der lesende Kritiker zum Vorwurf macht, ist für den Zuseher die vermittelnde Brücke, mittelst der er die Höhen der schwierigsten Situationen und Charakteräußerungen, Schritt für Schritt, ohne Anstrengung erklimmt.“ — „Göthe mag ein größerer Dichter sein und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitzthum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen“ (Grillparzer, Sämmtliche Werke [5. Ausg. in 20 Bdn], herausgeg. von A. Sauer in Cottasche Bibliothek der Weltliteratur XVI 44, XVIII 74, XIX 135 f). — „Weder Goethes noch Schillers theoretische Untersuchungen führen neue Gesichtspunkte herbei; die Kenntniß vom Wesen der Schauspielkunst erscheint mit der Wirksamkeit Lessings und seiner Schüler abgeschlossen. Dem Hamburger Dramaturgen steht in praktischer Hinsicht Schiller viel näher als Goethe. Der Weimarer Diktator trat von Außen an die Schauspieler heran und zwang ihnen vorgefaßte Ideen auf, während Schiller von Innen heraus ein mitfühlender Berather des darstellenden Künstlers wurde. Viel eher könnte man von Goethe sagen, daß seine Theorie aus philosophischer Spekulation hervorging“ (H. Oberländer, Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert, Hamburg und Leipzig 1898, 193). — Vom Weimarer Theater sagt E. v. Bamberg (Die Gründung des Weimarer Hoftheaters, in Frankfurter Ztg. 43. Jahrg., Nr 171, 1. Morgenbl. [22. Juni 1899]): Goethes „Bedeutung entsprechend bringt es mehr fruchtbare Anregungen als die vorangegangenen Schulen, aber auch die unerhörte Einseitigkeit, mit welcher dieselben zu ihrem Schaden in die Erscheinung treten, ist nur aus seinen persönlichen Verhältnissen zu erklären“.

Unterschätzen darf man jedoch Goethes Verdienst nicht. Er hat als Direktor und eigentlicher Leiter der Weimarer Bühne den Wallenstein flügge gemacht und die weitere dramatische Tätigkeit Schillers beständig gefördert; er hat dafür gesorgt, daß das Repertoire der Bühne sich auch sonst entsprechend erweiterte; er hat hauptsächlich die Schauspieler herangebildet, welche dieser höheren, idealen Dramatik zum Erfolg verhalfen, und er hat endlich nach Schillers Tod das verdienstvolle Werk beharrlich fortgeführt.

Beiden gemeinsam war noch der Plan, durch Übersetzung und Bearbeitung der besten alten und fremden Meisterwerke die Bühne auf dem gewonnenen höheren, echt künstlerischen Standpunkt zu erhalten [1]. So kamen neben den schon genannten Bearbeitungen der beiden Dichter auch die Brüder, der Eunuch, die Andria und der Heautontimorumenos des Terenz, Holbergs Don Ranudo de Colibrados, Shakespeares Cäsar, Racines Mithridate auf die Weimarer Bühne. Goethe hielt hieran fest. Bald nach Schillers Tode wurde Shakespeares Othello gegeben, dann Corneilles Rodogune und Cid; König Johann, Hamlet, Romeo und Julie und der Kaufmann von Venedig in Schlegels Übersetzung; die Antigone des Sophokles, das Gespenst des Plautus, Voltaires Zaïre, der Saul des Alfieri und einige der schönsten Stücke Calderons: Der standhafte Prinz, Das Leben ein Traum und Die große Zenobia. Schiller und Goethe bestanden so gleichsam die Feuerprobe, indem die klassische Bühne des Altertums und des Auslandes in gewählten Mustern ihnen zur Seite gestellt ward.

Goethe nahm sich der meisten dieser Aufführungen, besonders jener Calderons, mit großem Eifer an. Er hatte Mühe, den Standhaften Prinzen „beim Publikum einzuschwärzen“ [2], aber er hielt Calderon für „unendlich groß im Technischen und Theatralischen“. „Seine Stücke“, sagt er [3], „sind durchaus brettergerecht, es ist kein Zug in ihnen, der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie, was zugleich den größten Verstand hatte.“ Bei der Aufführung des Standhaften Prinzen im Januar 1811 weinte er laut vor Ergriffenheit [4]. Er hat also unzweifelhaft die Meisterschaft des großen spanischen Dramatikers tief erfaßt, wenn

---

[1] Devrient a. a. O. III 261 ff. — Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 82 85 f 117 f 120 134 f 199 f 246; XXXVI 48 f 58 f 63 74 f 87 f 100 f.

[2] Eckermann, Gespräche [6] 359. [3] Ebd. 126 143.

[4] Düntzer, Charlotte von Stein II 342. — „Doch haben wir in diesen Tagen“, schrieb er an Sartorius am 4. Februar 1811, „noch einen größern theatralischen Triumph erworben, indem wir den standhaften Prinzen von Calderon nach Schlegels Übersetzung mit allgemeiner Theilnahme aufgeführt. Jedermann macht uns das Compliment daß es über alle Erwartung gerathen, und niemand verhehlt seinen Unglauben, den er an dem Glück unsers Unternehmens gehegt hatte“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXII 29).

auch nur von der künstlerischen Seite, ohne auf den religiösen Kern derselben irgendwie einzugehen[1].

Wie Goethe Lessings Hauptstücke in das Weimarer Repertoire aufnahm, so schenkte er auch neueren Leistungen, wenn sie ihm bedeutend erschienen, die freundlichste Beachtung: so A. W. Schlegels Jon, Friedrich Schlegels Alarcos, Collins Regulus; so später dann der Wanda und dem Vierundzwanzigsten Februar von Zacharias Werner, dem Jephta von Robert, dem Zerbrochenen Krug von Heinrich v. Kleist, der Schuld von Müllner. Er war nicht engherzig und auch nicht einseitig für seine eigene Dramatik eingenommen. Wohl selten hat eine Bühne in so kurzer Zeit so viele literaturgeschichtlich merkwürdige Novitäten zu verzeichnen gehabt und in ihren Aufführungen überhaupt so viel Ausgezeichnetes geboten[2].

Ein anderes Hauptverdienst Goethes liegt in der technischen Bildung, welche er seinen Schauspielern angedeihen ließ. Man kann sagen, daß er darauf ebensoviel, ja mehr Sorgfalt wandte als irgend ein anderer Theaterdirektor jener Zeit. Er gab sich ungemein Mühe, gute Kräfte heranzuziehen, sie in Weimar festzuhalten, sie ihrer besondern Befähigung gemäß auszubilden, alle zu einem gemeinsamen Zusammenwirken einzuschulen. Schon Wahl und Anpassung der Stücke nahm er mit Umsicht und vielem Fleiße vor. Genaue Leseproben — oft in Gegenwart des Herzogs — weihten die Mitspielenden in ihre Aufgabe ein. Die Hauptrollen wurden einzeln vorgenommen, die Zeit für die Proben nicht gespart. Die meiste Mühe kostete es, die an Ifflands natürlichste Alltagsprosa gewöhnten Schauspieler auf den Vortrag des dramatischen Jambus einzuüben[3]. Noch Don Carlos und die Mitschuldigen mußten in Prosa umgeschrieben werden, damit sie in

---

[1] Die hohe Weihe und Bedeutung, welche die Religion auch der dramatischen Kunst gewährt, erkannte er niemals an. Er betrachtete Religion und Theater als geschworene Feinde. Das Theater hat „drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack" (Werke, WA 1. Abt. XL 174).

[2] „Wenn übrigens Goethe", sagt Burkhardt (Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817, Hamburg und Leipzig 1891, in Vorwort und Einleitung xx—xxı), „Bewundernswertes durch die Zahl der neu einstudirten Stücke geleistet hatte, so muß man wohl in Rücksicht ziehen, daß die Erwerbung der Theaterstücke nicht wie heute mit schweren finanziellen Opfern verknüpft war. Bei weitem der größte Teil der Stücke lag durch die Überproduktion des Jahrhunderts gedruckt vor und setzte keine besondere Erwerbung voraus." — Vgl. Ders., Dichter und Dichterhonorare am Weimarer Hoftheater während Goethes Leitung, in Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte III 476—483.

[3] E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865, 1 ff. — Nach einer glaubhaften Tradition übte Goethe die Rezitation wie einen musikalischen Vortrag mit dem Taktstock in der Hand ein (J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, Weimar 1892, 166).

Leipzig aufgeführt werden konnten. In Bezug auf Gestus, Stellung, Gruppierung hatte ebenfalls als Grundsatz die nachlässigste Natürlichkeit gegolten; es forderte harte Anstrengung, in all diesen Rücksichten eine eigentliche Kunstübung durchzuführen und statt der Effektjägerei der einzelnen Rollen ein harmonisches Zusammenspiel in Gang zu bringen, das, ohne Affektation, der Würde eigentlicher Kunstwerke entsprach. Die „Regeln für Schauspieler", die Goethe zu diesem Zwecke aus langer Erfahrung zusammenstellte, mögen manchem pedantisch erscheinen, aber sie drücken im Grunde nur die elementaren Bedingungen aus, ohne welche die gewünschte Vollendung des Vortrags sich nicht erreichen ließ [1]. Außer den Regeln waren strenge Theatergesetze aufgestellt, welche das Verhalten der Schauspieler bei den Proben und Aufführungen, sogar unter verhältnismäßig hohen Geldstrafen, vorzeichneten. Das Fehlen bei einer Szene wurde mit acht Groschen gebüßt: mußte der Abwesende aus seiner Wohnung geholt werden, mit einem Taler. Wer bei der Aufführung eines Stückes zu spät auftrat, hatte einen Taler Strafe zu erlegen [2].

Während die Hamburger Schule vollendetste Natürlichkeit anstrebte, um die möglichste theatralische Täuschung herbeizuführen, legte Goethe das Hauptgewicht auf Kunst und Anstand, „bewußte Herrschaft über den künstlerischen Stoff, sicheres Maß in der Behandlungsweise, selbst bis zur Abgemessenheit" [3], schöne Rede, würdevolle Repräsentation, auf das vollkommenste Ebenmaß aller Form und Erscheinung. Der Schauspieler sollte die Poesie der gedankenreichsten und erhabensten Dramen erst studierend ganz in sich aufnehmen, dann seine Rolle mit aller Kunst der Rhetorik vortragen lernen und sie endlich in seiner Mimik mit Gedanke und Wort zum eigentlichen lebendigen Kunstwerk verschmelzen. Diese schwierige Aufgabe hat Goethe im Verein mit Schiller zwar nicht gelöst, aber doch immerhin zu lösen gesucht [4].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 139—168. — Vgl. R. M. Meyer, Goethes „Regeln für Schauspieler", in Goethe-Jahrbuch XXXI 117—135; Eckermann, Gespräche [8] 92; M. Martersteig, Das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1904, 172.

[2] Goethes Theaterintendantur, in Unsere Zeit 1866 II 581 ff. — Vgl. J. Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung 195 ff.

[3] Devrient a. a. O. III 269 271. — E. Genast, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers [4], Stuttgart 1905, 97 ff. — M. Martersteig a. a. O. 173. — Ph. Stein, Goethe als Theaterleiter, 2. Tausend, Berlin und Leipzig (o. J.), 46 ff.

[4] So tief und poetisch Goethes „Gedanken über die Harmonie des Ganzen, in welcher das Einzelne aufgehen, und unter welche das Virtuosentum sich fügen solle, auch gewesen sind, welche ewige Wahrheiten er auch darüber ausgesprochen; in der Realität einer vom Augenblick und dessen Ansprüchen beherrschten Bühne findet sich weder Zeit noch Raum, durch sekundäre Talente, ja durch zum Teil talentlose Mit-

Eine Bühne, welche von Schiller zu Shakespeare, von Shakespeare zu Calderon fortschritt, daneben Sophokles und Euripides, Corneille und Racine, Plautus und Terenz, Holberg und Alfieri vorführte, und zwar in tüchtiger Darstellung, mit wirklichem Streben nach der feinsten mimischen Kunst, mochte man mit Recht nicht bloß eine klassische, sondern auch eine ideale nennen. Sie blieb das Vorbild aller ähnlichen höheren theatralischen Bemühungen, wie des Wiener Burgtheaters, der Meininger Gastspiele und der Münchener Vorstellungen im Jahre 1880 [1].

Es handelt sich hier aber — und das ist die große Schwäche der Weimarer Bühne und aller ihrer Nachahmungen gewesen — um einen bloß künstlerischen, ja um einen bloß künstlichen Idealismus. In den Geist, aus welchem Calderons Dramen hervorgegangen, drang Goethe nicht ein, er würdigte nicht den tiefreligiös-nationalen Kern, aus welchem diese Wunderblumen der Dichtung hervorsproßten, sondern bloß die Organisation ihrer Technik und die Farbenpracht ihrer Blüten. Shakespeare zog er aus dessen

---

glieder jene Wirkungen vorzubereiten, deren sich die sogenannte Weimarische Schule rühmt. Was ich noch von Resten jener goldenen Zeit sah, war sehr schwach, vieles sogar total manieriert und unwahr" (v. Holtei, Vierzig Jahre, neu herausgeg. von M. Grube, Breslau 1898, II [4] 178 f). — Die tüchtigsten Theaterkenner waren von dem Vortrag der weimarischen Truppe nicht befriedigt. Tieck, der sie 1799 hörte, fand, „daß sich Graffs Pathos von dem verrufenen tragischen Gurgelton nicht unterscheide" (R. Köpke, Tieck I 261). — Vgl. Grillparzer, Werke [5] (20 Bde), Stuttgart 1892—1894, XIX 135. — „Wie es das Tragische von Goethes Bemühungen um die bildende Kunst war, daß er mit seinen auf die höchste Kunstschönheit abzielenden Principien nur todtgeborene Producte unbedeutender Maler zu Tage förderte, und die Malerei über diese Zauberformel des Idealismus hinweg sich immer mehr zum Charakteristischen, zum Realismus bewegt hat, so erging es ihm auch mit der Schauspielkunst: die geheime Grundlinie bildete sich immer mehr zur sichtbaren Umrißlinie aus, das heißt: aus dem schönen Styl wurde endlich eine kalte frostige Manier. Die weitere Entwicklung der deutschen Schauspielkunst ist über die Forderungen Goethes hinweggeschritten" (J. Wahle a. a. O. 168). Vgl. Ph. Stein, Goethe als Theaterleiter 65—67.

[1] Über den Mangel an eigentlich theatralischer Berechnung und Inszenierung auf der Weimarer Bühne und über die theatralische Vollendung, welche erst die „Meininger" dem klassischen Bühnenzyklus gegeben haben, vgl. Hans Herrig, Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung, Dresden 1879, 19 ff. Vgl. dazu dessen Vorrede zu „Nero", Drama, Berlin 1888. — Über die Aufführungen im Weimarischen Theater unter Goethes Leitung berichtet Schopenhauer: „Ich war oft dort und sah treffliche Darstellungen. Aber die Decorationen waren bisweilen recht mangelhaft. In der Zauberflöte, die ihres schönen Sujets und der trefflichen Musik wegen doch vor allen einer schönen Ausstattung würdig gewesen wäre, sah man statt der reichen ägyptischen Tempelhalle, wie wir sie in Frankfurt zu sehen gewohnt sind, nur ganz stillose Hütten, mit einer kolloßalen Sphynx in der Mitte, und die Genien trugen Reifröcke, wie breite Glocken, statt sie als geflügelte Jünglinge erscheinen zu lassen" (E. Grisebach, Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche [2] 95).

eigentlicher Lebenssphäre in den jämmerlichen Kreis Wilhelm Meisters und Philines herab. Terenz ward modernisiert. Von Sophokles kam nur Antigone und König Ödipus zu Ehren. Corneille und Racine waren nur zur Parade da; Voltaire ward sofort neben sie gepflanzt. Auf ein Stück von Schiller wurden vier oder fünf von Kotzebue gegeben[1]. Schillers Jugenddramen wie Fiesco, die der Dichter selbst als unreif verschmähte und nicht aufgeführt haben wollte[2], wurden nach seinem Tod auf die Bretter gebracht. Gegen die historische und klassische Tragödie blieb die Oper in beständigem Vorteil und weit allgemeinerer Gunst, weil sie mehr den Sinnen schmeichelte. Wie in des Dichters Brust zwar zwei Seelen rangen, ein hoher, zum Schönen emporstrebender Idealismus und ein am Lebensgenuß haftender Sensualismus, letzterer aber gemeiniglich über den ersteren triumphierte, so war es noch weit mehr bei seinem Weimarer Publikum der Fall[3]. Zur eigentlichen Herrschaft kam jener künstlerische Idealismus nicht; er milderte und verklärte nur ein genußsüchtiges Hofleben.

Es ist wahr, Goethe betrieb das Theater, selbst die unbedeutendste Posse, die leichtfertigste Liebeskomödie, mit einer Art von religiösem Ernst[4]. Die Kunst war ihm eins und alles: er glaubte in ihr die volle und richtige Vermittlung zwischen Idealismus und Sensualismus zu finden und erklärte sie darum zur Religion, so daß Devrient vollkommen recht hat, wenn er der Weimarer Bühne zur Devise das treffende Wort des Hanswursts Stranitzky gibt: „Das Theater ist so heilig wie der Altar und die Probe wie die Sacristei.“[5] Doch eben hierin lag der Todeskeim alles wahren Idealismus, die unausbleibliche Wurzel des Verfalls der Kunst. Wenn die Kunst an die Stelle der Religion, die Bühne an die Stelle des Altars tritt, dann werden auch Schauspieler und Schauspielerinnen als Priester und Priesterinnen der Kunst zu maßgebenden Vorbildern des Lebens, und da die Bühnenkunst nichts Höheres über sich anerkennt als das Schöne, so wird

---

[1] „Unter den 600 Stücken, die während Goethes Direction zur Aufführung kamen, erreichten Kotzebue und Iffland die höchste Zahl, ersterer mit 87, letzterer mit 31 Stücken“ (J. Wahle a. a. O. 220). — Vgl. Burkhardt, Das Repertoire des Weimarischen Theaters, Vorwort und Einleitung XXXVI, wo Goethe auf 19, Schiller auf 18, Lessing auf 4 Stücke veranschlagt werden, während auf Shakespeare durch verschiedene Bearbeitungen nur 8 Stücke kommen.

[2] Eckermann, Gespräche[3] 165.

[3] Goethe selbst klagte, daß die Schauspieler dem Publikum nie „jung genug“ wären, die eigentliche Kunst keine Beachtung fände (Goethes Werke, WA 1. Abt. XL 183).

[4] „Seit man nicht mehr in die Kirche geht“, sagt Grillparzer sehr wahr, „ist das Theater der einzige öffentliche Gottesdienst, sowie die Literatur die Privatandacht“ (Werke[5] XV 169).

[5] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III 384.

Kunst und Leben folgerichtig zugleich zum traurigen Schattenbild der Scheinleidenschaft und des Scheinheldentums der Schauspieler herabsinken, nach außen schimmernd in erborgter Pracht, hinter den Kulissen die bekannten Hogarthschen Szenen. Auch das klassische Weimar entging diesem Verhängnis nicht.

Die erste Schauspielerin der idealen Bühne, Demoiselle Jagemann[1], wird die Freundin des Herzogs Carl August. Er hält sie erst, wie einst Goethe seine Christiane, als femme entretenue, als geheimes Erotikon. Aber mit dem Ehrgefühl ist es nicht weit her: bald weiß jedermann, was ihre Reisen zu bedeuten haben. Sie erhält ihren eigenen Hofstaat und wird als Frau v. Heygendorff in den Adelstand erhoben. Ihre Kinder werden bei Hof offen als Kinder des Herzogs geehrt, und der Titel „Frau von Heygendorff" ist der größte Ausgabeposten in den Rechnungen des Landesfürsten[2].

Von Goethe ist kein Verhältnis mit einer Schauspielerin aus dieser Zeit bekannt. Doch Bühnenkünstlerinnen verkehren beständig in seinem Hause. Christiane geht mit den Schauspielern zum Tanz[3]. Goethe hält mit den Schauspielerinnen in seinen Zimmern Leseproben und vertrautes tête-à-tête, läßt sich von jungen Sängerinnen in der Gartenlaube Liebeslieder vortragen,

---

[1] „Meine schöne und talentvolle Freundin Dem. Jagemann", erzählt Goethe vom Jahre 1801, „hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus, als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 110).

[2] Carl August nahm sie und ihre Kinder sogar auf Reisen mit, „und der Erbprinz besuchte sie und spielte mit diesen kleinen Geschwistern" (Sulpiz Boisserée I 291). — Eleonore v. Bojanowski (Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar[2] 220) nimmt an, daß die Herzogin Louise selbst, um der Neigung Carl Augusts „für erotische Abenteuer ein Ziel zu setzen", sein Verhältnis zur Jagemann begünstigt und, wie es heiße, sie brieflich aufgefordert habe, die ihr angetragene Stellung einzunehmen. An ihren Bruder Christian schrieb sie nicht ohne Sarkasmus: Vous vous étonnez et ébahissez du nom de Heygendorff, qui n'est pourtant ni frappant ni extraordinaire; je vous donne de la part du Duc, votre beau-frère, des éclaircissements et renseignements là-dessus. Le nom de Heygendorff est celui d'une terre près de Allstedt, qui appartenait à une famille de Geusau, et qui est retombée au Duc à la mort du dernier propriétaire. Celui l'a donnée à la Jagemann et à ses enfants et a fort bien fait, car il y a devoir et justice d'avoir soin de sa progéniture. Je suppose que le prince sera content de cette explication (ebd. 221).

[3] Christiane war Goethes eifrige Helferin in Theatersachen. „Ohne dich weißt du wohl", schreibt er ihr am 7. August 1808 aus Karlsbad (Goethes Werke, WA 4. Abt. XX 132), „könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen." Am 7. November meldet er ihr, es seien „beym Theater Dinge vorgekommen die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dagewesen wärest" (ebd. 200).

liest im engeren Kreise die unanständigsten Histörchen vor, und neben den ernsteren Kunstbestrebungen läuft ein lockeres, leichtsinniges Treiben her, das nichts weniger als ideal ist[1].

Wurde es auch im Beginne des neuen Jahrhunderts mit den sozialen und sittlichen Zuständen der Schauspielerwelt, besonders nachdem der moralische und religiöse Aufschwung der Freiheitskriege den gesellschaftlichen Ton überhaupt gehoben hatte, etwas besser, als es beim Ausgang des 18. bestellt war, so blieben doch nach Devrients Bericht dem Stande der Schauspieler „grobe Unsittlichkeiten genug zur Last“[2].

Wie Pasqués und Webers sorgfältige Forschungen ausweisen, ließ die sittliche Hebung des Schauspielerstandes auch in Weimar noch sehr viel zu wünschen übrig. Es waren unter den Schauspielern vereinzelte wackere Leute, wie z. B. Graff, Genast, Pius Alexander Wolff, die es wirklich ernst mit ihrer Kunst nahmen; doch die große Menge war leichtsinniges Komödiantenvolk. Becker, der zeitweilig, abwechselnd mit andern, als sog. „Wöchner“ unter Goethes Oberleitung die Regie führte, war ein verlaufener Adeliger „von Blumenthal“ und hatte innerhalb zehn Jahren drei Frauen; die zweite, Amalie Malcolmi aber, von welcher er sich schon nach zwei Jahren trennte, hielt in vier Jahren dreimal Hochzeit[3]. Liebeshändel, Streitereien aus Eifersucht, Schulden, Unordnungen, Krakeel und Jammer aller Art waren beständig an der Tagesordnung. Selbst ihre technischen Forderungen an die Schauspieler wußten Goethe und Kirms nicht anders durchzusetzen, als daß sie die strengste Polizei einführten, die Widerspenstigen mit Geldbußen und Hausarrest verfolgten, unter Polizeiaufsicht stellten und, wenn nichts mehr verfangen wollte, mit karger Vergütung davonjagten. Die Theaterkasse wußte Goethe dabei immer gefüllt zu erhalten, um die Stücke so glänzend als möglich in Szene zu setzen[4]. Als im November 1813 sämtliche Kassen in Weimar bis auf den Grund erschöpft waren, befand

---

[1] Das ließ er denn auch ziemlich unverblümt seinen Wilhelm Meister bekennen, indem derselbe von seiner „theatralischen Laufbahn“ sagt: „Alles genau besehen spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Director glücklich genug ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen.“ Ja er geht sogar so weit, das Theater für eine geeignete Vorschule für anatomische Vorträge zu erklären (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXV 1, 83 f).

[2] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III 406.

[3] Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar, Leipzig 1863, II 151 ff.

[4] „Man darf mit Sicherheit schätzungsweise annehmen“, sagt Burkhardt (Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791—1817, XXXIV), „daß die 26jährige Theaterleitung Goethes etwa 450 000 Thlr. in Anspruch genommen hat, und wird auch nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß die Zuschüsse des Weimarer Hofes für dieses Institut ein Dritteil der Gesammtkosten betragen haben.“

sich allein das Theater noch bei Geld[1]. Aber gegen die Schauspieler war Goethe nicht bloß sparsam, sondern geradezu knickerig und geizig. Dabei zeigte er sich in seinen Forderungen bis zur Pedanterie kleinlich, streng und unbarmherzig. Nur die vollständigste Unterwerfung unter seine leisesten Winke fand Gnade.

Eine merkwürdige Illustration zu seiner Bühnenverwaltung liefert der „peinliche Abgang" des Pius Alexander Wolff, gerade jenes Schauspielers, der durch seine gewandte Deklamation die Aufführung des Tasso am 16. Februar 1807 ermöglicht hatte und den Goethe selbst als den glänzendsten Schüler der idealen Weimarer Schule bezeichnet: „So viel ich auch in's Ganze gewirkt habe und so manches durch mich angeregt worden ist, so kann ich doch nur Einen Menschen, der sich ganz nach meinem Sinne von Grund auf gebildet hat, nennen; das war der Schauspieler Wolff."[2]

Der gute Mann war nach zwölfjähriger Dienstzeit völlig erschöpft. Kirms, der Adjutant Goethes für die Theaterkasse, dachte nicht etwa an Dank, Hilfe, anständige Pensionierung, wie es Wolffs Leistungen durchaus verdient hätten, sondern an Entlassung: „da der Mann vielleicht bald gar nicht, die Frau aber als Liebhaberin nicht lange mehr zu brauchen sein wird". Die Frau war die genannte Amalie Malcolmi, erst (1802) Millers, dann (1803) Beckers, endlich (1805) Wolffs Gattin, auf der Bühne neben der Jagemann die erste Größe: Iphigenie, Klärchen, Eboli, Maria Stuart, Isabella in der Braut von Messina und sogar die erste Jungfrau von Orleans, die Leonore Sanvitale des Tasso und Romeos Julie in der von Goethe selbst 1811 vorgenommenen Bühnenbearbeitung des Shakespeareschen Stücks[3].

Goethe hoffte noch, daß Wolff sich erholen würde. Als das Ehepaar aber am 28. September 1815 selbst in der höflichsten und untertänigsten Form um seine Entlassung einkam, nahm er diese nach einigen notpeinlichen Verhandlungen, in welche sich auch der Hof mischte, nicht bloß ohne eine praktische Betätigung seines Dankes und wahren Wohlwollens an, sondern ließ durch Kirms in den Büchern der Theaterkasse nachforschen, ob er an die idealen Künstler nicht noch eine Geldforderung zu stellen hätte. Das

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 397.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 249. — Vgl. Pasqué a. a. O. II 197. — Eckermann, Gespräche[6] 235 f. — E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarer Theaters 30 98 212 ff. — Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter V 1412. — Vgl. über die Maßregelung eines mißliebigen Theaterberichterstatters, Karl Friedrich v. Jariges, „die an Schneidigkeit und Härte in der Geschichte des deutschen Theaters ihres gleichen kaum hat", B. Litzmann, Goethes Schauspieler und die Kritik. Ein Zwischenfall aus dem Jahre 1809, in Allg. Ztg 1892, Beil. Nr 103.

[3] Pasqué a. a. O. II 197—228.

Ehepaar mußte bis Ostern noch bleiben, und Kirms mühte sich nicht vergeblich: er fand heraus, daß man den Abgehenden, den zwei glänzendsten Repräsentanten der idealen Bühne, noch 20 Taler abziehen könnte. Da Wolff nicht bei barem Gelde war, sah er sich genötigt, sich aus seinen Schriften und seiner wenigen Habe mit der Theaterkasse abzufinden. Er schrieb an Goethe folgenden Brief:

„Ew. Excellenz. Hoch- und Wohlgeboren!

Vergangene Woche haben wir die dem Großh. Hoftheater gehörigen Garderobestücke an die dazu Beorderten abgeliefert; es fehlt nur Weniges, welches wir leicht ersetzen können, besonders wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren geneigt wären, einige Kostüme, die uns gehören, dagegen anzunehmen. Nicht gerechnet den bedeutenden Sticker- und Macherlohn, welchen meine Frau in der langen Reihe von Jahren selbst berichtigt hat.

„Von dem Hrn. Hoftheater-Cassier ist mir angezeigt worden, daß ich weiter in keinem Rückstand bin, außer 20 Thaler Vorschuß, datirt vom 21. August 1813. Halle, laut Quittung. Diese kleine Summe wurde uns damals mit den Worten erlassen: Da wir bestens dazu beigetragen, daß das Theater mit den wenigen Mitgliedern eine ansehnliche Folge von Darstellungen geben konnte (es war nämlich in diesem Jahre nur das Schauspiel in Halle), so sollte dieses Vorschusses nicht weiter gedacht werden; daher kommt es auch, daß er mir in den vergangenen drei Jahren nicht abgezogen wurde. Indessen einsehend, daß wir bei unserem Abgange weiter keinen Anspruch auf irgend eine Vergünstigung zu machen berechtigt sind, thue ich hiermit den Vorschlag, wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren auf der Rückzahlung bestehen, einige Arbeiten, zu denen ich beauftragt war, als: Die Bearbeitung des Hamlet, die Einrichtung des Standhaften Prinzen &c. &c., auch mehrere Bücher, z. B. die Partitur des Pygmalion, wofür ich in Berlin drei Dukaten bezahlt habe, das Kamaeleon &c. &c., dagegen anzunehmen.

„Wir würden es dankbar erkennen, wenn Ew. Excellenz Hoch- und Wohlgeboren uns die Gnade erzeigten, über obige beide Angelegenheiten bald eine gnädige Resolution zu ertheilen, da es unsere Absicht ist, Alles ehestens zu beseitigen, woraus uns noch eine Unannehmlichkeit entspringen könnte, um mit freundlichen Eindrücken von der hiesigen theuren Bühne zu scheiden."[1]

Goethe schwieg. Er wollte mit der Sache nichts mehr zu schaffen haben. Kirms forderte noch einige Garderobestücke zurück. Wolff verlangte genaue Angabe, welche Kleidungsstücke seine Frau noch abzuliefern habe:

„Von dem Theater hat sie keines mehr in den Händen." „Sie beleidigen uns aufs gröblichste." „Bedenken Sie, daß Sie uns nichts weniger, als des Diebstahls beschuldigen. Bringen Sie mich nicht aufs äußerste."

---

[1] Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar II 216 f.

„Ich verlange heute noch Antwort oder werde sie durch die Regierung verlangen. Wolff.“ [1]

Die Sache kam nun an den Grafen Edling, welcher vom Herzog kurz zuvor Goethe als Mitglied der Theaterkommission aufgedrängt worden war. Edling ließ die Forderung durch die Oberhofmeisterin Gräfin Henckel untersuchen, worauf Goethe behauptete, es handle sich um zwei kostbare Kleider, von welchen das eine von der Großfürstin Maria Paulowna an die Theaterkommission und von dieser an Madame Wolff gegeben, das andere direkt von Kirms der Frau Wolff verabfolgt worden sei. Wolff erwiderte in einem Briefe an August v. Goethe, der ebenfalls zur Theaterkommission gehörte:

„Das Kleid, wovon in inliegendem Billet die Rede, ist vor der Abreise nach Leipzig und Berlin an meine Frau gekommen, sie hat es zur Zenobia als Mantel eingerichtet, nach vorhergegangener Erlaubniß des Großh. Geh. Hofraths Kirms, aber von ihm selbst auf dem Hofamt kein zweites erhalten. Dieses erwähnte Kleid ist auch richtig mit den andern Kostüms abgegeben.“ [2]

Nun wurde auch noch der Großherzog Carl August angerufen. Dieser wandte sich an Goethe, Goethe wieder an Kirms um Aufschluß. Kirms beharrte auf seiner Forderung, Wolff auf der gegebenen Erklärung. Nach zwei qualvollen Monaten, Ende Februar, bat Wolff endlich flehentlich seinen Lehrer Goethe, der Sache ein Ende zu machen:

„Ew. Excellenz. Hoch- und Wohlgeboren!

Unsere Bitte um Abschluß der Garderobe-Kleider und des Vorschusses und um Bestimmung unserer Abreise, welche ich seit vier Monaten zum fünften Mal wiederhole, könnte leicht ungestüm erscheinen, wenn mich nicht die Absendung meiner Habe, welche künftige Woche stattfindet, entschuldigte, so daß wir nachher außer Stande sind, eine Forderung zu befriedigen.

„Was die Großfürstlichen Kleider betrifft, wenn noch ein Zweifel derhalb sein sollte, so ist meine Frau bereit, auf der hiesigen Regierung einen Schwur abzulegen, daß sie keines besitze, worauf die Großherzogl. Kommission Ansprüche hat.“ [3]

Bis zum Entlastungseid vom Garderobediebstahl ward die arme Frau gezerrt, von der Kirms meinte, daß sie „als Liebhaberin nicht lange mehr zu brauchen“ sei, während ihre Kollegin Jagemann als herzogliche „Liebhaberin“ über 10000 Taler Einkünfte verschlang. Wolff und seine Frau, der erste „Tasso“ und die erste „Leonore“, konnten von Glück reden, daß sie endlich abreisen durften, ohne daß Kirms noch ihr Gepäck durchsuchte [4].

[1] Ebd. 218 f. [2] Ebd. 219. [3] Ebd. 224.

[4] „Oft hörte ich den seligen Wolff klagen“, erzählt Willibald Alexis nach Anstellung des Ehepaars am Berliner Hoftheater (M. Ewert, Erinnerungen von

Auch an Goethe sollte nun aber die Reihe kommen; auch seiner warteten Undank und Enttäuschung. Seit 1808 hatte die ehrgeizige Favoritin Jagemann, soweit sie nur eben konnte, Goethes Alleinherrschaft am Theater durchkreuzt [1]. Es fanden sich auch andere Unzufriedene, die sich ihr anschlossen. Bei seinen vielen sonstigen Beschäftigungen widmete Goethe selbst dem Theater nicht beständig dieselbe Aufmerksamkeit und Teilnahme. Er überließ vieles seinen Unterregisseuren, den sog. „Wöchnern" Becker und Genast. Nur dann und wann, wenn ein neues Stück ihn besonders interessierte, griff er wieder lebendiger ein. Mit dem Jahre 1815 wurde auch dieses Eingreifen seltener. Man hatte nun Proben aus der Dramatik der verschiedensten Völker. Eine bestimmte Richtung aber, wie Shakespeare oder Calderon, noch weiter zu verfolgen, lag nicht in Goethes Wunsch und Plan.

Schon Ende 1813 wurde der Obermarschall Graf Edling zum Mitglied der Theaterkommission ernannt, um Goethe zu unterstützen. Dieser hatte nicht danach verlangt und ließ den Grafen links liegen. Die Direktion selbst gab er zwar nicht auf, zog sich aber schmollend immer mehr von den Geschäften zurück und ließ es ruhig geschehen, daß der Hof einen noch bestimmenderen Einfluß auf das Theater gewann. An Genasts Stelle wurde im Januar 1817 einer der Unzufriedenen, der Bassist Stromeyer, Regisseur.

In Paris hatte um jene Zeit ein Melodrama Aufsehen gemacht, in welchem ein dressierter Pudel die Hauptrolle spielte. Es hieß „Der Hund des Aubry". Ein deutscher Schauspieler, Karsten mit Namen, verfiel auf den Gedanken, diese eigentümliche Novität auszubeuten, richtete einen Pudel darauf ab und zog mit ihm in Deutschland umher. Die Hundekomödie hatte großen Erfolg. Am Hofe zu Weimar erwachte die Lust, das intelligente Tier auch zu sehen und Goethe damit einen Streich zu spielen. Carl August, ein großer Hundeliebhaber, ward leicht dafür eingenommen; Goethe, ein ebenso entschiedener Hundehasser [2], fühlte sich durch den bloßen Gedanken aufs tiefste gekränkt. Er wies die Zumutung trocken von sich: „Schon in unsern Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf." [3]

Willibald Alexis, Berlin 1900, 334), „daß er nicht früher Weimar verlassen und seine noch jungen Kräfte auf einer großen Bühne und in der Schule der Welt ausgebildet. Vieles Versäumte sei nicht nachzuholen." Das Bühnenkünstlerpaar, dem ein großer Ruf vorausgegangen, hatte das Berliner Publikum anfangs wenig befriedigt.

[1] Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar II 165—185.

[2] Da der alte Willemer ein ebenso großer Hundeliebhaber war, kam Marianne-Suleika bei Goethes Besuchen in große Verlegenheit. An Willemers Geburtstag, den 29. März, schmückte sie jeweils sämtliche Hunde mit bunten Bändern und brachte in eines jeden Namen Gratulationsverse dar. Wenn aber Hatem-Goethe kam, suchte sie alle „unsichtbar und unhörbar" zu machen (Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer 22).

[3] Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III 391.

Goethe glaubte die Frage damit erledigt. Er erwartete nicht, daß seine 42jährigen Leistungen als Dichter, Theaterdirektor und treuer Beamter keine Berücksichtigung mehr finden, daß ein dressierter Pudel die erste Bühne Deutschlands erobern, ihn, Schiller, Shakespeare und Calderon in den Hintergrund drängen sollte. Aber so wollte es die Ironie des Schicksals. Im Einverständnis mit dem Grafen Edling raunte die „Freundin" Jagemann dem Herzog zu: es sei doch recht unartig von Goethe, gegen den Wunsch seines Herrn auf den Theatergesetzen und seinem törichten Eigensinn beharren zu wollen. Der Realismus siegte über die Kunst, die Favoritin über den alten Freund. Carl August gab Ordre, den Pudel zu bestellen [1].

Diese Theaterkatastrophe hat ihre komische, aber auch ihre entschieden ernste Seite. Hätte Goethe durch Wort, Schrift und Beispiel die trefflichen Charaktereigenschaften gepflegt, welche Carl August unleugbar besaß, so wäre ihm ein solcher Schlag erspart geblieben. Dieselbe Weiberliebe, der er selbst unaufhörlich geschmeichelt hatte, gab ihn jetzt der Lächerlichkeit preis [2]. Das war die Bildung, die Wilhelm Meister gezeitigt hatte: Iphigenie und Tasso boten kein Gegengewicht.

Der Pudel kam. Die ersten Proben wurden gehalten. „Carl August hat mich nie verstanden!" rief Goethe schmerzlich bewegt aus, als er es erfuhr. Er dachte anfänglich allen Ernstes daran, Weimar auf immer zu verlassen. Seit dem 21. März in Jena und mit Bibliothekarbeiten beschäftigt, bat er den Großherzog, ihn seiner bisherigen Stellung als Intendant des Theaters zu entheben. Vergeblich suchten ihn Luise und Maria

---

[1] Devrient a. a. O. 390 ff. — H. Landsberg, Der Hund des Aubri, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 11. Jahrg. (1907—1908) II 335—342. — Thespis (Weimar), Der Hund des Aubri. Eine Erinnerung an Goethes Theaterleitung, in Echo der Gegenwart, 51. Jahrg., Nr 679. — Mit Recht bemerkt A. Ehrhard (Ehrhard-Necker, Franz Grillparzer, München 1902, 511): „Die Geschichte von Aubrys Hund, die Goethe zum Verzicht auf die Leitung der Weimarer Hofbühne zwang, bewies, daß der klassische Idealismus in seiner Heimat auf schwachen Füßen stand." — „Von der Bühne, wo Goethe Menschen machen wollte, verjagte ihn endlich ein Pudel — zum warnenden Beispiele für alles unnatürliche Regieren von Oben!" schreibt Richard Wagner im „Kunstwerk der Zukunft", Schriften III 132.

[2] „Die ihm widerwärtige Jagemann, die er einst selbst eingeführt, hatte das Herz Karl Augusts erobert und bestimmte seine Entschlüsse" (Düntzer, Charlotte von Stein II 446 f). — „Goethe hatte einen harten persönlichen Stoß erlitten", sagt Ders. (Goethe's Entlassung von der Leitung des Weimarischen Theaters, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 13. Jahrg. [1899] 728). „Leider war es nicht der letzte; sieben Jahre später gelang es seiner Feindin, seinen mit Coudray entworfenen Plan zum Neubau des (vom 21. auf den 22. März 1825) abgebrannten Theaters ... mit dem man schon begonnen hatte, rückgängig zu machen." Vgl. M. Bittmann, Das großherzogliche Hoftheater in Weimar, München 1908, 8 ff.

Paulowna in Jena auf und drangen in ihn, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Er blieb dabei[1].

Am 12. und 14. April wurde der „Hund des Aubry" gegeben. Zwischen den beiden Aufführungen, am 13., erhielt Goethe seine Entlassung:

„Aus den Mir zugegangenen Aeußerungen habe Ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath von Göthe wünscht, seiner Funktion als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige.

Carl August." [2]

Ein kurzes Begleitschreiben mit der Anrede „Lieber Freund" suchte das Herbe der offiziellen Entlassung etwas zu mildern:

„Ich komme gern hierin Deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite desselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensjahre vermehren soll." [3]

Am 18. April fand sich Carl August persönlich in Jena ein, und es scheint eine Art Versöhnung stattgefunden zu haben. Der völlige Bruch ward verhindert, der Riß überkleistert. Aber gut gemacht war damit eigentlich nichts[4]. Devrient hat die Bedeutung des Vorgangs ebenso tief empfunden, als wahr und wacker ausgesprochen[5].

„Die Wiege des idealen Dramas, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war auf den Hund gekommen.

„Es liegt eine furchtbare Ironie in allen Beziehungen dieses Vorganges. Goethe, dem man so oft vorgeworfen, daß er die Schauspieler wie Papageien und Hunde dressiren wolle, wurde von einem dressirten Pudel aus dem Felde geschlagen. Der Absolutismus, der alle seine Unternehmungen getragen, richtete sich nun gegen ihn selbst. Der größte Mann seines Jahrhunderts, der Freund seines Fürsten, mit dem er das brüderliche Du tauschte, mit dem er in *einer* Gruft ruhen sollte, wurde um des Gelüstes willen, einen Pudel Komödie spielen zu sehen, preisgegeben.

---

[1] *Viehoff*, Goethe's Leben IV⁵ 130 f.

[2] *Devrient*, Geschichte der deutschen Schauspielkunst III 392.

[3] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe II 105 ff.

[4] Goethe war höfisch genug, dem Großherzog noch zu danken: „Nehmen Sie daher meinen verpflichteten Danck für alle Gnade und Nachsicht, die ich im Laufe des Geschäfts genossen, und auch in der Folge auf denjenigen Theil desselben einigen Einfluß zu haben von welchem ich mir Kenntniß und Übung zutrauen darf, sey mir gnädig vergönnt" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVIII 56 f). — Vgl. H. *Grimm*, Goethe I⁷ 308 f.

[5] A. a. O. III 392 f.

„Gewiß, wenn auch Goethe's Direction überlebt und nicht mehr zu halten war, so hätte sie — zur Ehre der Kunst, zur Ehre des fürstlichen Schutzes — nimmer enden müssen."

Drittes Kapitel.

Der letzte Liebesroman.

(1822—1824.)

Die Rhein- und Mainfahrten in den Jahren 1814 und 1815 hatten Goethe so wohlgetan, seine Kunstliebhabereien so sehr befriedigt und ihn für seinen „Divan" so poetisch gestimmt, daß er für den Sommer 1816 eine dritte Rheinfahrt in Aussicht genommen hatte. Doch der Tod seiner Frau trat dazwischen. „Leider werde ich Sie dieses Jahr schwerlich besuchen", schrieb er am 8. Juni an Boisserée, und dazu in der Nachschrift: „Füge ich hinzu: daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen; so nehmen liebe Freunde gewiß Theil an meinem Zustande."[1] Wie dieser Zustand beschaffen war, sagt ein folgender Brief vom 24. Juni:

„Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum sollte man großthun, daß mein Zustand an die Verzweiflung gränzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerstreuen suchte, auf das allerfalscheste Mittel gerathen bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Production des Augenblicks von mir zu erwarten."[2]

An Fritz Schlosser meldete Goethes Sohn August den Todesfall mit der Bemerkung: „Mein Vater sucht durch fortgesetzte Thätigkeit sich aufrecht zu erhalten, und mich belebt der Gedanke, in häuslichen und geselligen Verhältnissen ihm nützlich und angenehm zu sein."[3]

Da nichts gedeihen wollte, raffte sich Goethe nun doch zu der geplanten Rheinreise auf. Am 20. Juli früh sieben Uhr fuhr er mit Hofrat Meyer von Weimar ab. Doch um neun Uhr warf der Kutscher höchst ungeschickt den Wagen um, und Meyer wurde an der Stirn verletzt. Goethe blieb unversehrt, ließ aber sofort umkehren und gab die Reise auf. Er ging mit Meyer nun nach Tennstedt, einem kleinen Landbadestädtchen, nur acht Stunden von Weimar, und brachte in diesem herdenreichen, aber menschen-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVII 49 50.

[2] Ebd. 63. Vgl. die Nachschrift zum Brief an Zelter ebd. 52. An Willemer und Frau wurde der Todesfall nicht gemeldet, dagegen durch Goethes Sohn August an die Familien Schlosser und Stock (Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer 87 ff).

[3] J. Frese, Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß 112.

stillen Aufenthalt den Monat August zu. Im September kehrte er dann nach Weimar zurück und suchte in anhaltender Beschäftigung Zuflucht gegen die „ärgerlichen Ereignisse“. Er schrieb hauptsächlich an der „Italiänischen Reise“ und an „Kunst und Alterthum“. Die Haushaltung führte nach dem Tode Christianens sein Sohn August[1].

August v. Goethe, des Dichters einziges lebendes Kind, war jetzt 27 Jahre alt. Sein Gesicht, besonders Stirn, Augen und Nase, auch Wuchs und Haltung, sein ganzes Äußeres hatten viel Ähnlichkeit mit jenem des Vaters. Nur die sinnlich aufgeworfenen Lippen erinnerten an die Mutter Christiane Vulpius. An Unterricht hatte es der Vater nicht fehlen lassen. Schon mit sechs Jahren erhielt der Knabe seinen eigenen Hauslehrer, den jungen Eisert, der ihn unter der Aufsicht des Professors Kästner unterweisen mußte. In dem väterlichen Hause traf sich, was an Intelligenz in Weimar vorhanden war. Schiller war oft wochenlang der Hausgenosse des aufblühenden Jünglings; die ganze Gelehrsamkeit von Weimar und Jena lernte August persönlich kennen. Den Philologen Riemer, der ihn in die altklassische Literatur einführte, löste der junge Voß ab. Im Jahre 1808 kam August nach Heidelberg, um Jura zu studieren. Unterwegs gab ihm Dalberg, jetzt Großherzog, ein Fest in Frankfurt. Des Vaters Name zog vor ihm her gleich einem Zauberstern. Alle vornehmen Türen öffneten sich dem Jüngling, und in Weimar stand ihm ein glänzendes Lebenslos in Aussicht. Das Studium der Rechte scheint ihm indes noch weniger behagt zu haben als einst dem Vater. Schon im September 1809 kam er nach Weimar zurück, studierte in Jena das Kameralfach und ward im Oktober 1810 Kammerassessor, im Februar 1813 Hofjunker[2], 1817 Mitglied der Theaterintendanz und Assistent bei der „Oberaufsicht“ über die Anstalten für Wissenschaft und Kunst. Zeigte er sich auch im Metrum schwach, so verriet er doch dichterische Anlagen; hatte er auch kein gründliches Wissen erworben, so besaß er doch einen bunten Vorrat von Kenntnissen, den Sammelgeist und die methodische Ordnungsliebe des Vaters, Lust am Theater und an den Künsten, feinen Weltschliff und die Gabe, eine höfische Rolle zu spielen. Doch es war kein Glück, der Sohn des hochgefeierten Mannes zu sein.

Die glühende Sinnlichkeit, in deren Rausch einst die „Römischen Elegien“ entstanden, ging von den Eltern auf das unglückliche Kind über. Nackte Götterbilder und Götterstatuen waren die liebste Augenweide des Vaters, Ball und Theater die Lebensfreude der Mutter[3], Liebespoesie der Ruhm des Hauses, Liebesgeschichten und Galanterien die Würze der

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVII 116 137 138 154 198.
[2] Ebd. XXIII 275 f.
[3] Vgl. ihre Briefe an August in Heidelberg, in Goethe-Jahrbuch X 18 ff.

häuslichen Unterhaltung[1]. Das Kind wuchs auf in dieser üppigen, heidnischen Atmosphäre, ohne christlichen Unterricht, ohne Gewöhnung an Zucht und Sitte, ohne jene ernsten Grundsätze, welche das Fundament aller Erziehung bilden. Mit zehn Jahren zeigte August schon Neigung zum Trunk. Mit neunzehn Jahren wohnte er als Zeuge der Hochzeit seiner Eltern bei; er war alt genug, um die moralische Bedeutung dieses Akts und seiner Antezedentien zu verstehen. Mit 25 Jahren hatte er die Jugendliebschaften seines Vaters ausführlich erzählt im Drucke vor sich, von aller Welt gelesen und bewundert. Gedichte, deren Veröffentlichung wegen allzu gewagten Inhalts oder verletzender Angriffe nicht rätlich schien, übergab der Vater ihm zur Aufbewahrung[2]. Ein paar Tage nach dem Tode seiner Mutter kam Frau Kestner, geborene Buff, nach Weimar und wurde als einstige Geliebte seines Vaters gefeiert. Die früheren Beziehungen Goethes zu Frau v. Stein können dem Sohn nicht unbekannt geblieben sein: sie waren ebenso offenkundig wie das Verhältnis Carl Augusts zu der Schauspielerin Jagemann.

Welchen Einfluß alle diese Umstände zusammen auf die Entwicklung des jungen Goethe haben mußten, mag jeder selbst beurteilen. Die Goethe-Forschung hat sich eher bemüht, dieses unerfreuliche Problem zuzudecken als aufzuklären[3]. Doch wird von den begeistertsten Goetheverehrern zugestanden, daß August ein derbsinnlicher, ausschweifender Mensch war und daß die Abkunft von Christiane Vulpius es ihm schwierig machte, bei adeligen Familien von Weimar als Freier aufzutreten. Die Schuld des Vaters rächte sich am Sohne.

Eine glückliche Wendung schien Augusts Schicksal im Winter 1816 auf 1817 zu nehmen. Mit der Großfürstin Maria Paulowna war 1804 eine Gräfin Hendel v. Donnersmark nebst ihrer Tochter, der Majorswitwe Henriette v. Pogwisch, und deren zwei Töchtern, Ulrike und Ottilie, nach Weimar

---

[1] „Verliebt sein ist die Weise des Hause", schrieb Caroline Sartorius v. Waltershausen nach ihrem Besuch in Weimar im Oktober 1808, „verliebt ist jedermann, der darin aus- und eingeht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt, auch uns würde die Epidemie ergreifen" (Deutsche Rundschau 1899—1900 I 82).

[2] Sulpiz Boisserée I 265.

[3] „Der Sohn litt unter dem Drucke, welchen der Vater auf die wichtigsten Verhältnisse in seinem Leben ausgeübt hatte, und unter einer gewissen Unselbständigkeit, in welcher er fortwährend gehalten wurde; auch war er der schwierigen Aufgabe, Sohn eines großen Mannes zu sein, nicht vollständig gewachsen und wählte, anstatt männliche Selbständigkeit auf offenem Felde zu erringen, zur Beseitigung seines Unmuthes Mittel, welche schließlich nur ihm selbst zum Schaden gereichen konnten. Es wäre ein Leichtes, das hier Angedeutete zu einer eingehenden Schilderung auszudehnen. Dazu liegt aber kein Grund vor" (Strehlke, Goethe's Briefe T. 1—3, Berlin 1882—1884, I 212 f).

gekommen. Die Großmutter wurde Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin. Ottilie, eine anmutige junge Dame und gewandte Sängerin, beteiligte sich an den Konzerten, die häufig in Goethes Haus gehalten wurden. Er gewann sie lieb, ersah sie zur Braut seines Sohnes aus, und es gelang ihm, die Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Verbindung entgegenstellten. Am 1. Januar war die Verlobung schon ausgemachte Sache[1]; erst am 17. Juni fand aber im engsten Familienkreise die Vermählung statt. „Die jungen Leute", schrieb Goethe an Boisserée[2], „sind das eigenste Paar das es vielleicht giebt und scheinen wirklich für einander prädestinirt. Es ist mir nicht bang um sie." [3] Ein Brief der Frau v. Schardt an Fritz v. Stein bestätigt Goethes Ansicht und zeichnet anschaulich die Honigmonate des jungen Ehepaares:

„Ich bin es doch gewiß nicht, der Dir gesagt hat, man sei um sein Glück besorgt. Hab' ich es gesagt, so sprach ich von den officiösen Sorgen, die bei der Heirath theils die beliebte Klatschsucht, theils ein bischen Neid erwecken mag, die denn auch hier statthatten. Mich dünkt, ich habe Dir aber von Allem Nichts geschrieben, als von dem friedlichen, von Blumen duftenden Zimmer, in dem ich das liebe Paar zuerst besucht habe. Ich habe Ottilie Pogwisch schon als Kind lieb gehabt; sie ist geistvoll und gut, singt ganz himmlisch, versteht Musik auch gründlich. Da ihre Mutter Hofdame ist, so war ihr Leben gestört, daß sie in einem Hause (bei der Großmutter Gräfin Henckel) schlief, bei der Mutter einen Theil des Tages war und bei der Egloffstein in der Kost war zu Mittag. Daß ihr aber das herumirrende Leben fatal war, sieht man daraus, daß sie sich im Himmel dünkt, daß sie auf festem Boden im eigenen Hause nun lebt. Und mit gutem Willen scheint sie sich der Wirthschaft anzunehmen; auch herrscht vollkommene Ordnung in ihren Stuben. Er, der junge Mann, ist ein Ordnungsgeist, welches

[1] Vgl. Tagebücher der Adele Schopenhauer I 82 ff. — Schon sechs Wochen nach der Verlobung begannen die Mißhelligkeiten zwischen dem Brautpaar; vgl. ebd. 90 ff 151 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVIII 128.

[3] Vgl. E. Grünfeld, August von Goethe. Eine Studie, Czernowitz 1911. — Über Ottilie vgl. Lily v. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen der Baronin Jenny von Gustedt, Braunschweig 1892, 151—164. — „Ich finde sie innerlich anmutig und gebildet", schrieb Ernst v. Feuchtersleben an den Chorherrn Zauper am 5. März 1840, „doch hat sie als Frau mehr esprit als justesse d'esprit und ich gestehe, es ist die letztere, die mir den eigentlichen freilich seltenen Wert des Menschen auszumachen scheint. Ich weiß nicht, was etwa von der Zusammensetzung und Färbung ihres Wesens auf Rechnung des Schwiegervaters kommt; aber ich glaube an vielen durch Göthe Influenzierten oder Gebildeten wahrgenommen zu haben, daß die günstige Wirkung sich mehr in deren Betrachtungen als in deren Charakter ausspricht" (Euphorion VIII [1901] 492). — Vgl. auch Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen 374 ff.

dem Genie meinetwegen widersprechen mag, doch gewiß zum Lebensglück viel mehr beiträgt. Die Gräfin Henckel und die Herren Söhne hatten ein Kleines gegen die Geburt, die natürliche, welches man denn etwa begreift; indeß ist das Vorurtheil vorüber; denn die jungen Leute sind mit einander zufrieden und glücklich. Der Papa hat die Schwiegertochter sehr lieb; noch in Jena muß sie ihm jede Woche schreiben, und so er an sie. Er teilt ihr alle Schätze mit, die er con amore hegt oder hervorbringt. Da sie geistvoll ist, hat sie gerechte Freude daran, und schmiegt auch ihr Gemüth recht freundlich am Vater hinauf. Sie war schon als Kind in den Singstunden in Goethe's Hause, die mehrere Jahre noch bei Lebzeiten der Frau statthatten. Als sie versprochen waren, sagte einmal der Alte zur Braut: ‚Höre, Ottilie, ich sage Dir eins. Mein Sohn will immer gern gelobt sein, da mußt Du Nichts widersprechen. Wenn Du Lust hast zum Zanken, so komm zu mir. Zanke mit mir, ich kann's ertragen.'" [1]

Das junge Ehepaar bewohnte die Dachstuben des väterlichen Hauses, dem Ottilie nunmehr als Hausfrau vorstand. Sie blieben viel sich selbst überlassen, da Goethe seiner Studien halber Wochen und Monate in Jena zubrachte. Wenn er indes anwesend war, so entwickelte sich ein gemütlicheres häusliches Leben als früher. Ulrike, die Schwester Ottiliens, wurde ebenfalls in die Familie aufgenommen [2]. Zu den Hausfreunden gehörte außer dem Hofrat Meyer, dem Philologen Riemer und dem Kanzler Müller auch die siebzehnjährige Gräfin Julie Egloffstein, mit deren Übungen im Zeichnen und Malen der alte Herr sich viel zu schaffen machte [3]. Die Gemütlichkeit dauerte indes keine zwei vollen Jahre.

„Um diese Zeit", erzählt Düntzer [4] zum Jahre 1819, „war August immer düsterer und verwilderter geworden. Seine Stellung zu Weimar, wo man ihm zutraute, er wolle den Sohn seines Vaters spielen, als dessen Anhängsel er galt, brachte ihn zur Verzweiflung, und so gab er sich im Unmuth immer mehr einem ausschweifenden, sinnlichen Leben hin. Am Vater hing er mit inniger Liebe und treuem Gehorsam; jeden Morgen kam er, um seine Aufträge in Empfang zu nehmen [5], speiste Mittags mit ihm,

---

[1] Düntzer, Charlotte von Stein II 451 f.

[2] Düntzer, Goethe [2] 612.

[3] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller [3] 10 ff. „Ei, ei", sagte er von einer Zeichnung Juliens, „das schöne Kind muß doch auch verliebte Augen schon in anmuthiger Nähe gesehen haben, weil sie dem Jüngling hier so glühende Liebesblicke einhauchen konnte" (vgl. ebd. 15 17 ff 25 ff 31 ff 54 129 146).

[4] Düntzer, Goethe [2] 614.

[5] Über die steife Förmlichkeit, die Goethe selbst in seinem Familienkreise innehielt, sind vielerlei Anekdoten im Umlauf. So erzählt Levin Schücking in seinen Lebenserinnerungen (Breslau 1886, II 163) nach dem Bericht von Alfred Nicolovius, August habe jeden Morgen um 10 Uhr an des Vaters Türe pochen müssen: „Lieber

wenn er nicht bei Hofe sein mußte, aber die Abende folgte er meist seiner Leidenschaft."

Von Zeitgenossen liegt über den sittlichen und physischen Niedergang Augusts v. Goethe bis jetzt ein einziger, etwas ausführlicherer Bericht vor, von dem Dichter, Schauspieler und Dramaturgen Karl v. Holtei [1]. Derselbe kam zum erstenmal 1827 nach Weimar und lernte August auf der Kegelbahn der Harmoniegesellschaft kennen. August empfing ihn kalt und gemessen.

„Ein eigentliches Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen und auf Alles, was daran sich knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmte er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berliner Witze, zwang mich gewissermaßen, darin fortzufahren und affichirte eine Roheit, die mir mißfiel und mich abstieß." „Durch seine Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben."

Erst im folgenden Jahr, 1828, überwand Holtei diesen Widerwillen, wußte Augusts Vertrauen zu gewinnen und ward sein Freund und Korrespondent. Von den Briefen des neuen Freundes bedauert er — wegen „ihrer fast unglaublichen Tollheit und cynischen Raserei" wenig oder nichts mitteilen zu können, bezeichnet indes seinen Zustand nicht nur allgemein als den eines Unglücklichen, innerlich Zerrütteten, sondern geradezu als den eines Menschen, der „von finsteren Dämonen" gequält wird:

„Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortdauernd Blitze des Unmuths, des Verzweifelns an sich selbst, des Lebensüberdrusses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten."

Nach weiteren Andeutungen Holteis begann der Jammer mit verletztem Ehrgefühl und unglücklicher Liebe:

„Ihn drückte es nieder, Göthe's Sohn zu sein. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlte er, der Ruhmlose, sich gedrückt, auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hatte ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuergluth des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen und er ihr, weil dies Bündniß dem Geheimrath, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien [2].

Vater, wie haben Sie diese Nacht geruht, und haben Sie mir etwas zu befehlen?" worauf die stereotype Antwort erfolgte: „Lieber August, wir haben eine leidliche Nachtruhe gehabt und finden in diesem Augenblicke nichts anzuordnen."

[1] K. v. Holtei, Vierzig Jahre II[4] 152 183 ff.

[2] Später erzählte man in Weimar „von einer frühern Verbindung Augusts mit einer Statistin, die durch einen Fußfall in Goethe's Loge des Vaters Einwilligung

Als Minister, als Mann im Staate, ja als Vater nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt hatte Göthe vollkommen Recht, handelte er gewiß aus voller, anerkannter Ueberzeugung. Nur verstand das arme geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen Standpunkte aufzufassen, und machte, so sagt man in Weimar, ihrem Leben ein Ende."

Es war ein Hauptschlag für August, wie Holtei sagt, als ihm der Vater im Frühling 1813 verbot, mit der Jungmannschaft Weimars, hochbegeistert für Freiheit und Vaterland, den Freiwilligen sich anzuschließen. Damals setzte der Dichter alles in Bewegung, „um den höheren Befehl zu erlangen", der den Kampfslustigen zurückzwang.

„Als nun", erzählt Holtei, „nach glorreichen Thaten die Sieger, von ihrem Fürsten geführt, heimkehrten, als Eltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfingen, da zog auch unser August ihnen entgegen, — und er mußte, wo er begrüßen wollte, Aeußerungen des Hohnes, des Spottes hören." „Und so bereitete sich denn in ihm nach allen Kämpfen und Krämpfen ein bohrender Groll, ein unmächtiger Trotz gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor, und um dieser — contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne, — eine Farbe zu geben, warf er sich mit kindlicher Vorliebe auf — die Vergötterung Napoleons! Hinter dieser bemühte er sich die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet."

Ohne religiösen und sittlichen Halt, suchte der unglückliche Sohn in seinem Elend — Trost bei der Weinflasche. Die Ehe mit Ottilie vermochte die ausschweifenden Gewohnheiten des Trinkers nur auf kurze Zeit etwas zu zügeln. Dann brach der alte Jammer wieder aus, ward mit Wein hinuntergespült, erwachte heftiger und peinlicher und zerstörte Freude und Frieden der kaum gegründeten Familie. Ottilie verliebte sich in einen jungen Engländer; August überließ sich seinen Ausschweifungen[1], und die häusliche Tragödie endigte damit, daß der beklagenswerte Mann in der Blüte der Jahre, noch zu Lebzeiten des Vaters, den Folgen seiner geistigen und physischen Zerrüttung erlag. Und der Vater?

---

zu der ihr von seinem Sohne versprochenen Ehe zu erflehen gewagt" (Düntzer, Goethe[2] 610). — „Man hat erzählt", heißt es dagegen bei Lily v. Kretschman (Aus Goethes Freundeskreise 88 89), „Goethe habe die Heirath mit ihr bewerkstelligt, August habe deshalb eine große Jugendliebe aufgeben müssen. Das ist nicht wahr; er hatte eine ganze Anzahl mehr oder weniger leichtsinniger Verhältnisse, aber, wenn bei ihm überhaupt von großer Liebe gesprochen werden kann, so gehörte diese Ottilien allein." „Und doch liebte Ottilie in ihm nur den Sohn seines Vaters, den sie mit den schönsten Träumen ihrer Phantasie ausschmückte. Es war nur Phantasie!" „Ihre Ehe wurde durch Beider Schuld sehr unglücklich."

[1] Düntzer, Goethe[2] 630 f 632.

Mit der fatalistischen Ruhe eines Mohammedaners ließ er den Dingen ihren Lauf. Wurde es zu arg, so zog er sich in die hintern Zimmer zurück und trieb Optik, Morphologie und Chemie.

„Daß der Mensch in's Unvermeidliche sich füge", so schrieb er in den Wanderjahren[1], „darauf dringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden. Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm, anstatt des gewünschten Genusses, das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird."

Dem Kanzler v. Müller aber sagte er am 22. Mai 1822: „Es geht mir schlecht; denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt." [2]

Der Jammer von Sohn und Schwiegertochter hielt den nunmehr 73jährigen Greis nicht ab, den Romanen seines Lebens noch einen beizufügen. Am 19. Juni langte er zur Kur in Marienbad an[3] und verliebte sich hier in Ulrike, die Tochter einer Baronin Levetzow, geborene v. Brösigke — ein achtzehnjähriges Mädchen, dessen Großvater er dem Alter nach hätte sein können. Es war keine bloße poetische Träumerei: die Gedichte, welche das neue Verhältnis hervorrief, atmen die Leidenschaft der Jugend. Er war wirklich verliebt und weihte dem noch kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchen die entzückte Huldigung, den Götterdienst seines Herzens:

„Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

„In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe." [4]

Der Zartsinn und die Bildung Ulrikens hielt das neue Verhältnis in gebührenden Schranken, aber der Zauber ihrer äußeren Erscheinung, ihr

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXV 1, 210.

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[3] 54.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVI 111. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 270 f 280 ff. — Viehoff, Goethe's Leben IV[5] 150 ff. — Vgl. auch Goethes Werke, WA 3. Abt. VIII 84 ff, und ebd. 4. Abt. XXXV 54 und 59, woraus erhellt, daß der Dichter schon im Jahre 1821 die Bekanntschaft der Familie v. Levetzow in Marienbad gemacht hatte.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. III 23 f.

Interesse für seine Poesie und seine Studien fesselten ihn so, daß er sich nach fünfwöchentlichem Aufenthalt nur mit Schmerz von Marienbad losriß:

„Ich dacht' ich habe keinen Schmerz
Und doch war mir so bang um's Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt." [1]

Er hing noch den Tändeleien dieser verspäteten Liebe nach, als ihn im Oktober die schönste Mahnung traf, welche ihm vielleicht während seines ganzen Lebens zuteil geworden. Fast 50 Jahre waren verstrichen, daß er im Stile überschwenglicher Liebesbriefe einer ihm unbekannten jungen Dame die Qualen seines Liliromans schilderte und damit zugleich um ihre Freundschaft und Liebe warb. Jene Auguste zu Stolberg, die Schwester seiner einstigen Freunde Friedrich Leopold [2] und Christian, verwitwete Gräfin Bernstorff, wandte sich jetzt als vereinsamte Greisin an ihn, den Greis, und beschwor ihn in den rührendsten Worten, endlich am Rand des Grabes seiner eigenen unsterblichen Seele zu gedenken:

---

[1] Ebd. 28.

[2] Bei der Konversion Friedr. Leopolds zu Stolberg ließ sich Goethe keineswegs zu jenem fast unbegreiflichen fanatischen Ingrimm hinreißen, mit welchem Fritz Jacobi gegen den ehemaligen Freund förmlich tobte (R. Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlaß, Leipzig 1869, II 223 ff). Vielleicht war das Diplomatie. Jedenfalls spottete er bitter sarkastisch vor Boisserée über Stolbergs schönes Familienleben, seinen Charakter, seine kirchengeschichtlichen Studien (Sulpiz Boisserée I 257); die wilden Ausbrüche des alten Voß dagegen dämpfte er 1820 zu feiner, hofmännischer Ironie. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 283—288. — Von Stolbergs Religionsgeschichte wurde Goethe „eigentümlich bewegt. ‚Man fragte ihn einst in Jena', berichtet v. Binzer in ‚Goethes Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg', ‚als die Kirchengeschichte sehr gepriesen ward und Damen sie lasen, was er davon halte? Goethe verfiel sofort aus einer heitern Laune in eine sehr ernste, wurde zurückhaltend in seinen Äußerungen und sprach nur mit wenigen Worten die Ansicht aus: „Man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen, man urteile danach über menschliche und göttliche Dinge und am mehrsten über eigene Zustände befangen." Er wurde dann, obgleich er im Kreise schöner Frauen war und lange weilte, immer stummer, und saß wohl zwei Stunden, nur einzelne halbdeutliche Laute sprechend, fast unbeweglich auf seinem Stuhle, wobei die Augen häufig rollten. Ich sollte meinen, es ging damals an seiner Seele viel vorüber'" (J. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg [4], besorgt von L. v. Pastor, Freiburg 1910, 336 f Anm.). — Am 29. Dezember 1819 schrieb Goethe an Knebel: „Der Tod Stolbergs frappirt jedermann, weil er so nah auf Vossens Unarten erfolgt. Unmöglich ist es nicht daß ein so zarter Mann wie Friedrich Leopold, der am Ende seine besten Intentionen so schändlich vor die Welt geschleift sieht, davon einen tödlichen Schmerz empfinden mußte" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXII 182).

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja, ich bin's — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, Sie bitten: ‚Lieber, lieber Göthe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebenlang glaubten.' . . . Ich las in diesen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsere Freundschaft — die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, ‚Sie zu retten'; — nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meiner Brüder, die Sie so herzlich liebten. — Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: o ich bitte, ich flehe Sie lieber Göthe! abzulassen von Allem was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist. — Bitten Sie um höhern Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden." [1]

Diese ernste Mahnung an die Ewigkeit erhielt im Februar 1823 eine nachdrückliche Verstärkung. Obwohl Goethe nur selten sein Haus, oft kaum die Stube verließ, befiel ihn eine schwere Krankheit, die alle seine Liebeständeleien, Dichterpläne und Naturstudien auf einmal abzuschneiden drohte. Es war eine Entzündung des Herzbeutels und der Pleura [2]. Am 24. Februar schwankte er zwischen Leben und Tod. „Ich fühle", sagte er seiner Schwiegertochter Ottilie, „daß der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt." [3] Schon am Abend war indes

---

[1] Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg², Leipzig 1881, 69 ff.

[2] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 292 ff. — Vgl. die Mitteilungen des Kanzlers v. Müller bei v. Biedermann, Goethes Gespräche II² 615 ff.

[3] Eckermann, Gespräche³ 417. — Vgl. die Mitteilung des Kanzlers v. Müller bei J. Dembowski, Mitteilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffstein'schen Familien-Archivs

die Krisis glücklich überstanden, er scherzte wieder, schlug sich alle ernsteren Gedanken aus dem Sinn und dachte nur daran, das neugeschenkte Leben wacker zu genießen. Seine Genesung gab Anlaß zu glänzenden Ovationen. In Weimar wurde „Tasso“ aufgeführt und seine Büste mit einem Lorbeerkranz gekrönt. Am 17. April erwiderte er den Brief der Gräfin Bernstorff folgendermaßen[1]:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen, theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern seyn möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

„Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

„Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bey allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

„Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt seyn; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

„Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Äußerung hatte ich schon früher Ihren edlen wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu

zu Arklitten (Progr.), Lyck 1889, 15, und ebd. 16 die Äußerung Goethes nach der Version der Oberkammerherrin v. Egloffstein. — Vgl. ferner den Brief der Herzogin Luise vom 28. Februar an ihren Bruder Christian bei Eleonore v. Bojanowski, Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar[2], 369 f; Fr. A. Schäfer, Goethe in Krankheitstagen, Meißen 1904, 80 ff.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVII 18–20.

melden: daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

„Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden.

wahrhaft anhänglich
Goethe.

Weimar den 17. April 1823."

Hiermit war die letzte mahnende Stimme abgetan, welche Goethe an eine würdigere Auffassung des Lebens erinnern sollte. Anfang Juli befand er sich schon in Marienbad und spann seinen begonnenen Liebesroman weiter[1].

„Die Gesellschaft ist sehr gut", schrieb er am 11. Juli an Knebel[2], „man kann sagen glänzend; gestern ist noch der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrnen Weltmenschen. Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl."

Es war Ulrike v. Levetzow, welche, nach getroffener Verabredung, mit Mutter und Schwester sich wieder in Marienbad eingefunden hatte. Nun war für das „Ewige", d. h. für das „Ewig-weibliche", gesorgt. Wie in früheren Jahren bildete die Naturwissenschaft nur den Rahmen, auf dem das neue Liebesspiel aufgezogen wurde. Ein junges Mädchen war das „Höchste", wozu der „Redlich-Meinende" emporblickte, und Mädchengezwitscher die Weisheit, an der er sich gütlich tat[3]:

---

[1] Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. IX 71 ff. — G. Karpeles, Litterarisches Wanderbuch[2], Berlin 1898, 178 ff.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVII 125. — Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 317 ff. Vgl. Goethes Werke a. a. O. 133—137.

[3] „Ihr Interesse war Anfangs nur gering an Goethes Liebhaberei; als er sie daher einmal wieder zu den in seiner Wohnung auf Tischen ausgebreiteten Mineralien führte, fand sie darunter etwas von ihren Liebhabereien, eine Tafel Chocolade, versteckt mit einem Zettel, worauf er geschrieben:

Genieße dies nach deiner eignen Weise,
Wenn nicht als Trank, so doch als Speise."

Auf der Rückseite der in dem Weimarer Goethe-Archiv gefundenen Handschrift folgt unmittelbar der Vers:

„Es ist nicht gut die Formen auszuschließen,
Denn sub utraque läßt sich das genießen."

Vgl. Goethe-Jahrbuch VIII 181 f 240 und Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 265.

„Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben:
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an
Wenn er uns einen Kuß gegeben." [1]

Um das Glück des alten Herrn voll zu machen, fanden sich noch Frau Milder, eine berühmte Theatersängerin, und Madame Szymanowska, geborene Wotowska, eine „unglaubliche Pianospielerin", im Bade ein [2]. Die erstere wußte vier kleine Liedchen so groß zu machen, daß sie Goethe Tränen erpreßte. Von der andern schreibt er an Zelter:

„Sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne, liebenswürdige, polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat?"

Über den Verlauf der damaligen Politik wie über die Entwicklung der deutschen Kunst höchst verdrießlich, atmete der alte Heide in dieser Damengesellschaft unter Musik und Küssen wieder fröhlich auf. Um sich von allen politischen und ästhetischen Gesprächen und Vorlesungen zu befreien, gab er sich „auf sechs Wochen einem sehr hübschen Kinde in Dienst" [3]. Das sind seine eigenen Worte. Er war so verliebt in Ulrike, daß, wenn er nur von fern in der Brunnenallee ihre Stimme hörte, er den Hut nahm und sie aufsuchte. In Marienbad glaubte man allgemein, daß er sie heiraten werde.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 29. — Nach Goethe-Jahrbuch XXII 128 bleibt die Frage offen, „wem die Verse ursprünglich gegolten haben", ob U. v. Levetzow oder Lili Parthey.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVII 189 und ebd. 182. — Durch Madame Szymanowska ist der Goethe-Kult auch in polnische Kreise gedrungen. Adam Mickiewicz war ihr sehr befreundet, und A. E. Odyniec heiratete ihre Tochter Celina. Vgl. A. E. Odyniec, Listy y podróży (4 Bde), Warschau 1875—1878. — Bratranek, Zwei Polen in Weimar, Wien 1870 — Ladislas Mickiewicz, Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz, Paris 1872. — G. Karpeles (Goethe in Polen, Berlin 1890, 82 f) berichtet, daß beim Tischgespräch in Goethes Hause im August 1829 Odyniec hauptsächlich der Umstand auffiel, „daß in dem ganzen Gespräch mehr als zweihundert Mal das Wort ‚Natur' vorkam und nicht ein einziges Mal das Wort ‚Gott'", wodurch sich Odyniec von einer „eisigen, durchdringenden Kälte" angehaucht fühlte.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVII 191. — Vgl. Ulrike v. Levetzow über ihre Beziehungen zu Goethe, in Allgemeine Zeitung 1904, Beil. Nr 29. (Auf Grund des eigenhändigen Berichts Ulrikens im Besitz des Stadtmuseums von Aussig.) — Ulrike von Levetzow, in Nationalzeitung, 52. Jahrg., Nr 667 (19. November 1899). — J. Burghold, Goethes letzte Liebe (Ulrike v. Levetzow), in Frankfurter Zeitung, 44. Jahrg., Nr 207 und 210, 1. Morgenbl. (29. und 31 Juli 1900). — A. Sauer, Ulrike v. Levetzow und ihre Erinnerungen an Goethe, Prag 1904.

Es sei weder ihr noch ihrer Mutter eingefallen, berichtet Ulrike selbst in ihren übrigens undatierten Aufzeichnungen[1], an etwas anderes zu denken als an das „Wohlgefallen eines alten Mannes, welcher mein Großvater hätte sein können nach den Jahren, zu einem Kind, welches ich ja noch war". Der Großherzog von Weimar war es, fährt sie fort, „welcher meinen Eltern und auch mir sagte, daß ich Goethe heirathen möchte; erst nahmen wir es für Scherz, und meinten, daß Goethe sicher nicht daran denke, was er widersprach und oft wiederholte, ja selbst mir es von der lockendsten Seite schilderte, wie ich die erste Dame am Hof und in Weimar sein würde, wie sehr er, der Fürst, mich auszeichnen wolle, er würde meinen Eltern gleich ein Haus in Weimar einrichten und übergeben, damit sie nicht von mir getrennt lebten, für meine Zukunft wolle er in jeder Weise sorgen; meiner Mutter redete er sehr zu und später hörte ich, daß er ihr versprochen, daß, da nach aller Wahrscheinlichkeit ich Goethe überleben würde, er mir nach dessen Tod eine jährliche pension von 10,000 Thlrn. aussetzen wolle. Meine Mutter hatte sich aber fest vorgenommen, keine ihrer Töchter zu einer Heirath zu überreden und zu bestimmen, doch sprach sie darüber mit mir und frug mich, ob ich mich wohl dazu geneigt fühle, worauf ich ihr erwiderte: ob sie es wünsche, daß ich es thue; ihre Antwort war: ‚Nein, mein Kind, du bist noch zu jung, um daß ich dich schon jetzt verheirathet sehen möchte; doch ist der Antrag sehr ehrenvoll, daß ich auch nicht, ohne dich darüber zu fragen, ihn abweisen kann; du mußt es dir überlegen, ob du in einer solchen Lage den Goethe heirathen kannst.‘ Ich meinte: ‚Ich brauche keine Zeit zu überlegen, ich hätte Goethe sehr lieb, so wie einen Vater, und wenn er ganz allein stünde, ich daher glauben dürfte, ihm nützlich zu sein, da wollte ich ihn nehmen; er habe ja aber durch seinen Sohn, welcher verheirathet sei und welcher bei ihm im Haus lebt, eine Familie, welche ich ja verdrängen würde, wenn ich mich an ihre Stelle setzte; er brauche mich nicht, und die Trennung von Mutter, Schwestern und Großeltern würde mir gar zu schwer; ich hätte noch gar keine Lust, zu heirathen.‘ So war es abgemacht. Goethe selbst sprach nie darüber, weder mit meiner Mutter noch mit mir, wenn er mich auch seinen Liebling nannte, doch meist sein liebes Töchterchen". „Ich könnte wol noch viel von der Zeit erzählen, doch ich denke, das genügt, um all das Fabelhafte, was darüber gedruckt, zu widerlegen — denn: keine Liebschaft war es nicht."

Das Gerücht drang bis zu Zelter nach Berlin, der also darüber schreibt: „Zum Verständniß gewisser Gedichte aus den Jahren 1822 und 1823

[1] G. v. Graevenitz, Die Trilogie der Leidenschaft, in Goethe-Jahrbuch XXIX 76 80. — Vgl. Ulrike v. Levetzow über ihre Beziehungen zu Goethe, in Allgemeine Zeitung 1904, Beil. Nr 29. — Vgl. auch Düntzer, Erläuterungen von Goethe's lyrischen Gedichten[3], Leipzig 1897, 158 f.

ist zu wissen: wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad, leidenschaftlich erwidert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebzigjährigen Greises sprach. — Ein gleich nach der Trennung entstandenes gluterfülltes Gedicht an den geliebten Gegenstand gibt die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen. In vollen Strömen fließt eine überreiche gesunde Leidenschaft ins Unendliche dahin, um sich des liebeschweren Gehalts zu entledigen. Es ist die in dem dritten Band seiner Werke unter der Rubrik Trilogie der Leidenschaft aufgenommene Elegie." [1]

Der Kanzler v. Müller, dem Goethe über seine Verhältnisse zu den Levetzows später die vertraulichsten Eröffnungen machte, teilt darüber nur folgende allerdings ausreichende Äußerung Goethes mit:

„Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt." [2]

Der kurze Traum dieser törichten und hoffnungslosen Greisenliebe rächte sich durch Wochen und Monate der peinlichsten Unzufriedenheit und Trostlosigkeit [3]. Als der Dichter um die Mitte des September wieder in Weimar eintraf, gelang es ihm kaum, sich in sein jetzt ödes und langweiliges Dasein zu finden [4].

---

[1] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 380 f. Vgl. Eckermann, Gespräche [3] 47 f; B. Suphan, Elegie September 1823. Goethes Reinschrift mit Ulrikens von Levetzow Brief an Goethe und ihrem Jugendbildniß, Weimar 1900.

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller [3] 80.

[3] Vgl. 3 Briefe Goethes an Ulrike und 14 an ihre Mutter, in Goethe-Jahrbuch XXI (1900) 7—28. — „Alle Briefe, welche ich von Goethe besitze", schreibt Ulrike an den Grafen Leopold Lazansky am 5. Dezember 1889, „sind an meine theure Mutter gerichtet und diese hat die Veröffentlichung immer entschieden verweigert. Ich selbst besitze nur wenige Zeilen von der Hand des großen Dichters; diese schrieb er auf das Titelblatt eines Buches, welches er mir in Marienbad 1822 geschenkt hat: ‚Aus meinem Leben, zweite Abtheilung, fünfter Theil.' — Von der ‚Elegie' erhielten wir erst Kunde nach dem Tode von Goethe, wie sie auch dann erst im Druck erschien" (Chronik des Wiener Goethe-Vereins VIII [1894] 11). — Vgl. dagegen H. Viehoff, Goethe's Leben IV [5] 163: „Baron von Bernus, der in den fünfziger Jahren die Gräfin Klebelsberg auf Schloß Tziblitz besuchte, erzählte dem Uebersetzer der Lewes'schen Goethebiographie, daß sie ihm ausnahmsweise einige Geschenke Goethe's an Ulrike und dessen ganze Korrespondenz mit Tochter und Mutter gezeigt, auch einige Briefe vorgelesen habe, die ihm den Eindruck einer wahren Gluth von Leidenschaft machten."

[4] „Er verlor seine Herrschaft, als er ein Greis ward, einem jungen, holden Wesen gegenüber — und die wilde Gluth der Leidenschaft, die er früher zum Dienst der Muse zwang, besiegte ihn und fesselte sein Wollen. Er ward ein Vulkan: Eis auf dem Gipfel, Flammen im Innern, und kaum noch hatte er die Kraft, die Flammen

„Ueberhaupt geschehen hier so viele Albernheiten", berichtete der Kanzler v. Müller[1], daß Goethe „sich bloß durch persönliche Würde im Auslande vor beleidigender Nachfrage schützen könne, daß er sich aber schäme, aus Weimar zu sein und gerne wegzöge, wenn er nur wisse, wohin". „Dieser sein Unmuth sich nach dem heitern Aufenthalte in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte sich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, sagte er: Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction." „Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Interesse zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, fast wie ein Ball hin und her geschaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben und zusehen, wie ich mich durchflicke. Wie schmerzlich ist es doch", fügt Müller bei, „solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten."

Um sich zu zerstreuen, verfiel Goethe im Oktober auf den Gedanken, in seinem Hause einen „ewigen Thee", d. h. einen stets offenen Salon einzuführen:

„Die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit sein. Man triebe Musik, spielte, läse vor, schwatzte, Alles nach Neigung und Gutbefinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, so dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unserer angesehensten Frauen, gleichsam als Patronin dieses geselligen Vereins aufträte und Niemand würde sich besser dazu eignen,

---

hinauszuschleudern und dem bedrängten Herzen Luft zu machen." „Es soll damals eine trübe Zeit in seiner Nähe gewesen sein" (Das Büchlein von Göthe[2], Weimar 1853, 26 f). — „Das Benehmen, das seine nächsten Angehörigen hierbei an den Tag legten, weit entfernt davon, ‚eine solche Krisis sanft und schonend vorüberzuführen', beugte ihn nach Müllers Bericht noch mehr nieder, besonders ‚die rohe und lieblose Sinnesweise seines Sohnes, . . . da der verrückte Patron gegen den Vater den Piquirten spielt', wie denn auch Charlotte v. Schiller ihrem Sohne in demselben Sinne schreibt: ‚Die Familie hat seine Heirathsgedanken auf eine undelikate harte Art aufgenommen statt ihm Antheil zu zeigen. Der Sohn soll mit ihm sehr hart gewesen sein. Ottilie bekam Krämpfe. Alles war in Verzweiflung. . . . Ich weiß nicht, wie es enden wird'" (J. Burgholb, Goethes letzte Liebe, in Frankfurter Zeitung, 44. Jahrg., Nr 210, 1. Morgenbl. (31. Juli 1900).

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[3] 73 101.

als Frau von Fritsch." „So wäre dann ein ewiger Thee organisirt, wie die ewige Lampe in gewissen Kapellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, diese vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden." [1]

Der ewige Thee kam nicht zustande; nach drei Tagen schon hatte Goethe selbst den ganzen Plan vergessen. Doch erschien am 23. Oktober Marie Szymanowska, die polnische Virtuosin, mit ihrer Schwester Casimira zu Weimar und gab an mehreren Abenden in Goethes Haus ein Konzert, zuletzt auch ein öffentliches. Aus verschiedenen Andeutungen Müllers ist ersichtlich, daß nicht bloß „ihr seelenvolles Spiel seinem Gemüth zuerst wieder Beruhigung schaffte, als die Trennung von Levetzows ihm eine so tiefe Wunde schlug", sondern daß er sich auch in sie richtig verliebte [2]. Als sie am 5. November wieder Abschied nahm, wollte er heiter und humoristisch sein. „Aber alle Anstrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten, sprachlos schloß er sie und ihre Schwester in seine Arme und sein Blick begleitete sie noch lange, als sie durch die lange Reihe der Gemächer entschwand."

In der Nacht streckte ihn ein heftiger Husten mit Brustfieber aufs Krankenlager. Er wurde für geraume Zeit arbeitsunfähig, mußte ganze Nächte im Lehnstuhle zubringen. Am 23. November klagte er Müller:

„Bei mir ist an keine Besserung zu denken, so lange ich, wie schon seit vielen Tagen, nicht im Bette schlafen kann. Die Krankheit ist eben auch ein absolutes Uebel. Welch ein Zustand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber besucht mich nur immer Mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zusammen zu gehören." [3]

Am folgenden Tag fand sich sein Freund Zelter ein und blieb nahezu drei Wochen in Weimar; den 8. Januar 1824 konnte dieser berichten, daß Madame Szymanowska in Berlin zwei Konzerte gegeben habe, bei gefülltem Saale, das zweite vor dem König und seinem Hofe. Dazu fügte er den seltsamen Trost: „Sie ist rasend in Dich verliebt und hat Dir hundert Küsse auf meinen Mund gegeben." [4]

So schloß Goethes letzter Roman, acht Jahre vor seinem Tode. Denn nach Weimar kam Madame Szymanowska nicht wieder.

---

[1] Ebd. 79.

[2] Ebd. 75 77 86—89.

[3] Ebd. 92. Vgl. Eckermann, Gespräche [6] 53 ff. — Vgl. über Goethes Krankheit den Brief des Kanzlers v. Müller an Reinhard vom 15. Dezember 1823: „Symptome herannahender Wassersucht" erweckten die traurigsten Besorgnisse (Chronik des Wiener Goethe-Vereins XXI 33 f).

[4] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 381.

Thorwaldsen schuf im selben Jahre 1824 eines seiner poesievollsten Reliefs: „Die Alter der Liebe“. Das letzte „Alter“ ist dargestellt in einem Greis, der in sehnsuchtsvoller Trauer Arme und Blicke nach einem entschwebenden Amor richtet. Er erreicht ihn nicht mehr. Es ist ein ergreifendes Bild des greisen Goethe.

Viertes Kapitel.

Goethe der Einzige.

(1815—1830.)

Mit dem Wiener Kongreß, 1814 und 1815, begann für Sachsen-Weimar-Eisenach, wie für Deutschland überhaupt, eine neue Zeit. In Anbetracht der großen Opfer, welche Carl August und sein Land während der Befreiungskriege für die gemeinsame Sache des Vaterlandes gebracht, hatte Preußen dem Herzogtum beim ersten Pariser Frieden einen Bevölkerungszuwachs von 50000 Einwohnern zugesagt, Rußland einen ebenso großen aus den Besitzungen des säkularisierten Stiftes und Bistums Fulda.

Carl August begab sich auf Einladung des Kaisers Alexander im Jahr 1814 von seinem Hauptquartier Enghien bei Brüssel aus persönlich nach Paris, wo er am 23. April eintraf. Nous ne nous baignerons point dans les eaux de l'Elbe, konnte er schon am 9. Mai seiner Frau verraten. „Hier ist Hopfen und Malz verloren“, berichtet er am 22. dem Minister Voigt, „die Sachen sind von vornherein verdorben worden.“ Er hatte nämlich seine Schwiegertochter gebeten, ihrem Bruder, dem Zaren, anzudeuten, daß ihm Erfurt und Blankenheim unter Einräumung der Suprematie über Thüringen erwünscht sei, dazu etwa noch das Königreich Sachsen. Am 23. Mai setzte ihn Alexander selbst von der Aussichtslosigkeit seiner Erwartungen in Kenntnis. Kaiser Franz aber erklärte ihm gelegentlich, „er finde den Plan, den König von Sachsen seines Thrones zu berauben, so *infam*, daß er sich schäme, darüber zu reden. Er werde ihn auch nach Kräften bekämpfen“. Doch erlangte der Herzog, obwohl sogar die preußischen und russischen Versprechungen nicht völlig gehalten wurden, von dem Fuldaischen Gebiete die Ämter Geisa und Dermbach, tauschte sie gegen andere Teile desselben, Vacha, Frauensee und Lengsfeld ein, mit 27000 Seelen, und erhielt endlich von Preußen den Neustädter Kreis mit 33000 Seelen, vom Erfurter Gebiete die Ämter Azmannsdorf, Tonndorf, Schloßvippach mit Stotternheim und Schwerborn und einige vormals sächsische Halb-Enklaven. Im September 1815 wurden die letzteren Abtretungen endgültig gezeichnet, im Oktober ausgeführt. Auf den Vorschlag des Kaisers Alexander

von Rußland aber erhielt Carl August schon vorher die erbliche Würde eines Großherzogs [1].

Die alten Beamten, welche dem Herzog einst in den Zeiten des Fürstenbundes und der französischen Revolutionswirren zur Seite gestanden, waren bis auf Voigt und Goethe sämtlich vom Schauplatz verschwunden. Schon 71 Jahre alt, dachte der treue Voigt im Frühjahre 1814 daran, in den Ruhestand zu treten; gerade die finanziellen Schwierigkeiten jedoch, welche die schweren Kriegsjahre herbeigeführt hatten, bewogen ihn, im Amt zu bleiben, Fürst und Vaterland nicht zu verlassen, sondern „die Krisis der Zeit auszuhalten, so Gott will". Von französischen Kriegszahlungen, englischen, russischen und preußischen Vergütungszuschüssen wurde den Landeskassen so viel zugewiesen, daß 800 000 Taler an die am härtesten mitgenommenen Untertanen ausbezahlt werden konnten. 130 000 Taler dagegen blieben unvergütet, weil sie nur durch neue Steuern hätten aufgebracht werden können [2]. Voigt hielt treu auf seinem Posten aus, brachte die zerrütteten Landesfinanzen wieder in eine leidliche Ordnung, trat im Mai 1816 an die Spitze des neubestellten Staatsministeriums, feierte am 27. September sein 50jähriges Dienstjubiläum und starb am 22. März 1819 eines friedlichen Todes [3].

Die Leitung der auswärtigen Politik ging schon 1814 in die Hände des jüngeren E. Chr. August v. Gersdorff, geboren 1781, über. Dieser reiste im September dem Herzog voran nach Wien [4], betätigte sich mit Erfolg für die Anteilnahme seines Herrn sowie der übrigen kleinen Fürsten am Kongreß, betrieb die weimarischen Territorialangelegenheiten und nahm an den übrigen Verhandlungen teil [5]. Im Oktober 1815 nach Weimar

---

[1] A. Schöll, Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, 133 ff. — Vgl. H. Freiherr v. Egloffstein, Carl Augusts Reise nach Paris und England, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1907/1908, IV 267 270 ff 277 ff.

[2] P. C. Weyland (Faselius), Lebens- und Regierungsgeschichte des hochseeligen Großherzogs Carl-August von Sachsen-Weimar-Eisenach, Weimar 1857, 40 ff.

[3] O. Jahn, Goethes Briefe an Voigt 105 ff 115 ff 329 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XXV Nr 6958 und die folgenden Briefe an Voigt.

[4] Carl August war, wie er am 28. Mai schreibt, vom Minister v. Stein persönlich dahin eingeladen: pour y apporter mes lumières (v. Egloffstein a. a. O. 282).

[5] Ebd. 282 ff. — Vgl. A. Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Congreß, in Deutsche Rundschau 1912/1913, I 349—351. Carl August „schränkte sich in Wien auf das Projekt eines Direktoriums über die thüringischen Lande ein, stieß aber auch damit bei Gotha auf Widerstand, und hat dann im Januar, als es sicher war, daß ein Stück Sachsens dem Königlichen Hause bleiben werde, nur noch ‚ein Abwechseln der beiden Wettiner Linien beim künftigen Deutschen Bunde' empfohlen, ‚da die katholische immer nach dem Süden neigen würde'. Er schränkte seine

zurückgekehrt, übernahm er die Ausarbeitung und Einführung der Verfassung, durch welche das neue Großherzogtum nicht nur bessere staatliche Verhältnisse gewinnen, sondern auch gewissermaßen an die Spitze der konstitutionellen Staaten Deutschlands treten sollte[1].

Am 1. Dezember wurde schon ein neues Ministerium mit drei verantwortlichen Ministerposten eingeführt, am 15. Dezember eine neue Organisation der Landeskollegien, am 16. Januar 1816 der schon früher gestiftete „Weiße Falkenorden" wieder ins Leben gerufen, im Laufe des April das Grundgesetz der neuen landständischen Verfassung vereinbart und am 5. Mai veröffentlicht[2].

Den Verfassungsarbeiten ging am 7. April 1816 die feierliche Huldigung der Abgeordneten der neuen Landesteile voraus. Goethe, mit seinen Orden geschmückt, stand dabei zur Rechten, Voigt zur Linken des großherzoglichen Throns. Hauptsächlich unter Gersdorffs Leitung wurde dann in den folgenden Jahren die neue Verfassung weiter ausgebaut, Zivil- und Kriminalgesetzbuch verbessert, Rechtspflege, Finanzen, Steuerwesen, Postdienst, Zivil- und Militärverwaltung, kurz alle Zweige des Staatshaushalts neu geordnet. Carl August zeigte sich dabei in den staatswirtschaftlichen Fragen als ein einsichtiger, praktischer, freisinniger, um das Wohl der Untertanen besorgter Regent[3], in den rechtlich-politischen dagegen entwickelte er als erster von den deutschen Fürsten jenes sog. liberale konstitutionelle Programm, welches bis heute ein Zankapfel der streitenden Parteien geblieben ist[4].

Während der Stürme der französischen Revolution hatte er sich die richtige Ansicht gebildet, daß die erschütterte Macht der Throne nur dadurch gerettet, gesichert und neu gestärkt werden könnte, daß, auf Kosten der alten monarchischen Ausschließlichkeit und der Privilegien des Adels, dem mit Steuern belasteten Bürgerstand und Volk mehr Freiheit, Einfluß und Anteil an der Staatsverwaltung eingeräumt würde. Demgemäß gewährte er selbst der Landesvertretung die ansehnlichsten Rechte, beschränkte die bisherige Verwaltung durch Verantwortlichkeit und heilsame Kontrolle, vereinfachte dieselbe zugleich durch ein einheitliches, zweckmäßiges Steuersystem und verwandte auf die materielle Kultur wie auf das wissenschaftliche Leben die angelegent-

---

Ziele hauptsächlich deshalb ein, weil seine russische Schwiegertochter sich für eine Vergrößerung des Weimarer Landes auf Kosten Sachsens bei ihrem Bruder Alexander nicht verwenden wollte" (ebd. 349 f).

[1] G. Th. Stichling, E. Chr. A. Freiherr von Gersdorff nach seinem Leben und Wirken geschildert, Weimar 1853.

[2] A. Schöll, Carl-August-Büchlein 135 ff.

[3] Ebd. 135 ff.

[4] Über seine politischen Bemühungen in dieser Richtung vgl. L. C. Aegidi, Die Schluß-Acte der Wiener Ministerial-Conferenzen, Berlin 1869, 129 ff.

lichste Sorge[1]. Die Katholiken Weimars erhielten unter ihm eine bessere Kapelle[2], die durch Napoleon dotierte katholische Gemeinde von Jena wurde anerkannt und blieb bestehen. Carl August war auch in dieser Hinsicht ein freisinniger Fürst. Am meisten Aufsehen erregte die ausgedehnte Freiheit, welche er der Presse zugestand. Dieser Schritt sollte ihm ernste Ungelegenheiten bereiten.

In dem patriotischen Kampf gegen Napoleon hatte der Freiheitsdrang der deutschen Jugend ein ihrer würdiges Feld, ihre Oppositionslust einen berechtigten Gegenstand gefunden. Ein wirklicher Tyrann war zu bekämpfen, die höchsten Volksgüter standen auf dem Spiel. Die mächtige Bewegung, in welche die deutsche Jugend durch diesen heldenmütigen Kampf geraten war, legte sich aber mit dem Sturz des Allgewaltigen nicht sofort wieder[3]. Die Jugend hatte Lust am öffentlichen, politischen Leben bekommen, und bei dem vieldeutigen Sinn des Wortes Freiheit wandte sich die begeisterte Schwärmerei vieler jetzt hauptsächlich gegen die sog. Staatsmänner der Reaktion, welche zwar den früheren Rechten der Kirche herzlich wenig Berücksichtigung schenkten, aber um so mehr die Macht der Staatsregierungen wieder bureaukratisch zu befestigen und zu erweitern strebten. Der französischen Revolution war es nicht gelungen, Deutschland mit sich fortzureißen; aber die Ideen, aus denen sie hervorgegangen, hatten auch in Deutschland Wurzel gefaßt und nährten sich von der Unzufriedenheit, welche die Politik Metternichs und der mit ihm zusammenwirkenden Staatsmänner erregte. Da nur Sachsen-Weimar die ersehnte Preßfreiheit gewährte, so ward es das gelobte Land der Unzufriedenen. Ein Organ fand sich in der noch 1816 von dem kleinen fleißigen Professor Oken gegründeten und von Bertuch mitredigierten „Isis“[4]. Unter naturwissenschaftlicher Flagge wurden hier von allen Seiten Deutschlands Klagen gegen die Regierungen eingerückt. Carl August kam dadurch in bittere Verlegenheit. Als freisinniger Fürst hätte er den Professoren und Studenten von Jena gern freien Spielraum gewährt; doch die Rücksicht auf die andern Regierungen nötigte ihn, einzuschreiten[5]. Eine von der Landesdirektion niedergesetzte

---

[1] A. Schöll a. a. O. 140 ff.

[2] Auch Goethe war dabei, doch nur geschäftlich, beteiligt; es war ihm unbehaglich, daß „in so vielen protestantischen Gemüthern die katholische Legende spukt“ (Goethes Werke. WA 4. Abt. XXVIII 177).

[3] K. Gutzkow, Gesammelte Werke, Frankfurt 1845/1846, IV 259—261.

[4] Vgl. L. Geiger, Aus Alt-Weimar 312 ff.

[5] Briefwechsel des Großherzogs Carl August mit Goethe II 88. — Viehoff, Goethe's Leben IV[2] 132. — Vgl. E. Vogel, Der Großherzog Carl August, Goethe und Oken's Isis. Vortrag, gehalten im Goethe-Verein zu Weimar am 22. Dezember 1862, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins IX 33—40.

Kommission beantragte einen Verweis gegen Oken, bei erneuerten Ausfällen Verbot seines Blattes und gleichzeitiges Einschreiten des Fiskals.

Goethe, der bei der ganzen Verfassungsentwicklung des neuen Großherzogtums den untätigen Zuschauer gespielt hatte, wurde in dieser Not zu Rate gezogen. In der Eingabe, welche er an den Großherzog richtete, erklärte er die ersten elf Nummern der „Isis“ für einen „Greuel“, Okens Unternehmen für „catilinarisch“, doch die Vorschläge der Kommission verwarf er als unklug und voraussichtlich wirkungslos[1]. Er beantragte am 5. Oktober 1816:

„Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.... Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben.“

Carl August konnte sich nicht zu dieser entschiedenen Operation entschließen. Oken trieb die Agitation weiter. Die Reformationsfeier im November 1817 ward besonders von den Unzufriedenen ausgenützt, Brandreden gegen die Reaktion zu halten, und Oken versäumte nicht, durch seine Berichte in der „Isis“ das Feuer noch mehr zu schüren. Jetzt erst, durch die andern Regierungen förmlich genötigt, erließ Carl August polizeiliche Vermahnungen und schränkte die Presse ein, während Goethe sich wieder seinen naturwissenschaftlichen Studien zuwandte.

„Ich lebe zwischen Weimar und Jena“, schrieb er am 16. Dezember an Zelter[2], „an beiden Orten habe ich Geschäfte die mir Freude machen, in Jena kann ich sogar thun und lernen zugleich; die Naturwissenschaft, besonders die Chemie, ist so lebendig daß man auf die angenehmste Weise wieder jung wird, indem man seine frühesten Ahndungen, Hoffnungen und Wünsche realisiert findet, und Belege zu dem Höchsten und Besten wozu man sich in Gedanken erheben konnte. Mein nächstes Heft zur Naturlehre soll dir, hoffe ich, manches bringen, was dir gewiß als Symbol deiner lieben und guten Vorsätze dienen wird.

„Auf diese unschuldige Weise halte ich mich im Stillen, und lasse den garstigen Wartburger Feuerstank verdunsten, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bey uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nord-Ost-Wind wieder zurück schlüge und uns zum zweytenmal beizte[3].

---

[1] Man vergleiche seine interessante, lebhaft geschriebene Eingabe an Carl August (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVII 184—193). Noch später meinte Goethe, „man müsse das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, imposant. Man hätte Oken das Gehalt lassen, aber ihn exiliren sollen“ (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[3] 36).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XXVIII 335 f.

[3] A. Trinius (Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen, Berlin 1904, 45) berichtet auf Grund des Lebensabrisses des Geheimen Justizrats Ackermann

„In solchen Fällen muß es denn auch dem Einzelnen, der an der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt seyn, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht voraus gesehn, doch voraus gefühlt, daß er in denen Puncten die ihm klar geworden, nicht allein widerrathen, sondern auch gerathen, und zwar das was alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, deshalb ich mich denn auch wie die Epikurischen Götter in eine stille Wolke gehüllt habe, möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können."

Nur noch einmal stieg der unnahbare epikureische Heros aus seinen Wolken in die staubige Arena des politischen Lebens hernieder. Der weimarische Landtag zwang ihn dazu. Der Historiker Luden, der selbst zum Vorstand jener Landesvertretung gehörte, hat den Vorfall ausführlich aufgezeichnet[1]. Das Wesentliche ist folgendes.

Für das Kultusbudget (Erhaltung und Förderung der Kirchen und Schulen, der Universität Jena und anderer Bildungsanstalten) hatte der Landtag 40130 Taler bewilligt. Hiervon kamen 11787 Taler auf „Wissenschaft und Kunst", d. h. auf jene wissenschaftlichen und Kunstanstalten, über welche die von Goethe präsidierte „Oberaufsicht", d. h. Goethe selbst, als Oberbehörde gesetzt war. Der Landtag verlangte Rechnungsablage: sie wurde von allen betreffenden Behörden geleistet, nur Goethe fehlte. Endlich lief auch von ihm eine Rechnung ein, tatsächlich nur ein paar Zeilen. Einnahme: 000; Ausgabe: 000; folglich bleibt in der Kasse: x Taler. Unterschrift: Großherzogl. Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst. Goethe.

Einige Abgeordnete brachen in lautes Gelächter aus; andere zeigten sich erbittert über diesen Hohn auf Verfassung und Gesetz. Man klagte über Luxus, Spielereien, Protektionswesen, unnötige Anstellungen, ungebührliche Besoldungen. Der Vorschlag wurde laut, die 11787 Taler nicht mehr zu verwilligen, und der größte Teil des Landtags neigte sich dieser Ansicht zu. Luden dagegen beantragte, der Immediatkommission für Wissenschaft und Kunst einerseits das Vertrauen des Landtags auszudrücken, ihr anderseits aber auch in höflicher Form die gesetzliche Verpflichtung zur Rechnungsablage und deren Billigkeit darzulegen. Ludens Antrag ging durch und wurde dem Ministerium unterbreitet. Aber aus dem Ministerium kam keine Antwort zurück. Ein Tag verlief um den andern; das ganze Budget war schon durchberaten; als endlich ein Abgeordneter wagte, an die noch aus-

---

aus der Feder seines Sohnes, des Jenaer Archidiakonus Dr Ackermann (1836), bei der allgemeinen Besorgnis habe der Großherzog gelacht und ausgerufen: „Ach, die Schüler! Was werden denn die uns tun!"

[1] Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben, Jena 1847, 128 ff.

stehende Rechnung zu erinnern, ging der Landtag zur Tagesordnung über. Es blieb dabei: Goethe legte keine Rechnung ab.

Zur Erklärung des seltsamen Vorgangs führt Luden eine Unterredung an, welche er selbst darüber mit der Großherzogin Luise hatte.

„Der Landtag ist unläugbar in seinem Recht", meinte diese [1], „aber der geheime Rath Göthe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrechte sei. Außer oder über dem geschriebenen Rechte gibt es noch ein anderes Recht; das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn geheimen Rathe verwendet worden sei. Also kann nur noch gefragt werden, ob es zweckmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch auch nicht vergessen, in welcher Stellung der geheime Rath Göthe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auch auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen Andern das Recht zu, über die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Geldes, das ihm zur Verwaltung übergeben worden ist, selbst zu entscheiden." „Die Besorgniß des Landtags aber, daß andere Behörden oder die Vorsteher anderer Behörden sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung specieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur Einen Göthe, und wer weiß, wie lange noch? Ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden."

Die Fürsprache der Großherzogin Luise, der mutigen Retterin Weimars in der Zeit Napoleons, stimmte nicht bloß Luden zu Gunsten Goethes um, sondern scheint auch wesentlich beigetragen zu haben, daß der Landtag die erhobene Forderung einfach fallen ließ. Sie bezeichnet auch am kürzesten und schlagendsten die Ausnahmestellung, welche der greise Goethe in Weimar einnahm.

Es gab wirklich nur einen Goethe.

Mit dem regierenden Fürstenpaar war er vor fünfzig Jahren in Weimar eingezogen, mit Carl August hatte er das Weltregiment probiert, ihn während seiner ersten Regierungsjahre geleitet. In innigster Vertraulichkeit war er gewissermaßen des Herzogs Hausgeist, ja sein anderes Ich, Weimar sein Weimar geworden. Hof und Stadt, Land und Leute, alles kannte er durch und durch, so genau wie der Fürst selbst und die herzogliche Familie. Als die Meinungsverschiedenheit über äußere Politik ihn und den Herzog auseinander führte, wußte er sich einen Wirkungskreis zu gestalten, der einem zweiten Fürstenamte glich. Carl August wurde der politische, Goethe der geistige Fürst von Weimar. Unter ihm stand das Hoftheater zu Weimar

---

[1] Heinrich Luden, Rückblicke in mein Leben 130 f.

und die Bibliothek zu Jena, alle wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Herzogtums. Ohne Kampf wurde die Religion nahezu ganz beiseite gedrängt. Herder und die ihm untergebene Geistlichkeit mochten predigen, taufen, kopulieren und begraben: die höchste geistige Autorität, der eigentliche Papst von Weimar war Goethe. Seine geniale Begabung, seine vielseitige Tätigkeit, seine unabhängige Stellung bei Hofe und eine überlegene diplomatische Kunst setzten ihn in den Stand, nicht bloß geringere Talente, wie Knebel, Bertuch, Seckendorff, in seinen Dienst zu nehmen, sondern auch Wieland, Herder und Schiller zu seinen Trabanten zu machen.

Obwohl er sich als Dichter über alle vier Fakultäten weidlich lustig gemacht und in keiner derselben wirklich bedeutende Leistungen aufzuweisen hatte, galt er doch bei vielen Gelehrten aller Fächer für einen auch wissenschaftlich überlegenen Geist. Die klassische Philologie ehrte ihn unter Führung Wolfs als den Propheten einer neuen Renaissance; die Romantiker erkoren ihn zu ihrem Bannerträger; die Verehrer antiker Kunst begrüßten ihn als einen zweiten, größeren Winckelmann; Sulpiz Boisserée legte ihm in tiefster Verehrung die ganze religiöse Kunst des Mittelalters zu Füßen; Schauspieler, Sänger, Musiker, Bildhauer, Baumeister, Gelehrte, Diplomaten bewarben sich um seine Gunst [1]. Wer sich gegen ihn zu erklären wagte, der fand sich vereinsamt und einer Art Anathem ausgesetzt. Wer Goethe nicht verehrte, der mußte ein dummer Frömmling oder ein gemeiner Neider, jedenfalls kein einsichtiger Mensch, kein echter Deutscher sein. „Ich glaube", äußert Soret, „daß selten oder nie ein großer Mann sich einer solchen Fülle des Ruhmes und der Verehrung wie er hat erfreuen können. Des Nachruhms ist er sicher und erntet zugleich die Huldigungen der Mitwelt." [2] „So ist noch kein Dichter, kein Weiser, kein Staatsdiener seit Adam und Eva geehrt worden", schreibt v. Müller an den Grafen Reinhard am 18. November 1825 [3]. Alle An-

[1] „Die Skizzen des für Rostock geplanten Blücherdenkmals, die Entwürfe für die Fresken der Münchener Glyptothek, die Berichte über die Aufdeckung der Mosaiken in Pompeji — alles wurde Goethes Kenntnisnahme unterbreitet" (C. Ruland, Das Goethe-Nationalmuseum in Weimar [2], Erfurt 1901, 15 f).

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret, Weimar 1905, 7.

[3] Briefe des Kanzlers Müller an Reinhard, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XXII 18. — „Ihre Herrschaft nahm in demselben Maße zu", schreibt Steffens über die Autorität Goethes, „in welchem seine Lebensansicht durch das Alter und durch die ursprüngliche Beschränkung, die sich immer entschiedener ausbildete, an Umfang und Beweglichkeit abnahm" (H. Steffens, Was ich erlebte VI, Breslau 1842, 248 f). — Platen berichtete unterm 28. Dezember 1828 aus Baireuth, Jean Paul habe sich geäußert: „Goethe wäre doch eigentlich von seiner Zeit auf den Händen getragen worden, und die Nachwelt würde ihn strenger beurtheilen" (G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen II, Stuttgart 1900, 608).

griffe, die auf ihn gemacht wurden, prallten auf die Angreifer zurück. Ihm dagegen wurde um seines Genies und seines Ruhmes willen alles vergeben.

Durch kluge Politik und Selbstbeherrschung machte er es allen, die er gekränkt hatte, möglich, sich wieder mit ihm auszusöhnen. Gerade die Frauen, mit deren Liebe und Ehre er sein Leben lang am unwürdigsten gespielt, wurden die unermüdlichsten Verkünderinnen seines Ruhmes. „Er kann Alles sagen", rief Rahel aus, „er ist ein Gott!" [1]

Ganz unangefochten blieb Goethes glänzende Stellung indes nicht. Er hatte zeitweise mit widerstrebenden Einflüssen zu kämpfen. Mehr als einmal ist in ihm die Lust erwacht, die Bande zu sprengen, welche seine dichterische Tätigkeit einengten, und anderswo freieren Spielraum zu suchen. Die Intrigen der Jagemann aber brachten den Herzog Carl August zweimal beinahe dazu, dem alten Freunde aufzukündigen. Doch gerade in diesen Fällen zeigte es sich, wie enge Goethe mit Hof und Land verwachsen war. Von beiden Seiten besann man sich eines Besseren und suchte die drohende Spaltung wieder auszugleichen. Der Herzog erinnerte sich, daß Weimar seinen Weltruf eigentlich Goethe dankte, und dieser war sich wohl bewußt, daß er schwerlich anderswo so behaglich seines Ruhms genießen könnte.

Seinen Weltruf hat Goethe nicht erst in Weimar begründet, er hat ihn schon 1775 von Frankfurt mitgebracht. Er haftet an seinen drei frischen, freien, naturgewaltigen Jugenddichtungen: an „Werther", „Götz" und „Faust". Der „Werther" ward schon kurze Zeit nach seinem Erscheinen in ganz Europa gelesen, in England, Dänemark, Italien vergeblich bekämpft; er machte Epoche in der Romanliteratur, Napoleon führte ihn auf seinen Feldzügen mit sich und las ihn im einsamen Zelt am Fuße der Pyramiden. Am „Götz" erwachte der poetische Genius Walter Scotts und weckte dann in Alt-England und dem ganzen britischen Weltreich das romantische Mittelalter vom Grabe auf. Der „Faust" ward schon als Fragment zum Grundbuch der deutschen Romantik und später in seiner Vollendung das berühmteste und gelesenste moderne Weltgedicht. Den Ruhm dieser drei Dichtungen konnte keine Winkelkritik vernichten. Sie bildeten das große Einlagekapital, von

---

[1] Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Berlin 1833, I 164. — „Alle Damen nannten Goethe Vater", berichtet Soret über einen Gesellschaftsabend bei Goethe, „sie überschütteten ihn förmlich mit Aufmerksamkeiten und Liebkosungen als ihren Abgott" (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 7). — „Kräuter erzählte mir", berichtet Soret, „daß Goethe sich gestern das Haar habe schneiden lassen. Als Kräuter den Friseur für sich um eine Locke Goethes bat, habe dieser erwidert, sie seien alle gezählt und der Ertrag jeder Frisur gehe schon seit langer Zeit nach Frankfurt. Diese Manipulation dauert schon lange fort, und Goethe hat keine Ahnung, was sein Friseur für ein Geschäft damit macht" (ebd. 7 [vom 4. November 1822]).

dem Goethe und Weimar weit über des Dichters Lebensdauer hinaus Zinsen und Zinseszinsen des Ruhmes einheimsen sollten.

Er ließ das ansehnliche Kapital nicht brach liegen. Ist auch keine seiner übrigen Dichtungen in demselben Grad europäisches Gemeingut geworden, so faßten sie um so tiefere und weitere Wurzeln auf deutschem Boden. Durch sein Zusammenwirken mit Schiller, die „Horen", die „Xenien", die Elegien, die Epigramme, „Hermann und Dorothea", den „Wilhelm Meister", die Lieder und Balladen des Musenalmanachs, erwarb er sich den Preis des ersten deutschen Dichters gleichsam zum zweitenmal. Nachdem Geschmack und Bildung sich im Laufe der Zeit gehoben, fanden „Tasso" und „Iphigenie" die anfänglich versagte allgemeine Bewunderung. Von dem Ruhm seiner Meisterwerke bestrahlt, nahmen auch seine kleineren Dramen, Singspiele, Possen, Farcen, Erzählungen, Märchen, Sprüche, Aufsätze, Kritiken — selbst seine Übersetzungen an dem Ruf der Klassizität teil, und seine anatomischen, botanischen, geologischen und optischen Versuche wurden als Zeugen einer geistigen Universalität aufgenommen, wie sie bisher nicht dagewesen. Als Jüngling hatte er die deutsche Sage vom Grabe auferweckt, als Mann mit den griechischen Klassikern um die Palme gerungen, als Greis schmückte er sich noch mit den funkelnden Edelgesteinen des Orients und krönte sein Haupt mit den Rosen von Schiras.

Es gab wirklich nur einen Goethe.

Das Wallfahren zu dem gefeierten Dichter begann schon zu Frankfurt; es setzte sich dann in Weimar fort und nahm immer größere Verhältnisse an[1]. Verschiedene Reisen erweiterten seinen Kreis, bis endlich fast ganz Deutschland zu seiner näheren Bekanntschaft gehörte. Erst kamen die wilden, jungen Genies, Klinger, Lenz, Kaufmann, Wagner, Merck, dann der Prophet Lavater, die beiden Jacobi, Heinse, Basedow, endlich der gefeierte Klopstock, die Prinzen von Meiningen und Sachsen-Weimar. Nachdem das Dreigestirn Wieland, Herder, Goethe sich in Weimar festgesetzt, pilgerte die ganze literarische Welt dahin. Schiller fand es vorteilhafter, sich mit Goethe zu verbinden, als anderswo allein zu stehen. Jena ward zeitweilig das Hauptquartier der Romantiker, Weimar der maßgebende Mittelpunkt der deutschen Literatur und Kunst. Als die literarischen Wallfahrten nachließen, hatte Goethe in Karlsbad und Marienbad die geeigneten Orte gefunden, um als Aristokrat mit der diplomatischen Welt und Hautevolee von Deutsch-

[1] „Kein Tag vergeht, wo nicht Fremde von einiger Bedeutung vorsprechen", schreibt Eckermann an seine Braut am 21. Oktober 1827 (Fr. Tewes, Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß I, Berlin 1905, 354 f). — During the travelling season, berichtet Edmund Spencer, he informed us, he frequently received a dozen notes in a day, each requesting the honour of an interview (v. Biedermann, Goethes Gespräche V² 498).

land und Österreich zusammenzutreffen. Von Fürstinnen, Gräfinnen und Baroninnen ward er jetzt um Stammbuchverse gebeten. Die Kaiserinnen von Frankreich und Österreich fühlten sich geschmeichelt, die Huldigungen des berühmten Badegastes entgegenzunehmen.

Der Krieg hatte Napoleon nach Weimar geführt. Der Kaiser war mit dem Zaren und sämtlichen deutschen Fürsten in dem Hoftheater erschienen, das Goethe leitete. Wie mit Napoleon, so ward Goethe mit dessen großen Gegnern persönlich bekannt, mit dem Freiherrn v. Stein, dem Staatskanzler Metternich, mit Görres. Im Jahre 1818 dichtete er seinen letzten „Maskenzug“ zu Ehren der in Weimar anwesenden Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland. Als er 1820 bei Anwesenheit des Königs von Württemberg sich für unfähig erklärte „bei Hofe aufzuwarten“, da hatte „des Königs Majestät die Gnade, ihn in seinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; das liebe, erbgroßherzogliche Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft“. Anfang Februar 1827 brachte ihm der Großherzog den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Brüder, die Prinzen Wilhelm und Karl, wiederholt ins Haus; an seinem Geburtstage, den 23. August jenes Jahres, fand sich König Ludwig von Bayern ein, um ihm persönlich das Großkreuz des bayerischen Verdienstordens zu überreichen [1]. Im Juni 1829 suchte ihn nochmals Prinz Wilhelm von Preußen auf, diesmal mit seiner Braut, Prinzessin Auguste; im Juli 1831 der König von Württemberg.

Von den Berühmtheiten Deutschlands folgten die meisten dem Beispiele der Monarchen. Alles brachte dem Dichterkönig seine Huldigung dar. Da erschienen die beiden Humboldt, Savigny, Wolf, Klaproth, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, Tieck, Mendelssohn-Bartholdy, A. W. v. Schlegel, Grillparzer [2], Sartorius, Luden, Heine, der Ritter Lang, der Staatsrat

---

[1] Vgl. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller [3] 151 f.

[2] Den Zauber, den Goethe bei solchen Huldigungsbesuchen ausübte, hat Grillparzer sehr anschaulich skizziert. Er war, nach seiner Versicherung, „kein blinder Anbeter Göthe's, wie damals der Modeton ging“. Der Empfindungsmattigkeit, welche Goethe der damaligen Zeit mitteilte, schrieb er teilweise den Verfall der Poesie zu. Dennoch entschloß er sich im Herbst 1826 ihn zu besuchen: „Mir war, als ob schon sein bloßer Anblick hinreichend wäre, mir neuen Mut in die Seele zu gießen.“ Das erste Zusammentreffen befriedigte ihn nicht, das zweite gewann ihn für immer. „Als ich im Zimmer vorschritt, kam mir Göthe entgegen und war so liebenswürdig und warm, als er neulich steif und kalt gewesen war. Das Innerste meines Wesens begann sich zu regen. Als es aber zu Tisch ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in's Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe in mir zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus“ (Grillparzer,

Schultz, Graf Platen, Ringseis, Matthisson, die Bildhauer Tieck und Rauch, die Maler Stieler und Kügelgen, die Architekten Schinkel und Zahn und hundert andere. Aus Paris kamen Cousin, Ampère und Stapfer, aus Polen Mickiewicz und Odyniec, aus Großbritannien ganze Scharen von Touristen; auch Amerika lieferte sein Kontingent. Die Frankfurter hatten ihren berühmtesten Mitbürger zwar aus dem Bürgerbuch gestrichen, weil er

---

Sämmtliche Werke, 5. Ausg. [Cottasche Bibl. der Weltliteratur], XIX 121 ff 133 f 137 ff). Vgl. Grillparzers Brief an Katharina Fröhlich vom 5. Oktober 1826, in Goethe-Jahrbuch XIV 350. Vgl. auch A. Sauer, Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen II, Wien 1905, 309 f und ebd. I, Wien 1904, 279 den Bericht E. v. Bauernfelds und 218 f den von Heinrich Laube. — Weniger andächtig erzählt der bayerische Diplomat Ritter von Lang über seinen Besuch in Weimar im Jahre 1826: „Wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Göthe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb Eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndicus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir, wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, und brach dann in die Worte aus: ‚Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungsanstalt haben?'" (Memoiren des Karl Heinrich Ritters von Lang, Braunschweig 1842, II 342 ff.) — „Göthe's Auge", erzählt dagegen Heine, „blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend." „Um seinen Mund will man einen kalten Zug von Egoismus bemerkt haben; aber auch dieser Zug ist den ewigen Göttern eigen, und gar dem Vater der Götter, dem großen Jupiter, mit welchem ich Göthe schon oben verglichen. Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe, mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe daran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten." „Und Göthe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte — —" (H. Heine, Sämmtliche Werke III, Hamburg 1876, 158). So erzählt Heine selbst. Nach M. Nietzke (Heinrich Heine, Berlin 1895, 106) kann es „keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Besuch für Heine's Selbstgefühl und Eitelkeit eine tiefe Demüthigung bedeutete. Nachdem er zu seinem Verdruß vermuthlich auf eine Frage Goethe's nach seiner Wanderung erzählte, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten, richtete Goethe plötzlich die Frage an ihn: ‚Womit beschäftigen Sie sich jetzt?' Rasch antwortete der Dichter: ‚Mit einem Faust.' Goethe stutzte ein wenig und fragte in spitzigem Tone: ‚Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?' — Heine empfahl sich schnell". Vgl. v. Biedermann, Goethes Gespräche III² 136. — O. F. Walzel, Heine und Goethe, in Vossische Zeitung 1895, Nr 39 40, Sonntagsbeil. — G. Karpeles, Heinrich Heine, Leipzig 1899, 83. — Vgl. ebd. 84 die Tagebuchaufzeichnung von Dr Eduard Wedekind über den Gegensatz zwischen Goethes und Heines Faust.

der Steuern daselbst los sein wollte[1]; aber dafür bereiteten ihm anhängliche Freunde in der Vaterstadt die glänzendsten Ovationen. In Weimar selbst wurde er wie ein König geehrt und hochgehalten.

Die großartigste Feier ward ihm bei Anlaß seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums am 7. November 1825 zu teil. Der Herzog ehrte ihn mit seiner brüderlichen Umarmung, mit einem feierlichen Glückwunschschreiben und einer besonders für ihn geschlagenen Denkmünze. Die Stadt Weimar verlieh ihm und den Seinigen das Ehrenbürgerrecht auf ewige Zeiten. Die medizinische Fakultät zu Jena erteilte ihm den Doktorhut; die philosophische zum eigenen Doktorhut noch das Recht, zwei andere zu Doktoren zu ernennen; die juristische wußte nicht, daß er bloß Lizentiat der Rechte war, und unterließ deshalb die Beförderung; die theologische stiftete ihm eine Weihetafel mit der Anerkennung, daß er „als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert habe“[2].

Fünftes Kapitel.

Wilhelm Meisters Wanderjahre.

(1807—1828.)

Für etwa sieben Jahre, von 1812 bis 1819, darf der „Westöstliche Divan“ als Goethes poetische Hauptarbeit betrachtet werden. Dann zersplittert sich seine Tätigkeit als Dichter wie jene als Naturforscher, Ästhetiker, Literaturkritiker und Selbstbiograph wieder in kleinere Einzelheiten, die indes von der allgemeinen Grundrichtung seines Geistes zusammengehalten werden, bis sich endlich der Wunsch geltend macht, die schon lange geplante und begonnene Fortsetzung des „Wilhelm Meister“ durchzuführen, den noch immer fragmentarischen „Faust“ zu vollenden und durch eine Gesamtausgabe

---

[1] Goethe schreibt „im Vertrauen“ am 8. Juni 1822 an Friedrich v. Luck, daß er schon vor fünf Jahren sein „Vermögen aus Frankfurt gezogen und das Bürgerrecht aufgegeben habe, um die dortige Staatslast nicht mitzutragen“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXXVI 57). Vgl. R. Jung, Goethes Ausscheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande, in Goethe-Jahrbuch XIII (1892) 211—220. — Der Aufsatz „Goethe und Frankfurtmain“ (in Grenzboten, 60. Jahrg., III 457 ff) versucht aufs eingehendste die Berechtigung von Goethes „Vorurtheil“ gegen seine Vaterstadt nachzuweisen. — Dagegen sieht O. Heuer in seinem Vortrag „Goethe als Frankfurter Bürger“ (Referat in den Frankfurter Nachrichten 1901, Nr 290, S. 4) in Goethes Aufgabe des Bürgerrechts lediglich ein Ergebnis unglücklicher Umstände.

[2] Ausführliche Schilderung von Peucer an Böttiger vom 8. November 1825, in Goethe-Jahrbuch I (1880) 344—346. — Düntzer, Goethe's Leben[2] 637—639.

seiner Werke in 40 Bänden seiner Familie die Erbschaft seines ganzen literarischen Eigentums, dem deutschen Volke aber die volle Hinterlassenschaft seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu sichern. Diese drei großen Aufgaben sollte der in seinem sterblichen Leben so sehr begünstigte Greis noch sämtlich bei ungewöhnlicher Kraft, Geistesfrische und Rüstigkeit lösen, obgleich der Tod wiederholt in schweren Krankheitsanfällen bei ihm anpochte und das Geplante unmöglich zu machen drohte. Schon 1821 vollendete Goethe eine erste Ausgabe der „Wanderjahre", 1829 eine zweite; 1830 lag eine Gesamtausgabe seiner Werke vor, 1831 der zweite Teil des „Faust". Von seiner Selbstbiographie kam wenigstens noch ein vierter Teil heraus und brachte die Geschichte seiner Jugend zum Abschluß.

Was seine gesammelten Werke betrifft, so hat Goethe damit zuerst buchhändlerisch großes Mißgeschick erlebt, dann aber auch steigendes Glück. Die erste Sammlung von „Goethes Schriften" in drei Bänden veranstaltete nämlich 1775 und 1776 der Berliner Buchhändler Himburg: es war ein Nachdruck, der Goethe nichts einbrachte als eine rasche und weite Verbreitung seines Ruhmes. Schon 1777 erschien davon eine zweite Auflage, 1779 eine dritte, letztere um einen vierten Band vermehrt. Himburg drückte dem Dichter seinen Dank für das rentable Unternehmen durch eine Sendung von Berliner Porzellan aus, und der Dichter erwiderte die Sendung mit einem wohlverdienten Spottgedicht[1]. Im Jahre 1786 gab Goethe dann für ein Honorar von 2000 Talern seine Werke dem Buchhändler Göschen zu Leipzig in Verlag. Die Ausgabe wurde in den Jahren 1787 bis 1790 vollendet[2]. Seine „Neuen Schriften" verlegte er von 1792 bei Unger in Berlin: es erschienen bis 1800 sieben Bände. „Hermann und Dorothea" jedoch übergab er 1798 für sich an Vieweg, und ebenso 1802 „Was wir bringen", „Mahomet" und „Tancred" an Cotta in Stuttgart, mit welchem er durch Schillers „Horen" in nähere Beziehung getreten war. „Hermann und Dorothea" blieb bei Vieweg, „Rameau's Neffe" kam an Göschen, „Cellini" und „Winckelmann" dagegen an Cotta. Letzterer übernahm von 1806 an neben dem Druck einzelner neuer Schriften eine neue Ausgabe von Goethes Werken in 13 Bänden, 1815 eine abermals vermehrte in 20 Bänden,

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. V 1, 161.

[2] Goethe hatte viele Verdrießlichkeiten mit Göschen. Besonders war er über die geringere vierbändige Ausgabe seiner Werke ungehalten, welche der Verleger neben der achtbändigen veröffentlichte. Endlich verletzte es ihn sehr, daß Göschen den Verlag seiner „Metamorphose der Pflanzen" ablehnte (WA 4. Abt. IX 276; ebd. XVII 271). Vgl. Goethe-Jahrbuch II 395—408. — Worauf Göschen hauptsächlich spekulierte, sagt seine Bemerkung: „Ich wollte, ich könnte nach England. Dort wäre, glaub' ich, mehr mit Goethens Werken zu machen, weil Werther auch dort ein gewaltiges Fieber der Empfindsamkeit erregt hat" (Goethe-Jahrbuch II 396).

welche 1819 abgeschlossen wurde. Goethe zeigte sich bei diesen buchhändlerischen Geschäften als ein sehr genauer, sehr auf seinen Vorteil bedachter und, wie Cotta einmal bitter klagt, selbst durch Mißtrauen kränkender Rechner [1].

„Es ist", schreibt Schiller an Cotta, „um es gerade heraus zu sagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Werth ganz kennt, und sich selbst hoch taxirt und auf das Glück des Buchhandels, davon er überhaupt nur eine vage Idee hat, keine Rücksicht nimmt. Es ist kein Buchhändler mit ihm in Verbindung geblieben. Er war noch mit keinem zufrieden und mancher mochte auch mit ihm nicht zufrieden sein. Liberalität gegen seine Verleger ist seine Sache nicht." [2]

Als die Buchhandlung Schubert und Niemeyer in Hamburg durch eine schöne und wohlfeile Ausgabe, welche „des Hochgefeierten Werke auch minder Begüterten zugänglich machen" sollte, sowohl den Gewinn des Verlegers wie des Dichters aufs neue zu beeinträchtigen drohte [3], kam Goethe nunmehr beim deutschen Bundestag um ein schützendes Privilegium ein und setzte alles in Bewegung, um dasselbe zu erlangen. Am 24. März 1825 gelangte sein Gesuch in Frankfurt zur Besprechung; es dauerte aber fast ein ganzes Jahr, bis er das Privilegium erhielt [4]. Unterdessen meldeten sich mehrere

---

[1] W. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Stuttgart 1876, 582 ff.

[2] Jonas, Schillers Briefe VI 387. — „Von seinem Benehmen mit seinen Verlegern", schreibt Humboldt an Schiller am 25. August 1795, „das hier durchaus hart und unbillig genannt wird, höre ich sehr viel sprechen" (Schiller-Humboldt-Briefwechsel [3] 98).

[3] Noch 1807 schrieb Cotta über einen hämischen Rezensenten von Goethes Werken in der Haller Zeitung: „Der Mensch hat mich zittern gemacht für das künftige Gedeihen meines Verlags" (Goethe-Jahrbuch VI 109).

[4] Vgl. K. Th. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, 315—348. (Preußens Privilegium für Goethes Werke, seine Geschichte und seine Korrespondenz.) Zu Burkhardt, Die Privilegierung der Werke Goethe's, in Grenzboten, 31. Jahrg. (1872) I 161—170, sagt Gaedertz a. a. O. 316: „Wenn derselbe meint, einen wesentlichen Teil der betreffenden ungedruckten Korrespondenz zu beherrschen, so erschloß sich ihm doch ein außerordentlich wichtiger Teil nicht, welcher urkundlich feststellt: nicht eigentlich Oesterreich, wie allgemein geglaubt wird, das vielmehr anfangs verheißene Hilfe versagte und Widerspruch erhob, sondern einzig Preußen hat den gesetzlichen Schutz der Werke Goethes gegen Nachdruck in Gang gebracht, sogar in Wien befürwortet und zu einem den Dichter hochbefriedigenden über alle Erwartung erfreulichen Ziele geführt." — Düntzer (Bei Goethe zu Gast, in Allg. Ztg 1900, Beil. Nr 194) macht darauf aufmerksam, daß Gaedertz „übersehen, daß des Pudels Kern eigentlich darin steckte, daß der Bundestag als solcher das Verbot des Nachdruckes gar nicht aussprechen konnte, sondern deshalb alle einzelnen Bundesstaaten für sich um Gewährung des Privilegiums angegangen werden mußten, was den Dichter nötigte, an Alle Bittgesuche zu richten, und nach Gewährung derselben auch so viele Dankbriefe,

Buchhändler. Brockhaus in Leipzig bot 50 000 Taler, Brönner in Frankfurt 80 000, Cotta von vornherein 10 000 mehr als jeder andere Buchhändler. Da Goethes Sohn August aber wenigstens 100 000 haben wollte, zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Unter Vermittlung Sulpiz Boisserées, der in Cottas Namen für die 20 000 Exemplare der Taschenausgabe 60 000 Taler bot und für weitere 20 000 einer Oktavausgabe abermals so viel in Aussicht stellte, erhielt Cotta den Verlag, und der Kontrakt kam am 30. Januar 1826 zum Abschluß[1]. Infolge desselben bezog

Goethe (von 1795 bis 1832) . .	233 969 fl. 21 kr.	= 401 090,30 *M.*
seine Erben (bis 1865)	270 973 fl. 53 kr.	= 464 464,95 *M.*
für 70 Jahre total	504 943 fl. 14 kr.	= 865 555,25 *M*[2].

Unter dem Neuen, was diese letzte Ausgabe eigener Hand brachte, sind „Wilhelm Meisters Wanderjahre" das Wichtigste. Dieser Roman ist neben dem zweiten Teil des „Faust" dasjenige größere Werk Goethes, das am meisten vom Publikum mißverstanden und auch am meisten getadelt worden ist. Die Mängel desselben erklären sich aber sehr leicht, wenn man bedenkt, daß ein Greis von mehr als 75 Jahren es geschrieben. In so hohem Alter wechselt ein Mensch seine Ansichten selten mehr; noch seltener aber besitzt er jene Fülle dichterischer Gestaltungskraft, welche ein größerer Roman erheischt.

Wie ein wahrhaft vollendetes Epos, läßt auch ein durchaus tüchtiger Roman keine Fortsetzung zu. Einheit und Abgeschlossenheit der Handlung gehören hier zu den Grundbedingungen des Kunstwerks. „Werther" und noch mehr die „Wahlverwandtschaften" haben diese Vollendung, „Wilhelm Meisters Lehrjahre" dagegen besitzen sie nicht. In der unbegrenzten Eindrucksfähigkeit und Bildsamkeit des Helden ist die Möglichkeit von zehn Fortsetzungen gegeben. Er hat keinen Charakter und kann sich deshalb ewig weiterbilden, bis es dem Dichter beliebt, der Sache durch einen natürlichen oder gewaltsamen Tod ein Ende zu machen. Schiller fühlte das und fragte an, wo eigentlich die Lehrjahre zu Ende wären. Goethe wußte es selbst

---

was ihm denn manche saure Mühe machte". Vgl. Goethes Tagebuch von Ende 1824 bis zum 12. März 1826 in Goethes Werken, WA 3. Abt. IX 290 ff und die Eingabe Goethes an den Bundestag ebd. 4. Abt. XXXIX 82—85.

[1] Sulpiz Boisserée I 463 ff; II 881 ff.

[2] Nach Böhlaus Angabe im Leipziger Börsenblatt für Buchhändler, in Allg. Ztg 1880, Nr 347. Vgl. auch Cottas Jubiläumskatalog 1909, dessen Angaben sich mit den obigen im wesentlichen decken. — Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XL 391 (Lesarten), wo mitgeteilt wird, daß am 25. Oktober 1825 „das Bureau des Correspondenzblattes für Kaufleute zu Gotha" 200 000 Tlr „für das an eine zu diesem Zweck zu bildende Actiengesellschaft zu verkaufende Verlagsrecht geboten".

nicht und kam durch die Frage auf den Gedanken, den Roman weiter zu spinnen. Er legte nun in den Schluß der Lehrjahre selbst die Keime zu einer neuen Verwicklung. Die Freimaurergesellschaft des geheimnisvollen Turmes sollte sich über die ganze Erde ausbreiten und zum Weltbunde werden. Deshalb war Jarno für Nordamerika, der Abbé für Rußland, Wilhelm aber für Italien bestimmt[1]. Der Bildungsprozeß der einzelnen soll sich zum Weltbildungsprozeß erweitern. Der Gedanke ist durchaus großartig, poetisch, Goethes würdig. Es ist einer der Grundgedanken der Loge — und diese hat ihn keineswegs erfunden; denn es ist lediglich ein Nachbild von der Kulturaufgabe der katholischen Kirche, ihr entlehnt und aus ihrer naturgemäßen hierarchischen Sphäre auf eine durch die Revolution atomisierte, von Gott und der göttlichen Ordnung abgetrennte Laiengesellschaft angewandt. Dem Greis kann man es nicht verargen, daß er noch von einer solchen unsichtbaren Laienkirche träumt, nachdem er die Idee davon 50 Jahre mit sich getragen.

Eine Idee ist aber noch kein Werk, kein Roman. Goethe hat das oft genug erfahren. Bei seiner bunten Vielgeschäftigkeit kam er selten so rasch wie Schiller dazu, seinen poetischen Gedanken Form zu geben. Schiller starb und mit ihm die Kraft entschiedenen Willensentschlusses, die selbst Goethes Produktion zeitweilig geleitet und gehoben hatte. Der Dichter des „Götz" und „Werther" ging auf in Optik und Morphologie. Endlich wuchs unter den Novellen eines zweiten kleinen Decamerone, die er spielend hinwerfen wollte, eine zum selbständigen Roman aus, die „Wahlverwandtschaften".

Die übrigen, teils entworfenen, teils erst geplanten kleinen Erzählungen boten, obwohl schon im Mai 1807 mit „Wilhelm Meister" verknüpft, kein erquickliches Ganzes mehr. Dann trat der „Divan" dazwischen und lenkte des Dichters Interesse ab. Alle schon druckfertigen Novellen: „Die Flucht nach Aegypten", „Die pilgernde Thörin", „Das nußbraune Mädchen", „Die neue Melusine" und der „Mann von fünfzig Jahren", wurden nebst einem ganz unbestimmten Anfang der „Wanderjahre" in den Jahren 1808, 1809, 1815, 1816—1818 im Taschenbuch für Damen veröffentlicht. Was aus den „Wanderjahren" werden sollte, wußte Goethe selbst nicht. Durch Heinrich Meyer, der 1817 die Schweiz besuchte, zog er Nachrichten über die Verhältnisse der Baumwollspinner ein; auch interessierte er sich sehr für die Auswanderung nach Amerika, die damals einigen Aufschwung nahm. Im Jahre 1820 schrieb er dann das Geschichtchen: „Wo steckt der Verräther?" und setzte „Das nußbraune Mädchen" fort.

„Ich nahm das Manuscript vor", so erzählt er über das Entstehen des Romans[2], „aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIII 1, 235 ff. [2] Ebd. 1. Abt. XXXVI 187 f.

bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermuthigte zur Ausführung."

Der Druck begann im Januar 1821 und war im Mai schon vollendet. Goethe hatte selbst das Gefühl, daß er dem Publikum ungemünztes Metall und verschwommene Gedanken vorlege, daß der geplante Roman eigentlich nicht geraten sei. Er war auch offen genug, es zu sagen, und setzte dem Ganzen die Verse vor:

„Und so heb' ich alte Schätze,
Wunderlichst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen;
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!

„Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin;
Will man mich im Ganzen fragen
Sag' ich: ja so ist mein Sinn;
Ist ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängstet, bald ergetzt,
Und in so viel tausend Zeilen
Wieder sich in's Gleiche setzt." [1]

Vereinzelten Lesern entging die Schwäche dieser poetischen Entschuldigung wie des ganzen Romans nicht.

„Man lasse sich aber nicht betrügen", so ließ sich einer derselben vernehmen [2]. „Alte Schätze sind es nicht, die hier feilgeboten werden, sondern alter Schutt ist es, den er aus Cotta's Taschenkalender zusammengetragen hat, um wo möglich auf einmal in Bausch und Bogen los zu werden, was einzeln niemand kaufen wollte. Wir sehn hier weiter nichts, als eine gemeine Finanzspekulation; längst gedruckte, höchst mittelmäßige und triviale Produktionen — die Flucht nach Aegypten, das nussbraune Mädchen, der Mann von fünfzig Jahren, und mehrere ähnliche Sächelchen — sollten unter einem trüglichen Aushängeschild aufs neue in Kurs gesetzt werden. An mehr als einem Orte gesteht der Verfasser sehr naiv, ,dass er seine alten

[1] Ebd. 1. Abt. V 1, 26 f.

[2] Friedrich Glover, Göthe als Mensch und Schriftsteller [2], Halberstadt 1824, 175 ff. Der Verfasser, welcher mit seinem wirklichen Namen Johann Heinrich Köchy hieß, gilt als der schonungsloseste Gegner Goethes. Die hier zitierte Stelle charakterisiert zugleich Köchys Buch selbst.

Schätze zu einem geordneten Ganzen zu verarbeiten nicht vermögend sei'; und dennoch fordert er nicht nur in der vorhin angezogenen Strophe, sondern auch in mehreren sogenannten ‚Zwischenreden' den Leser auf, sich nach seiner eigenen Dichtergabe das Ganze selbst auszubilden. Bequemer hat es sich noch nie ein Schriftsteller gemacht; den Leser, welcher berechtigt ist, ein poetisches Kunstwerk zu erwarten, will er zu seinem Handlanger machen. Was er aber selbst nicht vermochte, das wird schwerlich auch irgend einer seiner Leser vermögen. Denn wie wär' es wohl möglich, aus den ganz heterogenen Materialien der Wanderjahre eine zusammenhängende Dichtung zu schaffen, die nur einigermaßen die Ansprüche befriedigte, welche die Poetik an jede Produktion, als ein in sich abgeschlossenes Ganze, zu machen hat. Schon der Anfang der Wanderjahre, die Flucht nach Aegypten, hat keinen Zusammenhang mit dem Schlusse von Wilhelm Meister's Lehrjahren. Während man in den Lehrjahren gar nicht erfährt, ob der Held der Geschichte jemals reisen werde, findet man ihn im ersten Kapitel der Wanderjahre schon wirklich auf der Reise. Ebensowenig hat das nußbraune Mädchen einen Zusammenhang mit dem Gang des Romans; und dasselbe gilt nicht nur von dem darauf folgenden Fragmente der Mann von fünfzig Jahren, sondern auch von allen übrigen Märchen, aus welchen das Opus konfarzinirt ist.

„Das Merkwürdigste im Buche ist eine Philosophie über Pädagogik, Religion und Kunst. Sie setzt das Höchste der menschlichen Bildung in das ‚Beschränken auf ein Handwerk'; gründet die Erklärung des Mysteriums der Dreieinigkeit auf die vier Ehrfurchten vor uns selbst, und dem was unter uns, über uns und uns gleich ist; beleuchtet das Wesen der schönen Künste meist nur von der Seite des Technischen und Mechanischen, und erklärt dramatische Poesie für absolut unwerth. Wer Lust hat, diesen Unsinn näher kennen zu lernen, der nehme das Opus zur Hand."

Solche Urteile kennzeichnen sich schon durch ihren polemischen Ton als einseitig und übertrieben. Aber selbst Freunde Goethes und anerkannte Literaturgrößen stellten mit einer gewissen Wehmut an Hand der „Wanderjahre" ein Abnehmen der geistigen Frische beim alternden Dichter fest. Wilhelm Grimm schrieb am 15. Oktober 1821 an Bang: Es „scheint ihn eine gewisse Alterskritelei zu beschleichen und daß er dabei dem Publicum allerlei zumuthet, kann man aus den neuen Wanderjahren sehen. Das seltsame Erziehungswesen, der Bildungsbund, die drei Ehrfurchten begreift kein ordentlicher Mensch und so reizend die einzelnen Erzählungen, so unbedeutend das, was den eigentlichen Inhalt ausmachen soll"[1].

---

[1] E. Stengel, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, 2. Ausg., Marburg 1895, I 74.

Gleichzeitig mit Goethes „Wanderjahren“ erschien zu Quedlinburg anonym ein Werk mit dem gleichen Titel: „Wilhelm Meisters Wanderjahre“. Es war der protestantische Prediger Friedrich Wilhelm Pustkuchen-Glanzow, der sich diesen Spaß erlaubte. Wie Goethes Verteidiger, Professor Schütz in Halle, sagt, „hat er Titel und Inhalt, ja sogar den Stil dieses Romans, für seine Dichtung (auf eine unläugbar geniale Weise) nur ergriffen, um in ihr nicht bloß über den ‚Wilhelm Meister‘, sondern über die Poesie Göthe's überhaupt den Stab der Kritik zu brechen, und in einer in Kunst und Wissenschaft nicht minder als in politischer Beziehung revolutionären Zeit die Fackel der Empörung wider den größten unserer vaterländischen Dichter, der seit einem halben Jahrhundert der Stolz seiner Nation ist, zu schwingen“ [1].

Schütz schrieb gegen Pustkuchen ein ganzes Buch von 460 Seiten, breitspurig, ungenießbar über die Maßen. Mit überschwenglicher Begeisterung trat auch Varnhagen von Ense für Goethe in die Schranken, spürte in literarischen Briefen den Geheimnissen der Goetheschen „Wanderjahre“ nach und erklärte zum Schluß: „Das Werk ist in die Nation gelegt, und wir Alle haben an ihm durch Gedanken, Empfindung, Weiterbildung und Verständnis zu arbeiten und zu genießen.“ [2] Der Philosophieprofessor Dr Kayßler in Breslau stellte in hochtrabender Lobpreisung die pädagogischen Anschauungen Goethes denjenigen Platons zur Seite [3], und der Chorherr und Gymnasialprofessor J. St. Zauper zu Pilsen tröstete sich über das kaleidoskopische Durcheinander des Romans mit dem salbungsvollen Spruch: „Hat doch das menschliche Leben, jene wirkliche Wanderschaft, ebenso wenig Zusammenhang, und es sieht damit recht kunterbunt aus; der besonnene, erfahrene Geist bringt erst eine Bindung in die losen, wechselnden Gestalten.“ [4]

Goethe, ein viel einsichtigerer Kopf als seine chauvinistischen und pedantischen Verehrer, ließ sich von ihren wohlfeilen Lobsprüchen nicht betören. Spottete er auch über den „Püstrich“ Pustkuchen und seine andern Gegner, so gab er ihnen doch im Grunde recht. Er sah es selbst ein: der Roman mußte umgearbeitet werden, wenn er der Kritik die Stirne bieten sollte.

Nachdem der greise Dichter 1826 die „Helena“ vollendet hatte, ließ er das Gedruckte in einzelnen Abteilungen neu abschreiben und blaues Papier in die Lücken legen, die neugearbeitet werden sollten, um aus den unzusammenhängenden Erzählungen wo möglich diesmal ein organisches Ganzes zu gestalten [5]. Viel versprach dieses mechanische Verfahren nicht. Am Ende des

---

[1] [Fr. Karl Julius] Schütz, Göthe und Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meister's und ihre Verfasser, Halle 1828.

[2] Ebd. 251. [3] Ebd. 312. [4] Ebd. 360.

[5] Eckermann, Gespräche [6] 159 161 168.

Jahres arbeitete er ein früher projektiertes Gedicht zur Erzählung um: Die Novelle vom Kinde und Löwen. Sie paßte indes nicht zum andern und fand keine Aufnahme. Erst Anfang 1827 kam er an den neuen Rahmen, welcher die nun schon zweimal gedruckten Novellen zu einem Roman verbinden sollte. Doch das auf zwei Bände berechnete Material schwoll auf drei an. Auf Weihnachten 1828 sollte das ganze Werk gedruckt sein, und am 11. September noch klagt Eckermann:

„Das Manuscript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollen. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Uebergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, daß es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente, von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch sehr viel nachzuhelfen, um das bedeutende Buch zugleich annehmlich und anmuthig zu machen.“ [1]

Während des Druckes stellte sich heraus, daß sich Goethe wegen der großen Schrift des Abschreibers in der Bogenzahl verrechnet hatte und daß der zweite Band zu schmächtig werden würde. In dieser neuen Not griff der Dichter zu einem andern Paket alter Schriften und ließ daraus von Eckermann ein paar Bogen Füllsel zusammenstellen [2]. Die Hälfte davon ward noch im zweiten Band untergebracht mit dem Titel: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“, die andere Hälfte ward dem dritten Band angehängt: „Aus Makariens Archiv“. So fehlte dem Werke die Einheit [3].

Bei einer solchen Entstehungsgeschichte verlohnt es sich nicht, alles zu verzeichnen, was die Kritik, die zeitgenössische wie die spätere, über den Roman gesagt hat. Selbst die Verehrer Goethes wurden jetzt etwas kleinlaut. Erst nach Jahrzehnten erhielten auch die „Wanderjahre“ ihren Glorienschein. Ihre vorzüglichsten Lobredner wurden Karl Rosenkranz [4], Karl Grün [5], Ferdinand Gregorovius [6] und Alexander Jung. Letzterer hat ein umfangreiches Buch darüber geschrieben [7]; nach ihm sind „Göthe's Wanderjahre in der

---

[1] Eckermann, Gespräche [3] 220. [2] Ebd. 396—398.

[3] „Es ist wohl keine Frage“, sagt Goethe selbst, „daß man das Werk noch reicher ausstatten, lakonisch behandelte Stellen ausführlicher hätte hervorheben können, allein man muß zu endigen wissen; ja dießmal hat mich der Setzer genöthigt abzuschließen“ (WA 4. Abt. XLVI 66).

[4] K. Rosenkranz, Göthe und seine Werke [2], Königsberg 1856, 387 ff. Vgl. 352 ff 398 ff.

[5] K. Grün, Ueber Göthe vom menschlichen Standpunkte, Darmstadt 1846, 270 ff.

[6] F. Gregorovius, Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen, Königsberg 1849.

[7] A. Jung, Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts, Mainz 1854.

Reihe aller Göthe'schen Bücher das prophetische Buch, das eigentliche Buch der Zukunft" — wir können hinzufügen — eine Art Apokalypse der Freimaurerei, worüber denn die „Br." selbst sich ihr Urteil bilden mögen. Für christliche Leser kann ein solches Werk natürlich nicht die Würde eines heiligen Buches beanspruchen. Die einzelnen Fragmente aber sind auch als Bruchstücke von höchst verschiedenem Wert, vor allem die Erzählungen, welche Goethe selbst mit Blumen vergleicht, die durch „Binsen" zum Kranz oder Strauß gewunden werden sollen[1].

1. Die erste Erzählung, mit welcher der Roman beginnt, hat einen ungemein frommen, ja fast katholischen Anhauch. Schon die Titel erinnern an verehrungswürdige Geheimnisse, liebliche Legenden, erhebende Volksandacht: „Die Flucht nach Ägypten" — „Sanct Joseph der Zweite" — „Die Heimsuchung" — „Der Lilienstängel"[2]. So lauten die Titel. An einer Reihe religiöser Stiche hat Goethe das Leben des heiligen Patriarchen studiert[3]. Die Kompositionen gefielen ihm. Es gab ein paar artige Stilübungen. Selbst der ernste Offenbarungsgehalt, den die Legende so anmutig umkleidete, schreckte den alten Heiden nicht ab. Er hatte gelernt, das Christentum nicht kämpfend, sondern tändelnd, spielend zurückzuweisen. Aus Sankt Joseph macht er einen verliebten jungen Zimmermann, aus der Madonna eine eben niedergekommene schöne junge Witwe, aus der Flucht nach Ägypten eine artige Liebesgeschichte, und aus dem „Lilienstängel" den schönen, in weiße Linnen gewickelten Knaben, dessen Pflegevaterschaft „Sanct Joseph der Zweite" übernimmt. So ist der Leser und die Leserin aus der katholischen Atmosphäre glatt und unmerklich in den Kreis versetzt, in welchem der Dichter ihn haben will — in den Ideenkreis Wilhelm Meisters — der, als er jung war, die Liebesgeschichten selbst erlebte, jetzt als „Pflegevater" sie sich erzählen läßt[4].

---

[1] Vgl. über die „Wanderjahre" das Urteil Wilhelm Grimms im Briefe an Arnim bei R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm 496. — Vgl. auch Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes. Herausgeg. von L. Geiger 22 f. — J. v. Eichendorff, Der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum[2], Paderborn 1866, 184—188. — L. Geiger, Goethe. Sein Leben und Schaffen 387—395. — W. Creizenach in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XIX v—xxxii. — Über das ganze Werk vgl. O. Fleischhauer, Goethes Wilhelm Meister, in Grenzboten, 70. Jahrg. (1911) IV 270—277. Vgl. endlich Eugen Wolff, Die ursprüngliche Gestalt von Wilhelm Meisters Wanderjahren, in Goethe-Jahrbuch XXXIV (1913) 162—192.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 3—36.

[3] An Bourbons „Flucht nach Ägypten". Kunst und Alterthum II 1, 157—162. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XLIX 1, 156—160.

[4] Chorherr Zauper war naiv genug, zu sagen: „In den ‚Wanderjahren' bilden die Flucht nach Aegypten, die Heimsuchung und der Lilienstengel ein herrliches Idyll,

2. „Die pilgernde Thörin.“ [1] Da sind wir denn gleich in der gesellschaftlichen Welt, in welcher die „Lehrjahre“ entstanden, im französischen Salon vor der Revolution, wo man sich am liebsten mit anrüchigen Histörchen unterhielt. „Eine schöne Unbekannte“ begegnet dem älteren Herrn von Revanne im Walde und wird von ihm auf sein Schloß genommen. Sie scheint närrisch, ist aber die interessanteste Person von der Welt. Vater und Sohn verlieben sich in sie. Sie wagt nicht selbst zu entscheiden, stellt sich beim Vater, als ob sie bereits durch seinen Sohn Mutter geworden, während der Sohn sie jetzt für des Vaters Maitresse hält; sie aber flieht, nachdem sie mit einem Mädchen niedergekommen. Die Anekdote zirkulierte schon 1789 zu Weimar, in Leuchsenrings Cahiers de lecture. Goethe hat sie mit einigen unerheblichen Abänderungen bloß übersetzt, ohne indes irgendwie anzudeuten, daß sie nicht seine Erfindung ist [2].

3. „Wer ist der Verräther?“ [3] Eine erträglich harmlose Liebesgeschichte, spannend erzählt, voll Leben und von feiner künstlerischer Vollendung. Durch einen Monolog Lucidors, den Julie belauscht, erfährt sie, die ihm zugedachte Braut, daß er nicht sie, sondern ihre Schwester Lucinde liebt, und diese ist artig genug, die von ihm gewünschte Verbindung selbst einfädeln zu helfen.

4. „Das nußbraune Mädchen“ [4] ist von Goethe selbst erfunden, ein Versuch, in den bis dahin zerfahrenen Roman etwas Spannung zu bringen. Die Heldin ist die „Tochter des liederlichen Pachters, eine wilde Hummel von Brunette, die Nachodine hieß und die wer weiß wohin gerathen ist“. Das ist ihre Einführung in den Roman. Wilhelm Meister interessiert sich sofort für die wilde Hummel und übernimmt es, ihr nachzuspüren.

5. „Der Mann von funfzig Jahren“ [5], nach einem einaktigen Lustspiel, „Der Mann von vierzig Jahren“, das Kotzebue 1795 aus dem Französischen bearbeitet hatte. Kern und Hauptelemente sind also geliehen. Zu den Künsten, ewig jung zu bleiben: gleichförmige Lebensart, Zufriedenheit und Mäßigkeit, fügt Goethe aber noch die Geheimnisse der Toilette und die „Liebe“. So zieht denn die allerliebste Hilarie anfänglich den 50jährigen

---

das zarter kaum sich denken läßt und unschuldiger“ (Schütz a. a. O. 362). Für ein innig gläubiges Gemüt ist diese Mißhandlung der evangelischen Tatsachen aufs tiefste verletzend.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 72—92.

[2] Cahiers de lecture 1789 I 121. Das eingefügte Gedicht ist die Übersetzung eines französischen Volksliedes. Vgl. Recueil des plus jolies chansons de ce temps, Paris 1764. Abgedruckt in dem „Büchlein von Göthe“ (Weimar 1853, 100 ff), „um Göthe's Talent der Behandlung fremder Stoffe, wenn er sie zu seinem Eigenthum machen wollte, in's hellste Licht zu stellen“.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 127 ff.

[4] Ebd. 196 ff. [5] Ebd. 260 ff.

Major dessen Sohn vor, während dieser mit einer „schönen Wittwe" entschädigt wird. Der Dichter zählte 54 Jahre, als er den Plan zuerst genauer durchdachte; er hätte auch noch einen „Mann von siebenzig Jahren" schreiben können.

6. „Die neue Melusine" [1] — ein Märchen, das Goethe schon 1771 der Friederike in Sesenheim erzählt haben will. Er besprach es später wiederholt mit Schiller; doch reichte der vereinte Sonnenglanz der Ästhetik beider Dichter nicht hin, das „undenische Pygmäenweibchen" aus seinem Zauberkasten hervorzulocken. Erst 1816—1818 wurde es endlich in Cottas Damenkalender ausgestellt — glatt, fein, elfenhaft, zierlich, aber ebenso leicht, locker, lüstern, ganz ohne jenen tiefernsten Gehalt, der Clemens Brentanos viel reichere und poesievollere Märchenwelt geistig beseelt und erhebt.

7. „Die gefährliche Wette." [2] Eine burschikose Anekdote. Ein Student wettet, einen vornehmen, martialisch aussehenden Herrn an der Nase zu nehmen. Er gewinnt die Wette, indem er sich für einen Barbier ausgibt. Der Herr kommt dank der Schwatzhaftigkeit eines Studentenliebchens hinter den tollen Streich und fängt einen Krawall an, bei dem der Student nur mit Mühe einem gewaltsamen Tode entrinnt; der Herr wird über die angetane Unbill gemütskrank, und sein Sohn versetzt dem Täter im Duell eine ihn fürs ganze Leben entstellende Gesichtswunde.

8. „Nicht zu weit!" [3] Eine nicht viel gehaltvollere Anekdote, aber mit etwas Liebe gespickt. Herr Odoardo hat auf den Geburtstag seiner Frau die Kinderchen zu einer häuslichen Abendfeier eingeübt, und das herrlichste Festmahl steht bereit. Aber sie kommt nicht; sie kurzweilt sich bei andern auf einem ländlichen Feste. Dem Mann wird das Warten lästig. Er läßt sich in ein Hotel fahren und trifft da die Haupttänzerin des ländlichen Festes, die, auf der Rückkehr verunglückt, eine Verletzung davongetragen. Unterdessen kommt die Frau heim und findet sich namenlos unglücklich — und der Mann ist auch nicht glücklich.

Tausend deutsche Novellen sind seither geschrieben worden — dem Inhalt nach ebenso viel- oder nichtssagend wie diese acht, Hunderte, die sie in der Kunst des Erzählens und in manchen Vorzügen der Darstellung erreichen, viele, die sie an geistigem Gehalt übertreffen. Auch die Feinheit der Form und der Sprache ist von neueren Novellisten wie Stifter, Heyse, Auerbach, Riehl, Keller, Federer völlig erreicht.

Psychologisch höchst unwahrscheinlich ist die Fiktion, durch welche Goethe die acht Erzählungen mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren" und dann unter sich zu verkitten gesucht hat. Nachdem die vier Hauptpaare, Wilhelm und Natalie, Lothario und Therese, Friedrich und Philine, Jarno und Lydie,

[1] Ebd. XXV 1, 131 ff. [2] Ebd. 169—177. [3] Ebd. 193—208.

nach so vielen Abenteuern einander endlich gefunden haben, da ist als Fortsetzung und zweiter Roman höchstens ein Ehestands- oder Ehebruchsroman möglich, der letztere nach dem Vorleben der ganzen Sippe sehr wahrscheinlich. Niemand aber kann erwarten, daß die vier Paare, noch ehe sie sich häuslich eingerichtet, auseinander gehen, wandern, sich jetzt durch förmliche Wanderschaft bilden wollen und zu diesem Behuf ein Gelübde tun, nicht über drei Tage und Nächte unter demselben Dache zuzubringen. Das übersteigt die Wahrscheinlichkeit, deren auch ein Roman bedarf, um nicht zum interesselosen Phantasiespiel zu werden.

Die Fiktion ist so unhaltbar, daß der Dichter sich selbst genötigt fühlte, davon abzugehen. Das Gelübde wird ebenso willkürlich gebrochen, als es gemacht ist. Eine wahre Spannung aber wird damit nicht erreicht. Jeder sieht bald den technischen Apparat, mit welchem Stück um Stück die acht Geschichten in die Wanderschaft hineingetrieben werden[1]. Die vier Paare wandern nicht, um sich zu bilden oder etwas Neues zu erleben, sondern bloß um sich die acht Geschichten aus Cottas Damenkalender erzählen zu lassen.

Nur eine Person ist noch da, an welche sich eine wirkliche Weiterentwicklung anhängen ließ: Wilhelms unehelicher Sprößling, der vorwitzige und naseweise Knabe Felix. Dieser soll gebildet, erzogen werden. Es ist hiermit Stoff zu einem zweiten Bildungsroman gegeben. Doch der Dichter gerät hierdurch mit sich selbst in Widerspruch. Denn er setzt der Bildung durch das ungebundenste Leben, wie sie in den „Lehrjahren" gefeiert wird, hier in den „Wanderjahren" eine Art Polizei- und Kasernenerziehung entgegen. Inhaltlich gehören diese Partien noch zu den interessantesten des Romans. Es werden hier wenigstens noch Ideen ausgesprochen. Sind dieselben auch

---

[1] Den Höhepunkt der technischen Geschäftsprosa in der Zusammenleimung des Romans bildet die Zwischenrede (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 380), wo hinter dem „Mann von funfzig Jahren" und hinter den Wanderern das Personal der Cottaschen Buchdruckerei aufmarschiert und der Dichter erklärt, daß das Manuskript für den Band nicht ausreiche: „Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten. Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Capiteln genügen um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen. Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhältnisse unserer alten Freunde bedeutend steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind der Art, daß zu hoffen steht es werde allen und jeden, wenn sie sich in's Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir also zunächst, einen nach dem andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden."

meist utopisch und nicht in den Roman organisch eingewoben, so sind es doch immerhin Ideen, die zu Widerspruch oder Nachdenken anregen. Man lernt da die wunderlichen Träumereien kennen, mit welchen der greise Goethe sich für den Mangel einer religiösen, politischen, wissenschaftlichen und sozialen Weltanschauung zu trösten suchte.

Es ist öfters von Schwankungen in Goethes religiösen Ansichten gesprochen worden[1]. Das ist nur dann richtig, wenn man darunter verschiedene Eindrücke und momentane Stimmungen versteht[2]. Nachdem er in früher Jugend den Glauben an ein positives Christentum verloren, hat er sich nie mehr einer verbindlichen Autorität, weder der Bibel, noch der Tradition, noch der Kirche unterworfen; er bekannte sich bald offen und herausfordernd, bald leiser und die christlichen Bekenntnisse ironisierend zum Heidentum. Daneben laufen aber in allen Perioden seines Lebens freundliche Aussprüche über das Christentum, sogar über die katholische Kirche. Er behielt sich jedoch völlig freie Hand, alles zu loben, alles zu tadeln, gegen alles zu protestieren und namentlich — mit allem zu spielen.

Das geschieht denn auch wieder in der „pädagogischen Provinz“[3], in welcher der junge Felix untergebracht wird, um eine systematische Bildung zu erhalten. Das Land ist nicht näher bezeichnet. Genug, es ist ein ganzes Ländchen lediglich pädagogischen Zwecken gewidmet, unter Leitung eines Triumvirats, welches eine zahlreiche, hierarchisch geordnete Schulmeisterschaft und durch diese die Jugend beherrscht. Alles ist geheimnisvoll, logenartig — eine Brüderschaft ohne Namen und gewohnte Titel. Die Pädagogik gründet auf einem System, das Religion genannt wird, aber die völlige Negation jeder positiven Religion darstellt. Die Quintessenz bleibt die Lehre von den vier Ehrfurchten: vor dem, was über uns ist — vor dem, was uns gleich ist — vor dem, was unter uns steht. Jede dieser Ehrfurchten bezeichnet ein besonderes Stadium der Bildung, zu dem die Jugend nur stufenweise geführt wird. Durch die drei unteren Stufen gelangt man zur höheren und höchsten: der Ehrfurcht vor sich selbst — diese ist „eigentlich die wahre Religion“. Von den drei unteren Stufen hat jede ihren Tempel; die eigentliche, wahre Religion braucht keinen Tempel mehr. An seine Stelle tritt — die Loge.

---

[1] Vgl. H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur, Leipzig 1841, 258 ff.

[2] „Freilich änderte sich zuweilen seine Stimmung, wie bald die eine bald die andere Seite des Christenthums ihm entgegentrat. In den zwanzig Jahren (1785 bis 1805) überwog die Abneigung: hatte er das Christenthum zuletzt doch in dem Zerrbild des römischen Pfaffenthums gesehen! Aber vorher und nachher ist sein Urtheil ganz anders“ (Julian Schmidt, Goethe's Stellung zum Christenthum, in Goethe-Jahrbuch II 58).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 231 ff.

Die israelitische Religion — d. h. das Alte Testament — zählt Goethe hier ausdrücklich unter die heidnischen[1]. Von dem Alten Testament sagt er:

„Ein Hauptvortheil ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen.“[2]

Heidentum und Judentum verkörpern nach ihm die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist; deshalb vereinigen sich in dem Tempel der Anfänger die Götterdarstellungen des heidnischen Olymps mit jenen des Alten Testaments. Der Tempel des zweiten Grades entspricht der Religion der „Weisen“ — er ist mit den Vorgängen des Neuen Testaments, mit den Wundern und Parabeln Christi geschmückt.

„Denn“, sagt er[3], „das Leben dieses göttlichen Mannes steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deßwegen ist hier das Äußere abgeschlossen.“

Der Tempel des Heiden- und Judentums steht das ganze Jahr und allen offen; der Tempel der Weisen, d. h. die Lehre und Beispiele Christi während seines Lebens, ist zwar verschlossen, wird aber den Besonneneren mitunter gezeigt; der dritte Tempel endlich — eine Passionskirche, welche die Lehren und Beispiele des leidenden Erlösers darstellt, „kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlassen“. Im allgemeinen aber wird dieses eminent christliche Heiligtum strengstens unter Schloß und Riegel gehalten:

„Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns ist entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte.“

„Aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIV 247. [2] Ebd. 248.

[3] Ebd. 250.

des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint." [1]

Wir haben hier den Abriß eines neuen Religionssystems, welches, unter dem Scheine größerer Ehrfurcht, das eigentliche Wesen des Christentums, den Gekreuzigten und seine Lehre vom Kreuze, aus seiner tausendjährigen allgemeinen Weltstellung in die Katakomben zurückdrängt, aus seinen Parabeln und allegorisch gedeuteten Wundern eine philosophische Sittenlehre aufbaut, als allgemeine Weltreligion ein Gemisch von Heidentum und Judentum verherrlicht, während der einzelne im Grunde vor nichts Ehrfurcht zu haben braucht als vor sich selbst. Wie das Christentum in heldenmütiger Selbstaufopferung um Gottes willen gipfelt, so legt diese neue Religion Gott, Welt und Menschheit dem eigenen kleinen Selbst zu Füßen. Es ist unschwer, in dieser „Ehrfurcht vor sich selbst" die praktische Religion der modernen sog. „Gebildeten", die humanitäre Doktrin der Loge wiederzuerkennen [2].

An die Lehre von den vier Ehrfurchten reiht Goethe eine Art politisch-sozialen Programms, das nicht weniger utopisch ist. Er proklamiert den ewigen Frieden. Justiz und stehende Heere fallen weg: nichts Gewaltsames stört mehr die vor lauter Ehrfurcht lammfromm gewordene Menschheit. Nur eine Sittenpolizei besteht noch, um das ganze Gemeinwesen im Sinne der drei Ältesten zu leiten [3]. Branntweinschenken sind verboten, damit es keine Räusche und Händel mehr gibt; Leihbibliotheken sind verpönt, damit die klassischen Werke besser abgehen. Für „Liebe" ist dagegen reichlich gesorgt: es wird von selbst zur allgemeinen Lebensaufgabe, einander zu „lieben" und Liebesgeschichten zu erzählen. Eine himmlische Welt! Um Übervölkerung vorzubeugen, wandern die Unternehmenden aus, aber nicht aufs Geratewohl, sondern nach wohlerwogenem kosmopolitischen Plane; die Friedlichen aber bleiben zu Hause und betrachten ihren Grundbesitz nicht als Domäne, um sich zu bereichern, sondern als Mittel, sich und andern das Leben möglichst genußreich zu machen [4]. Um gesund und genußfähig zu bleiben, müssen alle arbeiten und sich auf eine solide Beschäftigung verlegen — Ackerbau, Gartenkultur, Industrie, Handwerk [5]. Selbst die liederliche

[1] Ebd. 254 255.

[2] Sulpiz Boisserée war schwach genug, sich diese Mißhandlung des Christentums gefallen zu lassen: „Besonders hat uns die nähere Ausführung jenes Gedankens angesprochen, dem gemäß nur die ruhigen, friedlichen Vorstellungen aus den heiligen Schriften öffentlich, die Leidensgeschichte aber in geheimen Räumen abgebildet werden sollte" (Sulpiz Boisserée II 315).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXV 1, 210 ff. [4] Ebd. 178 f.

[5] Ebd. 220 ff. Vgl. dazu die aus Berichten von Heinrich Meyer geschöpfte Schilderung der schweizerischen Baumwollenindustrie ebd. 109 ff.

Philine bekehrt sich, wird Näherin und trägt beständig eine Schere bei sich, um Kleider zuzuschneiden [1]. Damit das Leben aber darob nicht zu philisterhaft wird, treibt jedermann zugleich schöne Künste, Musik, Malerei, Zeichnen, Architektur, Poesie. Sulpiz Boisserée bedauerte nur, „daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen" [2]. Das ist aber ganz natürlich bei der heidnisch-antiken Grundrichtung des kosmopolitischen Ordens. Sehr auffallend dagegen bleibt, daß Goethe das Theater, dem er als Dichter und Intendant die besten Jahre seines Lebens gewidmet hatte, nunmehr vollständig preisgibt und verurteilt. „Man hört", sagt Gottschall [3], „den ‚Hund des Aubry' dabei bellen."

„Die sämmtlichen Künste", läßt Goethe einen der „Aufseher" sagen [4], „kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle, es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann."

„Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und, bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Bretern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegen geleitet werde."

So hat Goethe seine eigene Jugend- und Blütezeit, seine langjährigen dramaturgischen Bemühungen im Verein mit Schiller, die Weimarer Hofbühne und die Glanzperiode Weimars selbst zu gutem Schluß in den Ententeich gesetzt. Es war alles Gewackel und Geschnatter!

Welch einen Gegensatz bietet Calderon, der, nachdem er Jugend- und Mannesjahre der weltlichen Bühne gewidmet, mit 50 Jahren in den Dienst des Altars tritt und allen Reichtum der Poesie zum Kranze um das hochheilige Sakrament windet, die Bühne zum Vorhof der Kirche, die Dichtung zum erhabensten Gottesdienst gestaltet, und das Lob Gottes auf den Lippen, die Lust freudigen Schaffens nicht verliert bis zum letzten Augenblick.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXV 1, 265. [2] Sulpiz Boisserée II 315.
[3] Die deutsche Nationalliteratur I [7] 167.
[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXV 1, 20 21.

Sechstes Kapitel.

Der Alte von Weimar.

Wie ein König, ja fast wie ein Gott verehrt, war der alte Herr doch nicht glücklich. Er hat es seinem Hausgeist Eckermann offen gestanden, daß er die glückliche Zeit seines ganzen langen Lebens auf höchstens vier Wochen beziffere. „Es war das ewigen Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte.“ „Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert!“ „Ein weitverbreiteter Name, eine hohe Stellung im Leben sind gute Dinge. Allein mit all meinem Namen und Stande habe ich es nicht weiter gebracht, als daß ich, um nicht zu verletzen, zu der Meinung anderer schweige. Dieses würde nun in der That ein sehr schlechter Spaß sein, wenn ich dabei nicht den Vortheil hätte, daß ich erfahre, wie die andern denken, aber sie nicht wie ich.“[1] Im Gespräch mit Müller vergleicht er sich dem Dachs, der sich im Winter in seine Höhle verkriecht, dem Ball, der nach den Spielen des Sommers in der Ecke liegt[2]. Von einer andern Unterhaltung sagt Müller: „Goethe war herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, sichtbar leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation.“[3] Selbst als das Jubelfest des Großherzogs herannahte, traf ihn Müller „in jener bitter humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt“[4]. Den Unsinn verbreitet, offenbare Irrtümer als bare Wahrheit ausgegeben zu sehen, sei das Schrecklichste, was einem Vernünftigen begegnen könne[5]. So sei aber

[1] Eckermann, Gespräche[6] 66.

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller[2] 73.

[3] Ebd. 84.

[4] Ebd. 104. — Von dem am 3. September gefeierten Regierungsjubiläum Carl Augusts erzählte der preußische Gesandte v. Jordan am 23. Oktober 1842 dem Direktor Dr C. v. Weber: „als er in Weimar beim Jubiläum des Großherzogs August gewesen, sei früh um 7 Uhr Goethe, den der Großherzog geduzt, zu diesem gekommen, der Großherzog habe ihn umarmt und gesagt, ‚nun, Goethe, soweit haben wir es beide nun gebracht, in der Jugend haben wir es nicht danach getrieben‘“ (Aus dem Tagebuch weiland des Geheimrats und Direktors des Königl. Sächsischen Hauptstaatsarchives Dr Carl von Weber in Dresden, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 54. Jahrg. [1897], 243).

[5] Burkhardt a. a. O. — „Er ist für sein Alter gar wohl erhalten“, schreibt Achim v. Arnim an W. Grimm über Goethe den 26. Dezember 1820, „und doch seit den neun Jahren schmerzlich verändert, die Lippen eingefallen, das Auge erloschener, auch in der Haltung des Körpers eine gewisse Altersschwäche; auch hat wohl etwas die Gewohnheit zorniger und ärgerlicher Strebsamkeit den wohlwollenden,

die Menschheit. — „Was ist denn überhaupt am Leben?“ klagte er ein andermal, „man macht alberne Streiche, beschäftigt sich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm auf's Rathhaus, klüger herunter, und am andern Morgen noch dümmer hinauf.“ Selbst vor dem eigenen Weimar zog er sich schließlich griesgrämig in seine Dachshöhle zurück:

„‚Weimar‘, sagte er, ‚war gerade nur deshalb interessant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt Jedem seine Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum sechs Menschen, die zusammen in einen geselligen Kreis paßten und sich unterhalten könnten, ohne einander zu stören.‘ Und nun ging er die bedeutendsten unserer Männer durch mit epigrammatischer Schärfe und schneidender Kritik. ‚Darum‘, damit schloß er, ‚entsage ich der Geselligkeit und halte mich an die tête-à-tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünschen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.‘“[1]

Es ist kein Zweifel, der alte Goethe hat noch seine guten Stunden und Tage gehabt, aber lange nicht in dem Grade, als es sein Weltruhm erwarten läßt. Die größte häusliche Behaglichkeit, die sorgfältigste Pflege, die mannigfachste Beschäftigung und Unterhaltung, bei der ungewöhnlichsten Rüstigkeit des Körpers und der Seele, befriedigten seinen groß angelegten Geist nicht. Es fehlte dasjenige, was allein den Menschen innerlich beglücken und in allen Widerwärtigkeiten des Lebens vor Pessimismus bewahren kann: er hatte den christlichen Glauben seiner Jugend unwiederbringlich verloren.

Gerade über das Christentum hat er in seinen letzten Lebensjahren viel Schönes und Erhebendes gesagt und durch seine glänzenden Aussprüche viele zu irrigen Urteilen sowohl über ihn selbst als über die Religion verleitet. Der am prachtvollsten tönende stammt aus seinen letzten Tagen:

„Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer weiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!“[2]

---

genießenden Ausdruck, der ihm sonst eigen, verdrängt. Ich konnte mich bei den vielen Steinen und anderm irdischen Kram, womit er sich umbaut, einiger Vergleichungen nicht erwehren mit der frommen Seele in Dülmen, die bei steten unsäglichen Schmerzen bei den Kindermützen, die sie nähte, von tausend Seligkeiten leuchtete, während Goethe in übergewöhnlicher Naturkraft mit zornigem Auge durchs Fenster zum Himmel sah und über die kimmerischen Nächte klagte“ (R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm 481).

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller 171 177 f. [2] Eckermann, Gespräche[8] 614.

Als Resultat aller Lebensweisheit, Erfahrung und Forschung eines so hochbegabten Greises ist dieses Zeugnis für die Wahrheit und Göttlichkeit der Evangelien nicht ganz ohne Gewicht. Aber an die Wahrheit und Göttlichkeit der hehren Gottesbotschaft hat der unglückliche Greis nicht geglaubt und darum des Trostes entbehrt, den nur sie dem ringenden Menschengeist hienieden gewähren kann. Im selben Atemzuge, in welchem er die Echtheit der vier Evangelien anerkannte und sich bereit erklärte, der Person Christi als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit „anbetende Ehrfurcht zu erweisen", sagt er auch:

„Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals, durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit eueren Absurditäten vom Leibe."

Darauf folgen die härtesten und geschmacklosesten Ausfälle auf die angebliche Dummheit, Borniertheit, Herrschsucht und Geldgier der katholischen Kirche, vorab ihrer Bischöfe und Prälaten:

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der unteren Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotierten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Carosse einherbraust!

„Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen."[1]

Den Protestantismus anerkannte er somit nur als ein Übergangsstadium zu einer von allen übernatürlichen Tatsachen und Einflüssen abgelösten Naturreligion, die vom Christentum nichts mehr hat als höchst willkürlich den Namen.

[1] Eckermann a. a. O. 613 f.

„Was hat denn", sagt er[1], „der christlichen Religion den Sieg über alle andern verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der Religion in sich aufgenommen?" „Alle Geistlichen, die nicht wahre Rationalisten seien, betrügen sich selbst oder Andere. — Zuversicht und Ergebung sind die echten Grundlagen jeder bessern Religion, und die Unterordnung unter einen höhern, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist. Der Islam und die reformirte Religion sind sich hierin am ähnlichsten."[2] Einen Gegensatz zwischen geoffenbarter und natürlicher Religion wollte er gar nicht gelten lassen[3]. Die Kirchengeschichte erklärte er für „ein Product des Irrthums und der Gewalt". „Die Lehre von der Gottheit Christi, decretirt durch das Concilium zu Nicäa," meinte er[4], „sei dem Despotismus sehr förderlich, ja Bedürfnis gewesen."

Das weimarische Gesetz zur Regelung der katholischen Kirchen- und Schulverhältnisse vom 7. November 1823 gab, wie Kanzler v. Müller erzählt[5], „Goethen Gelegenheit, grelle Ausfälle über die Mysterien der christlichen Religion zu machen, vorzüglich über die immaculata conceptio S. Mariae, da Mutter Anna schon immaculata concipirt haben soll." — „Die Bewegung der Erde um die Sonne", sagte er in den letzten Tagen seines Lebens[6], „was kann dem Augenschein nach absurder sein? Und doch ist es die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel."[7]

---

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller[2] 48 49. [2] Ebd. 28. [3] Ebd. 48. [4] Ebd. 85.

[5] Ebd. 116. — Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang eine früher in der Reinschrift unterdrückte Stelle v. Müllers: Was Goethe „über die Erzählungen der Frau Elise v. der Recke von ihrer Schwester Tode und persiflirend über ihre Hoffnung des Wiedersehens sprach, kam mir sehr lieblos und gemütlos vor und verwundete mich tief. Lebhaft trat es mir vor die Seele, daß man seine heiligsten Ueberzeugungen nicht von irgend eines Menschen und also auch nicht von Goethes Ansichten abhängig machen dürfe" (Burkhardt a. a. O. 86).

[6] Ebd. 192.

[7] Carl Ignatius Lorinser erschrak beinahe, als sein väterlicher Freund und Gönner, der Berliner Staatsrat Johann Gottlob Langermann, ihm, wie er erzählt, „beim Weggehen einen unlängst angelangten Brief von Göthe mitgab, damit ich daraus die geheimste Weisheit des großen Mannes kennen lerne. Dieser Brief, der niemals gedruckt worden ist, könnte alle diejenigen enttäuschen, die verblendet genug sind, in Göthe noch einen Fond von positivem Christenthum, oder wohl gar ein vorherrschend katholisches Element zu vermuthen. Ich habe davon keine Abschrift genommen und weiß von dem Hauptinhalt nur so viel: ‚daß es mit der Bibel nichts ist', auf welche noch Langermann etwas geben wollte" (Carl Ignatius Lorinser. Eine Selbstbiographie. Vollendet und herausgeg. von seinem Sohne Fr. Lorinser, I, Regensburg 1864, 181).

Nach einem solchen Gallimathias der oberflächlichsten Dilettanten-Theologie kann es nicht befremden, wenn der Mann, der sein ganzes Leben lang die christliche Ehe mißachtet hatte, schließlich dieselbe noch als „eine Culturerrungenschaft des Christenthums von unschätzbarem Werth" lobpreist, „obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei", und im selben Atemzug hinzusetzt: „Sie wissen, wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet."[1]

Nachdem er aber sein ganzes Leben lang mit allen Religionen ebenso gespielt wie mit Versen, Pflanzen, Steinen und Farben, fand er endlich im 82sten Jahre, daß er im Grunde einer jener heidnischen Sekten angehöre, welche nach dem Siege des Christentums ihr einstiges Götzentum mit Parsismus, jüdischen und christlichen Gebräuchen verschmolzen hatten.

„Des religiosen Gefühls", schrieb er an Sulpiz Boisserée[2], „wird sich kein Mensch erwehren, dabey aber ist es ihm unmöglich, solches in sich allein zu verarbeiten, deswegen sucht er oder macht sich Proselyten.

„Das letztere ist meine Art nicht, das erstere aber hab ich treulich durchgeführt und, von Erschaffung der Welt an, keine Confession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahr ich aber in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypsistarier, welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntniß käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren und, insofern es also mit der Gottheit im nahen Verhältniß stehen müsse, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualificiren."

Die Philosophie verachtete er im Alter ebenso wie in der Jugend: „Ich mag nichts näheres von der Hegel'schen Philosophie wissen, wiewohl Hegel selbst mir ziemlich zusagt. So viel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls im Vorrat, eigentlich brauche ich gar keine."[3]

Die politische Weisheit Goethes stand nicht viel höher als seine religiöse. Dem Kult Napoleons blieb er treu; er mochte keine Karikatur auf ihn sehen. Ebensowenig war die französische Revolution imstande, ihn von seiner Verehrung Diderots und der Enzyklopädisten zu heilen. Alles rührige Volksleben, jede kräftige Volksbewegung verachtete und haßte er:

---

[1] Burkhardt a. a. O. 174. Vgl. S. 179. „Mir bleibt Christus immer ein höchst bedeutendes, aber problematisches Wesen."

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 155 f.

[3] Burkhardt a. a. O. 147. — Noch schärfer verurteilte der alte Goethe die Philosophie seines Jugendfreundes Fritz Jacobi. „Daß es mit Jacobi so enden

„Die Menge, die Majorität ist nothwendig immer absurd und verkehrt: denn sie ist bequem und das Falsche ist stets viel bequemer, als die Wahrheit.“[1] — „Das Volk will zum besten gehalten sein, und so hat man Unrecht, wenn man es nicht zum besten hält.“[2] — „Ach, die Menschen sind gar zu albern, niederträchtig und methodisch absurd; man muß so lange leben als ich, um sie ganz verachten zu lernen.“[3] — „Die Constitutionen sind wie die Kuhpocken, sie führen über einmal grassirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft.“[4] Die Weltgeschichte erklärte er für ein bloßes „Gewebe von Unsinn“, aus ihr könne niemand etwas lernen; „denn sie enthält ja nur eine Masse von Thorheiten und Schlechtigkeiten[5]“. — „Ich bin nicht so alt geworden, um mich um die Weltgeschichte zu bekümmern, die das Absurdeste ist, was es gibt; ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei, ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern.“[6] — Genau wie dreißig und vierzig Jahre früher glaubte er im politischen Leben die seichte Aufklärung der Enzyklopädisten mit dem straffsten politischen Monarchismus verbinden zu können und verabscheute alle demokratischen Regungen ebenso wie jede religiöse Autorität und allen positiven Glauben. Wie die zeitgenössischen Monarchisten, wollte er die Revolution für künftig unmöglich machen, aber eben durch die Ideen Voltaires, aus denen sie hervorgegangen:

„Im Princip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie rufen nämlich die Dummheit und die Finsterniß zu Hülfe, ich den Verstand und das Licht.“[7]

So zog sich denn Goethe ausschließlich auf die Gebiete zurück, an welchen er zeitlebens noch am meisten Interesse gehabt hatte: Literatur, Kunst, Naturwissenschaft und Poesie.

---

werde und müsse“, schrieb er am 8. April 1812 an Knebel (WA 4. Abt. XXII 321 f), „habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem bornirten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzos sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und seyn werden, die beyde gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beyde zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben, und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.“

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller[3] 163.

[2] Ebd. 180. [3] Ebd. 54. [4] Ebd.

[5] Ebd. 117 123. [6] Ebd. 161.

[7] Ebd. 71. — Vgl. M. Bernays, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte IV, Stuttgart 1899 (aus dem Nachlaß herausgeg. von G. Witkowski), 359—361.

In der deutschen Literatur konnte er eigentlich von seinen Renten leben. Nachdem die Zeit des Freiheitskampfes vorüber war, verstummte allgemach die patriotische Leier, die Begeisterung für die Romantik legte sich. Goethe wurde allgemein als Dichterfürst anerkannt und von vielen fast angebetet. Anders war es dagegen im Ausland. Hier fand Goethes Ruhm starke Konkurrenz. In Walter Scott trat ein Romanschriftsteller auf, der ihn nicht nur im britischen Weltreich, sondern im ganzen zivilisierten Europa verdunkelte. Die meisten seiner Romane übertrafen diejenigen Goethes sowohl in der Kunst spannender Erzählung, treffender Charakteristik, geistigem Gehalt als auch in Bedeutung und Mannigfaltigkeit der poetischen Motive. Manzoni, weniger fruchtbar, aber aus dem reichen Born katholischer Poesie schöpfend, erregte mit seinem einen Roman die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt. Die Poesie beider ruhte auf wesentlich christlicher Grundlage, gesundem Volkstum, historisch-idealer Richtung. Im schroffsten Gegensatz zu diesen liebenswürdigen, edeln und gemütreichen Dichtern griff der jugendliche Lord Byron, ein Freigeist und Sinnenmensch wie Goethe, die poetischen Motive der Revolution auf, aber nicht mit jener Butterbrotgemütlichkeit und Tränenseligkeit, wie sie im „Werther" entwickelt sind, nicht mit jener Biedermeierweisheit und Komödiantenästhetik, die den „Wilhelm Meister" durchweht, nicht mit der verschämten Zweideutigkeit und Halbheit, an der die „Wahlverwandtschaften" kränkeln: mit glühender Jugendleidenschaft stürmt er zum Genuß, kostet die Wollust rücksichtslos in vollen Zügen, jubelt berauscht in der Sünde auf, und da sie den Stachel der Qual in sein Herz senkt, da verschmäht er jeden Mittelweg: trotzig ballt er die Faust gegen Himmel und Erde, gegen Gesetz und Sitte, trinkt den bittern Kelch der Schuld und Rache ebenfalls bis zur Hefe aus und geht an dem namenlosen inneren Zwiespalt und Elend zu Grunde. Es ist etwas Dämonisches, aber zugleich Tragisches in ihm. Seine Poesie trägt den Abfall von Gott frech an der Stirn geschrieben: er verbrämt ihn nicht mit christlichen Sprüchen wie Goethe, er hält sich nicht für einen Hypsistarier. Offen bekennt er die zwei Grundgebote seiner Ethik: Hasse deinen Nächsten und liebe deines Nächsten Weib![1] Alles seichte Volk erschrak, als er mit seiner glühenden Leidenschaft in Poesie und Leben das wirkliche Bild eines von Gott abgekommenen, titanischen Genies entfaltete.

Goethe hatte weder die unerschöpfliche poesievolle Geschichtskenntnis Walter Scotts, noch den tiefreligiösen Geist Manzonis, noch die stürmische, ungebändigte, sich selbst verzehrende Leidenschaft Byrons. Er war schon weit

[1] Macaulay, Critical and Historical Essays. Tauchnitz Collection. Vol. 185. I 347. — Vgl. M. Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit V 529 ff.

über die Sechzig hinaus, als die drei so verschieden gearteten Dichter Europa mit ihrem Ruhm zu erfüllen begannen. Sie standen in der Fülle ihrer Kraft; er fühlte sich einem Wettstreit nicht mehr gewachsen. Nicht als ob sein poetischer Geist erloschen wäre; aber sein buntes Studium aller möglichen Fächer, seine prosaischen optischen Forschungen, sein gelehrtes Stubenleben hemmten ihn, störten ihn, drückten ihn nieder. Der Gelehrte, der Sammler, der Geschäftsmann, der Korrespondent hatten den Dichter nahezu verdrängt[1].

Abgesehen von den öffentlichen Instituten, deren Aufsicht er führte, besaß Goethe noch seine eigene Sammlung von Radierungen, Kupferstichen, Holzschnitten, Schwarzkunstblättern, Lithographien, geschnittenen Steinen, Bronzefiguren, Medaillen und Münzen, Arbeiten in Marmor, Elfenbein, Holz und Wachs, antiken Vasen und Terrakotten, Abgüssen und Abdrücken der verschiedensten plastischen Werke, Majolikagefäßen[2], ein sehr ausgedehntes Naturalienkabinett und eine Autographensammlung, um deren Bereicherung er

---

[1] „An einem und demselben Tage schreibt Goethe an Zelter über Iffland's Spiel und von seinem Versuch über Myrons Kuh, an Seebeck über Optisches und über einen Hegelschen Satz, dessen Paradoxie ihn geärgert hatte, an Fritz Schlosser Ökonomisches und zugleich eine auf Dichtung und Wahrheit bezügliche Anfrage, an Bertuch wegen einer Berghöhenkarte, die er, durch Alexander von Humboldts Ideen zu einer Geographie der Pflanzen angeregt, entworfen hatte und in Bertuchs Anstalt anfertigen ließ, an D. Friedländer über eine Anzahl Münzen, die er dem Berliner Sammler als Gegengabe für eine antike Herme zusandte, an F. H. Meyer wegen Nürnberger Skulpturen des sechszehnten Jahrhunderts, endlich an den Theaterintendanten Kirms in Weimar wegen eines neuen, von Eberwein in Musik gesetzten Ballets. Das Alles an einem Tage" (Aus den Briefen Goethes, in Grenzboten, 60. Jahrg., I 507. Es ist der 15. Januar 1813. Vgl. WA 4. Abt. XXIII 242 ff).

[2] „Seit 60 Jahren habe ich jährlich wenigstens 100 Ducaten auf Ankauf von Merkwürdigkeiten gewandt, noch weit mehr habe ich geschenkt bekommen", äußerte Goethe nach den Aufzeichnungen v. Müllers: „Goethes letztwillige Verfügung betreffend, 1830/1832 (Maria Schuette, Das Goethe-National-Museum zu Weimar, Leipzig 1910, 6). — „Der Reichtum an echten guten Kunstwerken", sagt Geiger (Goethe und die Renaissance, Berlin 1887, 15), „insbesondere der Renaissancezeit, in dem neuen Goethe-National-Museum zu Weimar ist ein erstaunlicher. Geleitet durch feinen Instinkt und scharfen Spürsinn, gefördert durch die verhältnißmäßig geringen Preise, die damals für Kunstwerke gefordert und bezahlt wurden, endlich unterstützt durch eine in jener Zeit ungemein seltene Liebhaberei für das Kunstgewerbe brachte Goethe bewundernswerte Schätze zusammen." — Vgl. Chr. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, Jena 1848. Dieser summarische Katalog füllt drei Bände von 351, 369, 297 Seiten kl. 8°. — Außer den Original-Handzeichnungen aller Schulen, über 1600 an der Zahl, zu denen noch mehrere hundert eigener Zeichnungen und Skizzen Goethes kommen, finden sich noch ca 2400 Stiche, Holzschnitte und Lithographien. Die Porträtmedaillen umfassen weit über 1600 Nummern. Vgl. C. Ruland, Das Goethe-Nationalmuseum zu Weimar[3], Erfurt 1901. — W. Lübke, Altes und Neues, Breslau 1891, 19 ff. — v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst, 21. Jahrg. (1886), 11—14. — Maria Schuette a. a. O.

sich in der ganzen Welt bemühte[1]. Den halben Tag verbrachte er bei seinen Sammlungen und alten Papieren. In seinen letzten Lebensjahren las er dazu jeden Tag durchschnittlich einen Oktavband — die neuen und neuesten wie die alten und ältesten Werke —, und selten las er etwas, ohne gleich irgend eine Kritik, einen Auszug oder wenigstens Gedanken und Notizen darüber zu diktieren, sich bei Riemer, Eckermann oder Kanzler v. Müller darüber auszusprechen oder sich daran zu Versen, Sprüchen oder einem kleineren Aufsatz anzuregen. Er ward überaus fleißig, geizte mit der Zeit und klagte, daß er damit früher nicht haushälterischer umgegangen; da es ihm indes bei seiner ans Unmögliche grenzenden Universalität an philosophischer Einheit fehlte, zerbröckelte all dieses Wissen und zersplitterte sich in lauter kleine Aufsätze, Miszellen, Aphorismen. Es kam keine größere Dichtung, kein größeres wissenschaftliches Werk mehr zustande.

Um dieses Chaos von Einzelwissen indessen nicht als totes Kapital liegen zu lassen, erweiterte Goethe 1819 die kleine Zeitschrift, mittels deren er sich der christlichen Kunst bemächtigt hatte, zu einem etwas allgemeineren Organ: „Kunst und Alterthum". Von 1820 bis 1824 erschienen jährlich zwei

---

[1] Über Goethes Bestreben, sich in den Besitz einer reichen Autographensammlung zu setzen, bemerkt der Oberarchivar Dr C. A. H. Burkhardt: „Mitunter freilich widerstreben uns die Wege, die Goethe dabei einschlug. Wir erinnern nur an das unbekannte Factum, daß zur Befriedigung dieser Wünsche selbst das Geh. Staatsarchiv in Weimar sich ergiebig zeigen mußte, dessen Beamte auf Befehl des Herzogs Karl August etwa vierhundert Original-Unterschriften von Briefen abschnitten und damit die Goethe'schen Sammlungen bereicherten. Man sieht, was damals möglich war" (Grenzboten 1875, I 481 ff). — Goethe hatte die Eigenheit, berichtet Th. Mundt (K. L. von Knebels Leben [Varnhagen v. Ense und Mundt, Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel I] XXXVIII), „Alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde entdeckte, und Keiner ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürerischer Handzeichnungen, welche jener besaß, von der Stube holte, um sie ihm nie wiederzubringen." — Döbereiner zeigte ihm auf der ersten Weimarer Industrie-Ausstellung am 19. Oktober 1831 „eine hübsche Kristallisation von Wismut mit anderen, die er mir gegeben hatte. Goethe nahm alles an sich" (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 137). — Als bei einer Gesellschaft in Goethes Hause Ende September 1828 ein Maler „unbefangen genug seine besonders in Italien verübten Kunstdiebereien" rühmte, erwiderte Goethe „mit der Nachsicht, die er selbst bisweilen für sich nötig gehabt haben soll: ‚Bei Dienstboten werden gefundene Eßwaaren nicht für gestohlen angesehen; so sind auch solche Kunstsachen gleichsam als Leckerbissen zu achten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja, manchem erzeigt man eine unerkannte Wohltat, wenn man sie ihm entwendet und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen'" (Stunden mit Goethe II [1906] 95 f). Goethes eigentümliche Gepflogenheiten als Sammler werden ebd 96 damit entschuldigt, es habe sich um eine Annexion von Privatbesitz für öffentliche Zwecke gehandelt.

Hefte, von 1825 aber nur noch ein einziges von etwa 200 Seiten des kleinsten Oktav, mit großem Rand, sehr weit gedruckt. Jedes enthält durchschnittlich etwa 30 Stücke über die verschiedensten Stoffe der Literatur, der Kunst, der Kritik, der Archäologie, meist in Form von Miszellen, Rezensionen und auch wohl ganz kleiner Aufsätze. Eine eigentliche Literaturzeitschrift kann man es kaum nennen, auch keine Kunstzeitschrift; es ist ein Miszellaneum oder Portefeuille eines alten, fleißigen Herrn, der rein an allem Interesse hat, über alles geistreich zu schreiben weiß[1], der zeitgenössischen Literatur möglichst zu folgen sucht und sie dann und wann noch mit kleinen Gedichten und Übersetzungen bereichert[2]. Über keinen bedeutenderen Stoff der Kunst- und Literaturgeschichte wird man hier gründlichen, wissenschaftlichen Aufschluß finden, aber das Organ enthält eine Fülle der interessantesten Angaben, der anregendsten Gedanken, der geistreichsten Bemerkungen, Sprüche und Aphorismen. Goethe verteidigt hier Manzoni gegen französische und italienische Kritiker, bespricht und empfiehlt Byron, ohne das eigentliche Wesen und die Richtung seiner Poesie gutzuheißen, belobigt deutsche Schriftsteller der verschiedensten Fächer und weist jedem seinen Platz an, erklärt Homer, Shakespeare, Euripides und Calderon, regiert in die Berliner Museen hinein und empfiehlt kunstgeschichtliche und illustrierte Werke.

„Als Göthe die Weltliteratur empfahl", sagt Gutzkow[3], „wollte er zunächst nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von seiner Weltliteratur wechselseitige Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten

---

[1] „Du hast die einzige Kunst", schreibt ihm Knebel, „über alles, was schön und belehrend ist, bei dem Tiefsten auch auf das Anmuthigste zu sprechen, und dieß wird Deinen Namen ewig theuer und verehrlich machen" (Guhrauer, Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II 269).

[2] Die literarischen Aufsätze sind meist von Goethe, diejenigen über Kunst zum Teil von H. Meyer, doch nicht ohne Beteiligung Goethes. Genau ist der Anteil beider nicht festgestellt. — „Auf Grund des handschriftlichen Materials läßt sich behaupten, daß das Gefühl der Gemeinsamkeit beider Autoren gegenüber ihren Arbeiten noch weiter gegangen ist, als man bisher geglaubt hat. Keiner von Beiden hat sich gescheut, Arbeiten als die seinigen zu bezeichnen, welche nach Ausweis der Handschriften von dem andern herrühren" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLVIII 280 [Kritisches Nachwort]). — Vgl. (P. Weizsäcker) Kleine Schriften zur Kunst von Heinrich Meyer, Heilbronn 1886. Hier wird in der Vorrede der Nachweis zu führen versucht, daß nicht, wie bisher angenommen worden, Meyer Goethe beeinflußt, sondern daß das umgekehrte Verhältnis bestanden habe. — Vgl. auch E. von dem Hagen, Goethe als Herausgeber von „Kunst und Altertum" und seine Mitarbeiter, Berlin 1912.

[3] K. Gutzkow, Ueber Göthe im Wendepunkt zweier Jahrhunderte. Gesammelte Werke IV, Frankfurt 1845, 272. Vgl. „Studien zur Weltliteratur" in Goethes Werken, WA 1. Abt. XLII 2, 491—505.

großen gemeinsamen Geistesarbeit." Gutzkow ist kein unbefangener Kritiker. Tatsache aber bleibt, daß die aphoristischen Aufsätze über die Weltliteratur Goethes Ansehen sehr zu gute kamen. Manzoni erkannte den deutschen Dichter dankbar als Meister an[1], Lord Byron widmete dem „berühmten Goethe als literarischer Vasall seinem Oberherrn, dem ersten der lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen, diejenige Europas zu neuem Glanz erhoben hat", 1821 seinen „Sardanapal"[2], und Walter Scott dankte ihm 1827 in einem herzlich-gemütlichen Brief als einem Wohltäter und Förderer der gesamten neueren Literatur[3]. Die Franzosen hatte Madame de Staël schon früher belehrt, daß Goethe der geistreichste aller Deutschen sei, und so galt er denn bei allen europäischen Kulturvölkern als der erste lebende Dichter.

Eine bedeutende Ergänzung zu seiner Zeitschrift bilden „Eckermanns Gespräche", das reichste Magazin Goethescher Urteile über Schriftsteller aller Zeiten und Völker, über seine eigene Entwicklung und jene der deutschen Literatur. Was diese Urteile am meisten auszeichnet, das ist ihr nahezu unbegrenzter Optimismus. Während die meisten Kritiker, besonders die

---

[1] Kunst und Alterthum IV 1, 98—101. WA 1. Abt. XLI 2, 11—13. Siehe dagegen die Urteile Manzonis über Goethe bei J. Zupitza, Festschrift zur Begrüßung des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Berlin, Pfingsten 1892, Berlin 1892, 80 Anm. 1. — Vgl. A. Zipper, Aus Odyniec' Reisebriefen, in Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte IV (1904) 186.

[2] Der Lehensmann hatte wohl kaum erfahren, was der Lehensherr das Jahr zuvor über ihn geschrieben: „Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen." „Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält, er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet" (Kunst und Alterthum II 2, 186 187. WA 1. Abt. XLI 1, 189 190). — Bei einer Begegnung mit Bancroft um das Jahr 1820 ließ Goethe die Bemerkung fallen, „daß der ‚Manfred' des englischen Dichters sich augenscheinlich auf den ‚Faust' gründe. Einige Monate später traf Bancroft mit Byron zusammen, der ihn äußerst freundlich aufnahm. Während der Unterredung machte er zufällig die Bemerkung, daß er niemals den ‚Faust' gelesen habe" (J. G. Wilson, Aus ungedruckten Briefen G. Bancrofts, in Deutsche Revue, 24. Jahrg., IV 81). — „Obgleich Byron vieles Wohlwollen für ihn gefühlt hat", erzählt Graf A. Stroganoff, „sprach er oft von seiner Heuchelei mit vielem Humor, aber wenig Ehrerbietung und sagte einst von ihm: er ist ein alter Fuchs, der nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt. Seine Wahlverwandtschaften und Werthers Leiden nannte er eine Persiflage der Ehe, wie sie sein dienstbarer Geist Mephistopheles selbst nicht besser hätte schreiben können; der Schluß dieser beiden Romane sei der Gipfel von Ironie" (v. Biedermann, Goethes Gespräche IV[2] 411 f).

[3] Eckermann, Gespräche[6] 105—108.

jüngeren, ihr Genie dadurch leuchten lassen, daß sie möglichst viel tadeln und nörgeln, ist Goethe von dieser Sucht nahezu völlig frei. Er erfreut sich an der Literatur wie an einem großen, herrlichen Frühlingsgarten, der, in wechselnder Flora, von Jahrhundert zu Jahrhundert weiterblüht. Er findet überall das Schöne, das Anziehende heraus. Er genießt es und weiß die Ursachen des Genusses in feinsinnigster, geistreichster Weise zu charakterisieren. Katholiken, Protestanten, Mohammedaner, Heiden, alle sind ihm recht, wenn sie nur schön dichten und liebenswürdige Kunstwerke hervorbringen. Selbst an ausgesprochenen Gegnern anerkennt er meist freundlich das Gute. Eigentlich tief und umfassend ist aber sein Urteil nicht. Er hat die Weltliteratur immer nur bruchstückweise genossen, nie wissenschaftlich, einheitlich durchgearbeitet, wie etwa Friedrich v. Schlegel und annähernd auch dessen Bruder. Dichter wie Dante, Milton, Lope de Vega hat er sehr unzureichend gewürdigt, Wolfram von Eschenbach und Hartmann von der Aue nie genauer studiert[1], ganze Literaturen, wie die altskandinavische, die lateinische und deutsche des Mittelalters, die ältere italienische, spanische und englische, bis auf einige wenige Erscheinungen derselben, kaum gekannt, von den eigenen Zeitgenossen die beiden Schlegel, Görres, Arnim, Brentano, Eichendorff, konsequent totgeschwiegen und dafür einen Béranger und Mérimée über alles Verdienst belobt. Der anscheinend Vielseitige, ja Allseitige wußte durch berechnetes Schweigen, durch Verteilung von Lob und Tadel zeitweilig recht einseitig zu sein. Neben den treffendsten und bedeutsamsten literaturgeschichtlichen Bemerkungen stehen übrigens in seinen „Gesprächen" auch leichtfüßige, schale und flache. Alles ordnet sich darin schließlich um Goethe den Einzigen als den größten aller Dichter.

Die Zeitschrift „Kunst und Alterthum" erschöpfte indes weder die Mappen des alten Herrn, noch seine beständige Lektüre, noch auch die Tätigkeit seines

[1] Daß Goethe auch ein Germanist gewesen sei, versuchte H. Grosse (Goethe und das deutsche Alterthum, Dramburg 1875) darzutun. Es wollte aber nicht recht gelingen. Die Minnedichtung des Mittelalters nannte Goethe „Singsang" (WA 1. Abt. XL 357); bei Hartmanns Armem Heinrich konnte er „den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert", nicht los werden, und zwischen Hagens Heldenbuch (ebd. XXXVI 72 f) und ihn „hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt". Selbst mit Bezug auf das Nibelungenlied meint Grosse (S. 26): „Was ihn zu dieser Beschäftigung hinzog, war wohl mehr das Interesse, welches er als größter Mann der Literatur allen bedeutenden literarischen Erscheinungen zuwenden mußte, als rechte persönliche Neigung." — Zu R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm, bemerkt L. Geiger in den Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte III, Stuttgart 1894, IV 8b 43: „Die eigentliche epochemachende Thätigkeit der Brüder Grimm blieb Goethe entweder unbekannt oder war ihm nicht verständlich." „Goethe hatte für das deutsche Mittelalter kein Organ, daher kann man sagen, die Brüder Grimm lebten in Goethe, Goethe aber stand der Lebensarbeit der Brüder verständnißlos gegenüber."

forschenden Geistes, der seit 1775 sich zwar nie ausschließlich und mit systematischer Konzentration, aber mit unermüdlicher spielender Beobachtungslust den verschiedensten Zweigen der Naturwissenschaften zuwandte. Seine Absicht, auf einem dieser Gebiete Epoche zu machen, hatte sich bis dahin nicht verwirklicht. Weder seine Abhandlung über den Zwischenkieferknochen, noch diejenige über die Metamorphose der Pflanzen erregte Aufsehen; seine Farbentheorie wurde von den Sachverständigen abgelehnt. Er hatte aber den Mut nicht verloren, sondern immer weiter beobachtet, gesammelt und nachgedacht. In den ernsten Gefahren des Jahres 1806 war ihm nichts so nahe gegangen als die Besorgnis, daß durch seinen Tod oder andere Unglücksfälle so viele Handschriften hätten vernichtet werden oder ungedruckt bleiben können [1]. Unter dem Einfluß dieser Besorgnis beschleunigte er den Druck der „Farbenlehre" und wollte ihr dann sobald als möglich seine „Ideen über organische Bildung folgen" lassen. Andere Beschäftigungen drängten sich inzwischen vor, und es verflossen zehn Jahre, bis er endlich am 29. Mai 1817 dem musikalischen Freund vermelden konnte:

„Vor Johannis, denke ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich, in mehreren Colonnen, meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschiren lassen." „Die darin enthaltenen Kriegs- und Friedenserklärungen werden unausgesetzt verfolgt werden. Ich habe nicht viel Zeit mehr aufrichtig zu seyn, wir wollen sie benutzen: der Anblick ist nur gar zu närrisch, wenn man von unserm Standpuncte aus deutlich schaut, was für unglaubliche Vorzüge und Vortheile das Jahrhundert hat, was für treffliche Individuen darin wirken, und wie doch alles durch einander geht, eine Wirkung die andere aufhebt, so daß mir alle Menschen, die ich einzeln spreche, vernünftig und, wie ich sie in Bezug betrachte, verrückt erscheinen. Das geht so weit, daß ich mir manchmal selbst zweyschürig vorkomme und mich erst wieder von solchem Zweifel erhole wenn ich mit Menschen spreche, die theoretisch und practisch in ihrem Fache zu Hause sind." [2]

Als der naturwissenschaftliche Napoleon indes seine Garden musterte, wollten sie sich weder zu einer gewaltigen Phalanx, noch auch nur zu einer etwas ansehnlichen Front reihen lassen.

„Meinen längern Aufenthalt in Jena", schrieb er an Rochlitz [3], „benutze, da ich gerade nicht Lust zu frischem Thun empfinde, zum Wiederabdruck älterer, auf Natur sich beziehenden Schriften, zu Sichtung und Redaction aufgehäufter Manuscripte. Bey dieser Gelegenheit erscheint, beinahe zum Entsetzen, wie wir von den disparatesten Gegenständen afficirt, aufgeregt, hingerissen werden können. Hiedurch nun werde ich genöthigt mancherley

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XIX 254. [2] Ebd. XXVIII 105 f.
[3] Ebd. 111 f.

Stückwerke mit Lebensereignissen in Verbindung zu bringen, damit das Ganze nicht allzu verworren und seltsam aussehe."

Das neue Heft brachte einen Abdruck der schon früher gedruckten Metamorphose, mit einem Vorwort und einem Nachwort; das Vorwort mit den bezeichnenden Titeln: „Das Unternehmen wird entschuldigt. Die Absicht eingeleitet. Der Inhalt befürwortet." Das Nachwort aber ist überschrieben: „Geschichte meines botanischen Studiums"[1]. Es ist ein Anhangskapitel zu „Dichtung und Wahrheit", das schlecht in eine wissenschaftliche Botanik paßt.

Drei Jahre vergingen, bis ein zweites Heft erschien, dem dann bald, noch 1820, ein drittes folgte. Es war schon fast wie ein „gänzlicher Ausverkauf". Der 71jährige Greis hatte nicht viel Neues mitzuteilen. „Zwei günstige Rezensionen" und „Andere Freundlichkeiten" waren zu verzeichnen, und nach so vielen früheren Rückblicken konnte auch noch einmal ein „Rückblick" gehalten werden[2]. Es folgten Notizen über „Nacharbeiten und Sammlungen", ein kleiner Aufsatz über „Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung", und dann kam die Osteologie an die Reihe, der schon 1795 geschriebene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie", die 1784 von den Fachmännern zurückgewiesene Abhandlung über den „Zwischenkieferknochen" und einige Vorträge, die 1796 zu den ersten drei Kapiteln der osteologischen Einleitung geschrieben waren[3]. Von wiederholten Besuchen in Karlsbad bot die Mappe noch allerlei mineralogische und geologische Miszellen[4].

Die folgenden drei Hefte, 1822, 1823 und 1824 gedruckt, enthielten keine größere Abhandlung mehr, geschweige denn eine Entdeckung, sondern lauter kurze Notizen, Miszellen, Aufzeichnungen, Rezensionen — schätzbare „kleine Beiträge", wie sie heute etwa der Redakteur einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift nennen würde, aber keine eigentliche bedeutende Arbeit. Den großartigen Leistungen, welche alle Zweige der Naturwissenschaft von Anfang des Jahrhunderts an aufzuweisen haben, stehen sie im Grunde als Versuche eines Laien gegenüber, der ohne Philosophie eine allgemeine wissenschaftliche Weltanschauung begründen möchte, und da ihm solches mißglückt[5], sich nun

---

[1] Goethe's Werke (Hempel) XXXIII 5 ff 14 ff 55 ff. Vgl. WA 2. Abt. VI 5 ff 23 ff 97 ff („Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit").

[2] Goethe's Werke (Hempel) XXXIII 95 ff. Vgl. WA a. a. O. 158 ff.

[3] Goethe's Werke (Hempel) XXXIII 189 ff 221 ff 257 ff. Vgl. WA 2. Abt. VIII 5 ff 63 ff 93 ff.

[4] Goethe's Werke (Hempel) XXXIII 378 ff. Vgl. WA 2. Abt. IX 95 ff.

[5] Goethes Werke, WA 2. Abt. XI 45 f. Vgl. ebd. 56 ff 74 f. — Mit Recht bemerkt Carus (Göthe. Zu dessen näherem Verständniß, Leipzig 1843, 92), daß Goethes eigentümliche naturwissenschaftliche Richtung schwer mit einem einzigen gemeinsamen Namen zu bezeichnen ist, am ehesten eine „poetisch-phanteistische" genannt werden kann. Er möchte in der Natur schauen, was der Philosoph nur syllogistisch beweisen, der

als Empiriker in allen Hauptzweigen der Naturwissenschaft versucht. Bei genialen Anlagen und scharfer Beobachtungsgabe gelingt es ihm auch hier, manches Interessante zusammenzustellen. Durch eine gewaltige Privatkorrespondenz sucht er überdies Gelehrte aller Fächer in sein Interesse zu ziehen [1].

Physiker nur durch Induktion demonstrieren, der Dichter nur unbestimmt fühlen kann, und da er Philosophie und wissenschaftliche Physik verschmäht, so bleibt nichts als ein zerstücktes Experimentalwissen und poetische Naturbetrachtung. — H. St. Chamberlain (Immanuel Kant [2], München 1909, 68) sagt über Goethes Idee der Metamorphose: „Eine wissenschaftliche Thatsache wird durch sie nicht ausgesprochen; ebensowenig eine philosophische Erkenntniß, dennoch besitzt sie unvergänglichen Werth, weil sie auf der mathematisch genauen Scheidelinie zwischen Erfahrung und Idee, zwischen Analyse und Synthese sich bewegt." Der Weg, den uns Goethe durch seine Metamorphosenlehre weise, führe uns, „wenn wir mit Bewußtsein unsere Erfahrungen zu Ideen zusammenfassen", „in jene Welt des Auges ein, deren Herold Goethe war und deren Bedeutung für die Zukunft der Kultur noch niemand zu ermessen vermag" (ebd.). In der Einführung in diese „Welt des Auges" erblickt er Goethes höchste Bedeutung und hilft sich durch dieses Schlagwort aus allen Sackgassen bei der Wertung des Dichters heraus, und um so leichter, als er S. 93 Goethes widerspruchsvolle Natur als Bewährung echter Größe hinstellt.

[1] Über Anatomie korrespondierte er mit d'Alton, Blumenbach, Carus, Döring, Heusinger, Loder, Ritgen, Sömmering, Stark, Weber; über Anthropologie mit Beneke, Heinroth, Jacobi, Nasse, Stiedenroth; über Astronomie mit Gruithuisen; über Botanik mit Bluff, Gmelin, Henschel, Heß, Lößl, Martius, Ernst Meyer, Georg Meyer, Nees von Esenbeck, Schelver, K. H. Schultz, Treviranus, Voigt, Wilbrand; über Chemie mit Döbereiner, Wurzer; über Geschäftsführung mit Färber, Gerstenbergk, Hofmann, Körner, Mayer, Moldenhauer, Neufville, Orthel, Schreibers, Zachmann; über Literaturverhältnisse und Personalien mit Dorow, Ferussac, Langermann, Lindenau, Rennenkampf, Schubarth, Stein, Windischmann; über Meteorologie mit Bischof, Brandes, Dittmar, Gieseke, Hufeland, Müller, Poggendorf, Posselt, Schrön, Schütz; über Mineralogie und Geologie mit Bedemar, Berzelius, Buttel, Cramer, Ekel, Grüner, Günther, Herder, Hoff, Jäger, Junker, Lenz, v. Leonhard, Naumann, Nöggerath, Röhling, Schippan, Soret, Struve, Suckow, Trebra; über Naturphilosophie mit Himly, Offenbingen, Schottin, Wildt; über Optik mit Göschel, Henning, Kämtz, Marx, Roux, Staatsrat Schultz, Schlegel, Schweicker, Seebeck, Werneburg, Zschokke; über Physik mit Yelin; über Physiologie mit Brück, Joh. Müller, Purkinje. Vgl. F. Th. Bratranek, Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz (1812 bis 1832), Leipzig 1874, XXXII ff und weiterhin die Korrespondenz mit Alexander v. Humboldt (L. Geiger, Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, Berlin 1909, 289—314), mit Döbereiner (Weimar 1856), mit Eichstädt (Berlin 1875), mit Grüner und Zauper (Prag 1907), mit Knebel (Leipzig 1851), mit Reinhard (Stuttgart 1850), mit Carl August (Weimar 1863), mit Schultz (Leipzig 1853), mit Soret (Stuttgart 1877), mit Sternberg (Prag 1902), mit Ernst Meyer (Goethe-Jahrbuch V 134—176), mit Rochlitz (Leipzig 1887), mit Carlyle (Berlin 1887), mit Uwarow (Petersburg 1888), mit Göttling (2. Aufl., Heidelberg 1889), mit Gerning (Frankfurt 1897). — Bei A. Sauer, Goethe und Oesterreich I, Weimar 1902, VII, werden die naturwissenschaftlichen, literarischen und rein geschäft-

Manche speisen ihn mit Höflichkeiten ab, andere nehmen sich seiner ein wenig an, wieder andere unterstützen ihn mit Mitteilungen, die er geschickt zu verwerten weiß. Nach fast einem halben Jahrhundert erreicht er endlich, daß seine Abhandlung über den „Zwischenkieferknochen" in den „Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher" (Bd XV, Abt. I), nebst ein paar Briefen an den Botaniker Nees v. Esenbeck, abgedruckt wird.

Der Gedanke, die Bildung des Schädels mit der Zusammensetzung der Wirbelsäule zu vergleichen, lag, wie Virchow sagt, zur Zeit der „Entdeckung" Goethes längst in der Luft[1]. Schon der Lehrer Cuviers an der Karlsschule zu Stuttgart, Professor Kielmeier, hatte „den ganzen Kopf als einen Wirbel betrachtet"; der französische Anatom Burdin hatte den Satz, „daß der Kopf nur eine Art von sehr entwickeltem Wirbel sei", bereits 1803 drucken lassen[2]. Dann kam Oken 1807 mit seinem Jenenser Akademieprogramm und rief triumphierend: „Der ganze Mensch ist nur ein Wirbelbein!"[3] Und nun erschien Goethe und suchte, da die Priorität der Veröffentlichung bereits verloren war, wenigstens die Priorität der Entdeckung zu retten.

„Gegenwärtig ist die Prioritätsfrage zu Gunsten Göthe's wohl als erledigt anzusehen", meint Virchow[4]. „Dagegen erfordert es allerdings die

lichen österreichischen Korrespondenten aufgezählt. Nach Forschungen im Weimarer Goethe- u. Schiller-Archiv beläuft sich ihre Zahl auf ungefähr 100 (ebd. VI).

[1] R. Virchow, Göthe als Naturforscher, Berlin 1861, 118.

[2] Burdin, Cours d'études médicales, Paris 1803, 16.

[3] Oken, Bedeutung der Schädelknochen 5.

[4] Virchow a. a. O. 117. — „Diese Schädeltheorie gelangte zur allgemeinen Anerkennung und blieb ein halbes Jahrhundert bestehen, bis Gegenbaur auf Grund umfassender Studien an den Schädeln niederer Wirbeltiere nachwies, daß das Schädelproblem nicht so einfach ist, wie Goethe und Oken es aufgefaßt hatten. Es gibt nämlich einen ungegliederten Knorpelschädel, ehe der knöcherne Schädel entsteht, und da ersterer nicht aus Wirbeln zusammengesetzt ist, kann man auch den knöchernen Schädel nicht so leicht auf Wirbel zurückführen. Außerdem haben die Deckknochen des Schädels (Stirnbein, Scheitelbein u. a.) einen ganz anderen Ursprung, da sie aus schuppenartigen Hautknochen hervorgegangen sind. Die Frage, wie vielen wirbelartigen Abschnitten (Segmenten) der Schädel entsprechen mag, ist während der letzten Jahrzehnte in zahlreichen Schriften besprochen worden, aber die Antworten sind unsicher und verschiedenartig ausgefallen. Jedenfalls hat Goethes Lehre auf diesem Gebiete keinen dauernden Bestand gehabt, wie auch seine Farbenlehre, auf welche er so viel Wert legte, in der Physik keinen bleibenden Erfolg hatte. So bemerkenswert Goethes wissenschaftliche Studien zu ihrer Zeit waren, und so anregend sie auch wirkten, so haben sie doch bei weitem keine derartige Bedeutung erlangt, wie die Schöpfungen seiner künstlerischen Muse" (H. E. Ziegler, Goethes biologische Studien. Nach einem von Professor Ernst Haeckel am 17. Juni in Jena gehaltenen Vortrage, in Frankfurter Zeitung, 48. Jahrg., Nr 178, 1. Morgenbl. [28. Juni

Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß keine Thatsache bekannt ist, welche dafür zeugt, daß Oken den Gedanken zuerst von Göthe bekommen habe, während es unzweifelhaft feststeht, daß Oken der erste war, welcher den Gedanken in wissenschaftlicher Form, wenn gleich, wie Göthe in seinem Unmuthe sagt, ‚tumultuarisch‘ öffentlich entwickelte.“ „Aber noch im Jahre 1806 hatte auch Göthe eine offenbar ganz falsche Vorstellung von dem Verhältniß der Pflanzen- und Thiermetamorphose zu einander. ‚Man kann‘, sagt er bei Riemer, ‚die Phalangen (Wirbel im Rücken oder sonst) als Knoten ansehen bei den Pflanzen. Wie die Pflanze von Knoten zu Knoten wächst, so die Organisation der Thiere. Die Knochen der Arme und Beine sind auch nichts anderes, als größere Knoten oder Phalangen.‘ Eine solche Vergleichung widerstreitet der Entwicklungsgeschichte und hält sich ganz an Aeußerlichem, was Oken nirgends gethan hat.“

Weit schärfer urteilt der neueste Forscher. „Es würde dieser Prioritätsstreit wohl lange vergessen sein“, meint J. G. F. Kohlbrugge[1], „wenn die Goetheforscher gleichzeitig vergleichende Anatomen wären. Denn dann würden sie wissen, daß die Wirbeltheorie einfach unrichtig ist, weshalb es sich nicht lohnt, noch über die Priorität zu streiten. Sie ist unrichtig, weil der Schädel bei seiner embryonalen Entwicklung niemals als verschiedene Wirbel angelegt wird, sondern als ein zusammenhängendes Primordialcranium, welches nichts Wirbelartiges an sich hat, auch keine Metamerie zeigt.“

Du Bois-Reymond[2] gibt zu, daß die Abhandlung über den Zwischenkieferknochen auch strengere fachwissenschaftliche Ansprüche befriedigt, daß diese Arbeit, wie auch Goethes Wirbeltheorie des Schädels und seine Metamorphose der Pflanzen, von glücklichem Blicke und großem Fleiße zeuge, daß Goethe namentlich die plastische Phantasie und die künstlerische Anschauung besaß, deren es bedarf, um in verwandten Formen das Gemeinsame und Wesentliche aufzufassen und morphologisch-beschreibend zusammenzustellen. „Das Organ für theoretische Naturwissenschaft in ihrer höchsten Gestalt“ spricht er jedoch Goethe ab und erklärt sich ganz unumwunden gegen die literarische Abgötterei, welche, nicht von besonnenen oder gar bedeutenderen Naturforschern, sondern von Dilettanten mit Goethes Naturwissenschaft getrieben wird:

„Doch ist es mir unmöglich, meine persönliche Überzeugung zu verhehlen, daß auch ohne Göthe's Betheiligung die Wissenschaft heute so weit wäre, wie sie ist. Die ihm gelungenen Schritte hätten früher oder später Andere gethan, wie denn vor Göthe Caspar Friedrich Wolff die Pflanzenmetamorphose,

---

1904]). — Über die Geschichte dieser meistbesprochenen Entdeckung Goethes, sowie die Urteile von Zeitgenossen vgl. Bd I 451—456 dieses Werkes.

[1] Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher, Würzburg 1913, 188 f.

[2] Göthe und kein Ende, Leipzig 1883, 30 ff.

Oken die Wirbeltheorie, Erasmus und Robert Waring Darwin die Nachbilder mehr oder minder vollständig erkannt hatten. Mehr als seine eigenen Erfolge nützten, schadete aber die falsche Richtung, welche er der damals durch die sogenannte Naturphilosophie schon hinlänglich bethörten Wissenschaft einprägte. Man erinnere sich des argen mit der Wirbeltheorie getriebenen Mißbrauches. Weithin verbreitet in den Schriften jener Zeit findet man seine unverkennbare Manier, seine Vorurtheile, seine nicht immer unbedenklichen Maximen."[1]

Als Beispiel führt er den berühmten Physiologen Johannes Müller an, der, in seinen Anfängen Goethe nachbetend, den „Versuch", das „Experiment" auf dem Gebiete der Forschung als „abspringend, leidenschaftlich und unzuverlässig" verketzerte, später aber das geniale angebliche „Schauen" Goethes völlig aufgab und durch experimentelle Forschung der Erneuerer der deutschen Physiologie ward. Auch auf dem Gebiete der sog. Entwicklungstheorie weist Du Bois-Reymond die Verdienste, welche Haeckel in seiner „Anthropogenie"[2] und später in einer eigenen Abhandlung Goethe zuschreiben zu müssen glaubte[3], entschieden und mit den triftigsten Gründen zurück:

„Im engen Kreise der Säuger-Osteologie, aus welchem Göthe sich selten entfernt, an der Hand einiger lockeren Betrachtungen über den Einfluß des Mittels, Klima's u. dgl. m., mit verschlossenen Augen über die Klüfte fortzusteigen, vor denen Cuvier, der ihre volle Tiefe ermaß, zögernd stillestand, war keine so große Kunst. Nirgend hat Göthe die Gründe der älteren zoologischen Schule für Unveränderlichkeit der Species widerlegt, nirgend die Schwierigkeiten erörtert, welche der Abstammungslehre aus der Unvollständigkeit des paläontologischen Archivs — des Buches in Lyells treffendem Gleichniß — erwachsen. Statt dessen sucht man Beweisstellen dafür hervor, daß Göthe den Schulbegriff der Species nicht als feststehend

---

[1] Göthe und kein Ende 31. — J. H. F. Kohlbrugge, a. a. O., macht S. 52 darauf aufmerksam, daß alle, deren Schriften von Goethe rezensiert, empfohlen und gelobt wurden, „sämtlich reinblütige Anhänger der Naturphilosophie" waren. Nachdem er dieselben (ebd. Anm. 103) aufgezählt, kommt er zum Ergebnis: „Aus alledem ersehen wir, daß Jena die Hochburg der Naturphilosophie war, und zwar unter Goethes Mitwirkung."

[2] E. Haeckel, Anthropogenie, Leipzig 1877, 72 610 ff.

[3] Vgl. E. Haeckel, Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen, Bonn 1902, I 217—280: Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck 24 (118). — A. Wigand, Der Darwinismus, Braunschweig 1876, II 433. — A. Vogel, Häckel und die Monistische Weltanschauung, Leipzig 1877, 23. — K. Fr. Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende! Hamburg 1888 (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Virchow und v. Holtzendorff, N. F., 3. Serie, Heft 52).

ansah; wie man ihn dafür lobt, die Endursachen verworfen zu haben, ohne uns zu sagen, wie er ohne sie auskam." [1]

Es ist deshalb eine wissenschaftlich unhaltbare Vergötterungssucht, Goethe als Naturforscher ersten Ranges neben Newton, Cuvier, Humboldt, Darwin zu stellen. Was ihn auszeichnet, das ist die lebhafte, sinnliche Beobachtungsgabe, ein mächtiges Naturgefühl und ein glänzendes Dichtertalent, um das Beobachtete klar und durchsichtig, das Empfundene tief und ergreifend, in Prosa wie in Versen, darzustellen. Dadurch hat er das Interesse für die Natur und für die Naturwissenschaften in den weitesten Kreisen gehoben; er hat, wie Alexander v. Humboldt anerkennt, „die Zeitgenossen mächtig angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen und das Bündniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Band umschlang" [2]. Das sind wahre, unleugbare Verdienste, die jeder gern anerkennt. Doch schon in der Auffassung des Weltganzen und seiner Gesetzmäßigkeit, in ausgebreiteter Naturkenntnis und in glänzender Naturschilderung tritt er weit gegen Humboldt zurück. An Stelle klarer, kosmologischer Aufschlüsse bietet er pantheistische Träumereien [3]; an Stelle einer umfassenden Physik eine unhaltbare Farbenlehre, an Stelle

[1] Du Bois-Reymond a. a. O. 33 f. — J. H. F. Kohlbrugge a. a. O. bemerkt in seiner Vorrede: „Kaum wollen die bewundernden Epigonen zugeben, daß auch ein Goethe auf den Schultern seiner Vorgänger stand. Er erscheint ihnen wie eine sich selbst speisende Wunderquelle. Man sollte schließlich glauben, daß historische Studien, wie ich sie unternommen habe, eigentlich ganz überflüssig sind, da man ja alles auf Goethe zurückführen kann." „Ich bedauere nur, daß Goethes Panegyristen mich dazu gezwungen haben, seiner schwächsten Seite dieses Buch zu widmen, während man die Schwächen großer Männer doch lieber bedecken soll. Handelte es sich hier nur um Goethe selbst, so hätte ich allerdings darüber schweigen können. Aber wie konnte ich seinen Vorgängern und Zeitgenossen gerecht werden, wenn ich nicht zeigte, daß er diese durchaus nicht überstrahlte, sondern daß ihm unter ihnen ‚als Naturforscher' nur ein sehr bescheidener Platz zugewiesen werden kann." — Im Nachlasse Goethes fand sich noch eine Reihe von naturwissenschaftlichen Vorarbeiten und Entwürfen. Seit dem Jahre 1790 hatte er die Absicht, die Ergebnisse seiner osteologischen Studien in systematischem Zusammenhange darzustellen. Seine Arbeit über den Zwischenkieferknochen sollte nur einen kleinen Teil eines großen Werkes über vergleichende Anatomie bilden. Vgl. Goethes Werke, WA 2. Abt. VIII; vgl. 279 ff. Die Idee kam nicht zur Ausführung. ‚Velleitaeten', so schließt Goethe selbst (ebd. 362). „Man tröstet sich, daß die Geschichte der Wissenschaften, ja die ganze Geschichte nur dergleichen aufweist." — Vgl. K. v. Bardeleben, Goethe als Anatom, in Goethe-Jahrbuch XIII 163—180.

[2] A. v. Humboldt, Kosmos II 75. Vgl. auch M. Morris in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXXIX v—LII (Einleitung).

[3] „Hätte ich nicht die Welt durch Anticipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz todtes vergebliches Bemühen" (Eckermann, Gespräche [4] 77).

eines gründlichen naturgeschichtlichen Wissens osteologische, morphologische, geologische Einzelheiten. Von den sog. „Welträtseln“ wird keines gelöst, und die Forschung selbst sinkt, wie bei Voltaire, Rousseau und Diderot, nur zu oft zum geistreichen, dilettantischen Spiel herab.

Am schlimmsten erging es Goethe auf dem Felde der Geologie. Hier stand er nach fünfzigjährigen tastenden Versuchen eben jenem Manne gegenüber, der sein Leben der Naturforschung gewidmet, die ganze Welt durchwandert, in der Geologie speziell einen europäischen Ruf erworben hatte: Alexander v. Humboldt. Goethe kannte ihn persönlich. Sie hatten früher viel über naturwissenschaftliche Dinge miteinander verhandelt. Sie standen auf freundlichem, wenn auch nicht vertraulichstem Fuß. Ein Buch Humboldts, „Vertheilung der Pflanzengestalten“, tröstete den Dichter Anfang Juni 1816, als der Tod Christianes eine bedenkliche Lücke in seinen Haushalt gerissen[1]. Alle Komplimente Goethes vermochten indes ebensowenig als früher die „Xenien“ das Urteil Humboldts in wissenschaftlichen Dingen zu bestechen. Er hatte zu viele Vulkane gesehen und untersucht, um mit dem Chef des Ilmenauer „Wasser-Bergwerks“ an dessen Wasser-Geologie zu glauben. Im Jahre 1823 erschien sein Heft „Über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in verschiedenen Erdstrichen“. Es war schrecklich — Humboldt war Plutonist! Goethe befand sich in einer peinlichen Verlegenheit, als er das fatale Buch, wenn nicht rezensieren, so doch anzeigen sollte:

„Genanntes Heft, von Freundes Hand verfaßt und zugesendet, nehme ich dankbarlichst auf, indem es zu keiner gelegenern Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umsichtiger, tiefblickender Mann, der auch seine Gegenständlichkeit, und zwar eine gränzenlose, vor Augen hat, gibt hier aus hohem Standpunct eine Ansicht, wie man sich von der neuern ausgedehntern vulkanistischen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

„Das fleißigste Studium dieser wenigen Blätter, dem Buchstaben und dem Sinne nach, soll mir eine wichtige Aufgabe lösen helfen, soll mich fördern, wenn ich versuche, zu denken wie ein solcher Mann, welches jedoch nur möglich ist, wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.“[2]

Es gelang nicht. Goethe war zu alt und zu sehr auf seine vorgefaßten Ideen versessen. Um die Gemütlichkeit aufrecht zu halten, schickte er dem für Frauenreize keineswegs unempfänglichen Naturforscher im Januar 1824 die schöne Klavierspielerin Madame Szymanowska, die eben nach Paris

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 250. [2] Ebd. 2. Abt. IX 299 f.

reiste, ins Haus; die mochte mit einer Friedenspolka Neptunismus und Plutonismus versöhnen:

„Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau dieß Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann.“ [1]

Humboldt war nicht weniger verbindlich. Er widmete „Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath von Göthe“ noch ein paar freundliche Briefchen und übermittelte ihm 1827 die Gedichtsammlung „einer geistreichen jungen Dichterin, Madame Amable Tastu, Frau eines hiesigen Buchhändlers, mit dem Ausdrucke der innigsten Bewunderung“, und dazu „ein wunderschön eingebundenes Exemplar der Urika und das Kupfer nach Gerards geistreicher Zeichnung“, ein Geschenk der schwerkranken Duchesse de Rauzan, geborenen Duchesse de Duras.

Von Plutonismus und Neptunismus sagte Humboldt nichts; auch Goethe schwieg vor der Öffentlichkeit. Im stillen aber faßte er wider den großen Naturforscher einen unversöhnlichen Grimm. „Wenn Alexander Humboldt“, sagte er am 6. März 1828 zu Kanzler v. Müller, „und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamiren; schon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheidter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheidtere ist, halten muß.“

„Als Meyer fragte, was es denn eigentlich heißen wolle, Plutonist oder Neptunist, sagte Goethe: O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht sagen, man könnte schon wahnsinnig werden, es nur auseinanderzusetzen. Ohnehin bedeutet solch' ein Parteiname späterhin nichts mehr, löst sich in Rauch auf; die Leute wissen schon jetzt nicht mehr, was sie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich schreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.“ [2]

---

[1] Ebd. 4. Abt. XXXVIII 31.

[2] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[3] 161 f. — „Ich wurde heute“, berichtet Soret unterm 26. Januar 1828, „mit großen Reden gegen die Geologen unterhalten, die alles durch Feuer hervorgebracht wissen wollen und Berge emporsteigen lassen, als ob es eine Kleinigkeit wäre, den Granit und Porphyr der ganzen Welt mittels des Kessels, in dem sie erst gekocht worden sind, in die Höhe zu treiben. Goethe zeigte in diesem ganzen Ausbruch mehr Witz als Urteil“ (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 51).

Besonders empfindlich war es ihm, als am 28. Oktober 1829 das von Elie de Beaumont vorgetragene Erhebungssystem der französischen Akademie von der betreffenden Untersuchungskommission zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen wurde.

„Die Verlegenheit", schrieb er[1], „kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowohl gegründet scheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Wernerischen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Überzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat."

Eine offene Kontroverse wagte er nicht[2]. Er begnügte sich, seinem Verdruß in „Verschiedenen Bekenntnissen" Luft zu machen, die aber erst nach seinem Tode gedruckt erschienen. Er zählt da noch einmal alles auf, was er für die Geologie getan und wie er die neue Lehre nicht annehmen könne. Der Hauptsatz lautet: „Nach meinem Anschauen baute sich die Erde aus sich selbst aus; hier erscheint sie überall geborsten, und diese Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt." Als Hauptargument weist er dann auf das Pyrophylacium des P. Athanasius Kircher hin, indem er die neue vulkanische Theorie als eine bloße Wiederholung der Hypothesen betrachtet, welche der für seine Zeit sehr universell gebildete und forschungseifrige Jesuit zwei Jahrhunderte früher, als es noch gar keine wissenschaftliche Geologie gab, aufgestellt hatte[3].

Hier, wie in der Religion und Politik, langte Goethe bei einem pessimistischen Endergebnis an.

„Man bildet sich vergebens ein", sagte er am 27. Januar 1830[4], „daß man allen literarischen Erscheinungen face machen könnte; es geht

---

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. IX 262.

[2] An Zelter schrieb er am 5. Oktober 1831: „Daß sich die Himalaja-Gebirge auf 25 000′ aus dem Boden gehoben und doch so starr und stolz als wäre nichts geschehen in den Himmel ragen, steht außer den Gränzen meines Kopfes, in den düstern Regionen, wo die Transsubstantiation pp. hauset, und mein Cerebralsystem müßte ganz umorganisirt werden — was doch schade wäre — wenn sich Räume für diese Wunder finden sollten. Nun aber gibt es doch Geister die zu solchen Glaubensartikeln Fächer haben, neben sonst ganz vernünftigen Loculamenten; ich begreif es nicht, vernehm es aber doch alle Tage. Muß man denn aber alles begreifen? Ich wiederhole: unser Welteroberer ist vielleicht der größte Redekünstler. . . . Dagegen erscheine ich ihnen als der hartnäckigste Häresiarch, worin uns Gott gnädiglich erhalten und bestätigen wolle" (WA 4. Abt. XLIX 106 f). — „Die Sache mag sein wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche; und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat" (ebd. 2. Abt. IX 257).

[3] Ebd. 259—267.

[4] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[2] 166.

einmal nicht, man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Welttheilen herum und ist doch nicht überall zu Hause, stumpft sich Sinn und Urtheil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es selbst so; ich bereue es aber zu spät. Man liest Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läse; man lernt nur, daß die Welt dumm ist, und das kann man in der Seifengasse hier zunächst auch erproben."

Siebtes Kapitel.

Letzte Lebensjahre. Tod.

(1827—1832.)

Wovon Goethe zeitlebens am unliebsten hörte, das war — vom Sterben. Er hätte gar zu gerne sein Leben und Dichten, Sammeln und Ordnen, Lesen und Diktieren ewig so fortgetrieben. Starb ein näherer Freund oder Bekannter, so wurde er gewöhnlich unsichtbar, bis die Beerdigung vorüber war, suchte sich durch irgend eine Arbeit zu zerstreuen und durch neue gesellige Beziehungen den „Glauben an's Leben" zu erhalten. Er nahm mit regstem Anteil von allen neuen literarischen Erscheinungen Kenntnis, knüpfte mit den Schriftstellern des Tages an, lebte sich in alle „Fortschritte" hinein, schaute mit jugendlichem Sinn in die Zukunft, ohne sich viel mit den unangenehmen Bildern der Vergangenheit zu beschäftigen.

Die Welt ging indes ihren alten Lauf. Den Männern der Aufklärungsperiode, welche schon längst im Grabe verschwunden waren, folgten bald die Helden der Revolutionszeit und allmählich jene der Freiheitskriege und der Restaurationsepoche. Die österreichische Kaiserin Maria Ludovica, die Goethe in Karlsbad besungen, verschied im April 1816 zu Verona. Napoleon I., zu dem er so bewundernd aufgeschaut, starb am 5. Mai 1821 auf Helena — verbannt und gehaßt von der ganzen Welt. Sein Gegner, Kaiser Alexander, mit welchem ihn Goethe zu Erfurt beisammen gesehen, starb 1825 in Taganrog. Lord Byrons kurzes, meteorhaftes Dichterleben erlosch schon 1824; Walter Scott ward 1830 infolge von Überanstrengung von einem Schlaganfall getroffen und der Literatur für immer entzogen, wenn er auch Goethe noch um ein paar Monate überlebte.

Von den Stammvätern der neueren deutschen Philosophie verschwand Kant schon 1804, Fichte 1814, Hegel 1831 aus den Reihen der Lebenden. Nur Schelling überlebte den weimarischen Minister, der ihn einst in Jena angestellt.

Den Führern der klassischen Literatur, Herder, Schiller, Wieland, folgten bereits 1814 Iffland und Johann Georg Jacobi ins Grab nach, 1817 Jung-

Stilling[1], 1819 Friedrich Leopold zu Stolberg, Kotzebue und Fritz Jacobi, 1821 Christian zu Stolberg, 1825 der Maler Müller und Jean Paul Friedrich Richter, 1826 der alte Johann Heinrich Voß.

Von den Sängern der Freiheitskriege starb Theodor Körner 1813 den Heldentod; Max v. Schenkendorf überlebte ihn nur um vier Jahre.

Die Romantiker, die Goethe als junge Generation um sich hatte aufwachsen sehen, waren zur Hälfte schon entschwunden, ehe er selbst die Augen schloß. Novalis starb 1801, Kleist 1811, Ernst Schulze 1817, Th. Amadeus Hoffmann 1822, Zacharias Werner 1823, Löben 1825. Sogar Friedrich v. Schlegel, der geistige Führer der ganzen Bewegung, † 11. Januar 1829, und Achim v. Arnim, der Sammler des Wunderhorns, † 21. Juni 1831, erlebten die Vollendung des „Faust" nicht mehr.

Wie ein Mathusala stand der Alte von Weimar zuletzt unter den Poeten und Schriftstellern einer späten Epigonenzeit, empfahl Rückert, kritisierte Platen, empfing Grillparzer und Heine, lobte Uhland sehr von oben herab[2], nahm die Huldigungen des Königs Ludwig von Bayern entgegen[3] und erfuhr, daß Wolfgang Menzel, noch keine dreißig Jahre alt, „ein rechter

---

[1] „Jung-Stilling setzte bekanntlich dem jungen Goethe ein dankbares Denkmal in seiner Selbstbiographie: Goethe war in Straßburg gegen ihn von großer Herzensgüte gewesen. Gleichwohl ging die Jugendfreundschaft in Brüche, woran der verschiedene Entwicklungsprozeß beider Naturen schuld war. Indessen weiß ich aus bester Hand, daß Stilling auch der Herzensgeschichten Goethes wegen ein strenges Urtheil bekannte. Nicht zuletzt war es eine Abneigung in diesem Sinne, die das Wiedersehen beider Männer zu Karlsruhe kurz vor Stillings Tod zu einem so kühlen machte, daß Goethe Karlsruhe — ich zitiere die Enkelin Stillings hier wörtlich — in größter Verstimmung verließ" (G. A. Müller, Goethe in Straßburg, Leipzig 1896, 42 f). Damals sei das Gerücht wegen Friederikens und Goethes angeblichem Sohn in und um Straßburg aufgetaucht, erzählt Müller weiter; er weiß aber nicht, ob das mitgespielt: „Gewiß ist nur, daß auch Jung-Stilling von einer Thatsächlichkeit der Fama nichts gewußt, wenigstens nichts geäußert hat."

[2] „Das Buch von Eckermann über Goethe", schreibt Friedrich Hebbel am 20. September 1837, „hat mir viel zu schaffen gemacht." „Wahrhaft verdrossen hat mich die Art und Weise, wie er Uhland abfertigt. Da heißt es, Uhlands Ruhm habe ‚einigen' Grund, es sei ‚gewissermaßen' zu bedauern, wenn seine Production aufhörte usw., während jämmerliche Gesellen, die mit ihren trockenen Verstandes- und Bildungs-Erzeugnissen nie eine Seele entzündet haben, mit Lob und Beifall überschüttet werden. Ich kann mir die Sache nun freilich leicht erklären; in Goethe war diejenige Kraft, aus welcher seine (höchstens von Uhland erreichten) Jugend-Romanzen und Lieder, wie z. B. der Fischer, hervorgingen, erschöpft, nicht aber der Trieb, fortwährend zu produciren, und der letzten Hälfte seines Lebens zu Gefallen verläugnete er die erste" (Fr. Hebbel, Sämtliche Werke, besorgt von Werner, 3. Abt., Briefe I, Berlin 1904, 225 f).

[3] Vgl. die Briefe des Königs im Goethe-Jahrbuch XXIII (1902) 48—53.

Lumpenkönig" [1], sich an seinem Dichterlorbeer vergriffen habe, aber von den Franzosen dafür zurechtgewiesen worden sei.

Neben Goethe lebte in Weimar noch immer das großherzogliche Paar und eine Anzahl emeritierter alter Herren und Damen, die beim Liebhabertheater von 1776 mitgewirkt hatten, in Jena der ehemalige Prinzenerzieher Knebel, sogar um fünf Jahre älter als Goethe, ein zäher Geselle. Noch in seinem 69. Jahre bekam er einen Sohn [2], mit 85 Jahren verdeutschte er den „Saul" des Alfieri und mit 87 gab er seine Übersetzung des Lukrez in neuer Auflage heraus. Goethes Jugendfreund, der General Klinger in Petersburg, dichtete zwar nicht mehr, aber er lebte noch immer, und man schrieb sich zum Jubiläum der 50jährigen Freundschaft [3]. Diese „Genies" waren rüstigere Naturen als Herder und Schiller und versagten dem längst entschlummerten Klopstock die Gefälligkeit, seiner Prophezeiung gemäß eines frühen Todes zu sterben.

Auch in die nächsten Kreise Goethes drang indes allgemach der Tod ein. Der treue, alte Minister Voigt erlebte das Jubelfest Goethes und des großherzoglichen Paares nicht mehr. Er starb schon den 22. März 1819. Ziemlich nahe ging Goethe ebenfalls der Tod des Philologen F. A. Wolf, welcher noch im Frühjahr 1824 zum Besuch in Weimar war, den 8. August aber schon in Marseille verschied. Eine volle Harmonie hatte zwar zwischen den beiden Männern nie bestanden. Als echter Dichter kam Goethe von Wolfs künstlichen Homer-Hypothesen schließlich wieder auf seine eigenen früheren Anschauungen zurück [4]. Was die beiden Männer aber immerhin

---

[1] So nennt ihn Zelter (V 65). — Goethe scheint Menzels Buch nicht gelesen zu haben: „Ich wußte bisher weiter nichts von ihm, denn ich hätte viel zu thun wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Criticus sich verhält: Le Globe vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmuthig zu sehen wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unsrer eignen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVI 198 f. Vgl. ebd. 352 f [Lesarten]).

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 387.

[3] Goethe-Jahrbuch III 270; IV 182. — Vgl. M. Rieger, Fr. M. Klinger. Zugabe zu Teil II, Darmstadt 1896, 227.

[4] „Ich als Dichter", hatte Goethe schon am 29. Mai 1795 geschrieben, „habe ein ganz anderes Interesse, als das der Kritiker hat. Mein Beruf ist zusammenfügen, verbinden, ungleichartige Theile in ein Ganzes zu vereinigen. Des Kritikers Beruf ist aufzulösen, trennen, das gleichartigste Ganze in Theile zu zerlegen. Als Dichter habe ich also eine unübersteigliche Scheidewand zwischen mir und dem heillosen Beginnen des Kritikers gezogen" (W. Peters, Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer. Progr., Frankfurt 1890, 34 f). — Vgl. die Auseinandersetzung vom 16. März 1819 bei J. Dembowski, Mittheilungen über Goethe und

noch zusammenhielt, das war ihre völlig heidnische, von allem Christlichen absehende Verehrung des klassischen Altertums[1].

Nachmittags den 9. Januar 1827 ging ein vornehmer Leichenzug an Goethes Haus vorbei über den Frauenplan nach dem städtischen Kirchhof. Es wurde jene Charlotte v. Stein zu Grabe getragen, an die er einst seine tausend Liebesbriefe geschrieben, an welcher er so innig gehangen und von der er sich so schnöde trennte. Das Alter hatte alles wieder ausgeglichen. Charlottens Briefe waren verbrannt. Die 84jährige Greisin hatte in ihrem letzten Willen noch angeordnet, daß ihr Leichenzug nicht an Goethes Haus vorbeigehen sollte; aber die städtischen Leichenordner hielten das für einen Verstoß gegen alle Ordnung. Goethe ließ sich dabei durch seinen Sohn August vertreten. Über den Eindruck, den der Todesfall auf ihn gemacht, liegt keine Aufzeichnung vor. Dagegen wird berichtet, daß Knebel seinen Schmerz nicht zu beherrschen gewußt, sondern ausgerufen habe: „Es ist doch recht niederträchtig von mir altem, 80jährigem Kerl, daß ich heulen muß wie ein altes Weib! Aber eine solche Freundin zu verlieren, ist auch eine schwere Prüfung.“[2] Eine der größeren Verdrießlichkeiten ihrer letzten Lebenszeit war es, daß ihre kleine Schwägerin Sophie v. Schardt 1817 katholisch wurde. „Was meine Ansicht betrifft“, schrieb sie ihr indes, „so gönne ich Dir, wo Du kannst, am glücklichsten zu sein, und wäre es ja selbst türkischer Glaube. Unsere äußeren Religionsgebräuche sind ja nur Zeichen des Göttlichen in uns und Gott in jedem reinen Herzen willkommen, unter was für einer Form sein Geschöpf es ihm auch darbringt.“[3]

Anderthalb Jahre hatte Goethe Zeit, diesen Trauerfall zu überwinden — da kam die Reihe an den Großherzog Carl August. Dieser war erst 70 Jahre alt und hatte sich bis dahin stramm gehalten. Am 29. Mai 1828 verließ er Weimar, um seine Tochter Marie in Potsdam zu besuchen, welche, das Jahr zuvor mit dem Prinzen Karl von Preußen vermählt, jetzt eben eines Söhnchens genesen war. Nach diesem Besuche blieb er vom 4. bis 12. Juni in Berlin, um nach alter Gewohnheit alles Sehenswürdige in Augenschein zu nehmen[4]. Am 7. Juni wurden Versuche mit einer neuen

---

seinen Freundeskreis 12. — Vgl. auch G. Finsler, Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe, Leipzig und Berlin 1912, 465 ff. — Schiller kam „der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung (der homerischen Epen) nothwendig barbarisch“ vor (Jonas V 373). Und Walter Scott sagte von Wolfs Hypothese: that it was the most irreligious one he heard of and could never be believed in by any poet (M. Bernays, Goethes Briefe an Friedrich August Wolf, Berlin 1868, 21).

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLII 1, 235 f. Vgl. ebd. 4. Abt. X 260 f.

[2] Düntzer, Charlotte von Stein II 519 f. [3] Ebd. 446.

[4] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter V 57 ff 62 ff.

Perkussionsflinte auf der Hasenheide gemacht, am 8. besuchte er die Pfaueninsel und war im Theater, am 9. sah er sich Sanssouci an. Obwohl übermüdet, angegriffen, krank, hatte er mit Alexander v. Humboldt lange naturwissenschaftliche Unterredungen.

„Er fragte", wie dieser erzählt, „noch lebendig nach den von Schweden herübergekommenen Granitgeschieben baltischer Länder, nach Kometenschweifen, welche sich unserer Atmosphäre trübend einmischen könnten, nach der Ursache der großen Winterkälte an allen östlichen Küsten." „In Potsdam saß ich mehrere Stunden allein mit ihm auf dem Kanapee; er trank und schlief abwechselnd, trank wieder, stand auf, um an seine Gemahlin zu schreiben, dann schlief er wieder. Er war heiter, aber sehr erschöpft. In den Intervallen bedrängte er mich mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Meteorologie und Geognosie, über Durchsichtigkeit eines Kometenkerns, über Mondatmosphäre, über die farbigen Doppelsterne, über Einfluß der Sonnenflecke auf Temperatur, Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, innere Erdwärme. Er schlief mitten in seiner und meiner Rede ein, wurde oft unruhig und sagte dann, über seine scheinbare Unaufmerksamkeit milde und freundlich um Verzeihung bittend: ‚Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir.' Auf einmal ging er desultorisch in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. ‚Dazu sind es unwahre Bursche', rief er, ‚die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! — Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.' Bald legte sich sein Zorn, und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. ‚Das ist eine menschenfreundliche Lehre', sagte er, ‚aber vom Anfange an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's.'" [1]

Am Mittag des 13. Juni verließ er Berlin. Eine unruhige Hast trieb ihn, weiterzureisen. Abends halb acht erreichte er Wittenberg, von Brustkrämpfen hart mitgenommen. Schon fünf Uhr morgens war er am andern Tage reisefertig.

„Eine halbe Stunde später setzten sich Höchstdieselben auf die Troischke und befahlen dem Postillon, langsam um das — Dr. Luther errichtete — Standbild zu fahren, welches Höchst Sie auf allen Seiten betrachteten." So erzählt sein Adjutant, der Major v. Germar [2]. Über Bretsch und Torgau

---

[1] A. Schöll, Carl-August-Büchlein 150 f.

[2] Nach den handschriftlichen „Acta, betr. die Krankheit, das Ableben und die Beisetzung des Großherzogs Karl August", im Großh. sächs. Hausarchiv in Weimar, A. 544, Nr 10: „Letzte Lebenstage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl August" (von Major Germar).

fuhren sie dann nach dem Gestüte zu Gradiß. Nachdem Carl August dasselbe spät abends noch besichtigt hatte, suchte er seine Zimmer auf. Unterwegs entrang sich ihm der Schrei: „Daß Gott erbarm!“ Er fuhr dann aber noch fort, über verschiedenes zu sprechen, besonders über die Schlacht bei Torgau. Als er in ein zweites Zimmer gelangt war, gab er indes plötzlich keine Antwort mehr, sondern sank tot in die Arme seines Adjutanten.

Die Nachricht erschütterte Goethe aufs tiefste. „Ich hatte gedacht“, sagte er zu Eckermann, der abends spät ihn besuchte und ihn ganz niedergeschlagen fand, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“ [1]

Um den Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, zog er sich am 7. Juli auf das Schloß Dornburg zurück und blieb da fast zehn Wochen [2]. Der Thronfolger bot alles auf, dem greisen Freunde seines Vaters den harten Schlag zu mildern, und Goethe überstand die schwere Zeit wiederum glücklich in ländlicher Einsamkeit. Auf ein Beileidsschreiben des neuen Fürsten antwortete er:

„Ein so geregeltes sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen; so war es vor, so wird es nach seyn, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: ‚Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.‘“ [3]

In stiller Tätigkeit flossen abermals anderthalb Jahre hin, da folgte die verwitwete Großherzogin Luise am 14. Februar 1830 ihrem Gatten ins Grab. Auch jetzt suchte sich Goethe wieder mit Arbeiten über Wasser zu halten; aber es wurde ihm diesmal schwerer.

---

[1] Eckermann, Gespräche [8] 218. — Vgl. B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1901/1902, I 218 f; Briefe des Kanzlers Friedrich von Müller an Wasily Andrejewitsch Joukowsky (ebd. Jahrg. 1903/1904, IV 221).

[2] Eckermann, Gespräche [8] 5 ff. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIV 144 ff 170 ff; XLV 1—9.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIV 210. — In einem Brief vom 9. September 1828 an Frommann beantragt Goethe die regelrechte Kanonisation des verstorbenen Fürsten: „Ew. Wohlgeboren einen Gedanken mitzutheilen, den Sie vielleicht schon selbst gehabt haben, nehme mir die Freyheit. Ich wünschte nämlich daß der Name Carl August wie bisher im Kalender mit rother Farbe bezeichnet würde. Diese einzige Art wie wir Protestanten einen Mann canonisiren können, sollten wir nicht außer Acht lassen. Inwiefern dieß thunlich und wie es einzuleiten daß die übrigen Kalender des Landes sich conformirten, habe gänzlich Dero Überlegung zu überlassen“ (ebd. 312).

„Ich muß mit Gewalt arbeiten“, sagte er[1], „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuern Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt.“

Jetzt stand er allein, gleich dem letzten Baume eines umgehauenen Waldes, um ihn eine neue Generation, die nur durch Bücher und Hörensagen von seinen Jugendstreichen wußte. „Ich komme mir selber mythisch vor, daß ich so allein übrig bleibe“, sagte er mit trübem Blick nach der Mitteilung der Hofdame v. Gustedt[2]. Noch ein Jubiläum sollte er indes feiern. Am Vorabend des Johannistages 1830 und der Julirevolution beging die Weimarer Loge festlich seinen Eintritt in ihren Bund. Daß die 50 Jahre eine bedeutende Lücke aufwiesen und daß er die Brüder zeitweilig für „Schelme und Narren“ angesehen, scheint beiderseits vergessen worden zu sein. Man dachte nur der Lieder, welche er seit 1808 der Loge gewidmet, der salbungsvollen Reden, worin er die heimgegangenen „Br.“ Wieland, Ridel, Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann gefeiert, und der Klugheit, womit er nach den Umtrieben und Zwistigkeiten der Jahre 1817 bis 1819 die etwas aus den Fugen gekommene Brüderschaft wieder hatte einrenken helfen[3]. Er erwiderte die Jubiläumsgrüße mit den folgenden Strophen:

„Funfzig Jahre sind vorüber,
Wie gemischte Tage flohn,
Funfzig Jahre sind hinüber
In das ernst Vergangne schon.

Doch lebendig, stets auf's neue,
Thut sich edles Wirken kund,
Freundes-Liebe, Männer-Treue
Und ein ewig sichrer Bund.

Ausgesät in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernstes Reich,
Schimmern sie, bescheidner Sterne
Leis wohltätigem Lichte gleich.

So! die Menschheit fort zu ehren,
Lasset, freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen sein.“[4]

---

[1] J. W. Schäfer, Goethe's Leben, Leipzig 1877, II[3] 371. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVI 244 259.

[2] Lily v. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise 130.

[3] Vgl. G. Deile, Goethe als Freimaurer, Berlin 1908, 102 ff; Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 311—363; ebd. III 61—70; ebd. 4. Abt. XL 231 f.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 311. — Vgl. W. Bode, Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller, Berlin 1901, 11—17.

Nur wenige Monate nach dieser Logenfeier traf Goethe der härteste Schlag seines ganzen langen Lebens, der härteste Schlag, der einen Vater treffen kann — der Tod des einzigen Kindes.

Während August v. Goethe immer den Trieb fühlte, im Ausland oder wenigstens auf Reisen das Glück zu suchen, das er im väterlichen Haus und in Weimar nicht fand, sträubte sich der Vater, trotz aller Ausschweifungen des Sohnes und trotz allen häuslichen Unfriedens, jahrelang dagegen. Im Frühjahr 1830 willigte er indes endlich ein[1]. Am 22. April ward die Reise nach dem Süden angetreten[2]. Eckermann ging mit. Briefe und Tagebücher ließen anfänglich eine bessere Wendung erhoffen[3]. Doch schon am 25. Juli hielt es Eckermann nicht mehr bei August aus. Er trennte sich von ihm[4], um nach Weimar zurückzukehren, während August über Genua, Spezzia und Livorno nach Neapel fuhr. Den Geburtstag seines Vaters brachte er in Pompeji zu, wo an diesem Tage gerade ein Haus ausgegraben wurde. Auch jetzt noch weckten seine Berichte in des

---

[1] Zu Alwine Frommann äußerte August, daß er fort müsse, um nicht vor den Augen des Vaters zu Grunde zu gehen (K. Th. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste 53). — „Der Abschied von seinem Vater", erzählt die Hofdame v. Gustedt, „soll erschütternd gewesen sein. Mir wurde erzählt, August sei ihm plötzlich weinend zu Füßen gefallen und dann davongestürzt, während Goethe überwältigt von böser Ahnung, auf seinem Lehnstuhl zusammengebrochen sei" (Lily v. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise 94).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 124 127—129. — Schäfer, Goethe's Leben II[3] 374. — Düntzer, Goethe[2] 655 ff. — Viehoff, Goethe's Leben IV[5] 180. — Sebastian Brunner, Hau- und Bausteine, Wien 1885, I 102 ff.

[3] Vgl. A. Stern, August von Goethes Briefe aus Italien, in Grenzboten, Jahrg. 59 (1899) I. — „Es ist das erste Mal im 40. Jahre", schrieb August aus Italien, „daß ich zum Gefühle der Selbständigkeit gekommen, und unter fremden Menschen! Lazaronis, sogar Räubern, Barcarolis und andern, auch vornehmen Gesindel. Man wollte mich heranziehn, Spiel, Mädchen, Frauen: diese drei letzteren Dinge hatte ich verschworen" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 276 [Lesarten]).— Crabb Robinson, der am 25. August in Florenz mit August v. Goethe zusammengetroffen war, sagt in seinem Reisetagebuch: He is the child of his father's body, not of his mind. He has much of his character. He related to us his „amours" and said he had written about them to his father (!) and he quoted the admirable Epigramm: „Nie hört ich ein frommes Gebet" as being his own experience (J. M. Carré, Un ami et un défenseur de Goethe en Angleterre. Henry Crabb Robinson [1775/1867], avec des Documents inédits, in Revue germanique 8ème Année [1912], No 4, 408). — Vgl. die Mitteilungen Odyniecs, der mit August in Genua zusammengetroffen, bei A. Zipper, Aus Odyniec' Reisebriefen, in Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte IV (1904) 182 184.

[4] O. Hinneschiedt (August von Goethe und Johann Peter Eckermann, in Grenzboten, 59. Jahrg., I 516) teilt aus dem noch ungedruckten Nachlaß Eckermanns mit, daß Eckermann wegen „ernster Erkrankung" August v. Goethe in Italien verließ und allein nach Deutschland zurückkehrte.

Vaters Herz die freudigsten Hoffnungen[1]. Da machte am 28. Oktober, zwei Uhr früh, plötzlich ein Schlaganfall all diesen Hoffnungen ein Ende. August starb, erst 41 Jahre alt, in Rom und ward an der Pyramide des Cestius begraben. Über seine Krankheit lauten die Berichte verschieden; gewiß ist, daß andauernde Ausschweifungen seine Gesundheit längst untergraben hatten[2].

Nach Weimar gelangte die Todesnachricht durch den Ministerresidenten August Kestner, einen Sohn der Wetzlarer Lotte. Dem Vater sie mitzuteilen, übernahm der Kanzler Friedrich v. Müller. Goethe nahm dieselbe mit ziemlicher Fassung auf[3]. Als aber am 23. November Eckermann von der unglücklichen italienischen Reise zurückkehrte und auf den Wunsch des Vaters von den Schicksalen und Äußerungen des Verstorbenen zu erzählen begann, da überwältigten Schmerz und Aufregung den 81jährigen Greis. In der Nacht vom 25. auf den 26. November befiel ihn ein heftiger Blutsturz und drohte seinem Leben ein jähes Ende zu bereiten. Die Todesnachricht ging schon in Weimar herum, als es den Ärzten gelang, den furchtbar

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVII 304 f.

[2] „Aus seinen Handlungen und aus seinem Auftreten im letzten Jahrzehnt des Lebens spricht deutlich der Wahnsinn", urteilt K. Heinemann (Goethe[3] 729). — Vgl. Fr. A. Schäfer, Goethe in Krankheitstagen, Meißen 1904, 6. „Den wildesten Ausschweifungen und Orgien ergeben", meint Schäfer, „ganz energie- und haltlos, verfiel Goethes Sohn immer mehr den Leidenschaften der Trunksucht und der Sinnlichkeit. Die heutigen Aerzte würden ihn ohne Zweifel unter die erblich Belasteten zählen; war doch sein Großvater mütterlicherseits bereits im Säuferwahnsinn gestorben. Bei der Sektion der Leiche Augusts ergab sich, daß seine Leber dreimal zu groß und das Gehirn mißbildet war." — P. J. Möbius, welchem der von den drei römischen Ärzten unterzeichnete Krankheitsbericht vorlag, urteilt (Goethe I[2] 259): „Auch dann, wenn man gar nichts vom Leben wüßte, würde man sagen: der Verstorbene ist ein alter Säufer gewesen. Ein Mensch mit der beschriebenen Leber- und Gehirn-Erkrankung ist natürlich ein dem Einsturze nahes Haus. August war thatsächlich schon bei der Abreise ein Todescandidat." — Die unmittelbare Ursache von Augusts Tod scheint nicht Selbstmord gewesen zu sein, wie Möbius u. a. annehmen, sondern eine nicht zum Ausbruch gekommene Blatternerkrankung. Vgl. die Mitteilung des Augenzeugen Maler Preller, bei K. Knortz, Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag, Zürich 1885, 49. — Kestner-Köchlin, Briefwechsel zwischen August Kestner und seiner Schwester Charlotte, Straßburg 1904, 185. — Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 54.

[3] Vgl. Goethes Tagebuchaufzeichnung, WA 3. Abt. XII 329. — Creizenach, Goethe und Marianne von Willemer 292. — Vgl. auch den Brief von Goethes Sekretär Kräuter an Christian Wenig, in Schnorr v. Carolsfelds Archiv III 485—487. — Eckermann, Gespräche[6] 846 f. — Johanna Schopenhauer, Briefe an Holtei, Leipzig 1870, 68. — Lily v. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise 81. — Goethe-Jahrbuch XI 62 f (Mitteilung Reinhards an den Baron v. Wessenberg). — B. Suphan, Goethes Unterhaltungen mit Carl Friedrich Anton von Conta, in Deutsche Rundschau, Jahrg. 1901/1902 I 219.

erschütterten Organismus wieder zu beruhigen. Am 29. konnte Goethe seinem Freunde Zelter eigenhändig melden[1]:

„Noch ist das Individuum beysammen und bey Sinnen. Glück auf! Mit der leidigen Krankheitsgeschichte verschon ich dich. Hier! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung sagt:

„‚Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, Verdauung regelmäßig. Die Kräfte sind bey weitem nicht so geringe, als man bey solchen Vorgängen befürchten mußte. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

Weimar den 29. November 1830. Dr. Vogel.‘"

Vor Freude über diese Nachricht ließ sich Zelter einen Kalbskopf braten, und „da des täglichen Erkundens bey mir viel ist", meldet er, „so können gestern und heut ein Schock und mehr Kalbsköpfe hier in Berlin seyn verspeist worden"[2]. Dazu berichtet der 72jährige Freund[3] dem Rekonvaleszenten, der noch eben am Rande des Grabes gestanden, von den „verwünschten Theaterballetten und dem kleinen Opernzeug", seiner ersten Sängerin, „dem angenehmsten Mädchen, mit schönster Stimme, unverwüstlicher Lust, Folgsamkeit und Keckheit", und von zwei Wiener Tänzerinnen, ausgezeichnet „durch Wohlgestalt, Leichtigkeit und Anmuth in den wunderlichsten Sprüngen und Stellungen" usw. usw.[4], im lüsternsten und leichtfertigsten Stile. An solchen Nachrichten tröstete sich der greise Dichter über den Verlust seines einzigen Sohnes. Denn Zelter war sein intimster Vertrauter und wußte, womit er aufzuheitern war[5]. Ein späterer Brief Goethes vom 8. Juli 1831 bezeugt, daß Zelter das Richtige getroffen und daß ein üppiges Bild einer Danae noch jetzt den alten Götterverehrer in höchstes Entzücken versetzte[6].

Obwohl von Krankheit nicht ganz verschont, hatte Goethe doch eine ungemein starke, gesunde Körperkonstitution.

„Kein System", erklärt Hufeland, der lange mit ihm zusammenlebte und zehn Jahre, 1783 bis 1793, sein Arzt und Hausfreund war, „keine Function hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. Aber Productivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als Physischen, und im letztern zeigte sie sich durch eine

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 25.

[2] Briefwechsel zwichen Goethe und Zelter VI 76 ff.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. V 1, 73—76.

[4] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter VI 81. Vgl. 371 400 f.

[5] Das eigentliche Bindeglied war nach Heinemann (Goethe[3] 618) „die unbegrenzte, fast vergötternde Verehrung, die Zelter Goethe entgegenbrachte".

[6] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 1—4.

reiche Nutrition, äußerst schnelle und reichliche Sanguification, Reproduction, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten, und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfniß des Aderlasses." [1]

Genauere Aufzeichnungen hat Dr Vogel zusammengestellt, welcher die letzten sechs Jahre Goethes Hausarzt war und ihm in seinen letzten Tagen Beistand leistete.

„Goethe war groß und von starkem, regelmäßigem Knochenbau; nur die untern Gliedmaßen hätten, um eines schönen Verhältnisses zum Rumpfe willen, ein Geringes länger sein dürfen." „Noch in den letzten Jahren hielt er sich mit etwas vorragendem Unterleibe und rückwärts gezogenen Schultern sehr gerade, ja etwas steif, und schob dieß auf die von ihm Behufs besserer Ausdehnung der Brust frühzeitig angenommene und auch Andern zu gleichem Zwecke häufig empfohlene Gewohnheit, die Hände möglichst viel hinter dem Rücken vereinigt zu tragen. Seine Brust war breit und hochgewölbt, der Athem meistens ruhig und kräftig, dann und wann mit Seufzern untermischt; der Puls weich, mäßig voll, im Verhältniß zum Alter immer frequent, etwa wie bei einem Manne von vierzig Jahren." „Das greise Haupt war mit seideweichem, grauem, täglich sorgfältig gekräuseltem Haar dicht besetzt. Der Hals fiel durch bedeutende Torosität auf. Den ganzen Körper bedeckte reichliches Fleisch. Gesicht, Geruch, Geschmack und Gefühl blieben bis zum Tode sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte." [2]

Von Jugend auf zu Bedächtigkeit und Umständlichkeit geneigt, wurde er im Alter immer unentschlossener; war indes einmal eine Entscheidung

---

[1] C. Vogel, Die letzte Krankheit Goethe's. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland (Aus Hufelands und Osanns Journal der praktischen Heilkunde besonders abgedruckt), Berlin 1833, 89 f.

[2] Ebd. 23 f. — P. J. Möbius (Goethe II² 15 ff) stellt die verschiedenen Angaben über Goethes Erscheinung zusammen und weist S. 23 f auf deren Widersprüche hin; diese sind so augenscheinlich, daß Möbius zum Ergebnis kommt, „daß wir über Goethes Körper nicht gerade viel wissen". Ebenso betont er S. 26 f die Mangelhaftigkeit der Goethe-Bildnisse; es stimme kaum eins mit einem andern. — Vgl. über „die Gründe für die in der That außerordentliche Verschiedenheit der Goethebildnisse" Fr. Stahl, Wie sah Goethe aus? Berlin 1904, 5—8. — Vgl. auch H. Rollett, Die Goethe-Bildnisse, Wien 1883. — Fr. Zarncke, Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethes Bildnissen, Leipzig 1888. — E. Schulte-Strathaus, Die Bildnisse Goethes (Suppl. 1 von Goethes Sämtlichen Werke, Propyläen-Ausgabe), München 1910. — K. Bauer, Goethes Kopf und Gestalt, bei Bode, Stunden mit Goethe IV.

getroffen, so blieb er in der Ausführung beharrlich und, wenn nötig, selbst kühn, „wobei er, als Geschäftsmann, die päpstliche Commissorialformel: ‚non obstantibus quibuscunque‘, gern im Munde führte und vorkommenden Falles darnach zu verfahren liebte“. Häuften sich die Geschäfte, besonders solche, die raschen Entscheid verlangten, so wurde er leicht grämlich. Gedächtnis und Arbeitskraft nahmen ab, und er mußte sich öfters zur Arbeit zwingen; nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme.

„Rühmte Goethe seine Productivität, so machte mich das stets besorgt, weil die vermehrte Productivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affection seiner productiven Organe endigte. Dies war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Goethe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, so weit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach längerem geistigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.“ [1]

Seine Phantasie blieb bis zum letzten Augenblick empfänglich und wirksam. Das Schöne war sein Element. Allem Häßlichen und Düstern ging er aus dem Weg. Unerfreuliche Meldungen, besonders Todesnachrichten, suchte er aufs sorgfältigste und vorsichtigste von sich abzuhalten [2]. Bis zum Tode genoß er nachts eines nur selten gestörten Schlafes. Wurde derselbe etwa unterbrochen, so vertrieb er sich die Zeit mit Dichten und Träumen. „In früheren Jahren trank Goethe viel Wein und geistige Getränke [3]. Aus Gesundheitsbedenken schränkte er im Alter den Weingenuß jedoch etwas ein. Punsch und Champagner versagte er sich gänzlich; doch genoß er zum Frühstück sein Gläschen Madeira und Mittags eine Flasche leichten Würzburger Tischwein und zum Nachtisch ein Gläschen Tinto di Rota. Kaffee mit Milch nahm er nur zum Frühstück, Bier und andere Getränke mied er in den letzten fünf Jahren. Weniger ängstlich war er im Essen.

„In der That aß Goethe sehr viel, und selbst dann, wenn er sich über Mangel an Appetit ernstlich beklagte, häufig doch noch weit mehr, als andere, jüngere, gesunde Personen. Er liebte vorzugsweise Fische, Fleisch, Mehlspeisen, Kuchen und Süßigkeiten. Diätfehler begangen zu haben, räumte er

---

[1] Vogel, Die letzte Krankheit Goethe's 25. — Über die „Periodicität“ bei Goethe vgl. Möbius, Goethe I [3] 209 ff.

[2] Dans le Monde civilisé, schrieb der Großherzog Karl Friedrich am 29. Februar 1832 an Gräfin Titine O'Donell, il n'existe guerres de Maison ou l'on parle aussi peu Guerre et Choléra, que dans celle de Goethe (Archiv für Literaturgeschichte XV 286).

[3] Vogel a. a. O. 27. — Goethe besaß eine ungewöhnlich feine Weinzunge. Über eine Weinprobe bei Carl August vgl. v. Biedermann, Goethes Gespräche III [2] 517.

niemals ein, wie häufig er sich derselben auch schuldig machte. Seine Unenthaltsamkeit im Essen bewirkte natürlich nicht gar selten Indigestionen. Dem häufig überfüllten Unterleibe kam man täglich durch Pillen aus Asa foetida, Rhabarber und Jalappenseife — — — zu Hilfe u. s. w. Merkwürdig war, — neben der Richtigkeit seines unter gesunden und krankhaften Verhältnissen sehr feinen Instinkts — in wie ungemein kleinen Gaben alle Mittel auf Goethe's Organisation ihre gehörige Wirkung ausübten." [1]

„Krankheit hielt Goethe für das größte irdische Uebel. Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise mit Sicherheit rechnen [2]. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er; — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen?

„Schmerzen waren ihm unter allen körperlichen Leiden am peinlichsten, nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Uebel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit eiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustand erhalten." [3]

Wie Schiller die Ausdünstung faulender Äpfel liebte, so hing Goethe an geschlossener Zimmerluft. Es war schwierig, ihn zum Lüften zu bewegen. Gegen üble Gerüche war er nicht empfindlich, wohl aber gegen die

---

[1] Vogel a. a. O. 28 30. — Vgl. W. Bode, Goethes Lebenskunst [5], Berlin 1908, 170 ff.

[2] Julius Schwabe berichtet, Goethes Leibarzt Vogel habe ihm erzählt, daß der Dichter eines Tags, kurz nachdem Vogel sein Arzt geworden, zu ihm gesagt: „Sie kommen als Arzt wohl oft in die Wohnungen des kleinen Mannes; sollten Sie irgendwo gewahr werden, daß man einer durch Krankheit in unverschuldete Noth gerathenen Familie durch etwas mehr als ein gewöhnliches Almosen aufhelfen könnte, so theilen Sie es mir mit. Ich bin in solchen Fällen gern bereit, soweit ich es vermag." „Oft trat diese Vermittlung ein, und nie that Vogel eine Fehlbitte und die Gabe betrug nie weniger, meist aber mehr als 5 Thaler" (v. Biedermann, Goethes Gespräche [2] III 309).

[3] Vgl. Düntzer, Goethe's Leben [2] 577. „Das Alter war nicht spurlos an ihm vorübergegangen." — Daß er sich nur mit Mühe aufrecht hielt, bezeugt Grillparzer (Werke, 5. Ausg., XIX 187). — Vgl. den Bericht des Freiherrn Otto Magnus v. Stackelberg vom August 1829 (Goethe-Jahrbuch XIII [1892] 90): „Goethe's Gesicht ist, den festen, ernsten Charakterausdruck abgerechnet, nicht mehr schön zu nennen; die Nase ist sehr stark geworden, denn die Haut hat sich hüglig erhoben, die Augen stehen schräg, denn die äußeren Augenwinkel haben sich stark gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine staarartige Verbildung ein weißer Rand umhergegossen hat. Er geht mit den Füßen schurrend auf dem Boden, aber dennoch über die Treppen herunter, ohne sich anzustützen oder den Arm eines Begleiters zu brauchen."

geringste Unordnung oder Veränderung in seinem Zimmer. Bücher, Papier, alles mußte immer in bestimmter regelmäßiger Ordnung liegen. Licht und Wärme waren ihm unentbehrlich. Der Winter erschien ihm gräßlich; erst im Frühjahr lebte er recht wieder auf. Zeitweilig schädigte er seine Gesundheit ein wenig, indem er auf eigene Faust medizinierte und namentlich fortfuhr, Heilmittel, die einmal gutgetan, lange einzunehmen. Dr Vogel brachte ihn jedoch davon ab, und so erfreute er sich die letzte Zeit seines Lebens ziemlichen Wohlseins [1].

Seine Schwiegertochter Ottilie ehrte und pflegte ihn auf ihre Art mit Hingabe [2]. Seine Enkelchen Walther und Wolfgang durften schon beim Frühstück um ihn spielen. Das brachte ihn in jugendfröhliche Stimmung. Sein Liebling war „Wölfchen“. Dann zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück. So bescheiden und schlicht dieses war, er fühlte sich darin wohlig und heimisch.

Der Herausgabe von Goethes sämtlichen Werken widmete sich von 1825 bis 1831 mit nur kurzer Unterbrechung Karl Wilhelm Göttling, Professor der klassischen Philologie in Jena [3]. Als Amanuensis hatte Goethe im Juni 1823 Johann Peter Eckermann ins Haus aufgenommen, einen Autodidakten, geboren 1792 zu Winsen an der Lühe, zwischen Hamburg und Lüneburg, der erst als Schreiber gedient, dann als Freiwilliger die Freiheitskriege mitgemacht und sich dann auf philologische Studien, Poesie und Schriftstellerei verlegt hatte. Neben diesem unbedingt ergebenen und

---

[1] Vgl. Bode, Goethes Lebenskunst [5] 150 ff.

[2] Es geht nicht an, „ihr Verhältniß zu Goethe so schlankweg als ungetrübt und ideal darzustellen. Wir wissen, wie herbe Goethe das würdelose Kokettiren seiner Schwiegertochter, ihr leeres, abenteuerliches Treiben, ihre Wut, aufgeregt zu sein, verurteilt hat. Ottilie ist keineswegs die Gefährtin, die Pflegerin seiner letzten Jahre gewesen“. „Wo wären die Koncepte von Briefen, Gedichten, Aufsätzen, die Goethe ihr diktirt hat? Wann hat sie sänftigend, beruhigend, heilend auf ihn eingewirkt? Hat sie nicht vielmehr umgekehrt stets von seiner hohen sittlichen Größe Trost für ihre verworrene Leidenschaftlichkeit verlangt? Sie hat nicht einmal beachtet, wie ihre großartige Verachtung materieller Dinge den greisen Dichter mit der ganzen Sorge des Hauswesens belud“ (Jahresberichte für neuere deutsche Litteratur-Geschichte XI [1900], 3.—4. Abt., IV 8b, 125). — „Goethe hat nach dem Tode des Sohnes“, schrieb Caroline v. Wolzogen am 16. Februar 1831 an Ernst v. Schiller, „an einem schönen Tage den Haushalt umgestürzt und dem Schuldenmachen der Schwiegertochter gesteuert. Ich mußte lachen über die Pedanterie, womit er jetzt die Wirthschaft treibt. Aber nöthig mag es sein. Er hat den Schlüssel des Holzstalles unter seinem Kopfkissen und läßt das Brod abwiegen.“ Auch über den Abgang der Nachthemden habe Goethe Aufzeichnungen gemacht (Carl Schmidt, Schillers Sohn Ernst, Paderborn 1893, 375).

[3] Vgl. Kuno Fischer, Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824 bis 1831 [2], Heidelberg 1889.

zuverlässigen Hausgeist fand Goethe bei Ordnung seiner Papiere und bei literarischen Arbeiten auch noch immer treue Hilfe an Dr Riemer, der Gymnasialprofessor und von 1828 an Oberbibliothekar zu Weimar war. Als dritter vertrauter Hausfreund fand sich fast täglich der Kanzler Friedrich v. Müller ein, dem sein Staatsdienst noch immer literarische Muße übrig ließ und der Goethe aufs innigste verehrte. Diese drei Freunde unterstützten den greisen Dichter nicht nur in seiner schriftstellerischen Tätigkeit, sie führten auch — jeder in seiner Weise — Buch über seine Unterredungen und hielten ihn über die näheren und ferneren Tagesneuigkeiten, Politik und Literatur, Amtsgeschäfte und allgemeine Fragen auf dem laufenden. Dabei wurden sie von der ansehnlichen Korrespondenz unterstützt, die Goethe bis zum Tode aufrecht erhielt. Bis in seine letzten Tage versorgte ihn der Musiker Zelter mit Berliner Nachrichten, Graf Reinhard mit Berichten aus Paris. Zu dem kleinen Hofstaat von Hausfreunden und Korrespondenten aber gesellten sich noch Schreiber und Kopisten, welche teils für den Briefwechsel, teils für die literarischen Arbeiten in Anspruch genommen wurden. Es war ein vollständiges kleines Literatur- und Preßbureau, das mit und für Goethe arbeitete[1]. So wurde es ihm möglich, nicht nur seine Aufzeichnungen bis auf wenige Reste noch drucken zu lassen, sondern auch bis in die letzten Tage hinein das ganze bunte Netz von Fäden weiterzuführen, das er sich über alle Zweige der Naturwissenschaft, der Kunst und Literatur gesponnen hatte. Die Notizen darüber füllen ganze Bände.

Neben der Herausgabe der „Gesammelten Werke in 40 Bänden“, die 1825 unternommen wurde, läuft noch bis 1828 die Zeitschrift „Kunst und Alterthum“, Heft XIV—XVII, die Fortsetzung der „Annalen“, die Neubearbeitung der „Wanderjahre“ sowohl als der „Helena“. Je nach Stimmung wechselte er an diesen Hauptarbeiten ab oder beschäftigte sich auch mit andern, kleineren Stoffen.

[1] Über einen Besuch, den der Jenaer Professor Friedrich Siegmund Voigt auf eine an ihn ergangene Einladung hin bei Goethe in dessen letzten Lebensjahren abstattete, berichtet dessen Sohn Theodor: „Als er in die Theestube trat, saß Riemer, Eckermann usw. um den Tisch und der alte Herr hatte seinen grünen Schirm vor den Augen, niemand sprach ein Wort, jeder hatte eine Flasche Rothwein vor sich. Als sich mein Vater vorstellen und anfragen wollte, was seiner Excellenz zu Diensten stehe, zischelte Riemer ihm leise zu: die Excellenz denkt. Endlich um 10 Uhr wurde aufgebrochen mit der bekannten Äußerung: Ich wünsche den Freunden eine gute Nacht. Am andern Morgen wußte die Excellenz nichts mehr von der Einladung“ (Goethe-Jahrbuch VII 158). — „Sehr komisch war auch“, schreibt Fr. Pecht (Aus meiner Zeit, München 1894, I 276), „wie alle Männer, die ihm persönlich nah gestanden waren, die kühle, vornehm ablehnende, überlegen räuspernde Art seiner letzten geheimräthlichen Periode angenommen hatten, was besonders seinem ehemaligen Schreiber Schuchardt höchst drollig stand. Nur Kanzler v. Müller hatte sich eine verhältnißmäßige Frische erhalten.“

Die „Helena", der dritte Akt des zweiten „Faust", wurde im Dezember 1826 vollendet. Faust und Helena, die Repräsentanten der klassischen und romantischen Poesie, vermählten sich darin, und ihrer Ehe entsproßte Euphorion als Genius der neueren Poesie, der sich indes, mit Anspielung auf Lord Byron, den Hals bricht. In demselben Jahre zweigte sich die „Erzählung vom Kinde und Löwen" als selbständige „Novelle" von den „Wanderjahren" ab.

Im Jahre 1827 wurde der vierte Akt des zweiten „Faust" in Angriff genommen, erhielt aber noch keinen Schluß; dann versuchte der Dichter einen ersten und zweiten Akt zu gestalten, der zwischen dem vollendeten ersten Teil und der „Helena" vermittelte. Ehe dies jedoch gelang, machte es die Herausgabe der „Gesammelten Werke" nötig, erst die „Wanderjahre" umzuarbeiten. Damit verfloß der Sommer 1828, und die Arbeit zog sich noch bis in den Februar 1829 hinüber.

Bereits von 1824 an redigierte Goethe, erst allein, später mit Hilfe Riemers, seine Korrespondenz mit Schiller, die ihm selbst schon historisch vorkam[1]. Sie erschien in den Jahren 1828 und 1829, mit einer Widmung an König Ludwig von Bayern[2]. An der Hand seiner früheren

[1] „Goethe, welcher durch die Güte und das Vertrauen unserer nur edeldenkenden Mutter", schrieb Ernst v. Schiller an seinen Bruder am 3. September 1826, „in den Besitz seiner Briefe an den Vater, und zwar auf Zureden des Ministers von Humboldt gelangt ist, hat, nachdem die Herausgabe derselben und der väterlichen beabsichtigt war, sich schriftlich verbunden, uns, ohne Rücksicht auf die Zeit und Art der Herausgabe, um Michaeli 1825 die Hälfte des uns kontraktmäßig versprochenen Honorars zu bezahlen. Er hat nachher Goethische Ausflüchte gemacht, dann wieder versprochen, um Johanni des Jahres die Sache in Ordnung zu bringen. Die Verbindlichkeit ist auf seiner Seite durchaus klar. Auch August hat sich für den Todesfall seines Vaters zur Erfüllung des Versprechens anheischig gemacht. Ich werde daher Goethe zusetzen, und ihm, falls er nicht gleich die schönsten Schritte zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit thut, mit der gerichtlichen Klage drohen. Ist die Drohung vergeblich, so werde ich die Klage in Weimar selbst einleiten. Goethes Mitwelt wird unsern Schritt rechtfertigen. Denn es ist abscheulich, daß Goethe, der Freund, d. h. der angebliche Freund unseres Vaters, daß Goethe der Minister und reiche Mann, erschlichene Vortheile gegen die es bedürfenden Hinterbliebenen seines Freundes benutzt und Verbindlichkeiten zu erfüllen von sich ablehnt, die auch der Bettler, wenn er redlich ist, nach Kräften zu erfüllen sich bestrebt. Die Sache ist so schreiend, daß ich glaube, Goethe wird sich schämen und zahlen" (Carl Schmidt, Schillers Sohn Ernst 291 f).

[2] Bei der Lektüre des Goethe-Schiller-Briefwechsels, schreibt Adolf Stahr am 9. August 1858, „ist mir wieder eine Bemerkung aufgefallen, die ich zu formuliren versuchen will. Sie betrifft den ungeheuren Unterschied zwischen den antiken, zumal den griechischen und den modernen Dichtern. Diese ersteren von Homer an, sind mit der sie umgebenden Welt, mit ihrer Nation, ihrem Publikum, eng und innig verbunden. Sie dichten aus dem allgemeinen Geiste heraus und in denselben hinein,

Reisenotizen und Briefe führte er, ebenfalls in den Jahren 1828 und 1829, seinen „Zweiten römischen Aufenthalt“ aus. Daneben arbeitete er bruchstückweise immer am „Faust“ weiter; allein die „classische Walpurgisnacht“ blieb wie eine unübersteigliche Höhe vor ihm stehen.

Durch die Julirevolution 1830 ließ sich Goethe nicht stören; er versagte sich alles Zeitunglesen, um nur seinen „Faust“ voranzubringen. Doch fesselten ihn jetzt der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy=St.=Hilaire über die Prinzipien der Anatomie[1] und einige kleine Arbeiten. Seine Schwiegertochter Ottilie fing 1830 eine dem Tiefurter Journal ähnliche Zeitschrift an, „Chaos“ betitelt, die nur unter der vornehmen Gesellschaft von Weimar zirkulieren sollte und an der sich auch Franzosen und Engländer in ihrer Sprache beteiligten[2]. Die 40 Bände der „Werke“ wurden vollendet, aber der „Faust“ wiederum in das folgende Jahr zurückgedrängt.

Endlich, endlich — 1831 — fast 60 Jahre nach den ersten Plänen und Ideen, ward die merkwürdige Dichtung zum Abschluß gebracht, und zwar nun zunächst die ersten beiden Akte am 4. Januar 1831, dann der vierte und der noch fehlende Anfang des fünften. Um nicht zu weiteren Änderungen versucht zu werden, siegelte Goethe Ende Juli die Handschrift ein. Sie sollte erst nach seinem Tode gedruckt werden. Doch widerstand er der Versuchung nicht, im Januar 1832 noch einige Änderungen zu machen und die Dichtung wenigstens seiner Schwiegertochter Ottilie vorzulesen. Dann ward sie wieder versiegelt zurückgelegt.

Damit war das Tagewerk des Dichters abgeschlossen. Im Laufe des Sommers 1831 gönnte er sich einige Rast, verweilte ein paar Tage in Ilmenau und bestieg noch einmal den Gickelhahn, an dessen Bretter=

Goethe und Schiller dagegen erscheinen fast völlig losgelöst von diesen Bedingungen. Sie schaffen und dichten eigentlich nur für Einzelne, Wenige, Befreundete, genau genommen nur für einander. Zwischen ihnen und dem Publikum ihrer Zeit und Nation liegt eine unermeßliche Kluft, ja sie kommen dahin, das Publikum gründlich zu verachten. Genau besehen erscheinen in dem ganzen Briefwechsel nur etwa Wilh. v. Humboldt und Körner als Verstehende, als Leser, deren Urtheil in einigen Betracht kommt; alles übrige ist numerus, ist plattes Volk, philisterhaft, stumpfsinnig und unfähig, Sinn und Wesen der Productionen beider richtig zu würdigen. Ich will hier nicht untersuchen, wieweit die beiden großen Menschen hierin Recht hatten oder nicht; aber die Thatsache, daß sie so empfanden, daß sie so fühlten und dachten, steht fest, und diese Thatsache ist ein großes Unglück“ (Goethe-Jahrbuch XXIV 282 f).

[1] Vgl. J. H. F. Kohlbrugge, Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher. Würzburg 1913, 61—96 (Goethes Parteinahme am Kampfe in der Pariser Akademie vom Jahre 1830).

[2] Vgl. Lily v. Kretschman, Weimars Gesellschaft und das „Chaos“, in Westermanns Monatsheften LXXI, IV 247 ff. — L. Geiger, Goethe und die Seinen 149—151.

hütte er einst in den Tagen der Genieperiode mit Bleistift die Worte gekritzelt hatte:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.“ [1]

Eine tiefe Rührung bemächtigte sich seiner, während er diesen Ruf seiner Jugend las und dabei all der dahingeschiedenen Freunde, besonders des Herzogs Carl August, gedachte. Unter Tränen wiederholte er den Schluß [2].

Auf seinen Geburtstag erhielt er dieses Jahr ein Geschenk, das sprechend seinen Weltruf ausdrückte: ein goldenes Petschaft, von englischen Verehrern gesandt, von den ersten Goldschmieden ausgeführt [3]. Unter den „Funfzehn englischen Freunden“ befanden sich die Namen der angesehensten Dichter und Schriftsteller: Thomas Carlyle, W. Fraser, Dr Maginn, Professor Wilson, Sir Walter Scott, Lockhart, Lord Francis Levison Gower, Southey, Wordsworth und Procter.

Im Herbst puppte sich Goethe wieder auf seinem Zimmer ein. Nachdem schon im Laufe des Jahres eine neue Ausgabe seiner „Metamorphose der Pflanzen“ und zugleich eine französische Übersetzung des Werkchens von Soret erschienen war, beschäftigte er sich von neuem angelegentlich mit Botanik. Besonders interessierte ihn die zuerst von Martius nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen [4]. Mit höchstem Interesse verfolgte er die Diskussionen der

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 98. — Vgl. die Version der Frau v. Stein bei Schöll (Wahle), Goethe's Briefe an Frau von Stein I 259 f.

[2] Nach dem Bericht des Berginspektors Mahr. Vgl. Schäfer, Goethe's Leben II [3] 383 f. — An Zelter berichtet Goethe nichts von seiner Rührung (WA 4. Abt. XLIX 55): „Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungene trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt. Die Menschen lebten alle vor wie nach ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porcellanfabrikanten.“ Vgl. ebd. 3. Abt. XIII 128—131.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 46 f. — Ch. E. Norton, Correspondence between Goethe and Carlyle, London 1887, 289 ff. — R. G. Alford, Goethe's earliest critics in England, in Publications of the English Goethe Society, No VII (1893), 22 f. — E. Müller, Carlyles persönliche Beziehungen zu Goethe, in Berichte des Freien Deutschen Hochstifts (N. F.) XVI (1900) 278—280.

[4] J. W. de Goethe, Essai sur la métamorphose des plantes. Traduit par Fr. Soret, Stuttgart 1831. — Goethes Werke, WA 2. Abt. VII 37—68. Vgl. Fr. Soret, Notice sur Goethe. Bibl. Univers. (1832) L 131. — Vgl. Sorets bisher ungedruckte Aufzeichnung über Goethes Beschäftigung mit der Spiraltendenz

berühmtesten französischen Zoologen über osteologische und anatomische Systematik[1]. Im Winter wandte er sich abermals der Farbenlehre zu und entwickelte seinem Freunde Boisserée die Theorie des Regenbogens[2]. Der Architekt Zahn, der die Ausgrabungen in Pompeji und eines der aufgefundenen Häuser casa di Goethe genannt hatte[3], unterbrach diese naturwissenschaftlichen Studien mit höchst interessanten kunstgeschichtlichen Briefen, Berichten und Sendungen. Dazu wurden, wie ehedem, Bücher des verschiedensten Inhalts gelesen. „Ohne Rast, doch ohne Hast" — hatten ihm die englischen Freunde auf das Siegel geschrieben. Und so war es. Sein reges Auge hörte nicht auf nach allen Seiten auszublicken, bis der Tod es schloß — freilich mehr auf die Dinge dieser Erde als in das Jenseits, das nun so nahe vor ihm lag.

Auch die religiöse Frage lehnte er in dieser letzten Lebenszeit nicht ganz ab und sprach vom Christentum sogar mit einer gewissen Freundlichkeit. Darunter verstand er aber nicht die positive göttliche Religion Jesu Christi. Den Haß gegen das Kreuz bewahrte er vielmehr bis ans Ende.

„Ein leichtes Ehrenkreuzlein ist immer etwas Lustiges im Leben", schrieb er noch am 9. Juni 1831 an Zelter, „das leidige Marterholz, das Widerwärtigste unter der Sonne, sollte kein vernünftiger Mensch auszugraben und aufzupflanzen bemüht seyn. Das war ein Geschäft für eine bigotte Kaiserin Mutter, wir sollten uns schämen, ihre Schleppe zu tragen. Verzeih! aber wenn du hier wärst, müßtest du noch mehr erdulden. Mit 82 Jahren nimmt man es wirklich ernster in sich und für sich selbst, indem man die liebe leidige Welt in ihrem vieltausendjährigen Narrenleben in Gottesnamen fortwandeln läßt. Es ist schrecklich, wie sich das ein- über das andere Mal wieder in seinen Irrthümern brüstet!"[4]

---

vom 11. Juli 1831 bei Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 134. — Um „die allgemeine Gültigkeit dieser Spiraltendenz zu erweisen, wird eine Reihe von Vorgängen herangezogen, welche offenbar tatsächlich gar nichts miteinander gemein haben." „Goethe ist hier offenbar viel zu weit gegangen und hat heterogene Dinge zueinander in Beziehung gesetzt" (R. Magnus, Goethe als Naturforscher, Leipzig 1906, 103 f).

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. VII 167—214. Vgl. Eckermann, Gespräche[8] 402 f 596 f 603.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 250—254.

[3] Vgl. über die von Freunden in Neapel in der Casa di Goethe veranstaltete Geburtstagsfeier, zu welcher auch eine Medaille mit Goethes Bildnis geprägt wurde, K. Holsten, Goethe's drei letzten Lebenstage, Heidelberg 1889, 4.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 223. Vgl. dazu die Ausfälle auf Friedrich v. Schlegel (ebd. XLIX 118). Die ernsten Forschungen, welche diesen zur Konversion führten, nennt er ein „Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten". — „Uebrigens erzählte mir Schubert eines Tages", schreibt Albert Knapp an Wolfgang Menzel am 8. April 1836, „unter uns gesagt, folgendes: er habe eine fromme, adelige

Das letzte Gespräch, das Eckermann aufgezeichnet hat[1], ist eine Art von religiösem Testament. Goethe äußert sich hier mit großer Ehrfurcht über das Evangelium, aber nur als den schönsten und reinsten Ausdruck der Naturreligion, eines freisinnigen Deismus, der eine pantheistische Deutung nicht ausschließt. Alles Übernatürliche, alle positive Offenbarung lehnt er ab, die Kirche und ihre hierarchische Organisation mit großer Härte. Er betrachtet sie wie ehedem als ein bloßes Werk menschlicher Herrschsucht und heuchlerischen Betruges. Die kirchliche Revolution des 16. Jahrhunderts lobt er als die Befreiung aus den Fesseln jenes trügerischen Zwanges, das „leidige protestantische Sectenwesen" dagegen verwirft er als einen Hemmschuh und Störenfried der wahren Religion. Diese verlegte er hauptsächlich in die Moral, mit höchster Gleichgültigkeit gegen Dogma und Kultus:

„Denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. — Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."[2]

So steht er denn zu Luther und zum alten Protestantismus, um alle päpstliche Autorität und kirchliche Hierarchie für immer zu beseitigen; dann stellt er sich aber mit Voltaire und den Enzyklopädisten zugleich gegen Katholizismus und Protestantismus, um die vollständige Gleichgültigkeit der Lehre und des Kultus zu proklamieren; doch hier hält er inne, wie Herder und die deutsche Aufklärung. Die seichte französische Revolutionsphilosophie genügt ihm ebensowenig als die verworrenen Lehrgebäude des deutschen Pantheismus. Er verlangt das Christentum zurück, aber bloß ein natürliches, freies, dogmenloses, unkirchliches, unverbindliches Christentum — die Lehren, Sprüche und

---

Dame — ihr Name entfiel mir, — in Sachsen getroffen, die einst in einem Salon neben Goethe gesessen. Goethe habe sie — wie sie ihm selbst erzählt, — auf einmal, mit widrigscharfem Blick auf ein von ihr am Busen getragenes Kreuz, angesehen und gesagt: ‚Pfui! was tragen Sie da an Sich! Das ist ja das Zeichen des gerichteten Missethäters!' — Sie habe sich ganz empört über diese Lästerung. — Schubert setzte hinzu: man könne Goethe's antichristliche Gesinnung nicht genug verachten und anfeinden, denn er sey ein ebenso ungläubiger als bodenlos hochmüthiger und dabei, wenn es die Lüste galt, niedriger Mensch gewesen. Und dies stellt sich auch immer greller heraus, da ihn die Nicolaiter unserer Tage, seine Grundtendenz wohl würdigend, zu ihrem Knipperdolling erkieset haben. O welch ein Genius, und wie tief gefallen! Man möchte weinen, diesen Hippogryph zu einem Hyogryph geworden zu sehn. Warum mußte in diese herrlichste goldene Schale nur ein Sodomsapfel fallen?" (H. Meisner und Erich Schmidt, Briefe an Wolfgang Menzel, Berlin 1908, 169.)

[1] Vom 11. März 1832. Eckermann, Gespräche[8] 611. [2] Ebd. 614.

Parabeln, die ihm gerade gefallen, ohne festen Glauben an die Gottheit Christi und seinen Erlösungstod, ohne die Heilmittel, die er eingesetzt, ohne die sichtbare Kirche, die er gestiftet hat. Es ist ein bloßes Heidentum mit christlichem Anstrich — ein antiker Tempel mit Fresken aus der biblischen Geschichte, aber ohne christlichen Gottesdienst. Weder Christus und seine Heiligen noch Luther und dessen Genossen haben die eigentliche Liebe und Begeisterung des Dichters; weder die Enzyklopädisten noch die deutschen Philosophen sind seine Leitsterne; die ihm liebste Offenbarung ist die menschliche Kunst. Mozart, Raffael und Shakespeare: in solchen und ähnlichen Künstlern will er vor allem „das tägliche, unsichtbare Anhauchen Gottes" anerkannt wissen:

„In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.

„Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten. Allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene."[1]

An die Stelle des christlichen Gottesdienstes tritt hiermit der Geniekultus, an die Stelle der Religion die Kunst und an die Stelle des christlichen Gottesbegriffes die verschwommene Vorstellung eines höchsten Wesens.

An jedem Donnerstag pflegte die Großherzogin Maria Paulowna den greisen Dichter zu besuchen. An einem solchen Donnerstag, den 15. März 1832, war Goethe ungewöhnlich heiter und lebendig. Wahrscheinlich beim Gehen über die Treppen zog er sich jedoch eine Erkältung zu[2]. Am andern Morgen,

[1] Ebd. 614 f.

[2] Vgl. Holsten a. a. O. 4. — „Die von Coudray an B." (9. April) gesandten Nachträge", heißt es bei Geiger (Aus Alt-Weimar, Berlin 1897, 354), „stellen Einzelnes anders dar. So erzählt er, daß Goethe am 15. März in einer offenen Chaise ausgefahren sei und sich dadurch, nicht, wie es im gedruckten Bericht heißt, durch das Hin- und Hergehen aus dem Arbeits- in die Gesellschaftszimmer die tödtliche Erkältung zugezogen habe." (Unter B." ist vermutlich Böttiger zu verstehen.) — „Die Ursache seiner Erkrankung war eine Erkältung, die er sich wahrscheinlich Donnerstag den 15. auf einer Spazierfahrt zugezogen. Anfänglich litt er blos an einem leichten Erkältungsfieber, welches jedoch Dienstag einen gefährlichen Character annahm, so daß der Arzt einen Nervenschlag befürchtete. Dieses ereignete sich zwar nicht, allein das Uebel warf sich auf die Brust und der Kranke hatte nicht Kräfte genug es zu überwinden" (Eckermann an Staatsrat Schultz den 24. März 1832

als das kleine „Wölfchen“ zum Großvater kam, um bei ihm zu frühstücken, war dieser noch im Bett und fühlte Schmerzen in der Brust. Der Hausarzt Dr Vogel ward gerufen. Er fand Goethe sehr matt, zerschlagen, müde im Kopf, niedergedrückt. „Wenn man kein Recht mehr hat, zu leben“, klagte er, „so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt.“ Der Arzt war nicht ohne Besorgnis und hielt es für nötig, die Großherzogin zu benachrichtigen; die von ihm verordneten Medikamente hatten indes gute Wirkung; gegen Abend schon trat Besserung ein und Goethe konnte sich mit Dr Riemer einige Zeit über Sprachstudien unterhalten [1]. An den folgenden Tagen besserten sich auch Appetit und Schlaf wieder. Am 17. konnte er noch einen merkwürdigen Brief an Wilhelm v. Humboldt diktieren, der ihm unter dem 6. Januar geschrieben [2] und ihn besonders inständig gebeten hatte, den zweiten Teil des „Faust“ recht bald zu veröffentlichen:

„Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten [3]; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.

„Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann.

„Je früher der Mensch gewahr wird daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er; was er auch von außen empfange, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe und durchaus nach Möglichkeit befähige.

---

bei Fr. Tewes, Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß I, Berlin 1905, 246 f). Vgl. dagegen Schäfer (a. a. O. 46 ff), der die Ansicht festhält, daß sich Goethe „durch das öftere Hin- und Hergehen von seinem zu stark geheizten Arbeitszimmer über den kalten Flur in die Gesellschaftsräume des Vorderhauses“ erkältet habe.

[1] Soret, Notice sur Goethe a. a. O. — Karl Wilhelm Müller, Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, Jena 1832. — C. Vogel, Die letzte Krankheit Goethe's.

[2] Geiger, Briefwechsel zwischen Goethe und A. und W. v. Humboldt 284 f.

[3] „Hier will ich nun“, schrieb Goethe schon am 9. Juni 1831 an Zelter, „da noch etwas Raum ist, eines der größten Worte niederschreiben, welche unsre Vordern zurückgelassen haben: ‚Die Thiere werden durch ihre Organe unterrichtet.‘ Nun denke man sich, wie viel vom Thiere im Menschen übrig bleibt, und daß dieser die Fähigkeit hat, seine Organe zu unterrichten, so wird man gern auf diese Betrachtungen immer zurückkehren“ (Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 225).

„Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten; denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß das ich so gerne brauche.

„Die Organe des Menschen durch Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken verknüpfen ohne Bewußtseyn in einer freyen Thätigkeit das Erworbene mit dem Angebornen, so daß es eine Einheit hervorbringt welche die Welt in Erstaunen setzt.

„Dieses Allgemeine diene zu schneller Verantwortung der Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

„Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bey mir jugendlich[1] von vorne herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweyten Theil Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Übrigen zu verbinden. Hier trat nun freylich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freywillig thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so langen, thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen, man werde das Ältere vom Neueren, das Spätere vom Früheren unterscheiden können, welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

„Ganz ohne Frage würd es mir unendliche Freude machen, meinen werthen, durchaus dankbar anerkannten, weit vertheilten Freunden auch bey Lebzeiten diese sehr ernsten Scherze zu widmen, mitzutheilen und ihre Erwiderung zu vernehmen. Der Tag aber ist wirklich so absurd und confus, daß ich mich überzeuge, meine redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu würden schlecht belohnt und an den Strand getrieben, wie ein Wrack in Trümmern daliegen und von dem Dünenschutt der Stunden zunächst überschüttet werden. Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über die Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist wo möglich zu steigern und meine Eigenthümlichkeiten zu cohobiren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen[2].

[1] Mit dem früher hier befindlichen Komma befaßt sich eingehend A. Fresenius im Goethe-Jahrbuch XV 251 ff. Vgl. O. Pniower, Goethes Faust, Berlin 1899, 276, welcher Fresenius zugibt, „daß das ‚von vorneherein' im Anfang der ausgehobenen Stelle räumlich zu verstehen ist und Goethe sagen will, daß ihm vor sechzig Jahren die ersten Partien des Dramas klar vorlagen".

[2] O. Pniower (a. a. O. 276), der die Stelle „Ganz ohne Frage" bis „bewerkstelligen", auf Grund des Konzeptes im Goethe- u. Schiller-Archiv zuerst veröffent-

„Theilen Sie mir deshalb auch etwas von Ihren Arbeiten mit; Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet und unsere Abendgespräche führen oft auf die Gränzen dieses Faches.

„Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ohngeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich die Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag."[1]

Das war Goethes letzter Brief. Aus seinen feierlich sibyllinischen Worten tönt uns seine letzte Dichtersorge entgegen: diejenige um das Schicksal seines „Faust". Sollte es ihm gelungen sein, der vielversprechenden Jugenddichtung durch den ruhigen Fleiß seiner letzten Jahre einen vollständig gleichmäßigen, befriedigenden, harmonischen Abschluß zu geben? Er hoffte es; aber völlig sicher war er seiner Sache nicht.

Sonntag den 18. und Montag den 19. März konnte er einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Er las in einem französischen Hefte und musterte Kupferstiche. Doch in der Nacht vom 19. auf den 20. befiel ihn Fieberschauer und Schmerz im ganzen Leib, Atembeklemmung und große Angst und Unruhe. Erst am Morgen erlaubte er indes, den Arzt zu rufen.

„Ein jammervoller Anblick", erzählt dieser[2], „erwartete mich! Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald in's Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf dem neben den Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief

---

licht hat, findet, daß die Redaktoren des letzten Heftes von „Kunst und Alterthum" aus „leicht begreiflichen Gründen" das nicht zu drucken wagten. — „Goethe hat es denn also auch noch erleben müssen", hatte Rochlitz schon am 9. April 1822 an Freiherrn v. Truchseß geschrieben, „daß es unter nicht wenigen, und eben den lautesten Schreiern des Tages Mode und Ton geworden ist, ihn herabzusetzen, abschätzig zu behandeln, selbst zu verspotten und den Bessern (die sie nämlich so nennen) als abgethan preis zugeben. Seine Umgebung hielt eine Zeit lang mancherlei Gedrucktes von ihm ab; endlich verlangte er's, und später liefen selbst der Briefe nicht wenige von ungenannten Uebermüthlingen oder sich selbst aufreizenden Fanatikern ein, die ihm abscheulich mitspielten. Er ist zu stolz, mit irgend Jemand darüber zu sprechen oder irgend Jemand bestimmt darüber zu schreiben. Aber der Kampf mit sich selbst, um überall, persönlich und schriftlich, wie vorher zu erscheinen, obgleich er innerlich äußerst bewegt ist — mehr als er sein sollte, und sein würde, wäre er nicht ein 70er, hilft ihn aufreiben, hat ihn fast vor Jedermann zurückgescheucht, sehr verdüstert und ihm wahrscheinlich den ganzen Rest seiner Tage verekelt" (v. Biedermann, Goethes Briefwechsel mit Rochlitz, Leipzig 1887, 457).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 281—284.

[2] Vogel a. a. O. 16.

in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte vor Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen, der Unterleib war sehr aufgetrieben, der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wiederum ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein."

Nach anderthalb Stunden gelang es dem Arzt, die Qual dieses Krankheitsanfalls allmählich zu sänftigen. Die Angst des Todeskampfes wich. In seinem Lehnstuhl fand der Kranke endlich Ruhe; er vertauschte ihn nicht wieder mit dem Bette. Zum letzten Male setzte er seine offizielle Unterschrift mit zitternder Hand unter ein Blatt: es war, um einer in der Fremde weilenden weimarischen Künstlerin eine Unterstützung zu verwilligen.

Am folgenden Tage schien eine Besserung einzutreten; am Nachmittag nahmen jedoch die Kräfte zusehends ab, die äußeren Sinne versagten zeitweilig, und es trat immer häufiger Besinnungslosigkeit ein. Das Antlitz wurde aschgrau, die Züge blieben aber ruhig. In seinem Lehnstuhl sitzend, das Haupt nach der linken Seite geneigt, antwortete Goethe noch zuweilen und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen. So erlebte er noch den 22. März. „Er schien", wie Dr Vogel meint [1], „von den Beschwerden der Krankheit kaum etwas zu empfinden, sonst würde er bei der ihm eigenthümlichen Unfähigkeit, körperliche Uebel mit Geduld zu ertragen, mindestens durch unwillkürliche Aeußerungen seine Leiden zu erkennen gegeben haben." Nach seinen gewohnten Zeichen zu schließen, hoffte Goethe, in den stets seltener werdenden Intervallen des Bewußtseins noch immer auf Genesung.

„Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher. ‚Mehr Licht', sollen, während ich das Sterbezimmer auf einen Moment verlassen hatte, die letzten Worte des Mannes gewesen sein, dem Finsterniß in jeder Beziehung verhaßt war. Als später die Zunge den Gedanken ihren Dienst versagte, malte er wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seinen Geist beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied ich einigemale den Buchstaben W. und Interpunctionszeichen.

„Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls, und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei." [2]

So schließt Dr Vogels genauer, offenbar ungeschminkter Krankheitsbericht [3]. Für das berühmte Wort „Mehr Licht" steht er nicht ein. Nach seiner ganzen

[1] Ebd. 20. [2] Ebd. 21.

[3] Vgl. den Bericht des Augenzeugen Coudray bei Holsten (Goethe's drei letzten Lebenstage 4—8), der sich im wesentlichen mit dem Vogels deckt. — Vgl. ferner

Erzählung war Goethe nicht mehr in der Verfassung, sie in jenem hochmütigen Sinne zu sprechen, der ihnen beigelegt wird[1]. Der furchtbare Todeskampf hatte seine ganze Kraft gebrochen; halb dämmernd erlosch langsam das Licht des einst so hellen und so stolzen Geistes. Was in diesen letzten Stunden in ihm vorging, weiß niemand.

Die Bestattung Goethes erfolgte am 26. März, unter allgemeiner Trauer des Hofes, der Loge, des Landes und der zahllosen Verehrer, welche der Dichter durch ganz Deutschland und Europa hin besaß[2]. Der Sarg war

---

den Brief der Frau Amalie v. Stein, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 9. Jahrg. (1905/1906), II 341 f. — L. Rohmann, Briefe an Fritz von Stein, Leipzig 1907, 281—283. — Similde Gerhard, Goethe's letzte Stunden und seine Bestattung in der Fürstengruft, in Leipziger Zeitung 1897, Wissenschaftliche Beilage Nr 33 vom 18. März. — Der Verf. von „Goethes letzte Tage. Von einem Goethefreund, Freiburg u. Leipzig 1912", ein akademischer Mediziner, sagt über die Todesursache: „Nach der heute üblichen Benennung wäre das Leiden als ‚katarrhalische Lungenentzündung' zu bezeichnen, eine bei Greisen häufige, meist tödliche Krankheit." — Vgl. auch den Brief des Weimarer Gelehrten Weißenborn bei E. Dowden (New Studies in Literature, London 1895, 286 f). Of Goethe's private character he thought unfavourably, fügt Dowden bei, Goethe's teaching he looked upon as a dangerously subtle form of Epicureanism; but Weissenborn honoured Goethe's genius and was a manly and open antagonist. — „Ich habe Ursache zu glauben", schrieb Johanna Schopenhauer, daß die Todesstunde „Goethen nicht unerwartet beschlich, obgleich er, um die Seinen, wohl auch um sich selbst zu schonen, nichts davon merken ließ. Auch Ottilie und die Kinder haben keine Ahnung davon, ich aber habe (von jemand, dem ich trauen darf) erfahren, daß er Vogeln befragte, ob er noch Hoffnung habe? Vogel antwortete, wie er in diesem Falle mußte: keine! — Goethe schwieg eine Weile. . . . Nun, dann muß man sich schon darin ergeben, sprach er gelassen, und nun war nicht weiter die Rede davon" (v. Biedermann, Goethes Gespräche V² 183).

[1] Das vielbesprochene Wort hat eine ganze Kontroverse entfacht. Es scheint, daß Goethe verlangt hat, daß der zweite Fensterladen geöffnet werde, damit mehr Licht hereinkomme. Vgl. den Brief Carlyles an seinen Bruder John vom 2. Juli 1732 im Goethe-Jahrbuch XXIV 16; E. Dowden a. a. O. 287; Fr. A. Schäfer a. a. O. 50; C. Schüddekopf a. a. O. 23—28 167. — Vgl. auch Similde Gerhard a. a. O. 129. „Auffallend finde ich's doch", heißt es hier, „daß diese große Seele nicht noch Worte von Bedeutung gesprochen." — Am sichersten hält man sich an die Äußerungen Coudrays (bei Holsten a. a. O. 7) und Vogels. „Alle anderslautenden Berichte scheinen von Ottilie Goethe ausgegangen zu sein und müssen mit der allergrößten Vorsicht aufgenommen werden. Das gilt von dem geheimnisvoll klingenden Rufe ‚Mehr Licht!'" (P. J. Möbius, Goethe I² 203.) Seine Aufforderung an Ottilie: „Komm, mein Töchterchen, setze dich ganz nahe und gib mir ein Pfötchen", soll sein letztes Wort gewesen sein.

[2] Über die Aufbahrung vgl. Goethe-Erinnerungen (Die Denkwürdigkeiten des Justizrats Gille in Jena), in Frankfurter Zeitung, 43. Jahrg., Nr 105, 1. Morgenbl. (16. April 1899); C. Schüddekopf a. a. O. 30 ff; E. Dowden a. a. O. 288 bis 290. — Über die Bestattung berichtet eingehend Coudray bei Holsten a. a. O.

nach derselben Zeichnung ausgeführt, welche Coudray einst auf Goethes Anregung entworfen hatte, als der Leichnam Schillers 1827 nebst dessen Schädel in der Fürstengruft beigesetzt wurde. In dieser Gruft fand auch er nun seine letzte Ruhestätte, neben dem Großherzog Carl August und dessen Gemahlin Luise, in deren Diensten er über 50 Jahre gestanden, und neben Schiller, dessen Dichterruhm sich schon längst mit dem seinigen verschmolzen hatte. Die Leichenpredigt hielt der Generalsuperintendent Röhr. Der Chor sang nach Zelters Komposition das 1825 von Goethe gedichtete Logenlied:

> „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
> Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
> In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
> Verewigt sich in schöner That.
>
> Und so gewinnt sich das Lebendige
> Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
> Denn die Gesinnung die beständige,
> Sie macht allein den Menschen dauerhaft.
>
> So lös't sich jene große Frage
> Nach unserm zweiten Vaterland;
> Denn das Beständige der ird'schen Tage
> Verbürgt uns ewigen Bestand." [1]

Nah und fern ward dem Dahingeschiedenen das glänzendste Lob zuteil. Die „Foreign Quarterly Review" nannte ihn „einen großartigen Charakter"[2], in Frankreich feierte man ihn als „den Wundermenschen des Jahrhunderts", „das eminenteste philosophische Genie Deutschlands" [3]. Professor Eichstädt in Jena fand, „daß in der stufenweisen harmonischen Entwicklung seines Geistes alle die verschiedenen Perioden antiker griechischer Cultur in ihren Hauptmomenten nachzuweisen seien"[4]. Joh. Friedrich Schlosser trauerte, daß „endlich auch die alte hohe Ceder auf unserem deutschen Helikon dem gemeinsamen Looſe der Vergänglichkeit erlegen"[5].

In der Akademie der Wissenschaften zu München erklärte Schelling den Tod Goethes für den schmerzlichsten Verlust, den Deutschland erleiden konnte[6]. „Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußeren Verirrungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie

9—14. — Vgl. auch F. J. Frommann im Goethe-Jahrbuch XII 134—136; Joh. Wolfg. v. Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit. Verzeichnis der Goethe-Sammlung H. Lempertz sen. † Köln 1899, 94. [1] Goethes Werke, WA 1. Abt. III 68.

[2] Foreign Quarterly Review 1832, Nr XIX (August) 14.

[3] Le poete qualifié du titre de l'homme prodigieux du siècle — le génie le plus éminemment philosophique de l'Allemagne (Paris ou le livre des Cent-et-un V, Francfort a. M. 1832, 145).

[4] H. E. A. Eichstadii D. oratio Goethii Memoriae dicata, Jenae 1832.

[5] Rosenthal, Convertitenbilder I 300.

[6] Blätter für literarische Unterhaltung 1832, Beil. Nr 19.

ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist, und wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für Alles, wovon es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte, versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und innern Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, so lange — Goethe lebte!"

Besonders war es die Loge, welche sich den Ruhm eines so bedeutenden Mitgliedes angelegen sein ließ. Nach dem Vorbild der Totenfeier, welche 1813 für Wieland gehalten worden war, wurde am 9. November 1832 in Weimar eine ähnliche Trauerversammlung zu Ehren Goethes veranstaltet[1]. Die Gedächtnisrede ist vom Kanzler Friedrich v. Müller verfaßt; es finden sich darin schon alle jene Ideen, welche den heutigen Goethe-Kult beherrschen[2].

„Ja, fürwahr", sagt Müller, „die Feier des Andenkens an ein solches Leben verträgt sich nicht mit den hergebrachten Zeichen und Symbolen äußerer Trauer — sie muß zum höchsten Gefühl menschlicher Würde, sie muß zum frommen Danke gegen den ewigen Baumeister der Welten aufrufen, der solch' eine segensvolle Erscheinung uns gegönnt, solch' ein Leben bis zum spätesten Erdenziel bewahrt, geschützt, gesegnet hat!"

Goethe wurde nicht nur, wie er es wirklich verdiente, als ein großer Dichter, sondern als ein großer Charakter, ein großer Mensch, ja als ein Idealmensch hingestellt.

„Ohne Uebertreibung" glaubt Müller sagen zu können: es scheine, „daß in ihm, dem Einzelnen, die Natur den ganzen Kreislauf menschlichen Strebens und menschlicher Bestimmung habe abspiegeln, in ihm, in seinem Individuum, den Grundcharakter allgemeiner Menschheit, so in Tugenden wie in unvermeidlichen Schwächen habe ausprägen und aufstellen wollen."

Schon Müller bezeichnet Goethes Leben als einen für alle Zeiten unkritisierbaren, weil einfach notwendigen Naturprozeß:

„Hat doch überhaupt sein großer Geist immer ins Heitere gestrebt, dem Unvermeidlichen mit würdiger Ergebung sich gefügt, und beharrlich Alles abgelehnt, was frischer Lebenswirkung und heiterer Pflichtübung Hemmniß drohte. Denn ihm war das Leben ernste Kunstaufgabe, und es auf's edelste vielseitig zu ergreifen und zu gestalten, innere Naturnothwendigkeit."

---

[1] Vgl. G. Deile, Goethe als Freimaurer 116 ff.

[2] W. Bode, Goethes Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Friedrich v. Müller, Berlin 1901, 19—48. Vgl. A. Stockmann S. J., Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts, in Stimmen aus Maria-Laach LXXXV 295—306.

Ebenso unverhohlen spricht Müller auch den Gedanken aus, daß wir in Goethes Leben, diesem notwendigen Naturprozeß, auch das Lebensideal, das Menschheitsideal der Freimaurerei vor uns haben:

„Denn mit jedem zunehmenden Lebensjahre bestätigte sich ihm mehr und mehr jenes schöne, einst von ihm ausgesprochene Wort: ‚Daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.‘

„Und kann wohl der tiefste Sinn unsres Maurerbundes jemals klarer aufgefaßt, würdiger ausgedrückt werden, als Goethe in diesen wenigen Worten gethan? [1]

„Der Begriff, daß große und edle Zwecke nur durch ein treues Zusammenwirken vieler Gleichgesinnten erreicht werden können, daß jede höhere Wahrheit eines sinnlichen Symbols, jede gemeinsame Thätigkeit streng geordneter Formen und Regeln bedürfe, war ihm eigenthümlich, ging aus seiner vollsten Ueberzeugung, aus seinem tiefen Studium der Geschichte und der Natur hervor. Diesen Begriff zu befestigen, auch in unserm Bunde zu bethätigen, hat er nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gelassen.

„Er war es, der unsern unsterblichen Protektor Carl August unsren Hallen zuführte, Er, der mit dem edlen, zartsinnigen Herzog Ernst von Gotha langjährige, vertrauteste Maurerverbindung unterhielt. Gleich fern von aberwitziger Schwärmerei, wie von politischer Einwirkungssucht — die jene, übrigens zum Theil ausgezeichneten Männer des Illuminaten-Ordens ergriff — hat er nie die hohe Bedeutung verkannt, die unser Bund nach seinem reinen Grundcharakter für edlere Gesittung und Ausbildung seiner Glieder, für echte Humanität und Civilisation, und dadurch für die Ruhe und Sicherheit der Staaten haben kann und soll.

„Heilig für immer werden in unserm Gedächtnisse wie in unsern Archiven die goldenen Worte bleiben, die er bei Wieland's, bei Ridl's, Jagemann's, Müller's und anderer Brüder Todtenfeier uns zugesprochen, dreifach heilig jene seelenvolle Erwiderung unseres Grußes bei seiner maurerischen Jubelfeier (25. Juni 1830):

‚So! die Menschheit fort zu ehren,
Lasset, freudig überein,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen sein.‘“

---

[1] „Ueberhaupt“, schreibt Görres am 26. November 1825 an Clemens Brentano, „trennen sich jetzt mehr und mehr die Geister und die Freimaurerei scheint wirklich der allgemeine Sammelplatz für die von der Gegenseite werden zu wollen.“ „Göthe hat sich auch, wie ich höre, für die Freimaurerei erklärt, ganz consequent mit allem Andern; die Sache passirt immer noch im obern Stockwerk des Thurmes von Wilhelm Meister“ (Görres, Freundesbriefe III 211).

Das sind nicht die schönsten Verse, die Goethe gedichtet hat; aber das „Zusammensein“, das sie aussprechen, hat vielleicht zu seinem Weltruhm ebensoviel beigetragen als „Iphigenie“ und „Tasso“. Durch die Loge hat sich die dem Dichter zukommende Anerkennung in eine Art von religiösem Kult verwandelt. Sie hat den Alten von Weimar zum Idealmenschen erhoben.

Seine Enkel erbten von ihrem Großvater ein gastlich gemütliches Haus, ein poetisches Gartenhaus, höchst merkwürdige Sammlungen von Zeichnungen, Kunstgegenständen, Münzen und Mineralien, ein nicht unbeträchtliches Vermögen [1] und das Danaergeschenk eines weltberühmten Namens. Die glänzenden Naturanlagen, die Anpassungsfähigkeit an gegebene Verhältnisse, die Freude am irdischen Dasein gingen von Goethe nicht auf seine Nachkommen über, und das Geschlecht des vielgefeierten Lebenskünstlers fand in Unlust und Lebensüberdruß ein tragisches Ende [2].

---

[1] Zu Goethes testamentarischen Verfügungen bemerkt der Weimarer Gelehrte Weißenborn am 28. März: The assets bequeathed to his servants are so little that even Göthe's best friends cannot speak of it without some indignation. To his nephew, who during the last years has, with the greatest care, trouble and to the very neglect of his own household, kept in order that of Göthe, he has bequeathed 200 dollars, say dollars Saxon money. Nor has he given a farthing to any public institution, thereby showing evidently that he was only interested in the progress of the arts, sciences, etc., as long as they were instrumental in making his own self great. Weißenborn schließt: This is all I could learn about the circumstances connected with the death of this remarkable and lucky person, who died, it seems, without a sting of conscience, and after having fulfilled his whole mission . . . and from whose character still nothing can wipe the stain of mean egotism. I am in possession of many first-rate and first-hand facts by which I can prove this assertion, which I do not speak out for asperging (aspersing) the character of a great man, but because it is just that it should be duly appreciated what practical result the leading tendency of such a reformer has bred in his own self (E. Dowden, New Studies in Literature 291).

[2] Walther v. Goethe, der letzte Nachkomme des Dichters, verschied am 15. April 1885. Sein Bruder Wolfgang war ihm schon am 20. Januar 1883 im Tode vorausgegangen. Beide starben unvermählt. — „Walther und Wolfgang von Goethe“, sagt Kuno Fischer (Großherzog Karl Alexander von Sachsen. Gedächtnißrede, Heidelberg 1901, 74 f), „waren tief unglücklich, sie waren begabt, hochgesinnt und edelmüthig, aber als die Enkel Goethes machten sie an sich selbst und an die Welt Ansprüche, welche unerfüllt blieben: darüber sind sie weltflüchtig und einsam geworden. Das Gefühl ihres tragischen Schicksals ging so weit, daß Walther von Goethe nach dem Tode seiner Schwester (Alma † 1844) seinem Lehrer und Freunde Schuchard, der die Aufsicht über die Sammlungen im Goetheschen Hause führte, schreiben konnte: ‚ich denke doch, es gereut Sie nicht, daß Sie treu an uns halten, den Ueberbliebenen von Tantalus' Haus. Glauben Sie mir: das Reich der Eumeniden geht zu Ende.‘“

Achtes Buch.

Faust.

(1773—1831.)

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."
Vorspiel auf dem Theater.



Erstes Kapitel.

Die Faustsage.

Dem deutschen Volke hinterließ Goethe die vollendete Ausgabe seiner Gesammelten Werke und in einem versiegelten Paket die großartigste und gefeiertste Dichtung, die seit Dantes Göttlicher Komödie und seit Shakespeares Dramen die Runde um die Welt machen sollte — seinen „Faust“.

In zahllosen Ausgaben ist sie heute durch ganz Deutschland verbreitet, das berühmteste deutsche Gedicht neuerer Zeit, von vielen einer Offenbarung, einem heiligen Buche gleichgeachtet, von andern wie ein frivoles Ketzerbuch verabscheut, von zahlreichen Kommentatoren verarbeitet, verhimmelt und mißhandelt, von der Modelesewelt aller Zeiten angestaunt, von den bedeutendsten Denkern viel erforscht, von allen Freunden der Literatur und Poesie den größten Meisterwerken beigezählt. Zahlreiche englische Übersetzungen haben sie über den Kanal, den Atlantischen und Stillen Ozean in alle Regionen des britischen Weltreiches hinausgetragen. Franzosen haben sich dafür begeistert, italienische Dichter sie nachgeahmt, Spanier sie mit dem Magico prodigioso verglichen, katholische und schismatische Slaven sich zu neuen Dichtungen daran inspiriert. „Faust“ ist, außer in die großen europäischen Kultursprachen, übersetzt ins Neugriechische, Czechische, Ungarische, Polnische, Finnische, Russische und Japanische. Die Dichtung gehört der ganzen zivilisierten Welt an und ist in diesem Sinne Weltdichtung geworden[1].

Nächst Götz von Berlichingen war Faust die glücklichste Stoffwahl, die Goethe je getroffen hat — oder vielleicht besser gesagt, der reichste, glücklichste Stoff, den sein Geist in früher Jugend liebgewann, um ihn dichtend sein ganzes Leben lang — über 60 Jahre — mit sich zu tragen. Denn die Bekanntschaft ward schon im Knabenalter gemacht. Mitten in der Blüteperiode der seichtesten deutschen Aufklärerei, während Voltaire und seine Freunde eben die Enzyklopädie unternahmen, um Literatur, Wissenschaft und Leben auf ewig von allem Übernatürlichen, Wunder und Weissagung, Kirche und Offenbarung, allen Vorstellungen und Überlieferungen des katholischen

[1] Vgl. E. Lichtenberger, Le Faust de Goethe. Essai de critique impersonnelle, Paris 1911, 217–223.

Mittelalters zu befreien: gerade in dieser Zeit lernte der Frankfurter Knabe die deutschen Volksbücher kennen, den Eulenspiegel und die vier Haimonskinder, den Kaiser Oktavian und die schöne Melusine, die schöne Magelone, Fortunatus, „mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden". Für ein paar Kreuzer waren die löschpapierenen Hefte zu haben, in welchen diese Reste des poetischen Mittelalters noch im Volke zirkulierten; aber der Knabe war poetisch genug, den Geist zu fühlen, der darin wehte: den Geist echter deutscher Volkspoesie[1]. Der Faust gehörte mit zu dieser Sippschaft, er war ihr letzter Ausläufer, schon aus der Zeit, wo der gewaltige Dom des mittelalterlichen Europa zu wanken begann, Irrglaube, Unglaube und Aberglaube mit verwegener Hand an seinen Pfeilern rüttelten. Die gottesfreudige Harmonie zwischen Glauben und Wissen, Religion und Leben, dichterischer Phantasie und Wirklichkeit, wie sie den meisten älteren Volksbüchern zu Grunde liegt, ist hier schon getrübt. Der kindlich abenteuerlichen Einbildung, dem übersprudelnden Volkshumor stellt sich ein widerstrebendes Element des Zweifels, der Rebellion, des Kampfes gegenüber. Das Finstere, Schauerliche, Dämonische übertönt das fröhliche Spiel eines kindlichen Wunderglaubens, obschon die religiös-christliche Lebensanschauung noch festgehalten ist. Die Sage steht am Übergang einer weltgeschichtlichen Epoche. Es ist, als ahnte der Volksgeist schon die Trennung und Auflösung, die ihm bevorsteht, die furchtbaren geistigen Kämpfe, die über ihn hereinbrechen sollen. Er warnt sich selbst in der ergreifenden Sage vor dem Abfall von Gott als der Ursache alles zeitlichen und ewigen Verderbens[2].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVI 51. Vgl. (Hempel) XX 204 ff.

[2] Das allgemeine, beharrende und immer wachsende Interesse, welches die Faustsage in Deutschland und über dessen Grenzen hinaus fand und noch findet, spiegelt sich schon in dem heute fast unabsehbar gewordenen Umfang der Faustliteratur. Vgl. darüber Sommers Abhandlung bei Ersch und Gruber, Sekt. I Bd 42. — Düntzer, Die Sage von Dr Johannes Faust, Stuttgart 1846. — K. A. v. Reichlin-Meldegg, Die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner (3 Bde), Stuttgart 1848. — J. Scheible, Das Kloster, II III V u. XI, Stuttgart 1846—1849. — Fr. Peter, Die Literatur der Faustsage[3], Leipzig 1857. — Karl Engel, Bibliotheca Faustina. Die Literatur der Faustsage von 1510 bis Mitte 1873, Oldenburg 1874, 2. Aufl. 1885. Während Engels erstes Verzeichnis bereits 742 Nummern enthielt, ist das zweite auf 2714 angewachsen und füllt, obwohl rein bibliographisch, 48 Druckbogen. Nach A. Tille (Julius Bode und seine Faustbücherei. Als Manuskript gedruckt, Frankfurt 1893, 6) wird eine Neuausgabe vorbereitet. „Die Zahl 2714, die seitdem sich noch vergrößert hat", bemerkt indes Tille (ebd. 9), „findet man hie und da als Beleg der enormen Ausdehnung der Faustsage angeführt, und doch ist der wirkliche Bestand an Faustschriften und Büchern, die etwas Bedeutsames über Faust enthalten, natürlich weit geringer." Nach einer eingehenden Untersuchung der Angaben Engels kommt Tille zum Ergebnis: „Eine ideale Faustbibliothek würde heute etwa 2000 Nummern zu umfassen haben" (ebd. 10). — Der Zettel-Katalog

Wie alle großen Volkssagen, hat auch diejenige vom Faust ihre religiösen, ihre mythischen, ihre geschichtlichen Elemente. Der tiefste Kern, die Wurzel, aus der sie hervorgesproßt, sind die religiösen: es ist der altbiblische und christliche Glaube an die Existenz eines wirklichen Teufels, d. h. eines ursprünglich hehren, mächtigen, von Gott geschaffenen reinen Geistes, der, vor vielen andern bevorzugt, sich sein glänzendes Los nicht genügen ließ, sich in frevelm Stolze gegen Gott empörte, ganze Scharen von Geistern mit sich ins Verderben riß, aus Neid den ersten Menschen im Paradies versuchte und ebenfalls ins Verderben stürzte und seither als „Herr der Welt" unaufhörlich das Reich Gottes auf Erden bekämpft. Wie einst an Job, den auserwählten Patriarchen, so tritt er auch an das menschgewordene Wort heran und versucht an ihm die drei großen Lockmittel, mit welchen er die Menschheit gängelt: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens. Er wird am Kreuze durch die Armut, die Schmach, das Leiden des Gottessohnes überwunden. Die Macht, die er vier Jahrtausende über die Menschheit betätigt, ist damit gebrochen. Im Anschluß an Christus kann ihn der Ärmste, der Schwächste besiegen. Die äußere Weltherrschaft, die er durch das Heidentum ausgeübt, wird von dem Christentum siegreich zurückgedrängt. Die Orakel verstummen, die Götzenbilder fallen, der Wahn heidnischer Lehre weicht vor dem Lichte des Evangeliums.

Doch wie die Erbschuld im Menschengeschlechte weiter sich fortpflanzt, so wird auch dem Teufel die Macht belassen, jeden Menschen zu versuchen, die Gnade, den Siegespreis der Erlösung, im einzelnen wie in der Menschheit zu bekämpfen und jene mit sich in den ewigen Untergang zu reißen, die freiwillig seinen Lockungen folgen, sich von Gott abwenden und in seine Knechtschaft begeben. Der böse Geist hat, obwohl nur dem Bösen zugewandt, seine früheren natürlichen Kräfte bewahrt. Sein Wissen übersteigt jenes des Menschen bei weitem; seine Macht und sein Einfluß erstrecken sich innerhalb bestimmter Grenzen über alle Wesen und Kräfte der Natur. Als Affe Gottes kann er sogar Wunder und Weissagung nachahmen, das heiligste und reinste

---

Baumgartner-Stockmann umfaßt an Faustliteratur seit 1893 etwa 120 Werke und selbständige Abhandlungen und 240 in Zeitschriften und Zeitungen erschienene Aufsätze. — Düntzer hatte in seinem Faustkommentar (2. Aufl., Leipzig 1857) ein Verzeichnis von 127 Beurteilungen und Erklärungen von Goethes Faust aufgeführt (S. 807 bis 811); diese haben sich progressiv mit jedem Jahr gemehrt und machen schon für sich wieder eine Literatur aus. Eine genaue Scheidelinie zwischen der allgemeinen Faustliteratur und der Literatur über „Goethes Faust" läßt sich kaum ziehen. Beide berühren sich vielfach und haben sich gegenseitig gesteigert. — R. Fürst (Goethes „Faust" und seine Erklärer, in Frankfurter Zeitung, 49. Jahrg., Nr 155, Morgenbl. [5. Juni 1905]) setzt die Werke über Goethes Faust auf ein halbes Tausend, wenn nicht mehr an. — Vgl. auch Kuno Fischer, Die Erklärungsarten des Goethe'schen Faust[3] (2 Tle), Heidelberg 1904.

Streben der Menschenseele durch Täuschungen verwirren. Tausende verworfener Geister stehen ihm unsichtbar in seinem Verführungswerke bei, Tausende von Gott abgewandter Menschen wirken dabei mit. Das Dämonische und die Sünde der Menschen vereinigen sich zu einem furchtbaren Weltsystem, das alle Schönheit und Pracht der Schöpfung zu seinen Zwecken ausnützt.

So kommt es, daß das Heidentum und der heidnische Aberglaube nicht in der Welt erlischt, sondern kämpfend das Reich Christi, die Kirche, in ihrem Walten unter den Völkern begleitet[1]. In jeder schweren Sünde wiederholt sich einigermaßen der Fall des ersten Engels. Der Mensch will mehr sein, als Gott ihm bestimmt, und gerät dafür in die Herrschaft des Teufels. Dieser aber begnügt sich nicht mit dem allgemeinen Einfluß, den er durch die Sünde auf die Menschenseele gewinnt. Durch alle Jahrhunderte zeigt er das Bemühen, sich ganz an Gottes Stelle zu setzen und sich jenen inneren und äußeren Kultus zu verschaffen, der Gott allein gebührt. Wo es ihm nicht gelingt, das Heidentum aufrecht zu erhalten, da sucht er wenigstens durch dämonischen Aberglauben und Wahnglauben dasselbe zu ersetzen. Es ist kein Zweifel, daß er, wie früher im Heidentum, so auch in der christlichen Zeit, mittels Besessenheit, Verträgen, trügerischen Erscheinungen zu einzelnen Menschen in nähere Verbindung getreten ist. Stolze Geister haben sich direkt an ihn gewandt, um ihren vermessenen Wissenstrieb oder ihre Genußsucht zu befriedigen; sie haben sich ihm ausdrücklich oder in stillschweigendem Vertrag verpfändet und sind so seiner Macht anheimgefallen. „Alle übrigen Arten des Aberglaubens“, lehrt der hl. Thomas von Aquin[2], „gehen aus einem ausdrücklich oder stillschweigend mit den Dämonen eingegangenen Vertrag hervor, und deshalb sind sie offenbar an der Stelle verboten, welche sagt: ‚Du sollst keine fremden Götter haben‘.“

Das ist der tiefreligiöse Kern, welcher allen dämonischen Zaubersagen des Mittelalters und auch ihrem letzten Ausläufer, der Faustsage, zu Grunde

---

[1] D. Thomae Aquinatis Summa Theol. P. I, q. 63, a. 3 f. — Suarez, De Angelis l. 7 et 8. — De vitiis religioni contrariis l. 2, c. 7—9. — Die Faustkommentatoren vernachlässigen in der Regel diesen tieferen dogmatischen Kern der Sage, d. h. die katholische Lehre über die Engel und über die gefallenen Geister, wie sie bei allen bedeutenderen Theologen und wenigstens auszugsweise in den theologischen Handbüchern zu finden ist. Statt dessen tragen sie aus alten Legenden fragmentarische Stücke jener Doktrin zusammen, worin Unsicheres oder auch Abergläubisches, vor allem aber willkürliche Erfindungen, Entstellungen und Zutaten den eigentlichen Kern der Lehre völlig verdunkeln.

[2] Dicendum quod omnes aliae superstitiones procedunt ex aliquo pacto cum daemonibus inito, tacito vel expresso: et ideo omnes intelliguntur prohiberi in hoc quod dicitur: Non habebis deos alienos (Summa Theol. 2, 2ae, q. 122, a. 2, ad 3m. Vgl. ebd. q. 95, a. 2).

liegt. In „Cyprian“, „Theophil“, „Militarius“, „Virgilius“, „Robert dem Teufel“, „Merlin“ kehrt derselbe Grundgedanke wieder. Der von Gott geschaffene Menschengeist begnügt sich nicht mit dem Maße von Wissen, Macht und Genuß, das ihm zugewiesen; wie einst Luzifer, möchte er Gott gleich sein. Da er von Gott die Erfüllung seiner Gelüste nicht erhoffen kann, wendet er sich an den bösen Geist, verschreibt ihm Gut und Blut, Leib und Seele, erhält hierfür dämonisches Wissen, außergewöhnliche Kräfte, unbeschränkten Sinnengenuß, Anteil an aller Pracht der Welt, verfällt aber dafür dem ewigen Untergang, wofern er sich nicht rechtzeitig des furchtbaren Betruges bewußt wird, dem Satan abschwört und reuig zu Gott zurückkehrt [1]. In den Zaubersagen des Mittelalters trifft durchweg das letztere ein. Theophil und so die meisten übrigen Zauberer bekehren sich und sterben als reumütige Büßer. Die Barmherzigkeit Gottes, die Gnade, meist an die Anrufung und Fürbitte der Mutter Gottes geknüpft, triumphiert schließlich über alle List des Satans, über alle Schwäche und Schuld des Menschen [2]. Erst gegen das Ende des Mittelalters und namentlich in der sog. Reformationszeit nehmen die Erzählungen überhand, in welchen nicht mehr Maria, sondern der Teufel obsiegt. Aus dieser Übergangszeit stammt die Sage vom Faust. Der Glaube an die Macht der Gnade, an die Fürbitte Marias ist im Sinken. Der Glaube an die finstere Macht des Dämons hat das Übergewicht erlangt [3].

Weit bunter und mannigfaltiger als die religiösen, sind die eigentlich mythischen, fabelhaften Elemente, welche den mittelalterlichen Zaubersagen zu Grunde liegen. Sie wurzeln in den phantastischen, vielfach abergläubischen Vorstellungen, welche sich die Einbildungskraft des Volkes über alles schuf, was über die im Mittelalter sehr begrenzte Kenntnis der Natur und ihrer Kräfte hinausging [4]. Alle Gelehrten, die sich ernstlicher mit naturwissen-

[1] Martini Del-Rio S. J. Disputationum Magicarum libri sex, Coloniae Agrippinae 1679 (die Approbation des Werkes ist von 1599), l. 2, q. 4, p. 112 f: De basi magiae daemoniacae sive de pacto expresso vel implicito. — J. v. Görres, Die christliche Mystik, Regensburg 1840, III 43 ff 70 ff 102 ff. — v. Reichlin-Meldegg a. a. O. I 14 ff.

[2] v. Reichlin-Meldegg a. a. O. I 45 f.

[3] Vgl. über die außerordentlich große Verbreitung der Faustsage wie auch über ihre Wandlungen und Verzweigungen A. Tille, Die Faustsplitter in der Litteratur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts nach den ältesten Quellen, 6 Hfte mit 2 Registern, Berlin 1900—1904; G. Witkowski, Goethes Faust, Leipzig 1906, II 19 f.

[4] Daß dieser Volksaberglaube nicht der Kirche zur Last gelegt werden kann, bezeugt die naturwissenschaftliche Tätigkeit mehrerer der hervorragendsten kirchlichen Gelehrten. Vgl. O. Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, Gütersloh 1877, 347 ff. — Fr. Ehrle S. J., Der selige Albert der

schaftlicher Forschung beschäftigten: Albert der Große, Roger Baco, Michael Scott, Johannes Teutonicus, Abt Erloff zu Fulda, Trithemius, Theophrastus Paracelsus, Agrippa von Nettesheim, gerieten in den Verdacht der Zauberei[1]; selbst Papst Silvester II. entging diesem Lose nicht. Was sich nicht auf landläufigem Wege oder als Wunder erklären ließ, wurde dämonischem Einfluß zugeschrieben. Aus den fleißigen Gelehrten wurden Zauberer gemacht, die mit dem Schwarzen im Bunde standen. Doch erscheint dieser Zauberglaube eher in heiterem als düsterem Gewande. Es spiegelt sich darin mehr das komische Erstaunen eines Bauern, der zum erstenmal einen Schlag von der Elektrisiermaschine erhält, als ein finsteres Grauen vor einer wirklich diabolischen Macht. Noch weit mehr heftete sich der Volkshumor an die „fahrenden Schüler", welche als Wahrsager, Schatzgräber, Kalendermacher, Geisterseher und Zauberer Land auf, Land ab wanderten und aus der Leichtgläubigkeit des Volkes ihren Vorteil zogen. Doch fehlten auch hier ausgesprochen abergläubische Vorstellungen nicht, sondern entwickelten sich mit den Jahrmarktstreichen dieser Scharlatane in wunderlicher Phantastik weiter, bis endlich die Gestalt des früheren Magus, jene des rätselhaften Gelehrten und jene des Scharlatans, in der Volksphantasie zu einer Person zusammenfloß, und das war — der geschichtliche Faust.

Eine ganze Schar von gelehrten Gewährsmännern — unter ihnen der Abt Trithemius, Mutian Rufus und die beiden Schüler Melanchthons: Johann Mennel (Manlius) aus Ansbach und Augustin Lercheimer aus Steinfelden — bezeugen die Existenz eines Dr Johannes Faust, der als Schwarzkünstler und Zauberer eines ungeheuern Rufes genoß, nach fast allgemeiner Ansicht mit dem Teufel im Bunde stand und nach zahllosen Abenteuern endlich ein unglückliches Ende nahm, d. h. vom Teufel erwürgt, mit umgedrehtem Halse in seinem Bette vorgefunden ward[2]. Als sein Geburts-

Große, in Stimmen aus Maria-Laach XIX 395—406. — Fr. v. Hummelauer S. J., Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft, in Stimmen aus Maria-Laach XVIII 408—420; XIX 279—301.

[1] Düntzer, Goethe's Faust[2] 7 ff.

[2] Trithemii Epistolae (ed. Spiegel), Hagenoae 1580, 312. Opera, Francof. 1601, II 559. — Briefe von Conrad Mutianus Rufus bei Tentzel, Suppl. Hist. Gothanae, Jenae 1701, I 95. — J. Manlii Locorum communium collectanea, Francof. 1566. — Augustin Lercheimer von Steinfelden (Witekind), Ein christlich Bedenken vnd Erinnerung vor Zauberey, Frankfurt 1585, Kap. 7 13 15 16 19. — Vgl. Augustin Lercheimer (Professor H. Witekind in Heidelberg) und seine Schrift wider den Hexenwahn. Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch A. Birlinger, herausgeg. v. C. Binz, Straßburg 1888. Die Schrift ist hier gegen die Auflage von 1585 auf das Dreifache erweitert und bietet weit mehr über den geschichtlichen Faust. — Colloquia oder Tischreden des thewren Mannes Gottes Dr Martin Luthers, Eisleben 1566, Kap. 1. — Joh. Gast, Sermones

ort ist Knittlingen beglaubigt, ein Dorf in der Nähe von Bretten, dem Geburtsorte Melanchthons. Als Geburtsjahr wird 1480, auch wohl 1490 bezeichnet. Trithemius charakterisiert ihn einfach als einen Scharlatan — einen Landstreicher, Schwätzer, Betrüger, einen Menschen voll der übertriebensten Anmaßung. Konrad Mutian Rufus, Kanonikus zu Gotha, nennt ihn ebenfalls einen „Chiromanten, einen reinen Prahler und Gaukler“. Von 1506 bis 1528 soll er als Nekromant umhergezogen sein. Urkundlich steht fest, daß er 1520 am Bamberger Hof weilte [1]. In den reformatorischen Kreisen dagegen, wo man sich mit dem Teufel merkwürdig viel zu schaffen machte und alle Philosophie und Naturerforschung, ebenso wie Alchimie, als Teufelswerk verabscheute, galt Faust als ein durch und durch verworfener Mensch. „Es steckt nichts anders in ihm“, erklärte Luther, „denn ein hoffertiger stoltzer und ehrgeitziger Teuffel.“ Melanchthon, den er in Wittenberg besuchte, „laß jhm einen guten text, schalt und vermant jn, daß er von dem Ding beyzeit abstünd, er würd sonst ein böß end nemmen, wie es auch geschah“. Man wollte ihn einkerkern; er entkam aber, wie Lerchheimer meint, von seinem Geiste gemahnt. Als Ort seiner Studien wird Krakau genannt, als Schauplatz seiner magischen Scharlatankünste Venedig, Würzburg, Kreuznach, Erfurt, Heidelberg, Wittenberg, Leipzig, Prag und Wien. Seinen Tod verlegen Gast und Weyer in ein württembergisches Dorf; nach Kiesewetter und Litzmann starb er um 1540 zu Stauffen (Staufen) im Breisgau.

Schon in den zerstreuten chronistischen Angaben schwankend zwischen einem friedlichen Alchimisten und einem gefährlichen Magus und Zauberer,

---

Convivales, Basil. 1554, II 274 f. — Joh. Wieri De praestigiis daemonum, Basil. 1568. — Philipp Begardi Index Sanitatis, Wormbs 1539. — Lud. Lavater, Tractatus vere aureus de spectris, Genevae 1575. — Andr. Hondorff, Promptuarium Exemplorum, Frankf. 1572. Weitere Literatur siehe bei v. Reichlin-Meldegg a. a. O. und K. Engel a. a. O. — Vgl. K. Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition, Leipzig 1893; B. Litzmann, Goethes Faust, Berlin 1904, 16 ff; O. Schade, Faust. Vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe, herausgeg. von R. Schade, Berlin 1912, 38—49; G. Witkowski, Goethes Faust, Leipzig 1906, II 21—27; Eugen Wolff, Faust und Luther, Halle 1912, 1—3; E. Traumann, Goethes Faust nach Entstehung und Inhalt erklärt I, München 1913, 7 ff; A. Tille, The origin of the Faust legend (Proceedings of the philosophical society of Glasgow).

[1] Vgl. J. Mayerhofer in Seufferts Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte III (1890) 177 f. — Ein bis dahin noch unbekanntes Zeugnis über den historischen Faust bespricht G. Ellinger (Das Zeugnis des Camerarius über Faust, ebd. II [1889] 314—319). S. 318 bemerkt er: „Faust hielt sich etwa in den Jahren 1535—1537 in Oberfranken auf und muß hier in dem Freundeskreise des Philipp Hutten eine immerhin nicht unangesehene Stellung eingenommen haben“ (vgl. ebd. 156 ff).

einem betrügerischen Landstreicher und angesehenen Professor, einem Teufelskind und einem gewöhnlichen Taschenspieler, ward die Gestalt Fausts in der Phantasie und im Munde des Volkes rasch zu einer der abenteuerlichsten und seltsamsten Sagenfiguren. So entstand gegen die Neige des Jahrhunderts, etwa fünfzig Jahre nach dem mutmaßlichen Ende des historischen Faust, das erste deutsche Volksbuch dieses Namens:

Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer vnnd Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheuwlichen Exempel, vnd treuwhertziger Warnung zusammengezogen, vnd in den Druck verfertiget. Jacobi IIII. Seyt Gott vnderthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch. Cum Gratia et Privilegio. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn durch Johann Spies. M. D. LXXXVII[1].

Faust ist hier der Sohn eines Bauern zu Rod bei Weimar, wird von einem Oheim in Wittenberg an Kindes Statt gehalten, studiert, erlangt den Magistergrad, überflügelt beim Examen sechzehn andere Kandidaten und wird Doktor der Theologie.

„Daneben hat er auch einen thummen, unsinnigen vnnd hoffertigen Kopff gehabt, wie man ihn ja denn allezeit den Speculierer genannt hat. Ist zur bösen Gesellschafft gerahten, hat die H. Schrifft ein weil hinder die Thür vnd vnter die Banck gelegt, ruch- vnd Gottloß gelebt (wie denn diese Historia hernach gnugsam gibt). Aber es ist ein wahr Sprichwort: Was zum Teuffel wil, das läßt sich nicht auffhalten noch jm wehren. Zudem fand D. Faustus seines gleichen, die giengen mit Chaldeischen, Persischen, Arabischen vnd Griechischen Worten, figuris, characteribus, coniurationibus, incantationibus, vnnd wie solche Namen der Beschwerung vnd Zauberey mögen genennet werden. Vnd diese erzehlte Stück waren lauter Dardaniae

---

[1] Neu herausgegeben von W. Scherer, Berlin 1884. — Nachdem die Forschung jahrzehntelang den unmittelbaren Quellen der Fausthistorie vergeblich nachgegangen, erscheint mit einem Male die Lösung des Rätsels in nächste Nähe gerückt. Dr Rudolf Blume ist es nämlich gelungen (vgl. Schauinsland, 40. Jahrg., 1. Heft [Freiburg 1913] 33 ff), Burg und Stadt Staufen im Breisgau als die Quelle der ältesten Faustberichte nachzuweisen. Fausts Gastfreund, Anton von Stauffen, auf dessen Burg er starb, war in den Besitz von dessen hinterlassenen Büchern gelangt. Aus ihnen, wie aus den Überlieferungen, war nach Ansicht der Verfasser der Zimmerschen Chronik „ein besonderer Traktat zu machen". Da nun letztere im Kreise der von Blume festgestellten speyerischen Verwandten Antons verkehrten und zugleich ihrerseits Oheim und Oheimsbruder des Burgherrn waren, so drängt sich die Annahme auf, daß durch sie die Abfassung der ersten Fausthistorie in Speyer noch zu Lebzeiten der Verwandten Antons von Stauffen in die Wege geleitet wurde. Zu Gunsten dieser Hypothese spricht noch besonders der Umstand, daß sich, wie Blume nachweist, alle übrigen Faustschriften des ersten Jahrzehnts auf den Staufenschen Familienkreis zurückführen lassen.

artes, Nigromantiae, carmina, veneficium, vaticinium, incantatio, vnnd wie solche Bücher, Wörter vnd Namen genennet werden mögen. Das gefiel D. Fausto wol, speculiert vnd studiert Nacht vnd Tag darinnen, wollte sich hernacher keinen Theologum mehr nennen lassen, ward ein Weltmensch, nandte sich ein D. Medicinae, ward ein Astrologus vnnd Mathematicus, vnd zum Glimpff ward er ein Artzt, halff erstlich vielen Leuten mit der Artzeney, mit Kräutern, Wurtzeln, Wassern, Träncken, Recepten vnd Clistiern, darneben ohne Ruhm ward er Redsprechig, in der Göttlichen Schrifft wol erfahren u. s. w.

„Wie obgemeldt worden, stunde D. Fausti Datum dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag vnd Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit vnd Leichtfertigkeit stache vnnd reitzte jhn also, daß er auff eine zeit etliche zäuberische vocabula, figuras, characteres, vnd coniurationes, damit er den Teufel vor sich möchte fordern, ins Werk zu setzen vnd zu probiern jm fürname.“ [1]

Die Beschwörung gelingt. Es erscheint ihm zwar nicht Luzifer, aber in dessen Auftrag ein vielvermögender Dämon, „Mephostophiles“ genannt. Ihm verschreibt Faust bei der dritten Zusammenkunft seine Seele mit dem eigenen Blute.

„Eben in dieser Stundt fellt dieser Gottloß Mann von seinem Gott vnd Schöpffer ab, der jhne erschaffen hatt, ja er wirdt ein Glied deß leidigen Teuffels vnnd ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuht, Verzweifflung, Verwegung vnd Vermessenheit, wie den Riesen war, darvon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen tragen, vnd wider Gott kriegen wolten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt vnnd Vbermuht von Gott verstossen wurde.“ [2]

Was Faust in seinem Pakt mit dem Teufel gesucht, wird ihm voll und ganz zuteil. Mephostophiles stellt sich ihm für 24 Jahre mit allem zur Verfügung, was die Hölle bieten kann. Faust begnügt sich zuerst mit wenigem. Er richtet sich als Gelehrter im Hause seines Oheims ein und lebt da mit seinem jungen Famulus Christoph Wagner. Mephostophiles hat einstweilen nur für seine Nahrung und Kleidung zu sorgen. Dann verlangt Faust sich zu verehelichen. Die Ehe wird ihm aber als ein „Werk des Höchsten“ verweigert, und da er auf dem Wunsch beharrt, durch grausigen Höllenspuk verwehrt. Faust zieht nun sein Begehren nach der Ehe zurück und versinkt dafür in den Pfuhl der Unzucht. Der Dämon schafft ihm alle Frauen herbei, die er nur wünscht.

Jetzt, bereits im Schlamme der niedrigsten Begierden watend, studiert der Nekromant abergläubische Bücher und verlangt von seinem dienenden Geist Aufschluß über das Jenseits, über den Ursprung, die Natur, den

[1] Litzmann, Goethes Faust 24 f. — Vgl. Simrock, Die deutschen Volksbücher, Frankfurt 1846, IV 7 8 15.

[2] Litzmann ebd. 26. — Simrock ebd. 15.

Fall, das Los, die Tätigkeit und die Qualen der gefallenen Geister. Die Schilderung Luzifers und seines Elends rührt ihn tief; Reue beschleicht ihn, doch Zweifel und Unglaube behalten die Oberhand. Selbst die Versicherung des bösen Geistes, er würde, wenn er an Fausts Stelle wäre, sich reuig an Gott wenden, vermag ihn nicht mehr zu erschüttern. Er verhärtet sich im Bösen.

Acht Jahre verbringt Faust mit Lesen, Studieren, Fragen. Über Gott und himmlische Dinge erhält er keinen Bericht mehr; er sucht deshalb durch Fragen aus dem Gebiet der Physik und Astrologie hinter das Wesen und den Ursprung der Dinge zu kommen. Solange sich seine Wißbegierde auf die körperlichen Dinge erstreckt, wird ihm erwünschter Aufschluß; sobald er aber weiter dringen will, fertigt ihn der Geist mit materialistischen und pantheistischen Irrtümern ab:

„Die Welt, mein Fauste, ist unerboren vnnd unsterblich. So ist das Menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest vnd hat Anfangs kein Vrsprung gehabt, so hat sich die Erden selbsten nehren müssen, vnnd das Meer hat sich von der Erden zertheilet."

Nachdem ihm Belial seine vorzüglichsten Räte und Diener in seiner Studierstube vorgeführt, zieht Faust zur Weltfahrt aus, hinab in die Hölle, hinauf in die Gestirne, hinaus in alle Hauptstädte und Länder der Welt, zum Sultan in Konstantinopel, zum Papst nach Rom, zu Kaiser Karl V. nach Innsbruck, zu den Studenten in Leipzig, zu Fürsten, Bürgern und Bauern im ganzen Reich herum. Die griechische Helena, welche er den Studenten zu Leipzig mittelst seiner Zauberkünste vom Grabe aufbeschworen, wird im 23. Jahre seine Geliebte. Dann naht die unheimliche Frist heran. Vergeblich versucht Faust noch einmal zu beten. Es gelingt ihm nicht. Der Dämon holt endlich seine Beute.

Voll der tiefsten religiösen Ideen, nur in wenigen Zügen von protestantischer Auffassung angehaucht, voll der erschütterndsten Motive neben dem köstlichsten deutschen Volkshumor, bietet dieses älteste Volksbuch den eigentlichen Kern der Sage, zwar sehr mangelhaft angeordnet, oft nicht eben musterhaft erzählt, aber in seiner ganzen naiven, ursprünglichen Kraft[1] als echte Volksdichtung.

---

[1] Scherer (Einleitung IX ff) unterschied eine dreifache „Ueberlieferung": eine Erfurter, eine Wittenberger, eine oberrheinische; die erstere humanistisch gefärbt und von freundlicher Sympathie für Faust getragen, die beiden andern dagegen theologisch aufgefaßt und mit ernster Wendung gegen Faust als ein „greuliches Exempel". Ein sicheres und zugleich vollständiges Denkmal liegt jedoch bis jetzt nur für die dritte in dem Frankfurter Volksbuch vor. — Kuno Fischer (Goethes Faust[4], Heidelberg 1902, I 90—104) hielt an einer vierfachen Überlieferung fest: der wittenbergischen, der oberrheinischen, den Nachrichten aus Würzburg und Erfurt, der Leipziger.

Daß das Buch im Volk zündete, beweisen die sehr rasch aufeinanderfolgenden Ausgaben[1] und neuen Bearbeitungen[2], sowie die Übersetzungen[3], in welchen es nach Frankreich und England, Dänemark und den Niederlanden drang. Der englische Dramatiker Marlowe griff den gewaltigen Stoff auf und schuf eine erschütternde Tragödie daraus, die 1594 schon aufgeführt, 1604 gedruckt wurde[4]. Bald darauf ward der Faust auch als Volksschauspiel in Deutschland auf die Bühne gebracht und erhielt sich da bis tief in das 18. Jahrhundert hinein. Von der Herrschaft des französischen Geschmacks verdrängt, flüchtete er in das Puppentheater[5]. Auch in dieser Form lernte Goethe die Sage frühe kennen.

„Die bedeutende Puppenspielfabel", so erzählt er von seinem Straßburger Aufenthalt[6], „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte

[1] Frankfurt 1588 1590 1591 1592 1593; Lübeck 1588; Hamburg 1589; Berlin 1589 usw.

[2] Die wichtigsten Bearbeitungen sind von G. R. Widmann, Hamburg 1599, von J. N. Pfitzer, Nürnberg 1674, und von dem Christlich Meynenden, Frankfurt und Leipzig 1728. — Widmann schlug die Sage breit als Rüstzeug gegen das Papsttum. Litzmann a. a. O. 49 bemerkt dazu: „Die antipapistische, antikatholische Tendenz verblendet ihn vollkommen." „Es ist das Machwerk eines beschränkten aufgeblasenen Tropfs, der in seiner albernen Geschwätzigkeit es glücklich fertig gebracht hat, das dankbare Thema todt zu machen" (S. 49 50). Das beweise, fährt Litzmann fort, die Neubearbeitung durch Pfitzer 1674; nachdem „das Wasser der Widmannschen ‚Erinnerungen'" kräftig herausgepumpt war, war das Schiff sofort wieder flott (S. 50 f). Die Pfitzersche Bearbeitung erlebte bis 1726 sechs Auflagen (S. 51).

[3] De Historie van Doct. J. Faustus etc., Emmerich 1592. — Histoire prodigeuse et lamentable de Jean Faust etc. par Victor Palma Cayet, Paris 1598. — History of the damnable life and deserved death of Dr John Faustus (1590?).

[4] The Tragicale History of D. Faustus. As it has been Acted by the Right Honorable the Earle of Nottingham his servants. Written by Ch. Marlowe, London 1604. Deutsch von v. d. Velde, Breslau 1870. — Vgl. Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von H. Breymann und A. Wagner: II Doktor Faustus, herausgeg. von H. Breymann, Heilbronn 1889. — O. Schade, Faust. Vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe, herausgeg. von R. Schade 138 166 198 ff. — G. Witkowski, Goethes Faust II 40 ff.

[5] Doctor Faust, Schauspiel, Berlin 1832. — Simrock, Doctor Johannes Faust, Puppenspiel (Deutsche Volksbücher IV 153—223). — (W. Hamm), Das Puppenspiel vom Doctor Faust, Leipzig 1850. — O. Schade, Das Puppenspiel Doctor Faust, Weimar 1856. — Vgl. schließlich das von J. W. Bruinier (Das Engelsche Volksschauspiel Doctor Johann Faust als Fälschung erwiesen, Halle 1894) als gefälscht angefochtene und von A. Schröter (Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrg. 1894, II 649) als echt verteidigte Volksschauspiel Karl Engels Doctor Johann Faust, Oldenburg 1874.

[6] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 321. — „‚Bedeutend' also erschien diese Fabel dem Dichter noch, als er ‚Wahrheit und Dichtung' schrieb", bemerkt W. Gwin-

mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-cabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte."

Das Puppenspiel läßt den tiefen theologischen Gehalt der Sage bei weitem nicht zu so gewaltiger, poetischer Entwicklung kommen wie das Volksbuch. Doch meint Simrock mit Rücksicht auf Goethes Faust: „Von dem Werk des großen Meisters wird es nicht in den Schatten gestellt; es ist in seiner volksmäßigen Art ebenso kühn und geistreich erfunden und durchgeführt; als Bühnenspiel runder und von stärkerer, wenn auch nicht so tiefgreifender Wirkung."[1] Jedenfalls fand Goethe hier nicht bloß den Sagenstoff schon szenisch zerlegt und dramatisch aufgefaßt, sondern die drei Hauptfiguren: Faust, Wagner und Mephistopheles, überaus charakteristisch gezeichnet und in Szenen versetzt, welche die mächtigste Anregung boten.

Ungleich bedeutender für den Dichter war die Sage selbst. Sie verknüpft wie kaum eine andere Ernst und Scherz, die tiefsten religiösen Ideen und die tollsten Abenteuer, Gelehrtenleben und Volksleben, Welt und Wissenschaft, Himmel und Hölle. Sie faßt die dämonologischen Volksanschauungen des Mittelalters wie in einem Brennpunkte zusammen, leitet von ihnen zu jenen des Protestantismus über und eilt in der Charakteristik der Hauptgestalt schon der neueren Zeit voraus.

Der Kern und die religiös-ethischen Grundlinien der Sage sind noch aus dem katholischen Mittelalter hergenommen, sind wesentlich katholisch. Gott, die Erschaffung und der Fall der Engel, die Erbsünde, die Erlösung, die Notwendigkeit der Gnade und des Gebetes, die Existenz und Tätigkeit der bösen Geister, die Zulassung der Versuchung und die verschiedenen Arten der Versuchung, die Notwendigkeit wahrer innerer Reue zur Bekehrung, die Existenz ewiger Strafen für die bösen Geister und für den unbußfertigen Sünder — also fast alle großen Grunddogmen des Christentums — sind

---

ner (Goethes Faustidee nach dem ursprünglichen Concept, Frankfurt 1892, 123 Anm.), „der moderne Faustkenner aber sieht nur ‚Rohheit' in ihr und in ihrem Faust nur den wüsten ‚Teufelsbeschwörer', während doch gerade in der Teufelsbannung das Bedeutsame und Eigenthümliche der Faustsage liegt." Vgl. E. Zeller im Goethe-Jahrbuch IX 277, und C. Kuchler, Die Faustsage und der Goethe'sche Faust, Leipzig 1893, 19.

[1] Simrock, Die deutschen Volksbücher IV 155.

in den Gesprächen und Erzählungen des Volksbuches völlig rechtgläubig aufgefaßt. Faust ist ein ungemein wahr gezeichnetes Bild der Apostasie, wie sie sich in allen Jahrhunderten der Kirchengeschichte wiederholt hat. Es waren meistens hochbegabte, hochstrebende, stolze Geister, welche zu Führern des Irrtums wurden. Fausts sittlicher Zersetzungsprozeß bezeichnet alle Hauptstadien des Abfalls: Stolz, Wissensdünkel, ehrgeiziges Eindringen in die kirchliche Wissenschaft und in die kirchlichen Würden, Unbefriedigung in der Theologie wie im Glauben, Verweltlichung, eitles Wissensstreben, Weltlust, Unglaube, Aberglaube, endlich ausdrücklicher Anschluß und Verschreibung des ganzen Wesens an das Böse und Untergang im Bösen [1].

Diese Auffassung des Abfalls von Gott ist im wesentlichen katholisch, hat aber bei der Gestaltung der Sage zum Faustbuch eine protestantische Richtung erhalten. Der Zölibat ist als Werk des Teufels, das Papsttum als eine Grundsuppe des Bösen und als Pflanzschule diabolischer Zauberei hingestellt, die Dazwischenkunft der Mutter Gottes ausgeschlossen. Der Kampf zwischen Gnade und Sünde ist in einen Kampf zwischen Glauben und Wissen

---

[1] Obwohl die Faustsage heute allgemein für spezifisch protestantisch ausgegeben wird, so hat deshalb die Vermutung, daß sie ursprünglich aus katholischen Kreisen stammt, ihre vollwertigen Gründe. „Die Sage von Faust“, sagt Wolfgang Menzel gerade heraus, „ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificirt sie in Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschooß der Kirche losreißt und der eigenen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Magie, Chemie; sie läßt ihn schmachten nach der Herrschaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu sein, der selbst über Himmel und Hölle steht, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisirt, also auch der Gegensatz von Gut und Böse für ihn verschwunden sei. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem sogen. Humanismus, der Wiederaufnahme der classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt“ (Wolfgang Menzels Literaturblatt Nr 64 vom 12. August 1857). Das schließt nicht aus, daß die Sage früh in protestantische Kreise gedrungen ist und hier grundsätzlich eine andere Wendung erhalten hat. — Eugen Wolff (Faust und Luther. Ein Beitrag zur Entstehung der Faust-Dichtung, Halle 1912), der „die katholische Satire, zumal in den beiden Jahrzehnten vor Erscheinen der Faust-Historia, auf ihre individuellen Züge“ gemustert hat, meint, „daß sich alle Züge des Faust-Bildes im Volksbuch mit dem katholischen Luther-Bild, wie es sich im fünften Sechstel des sechzehnten Jahrhunderts abschließend formte, überraschend decken“ (S. III). Ihm steht „der katholische Ursprung der ersten Faust-Dichtung“ als entscheidender Eindruck fest (S. IV).

umgestaltet. Faust wird nicht bloß als Zauberer verurteilt, sondern auch als wissensdurstiges Genie, welches die Bibel „unter die Bank gelegt", um sich der Philosophie, der Mathematik, den Naturwissenschaften zu ergeben. Das ist nicht der Geist, der Albert den Großen, einen Nikolaus von Cues, einen Kopernikus und Kolumbus beseelte, das ist ein echt wittenbergischer Zug, ein Widerhall der Zornesworte, welche Luther gegen die hohen Schulen geschleudert hatte[1].

Indem aber das natürliche Wissen und besonders die Philosophie herabgesetzt wurde, erhielt der Aberglaube, die Hinwendung zum Dämonischen offenen Spielraum. Die Theologie selbst betrat mit einer solchen Verketzerung der menschlichen Vernunft den Boden der Unwahrheit und deshalb des Dämonischen[2]. Denn die Lust zu spekulieren, die Schwungkraft der Adlerflügel, die tiefe Sehnsucht, in alle Höhen und Gründe des Weltalls zu dringen, stammt nicht vom Dämon. Dieser charakteristische Zug des Genies ist vom Schöpfer selbst in jeden hochbegabten Geist gelegt, und im Anschluß an Gott kann dieses Sehnen hienieden wenigstens annähernd befriedigt werden.

Eine religiöse Lehre, die das verkannte, mußte früher oder später gerade die begabtesten Geister gegen sich herausfordern. Es mußte die Zeit kommen, wo der um seines philosophischen und naturwissenschaftlichen Strebens willen verfemte Faust den immer tiefer in starrem Dünkel und Aberglauben verstrickten Theologen zurief: „Predigt, was ihr wollt! Mich holt der Teufel nicht!" Und so ragt die Faustsage bedeutsam, aber in ganz neuem Sinn, in eine dritte, spätere Zeit hinein, in die geistige Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts.

Es kam wirklich die Zeit, wo der Charakter des Faust nicht mehr als ein greuliches und abscheuliches Exempel galt, sondern als Typus und Ideal einer neuen Kultur. Nicht Goethe, sondern Lessing, der Zertrümmerer der altprotestantischen Orthodoxie, war es, der die gewaltige Sage zuerst in diesem Sinne erfaßte[3]. Der Entwurf der ersten Szene, welcher erhalten

---

[1] „Die hohen Schulen wären werth, daß man sie alle zu Pulver machet; nichts Höllischer und Teuflischer ist auf Erden kommen von Anbeginn der Welt." Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II 17 u. 18 316. — Noch in seiner letzten Predigt warnte Luther vor der Vernunft: „Aber des Teufels Braut, die Vernunft, die schöne Metze, fähret herein und will klug sein, und was sie saget, meint sie, es sei der heilige Geist. Es ist die höchste Hure, die der Teufel hat" (ebd. III 17 u. 18 598, vgl. II 317).

[2] Fr. v. Hummelauer, Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft, in Stimmen aus Maria-Laach XIX 295—299.

[3] Lessings Werke (Hempel) XI 2, 579—603. — Simrock, Deutsche Volksbücher IV 224—226. — Kuno Fischer, Goethes Faust I⁴ 225—240. — v. Reichlin-Meldegg a. a. O. III 24—32. — H. Baumgart, Goethes Faust als einheitliche Dichtung I, Königsberg 1893, 28—54. — V. Valentin, Goethes

ist, übertrifft an Großartigkeit alle seine ausgeführten Dramen. Beherzt zieht Lessing den Inhalt des Faustbuchs und Puppenspiels an sich, nimmt die Dämonologie, wie sie da gegeben, beläßt die Teufel nicht nur bei ihren mittelalterlichen Hörnern, Feueraugen und Schwänzen[1], sondern versetzt sie auf die entweihten Altäre eines geschändeten Doms. Da erzählen sie sich triumphierend ihre Heldentaten und weiteren Pläne. Da wird als schwierigste Aufgabe gestellt, einen Mann wie Faust, den genialen Repräsentanten des ernstesten wissenschaftlichen Strebens, in das ewige Verderben zu stürzen. Außer dieser Skizze ist nur noch eine dem Puppenspiel nachgebildete Szene erhalten, wo Faust sich den schnellsten der höllischen Geister zum Dienste aussucht. Das aber stand bei Lessing fest: Faust soll und muß gerettet werden! Das aufrichtige Streben nach Wahrheit kann den Menschen nicht unrettbar ins Verderben stürzen!

Luthers Lehre gegenüber hatte Lessing vollkommen recht. Als Philosoph und Naturforscher ist Faust kein Teufelskind. Alle Höhen und Tiefen der Natur können und dürfen wir erforschen. Um aber in alle Höhen und Tiefen menschlichen Wissens zu dringen, braucht man Gott nicht den Rücken zu kehren, kein Apostat zu sein, sich noch weniger dem Teufel zu verschreiben. Es drängt sich deshalb die Frage auf, ob Faust als trotziger und verstockter Rebell gegen Gott und dessen Offenbarung, als revolutionärer Titane auch noch auf Rettung Anspruch machen kann, oder ob die Sage, in katholischem Sinne aufgefaßt, nicht vollkommen wahr ist und das wirkliche Los des von Gott abfallenden Genies zum ergreifendsten poetischen Ausdruck bringt. Diese Frage ließ Lessing ungelöst.

Bevor Goethe den ersten Teil seines Faust vollendet hatte, verfaßte schon 1775 der Wiener Schauspieler Weidmann ein allegorisches Drama Johann Faust, welches auf der Bühne Erfolg hatte[2]. Es erschien anonym, und

---

Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt, Berlin 1894, 16 f. — R. M. Meyer, Goethe II^{3} 512. — K. Heinemann, Goethe^{3} 245. — Th. Ziegler, Goethes Faust (Straßburger Goethevorträge, Straßburg 1899) 185 f. — B. Litzmann, Goethes Faust 55—61. — L. Geiger, Faustsage und Faustdichtung vor Goethe, in Westermanns Monatsheften, 34. Jahrg., LXVII 766 f. — E. Petzet, Die Faustdichtungen der Sturm- und Drangzeit, in Grenzboten, 51. Jahrg. II 160 f. — R. Petsch, Lessings Faustdichtung, Heidelberg 1911. — G. Witkowski, Goethes Faust II 52—54. — G. Jacoby, Herder als Faust, Leipzig 1911, 429 bis 463. — E. Traumann, Goethes Faust nach Entstehung und Inhalt erklärt I, München 1913, 27—81.

[1] Lessing äußerte übrigens im Gespräche mit Friedrich Müller, daß der Teufel des Faust „mehr mit Ironie als ernstlich" behandelt werden müsse, wenn man nicht „einen Mißgriff wagen und seinen Zweck verfehlen" wolle (R. Petsch, Lessings Faustdichtung 45).

[2] Düntzer, Erläuterung zu Goethes Faust 1. Tl^{6}, Leipzig 1899, 23. — Vgl. Payer von Thurn, Paul Weidmann, der Wiener Faustdichter des 18. Jahrhunderts, in Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft XIII 1—74.

Faust wird hier, im Gegensatz zur gesamten Überlieferung, gerettet[1]. Dann versuchte sich Friedrich (Maler) Müller 1776 und 1778 an dem großen Sagenstoff, während Heinrich Leopold Wagner in seiner „Kindesmörderin" 1776 ein Seitenstück zur Gretchen-Episode lieferte. Im Jahre 1782 erschien der „Faust" des Theaterdichters Johann Friedrich Schink[2], 1791 der von Max Klinger[3]. Keine dieser Dichtungen reichte indes an die Bedeutung der Goetheschen hinan. Nur als verworrene Sagengestalt, halb richtig, halb irrig aufgefaßt, halb als redlicher Forscher, halb als gottloser Titane, ging der Faust an Goethe über.

Zweites Kapitel.

Die Entstehung des Goetheschen Faust und das Fragment von 1790.

Scheinbar unabhängig von Lessing hat Goethe die Faustsage ergriffen[4] und neben Götz und Werther, Clavigo und Stella, mitten im Wirrwarr der Sturm- und Drangperiode zu einer Reihe höchst bedeutender Szenen gestaltet. Das begonnene große Werk gedieh in Weimar anfangs nur kümmerlich weiter. In Italien traten zwei Szenen hinzu, 1790 erschien das Fragment im Druck; auf Schillers Anregung wurde das Werk dann weitergeführt, der Plan eines zweiten Teils scheiterte aber an dem Gegensatz des Klassischen und Barbarischen. Erst am späten Lebensabend vermochte Goethe diese Kluft zu überbrücken und das Ganze endlich zum Abschluß zu bringen. Die Dichtung spiegelt mehr als irgend eine andere die gesamte innere und äußere Entwicklung des Dichters wider.

Die Hauptdaten der langwierigen Entstehungsgeschichte sind nicht immer mit Sicherheit festzustellen[5]. Schon gleich das sog. Paralipomenon I hat

---

[1] H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen 2. Tl, II, Frankfurt 1904, 18 Anm

[2] Düntzer a. a. O. — Vgl. P. Seliger, Ein vergessener Faustdichter, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 12. Jahrg. II 316—327. Der Verfasser mißt hier Schink einen „hochbedeutsamen Einfluß auf die endgültige Gestaltung" von Goethes Faust bei.

[3] Vgl. H. Wood, Faust-Studien, Berlin 1912, 251 ff.

[4] Vgl. G. Jacoby (Herder als Faust 433 ff), der alles zusammenstellt, was zu Gunsten der Annahme spricht, daß Lessings Faustplan durch Herder an Goethe gekommen war.

[5] Vgl. G. v. Loeper, Einleitung zu Goethe's Faust, in Goethe's Werken (Hempel) XII und XIII. — Düntzer, Goethe's Faust² 71—111. — Ders., Erläuterung zu Goethes Faust I⁶, Leipzig 1899, 24—48; II⁵ (1900) 1—54. — O. Pniower, Goethes Faust. Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte, Berlin 1899. — H. G. Gräf, Goethes Zeugnisse über seine Dichtungen, 2. Tl, II 1—608. — Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgeg., 4. Abdruck, Weimar 1899.

mehr zur Verwirrung als zur Klärung der Chronologie des „Faust" beigetragen. Es lautet:

„Ideales Streben nach Einwircken und Einfühlen in die ganze Natur. Erscheinung des Geists als Welt und Thaten Genius. Streit zwischen Form und Formlosem. Vorzug dem formlosen Gehalt vor der leeren Form. Gehalt bringt die Form mit. Form ist nie ohne Gehalt. Diese Widersprüche statt sie zu vereinigen disparater zu machen. Helles kaltes wissensch. Streben Wagner. Dumpfes warmes wissensch. Streben Schüler. Lebens Thaten Wesen (diese Worte sind durchstrichen). Lebens Genuß der Person von aussen gesehn, in der Dumpfheit Leidenschaft. 1. Theil. Thaten Genuß nach aussen und Genuss mit Bewußtseyn Schönheit zweyter Theil. Schöpfungs-Genuß von innen Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle." [1]

Manche Forscher erblicken in dieser skizzenhaften flüchtigen Niederschrift den ursprünglichen Plan des jugendlichen Goethe, während andere ihr eine mehr nebensächliche Bedeutung beimessen und aus inneren Gründen an einer späteren Datierung festhalten [2].

Das Szenarium verteilt sich ungefähr folgendermaßen auf die 60 Jahre:

1773 (1774) bis 1775. Nacht (Fausts Monolog). — Faust und Geist. — Faust und Wagner (V. 354—605). — Mephistopheles (Schülerszene; V. 1868—2050). — Auerbachs Keller in Leipzig (V. 2073 ff. Die zwei Fassungen weichen stark voneinander ab). — Landstraße (Faust und Mephistopheles, später weggelassen). — Straße. Faust. Margarete vorübergehend. — Abend. Ein kleines reinliches Zimmer. Margarete. Dann Faust und Mephistopheles. Dann Margarete. — Spaziergang. Faust in Gedanken auf- und abgehend. Zu ihm Mephistopheles. — Der Nachbarin Haus (Marthe, dann Margarete, dann Mephistopheles). — Straße. Faust. Mephistopheles. Garten. Margarete an Faustens Arm. Marthe mit Mephistopheles. Ein Gartenhäuschen (V. 2605—3216). — Gretchens Stube. Marthens Garten. Am Brunnen. Zwinger (V. 3374—3619). — Dom. Exequien der Mutter Gretchens (V. 3776—3834). — Nacht (Valentinsszene, V. 3620—3645). — Faust. Mephistopheles (V. 3650 ff. Verändert). — Trüber Tag. Feld. Faust Mephistopheles. Nacht. Offen

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 287 (Lesarten).

[2] Für die erstere Ansicht haben sich eingesetzt H. Baumgart, Goethes Faust als einheitliche Dichtung I, Königsberg 1893, 402 f und E. W. Manning im Goethe-Jahrbuch XVII 214. — Die gewichtigeren Autoritäten vertreten die gegenteilige Auffassung. Vgl. Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt, 4. Abdruck, Weimar 1899, XL. — M. Morris, Goethe-Studien, Berlin 1902, II 108. — Calvin Thomas, Goethe's Faust, Boston 1899, II VII. — E. Traumann, Goethes Faust nach Entstehung und Inhalt erklärt I 156.

Feld. Faust Mephistopheles auf schwarzen Pferden daherbrausend. Kerker. Faust (mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe). Margarete. Mephistopheles erscheint (V. 4399—4612)[1].

1788. Wald und Höhle (V. 3217—3374). — Hexenküche (V. 2337 bis 2604)[2].

1796[3]—1801. Faust (Monolog). Selbstmordversuch. Ostergesang. — Vor dem Tor[4]. Spaziergänger. Faust und Wagner. — Studierzimmer. Beschwörung des Pudels. Mephistopheles. Zauberschlaf. Fausts Fluch. Geisterchor. Verschreibung (V. 606—1775).

1797. Walpurgisnachtstraum oder Oberons und Titanias goldne Hochzeit (V. 4223—4398). — Zueignung. — Vorspiel auf dem Theater. — Prolog im Himmel (V. 1—353)[5].

1800. Valentin (V. 3646—3775). — Walpurgisnacht (V. 3835 bis 4222).

1800—1801. Zweiter Teil. Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta. Helena 3. Akt (V. 8488—8908).

1825—1827. 3. Akt (V. 8909—10038).

1827—1829. 1. Akt (V. 4613—6565). 2. Akt (V. 6566—7004).

1830. 5. Akt Schluß (V. 11384—12111). — 2. Akt (V. 7005 bis 8487).

1831. 4. Akt (V. 10039—11042). — 5. Akt Anfang (V. 11043 bis 11383)[6].

---

[1] Soweit reicht der sog. „Urfaust" (vgl. Baumgartner-Stockmann, Goethe I[3] 161—164), der sich mit dem Faust-Fragment von 1790 nicht schlechthin deckt. Die obige Verszählung berücksichtigt das Werk in seiner vollendeten Gestalt nach der WA 1. Abt. XIV xv 1.

[2] Nach O. Pniower (Goethes Faust 32 f) in umgekehrter Reihenfolge entstanden. — Vgl. auch E. Traumann (Goethes Faust nach Entstehung und Inhalt erklärt I 131), der wegen ihrer Anklänge an „Harzreise im Winter" die Konzeption des Monologs von „Wald und Höhle" dem Jahre 1777 zuweisen möchte.

[3] A. Gerber (Some Notes on Pniower's Goethe's Faust, in Modern Language Notes XV, Baltimore 1900, 257—267) setzt die Wiederaufnahme der Arbeit ins Jahr 1797.

[4] Nach Witkowski (Goethes Faust II 213) ist diese Szene vor 1808 entstanden.

[5] Diese Datierung des Prologs im Himmel ist nach M. Koch (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts, N. F., XVI [1899] 179) und Düntzer (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr 286) die wahrscheinlichere. Vgl. dagegen O. Pniower, Goethes Faust 61.

[6] Ganz vollendet war Akt I und II am 4. Januar 1831, IV und V am 20. Juli 1831.

Obwohl Goethe über 60 Jahre lang sich mit dem Faustplan trug, bis das Werk endlich zum Abschluß gelangte, so hat er sich doch nur dreimal längere Zeit demselben gewidmet: in den regsamsten und fruchtbarsten Jahren der Sturm- und Drangperiode (von 1773 bis 1775), dann zur Zeit seines Zusammenlebens mit Schiller (von 1797 bis 1801) und endlich in den letzten Jahren seines Lebens (von 1825 bis 1831). Als Frucht solcher eingehender Beschäftigung mit dem großen Stoff erschien der Faust dreimal in neuer Gestalt vor dem deutschen Publikum: 1790 als Fragment, 1808 als vollendeter erster Teil, nach des Dichters Tode 1833 endlich vollständig in zwei Teilen.

Ein völlig abgerundetes Werk aus einem Guß konnte bei einer solchen Art des Schaffens nicht zustande kommen[1]. Der 75jährige Greis, der mit einem Eckermann und Riemer seine letzten Papiere ordnete, war ein ganz anderes Wesen als der rüstige Mann, der an Schillers Seite antike und deutsche Bildung zugleich theoretisch und praktisch verschmelzen wollte, und dieser schon bedächtige Geheimrat und Künstler war nicht mehr der von jugendlicher Phantasiefülle übersprudelnde Frankfurter Advokat, der die ersten

---

[1] Über den fragmentarischen Charakter der Dichtung und die Stilverschiedenheiten, welche die Goethe-Forscher gleichsam als Leitfossile für die Entwicklungsgeschichte des Faust benützen, vgl. W. Scherer, Betrachtungen über Goethes Faust, in Goethe-Jahrbuch VI 231—261. — O. F. Gruppe (Leben und Werke deutscher Dichter IV 514) konstatiert, daß „das Werk in seinen verschiedenen Stadien ein ganz anderes wurde, in keinem aber seine Abrundung gefunden hat". „Vielleicht ist, was den Dichter des Faust daran hinderte", fügt er hinzu, „eben auch nur das, was er am Schluß so bedeutsam hervorhob und was allerdings ein wesentliches Element seiner Natur zu bilden scheint ‚das Ewig-Weibliche'." — „Bei dieser Dichtung hat Goethe immer den Gedanken, als könnte sie niemals abgeschlossen werden. ‚Das Ganze wird immer ein Fragment bleiben', schreibt er 1797 an Schiller, ‚weil die Menschheitidee eine ewige und unendliche ist.' Und diese Schwierigkeit, deren sich Göthe immer bewußt war, lag, wie ich schon angedeutet habe, darin, daß er die Lösung des Faustproblems aus seinem eigenen, bei aller Großartigkeit und umfassender Vertiefung doch immer nur endlich beschränkten Bildungsgange zu finden suchte" (E. Gnad, Literarische Essays[2], Wien 1891, 157). — Eckermann, dans une autre circonstance, sagt P. Laffitte (Le Faust de Goethe, Paris 1899, 68 f), dit naïvement que sur Faust Goethe gardait son secret; je le crois bien, qu'au fond, il n'en avait pas à révéler. Sans doute, une œuvre d'une construction esthétique ne doit pas être la réalisation d'une idée abstraite; mais elle doit constater toujours un ensemble concret et synthétique et bien déterminé, comme la Divine Comédie de Dante, par exemple. Cette conception d'ensemble manque précisément au Faust, et c'est par là une œuvre insuffisamment élaborée, et qui ne peut être, à cause de cela, placée dans les œuvres de premier ordre, dont s'honore notre espèce. — Auch Calvin Thomas (Goethe's Faust II LXXVI) konstatiert a certain lack of logical coherence — a lack with which the reader must make his peace as best he can, but the existence of which it is folly to deny.

Szenen der Dichtung in einem Genierausch glücklich-unglücklicher Liebe dahingestürmt hatte. Indem der Dichter, wählerisch zaudernd, berechnend, umgestaltend, die Einfälle, Ideen, Studien, Erfahrungen, Eindrücke von sechzig Jahren in das Penelopegewebe seines Werkes einflocht, gewann dasselbe zwar einen bunten Gedanken- und Formenreichtum, wie es kein Werk Shakespeares oder Calderons besitzt, aber es verlor die organische Einheit, Klarheit, Harmonie einer naturgemäßen Kunstschöpfung. Den ursprünglich gotischen Grundbau umschnörkeln und umkrusten griechische Tempelchen, römische Arkaden, wirre Renaissance- und Rokokogestalten. Der kraftvolle Stamm der Jugenddichtung ist wie vom Sturm geknickt: zwar wird er später von Schlingpflanzen in verschwenderischer Fülle umrankt, aber sie verwachsen mit ihm nicht zu einem organischen Ganzen.

Obwohl Bruchstück, ist Goethes erster „Faust“ neben „Götz“ und „Werther“ die bedeutendste Dichtung seiner Jugend, eines der Hauptdenkmale der Sturm- und Drangperiode. Wie der „Werther“ ist es tief in das Naturgefühl, in die Liebesempfindsamkeit jener Zeit getaucht; wie „Götz“ greift es zurück an die Grenzen des Mittelalters, der katholischen Zeit, doch nur in revolutionärem, nicht in religiösem Sinne.

Einen großen Teil ihres Zaubers — das vergessen oft die Leser und die Kommentatoren — dankt diese Dichtung der alten Sage, dem Volksbuch und dem Puppenspiel. Faust, Mephisto, Wagner, Fausts Überdruß an der Wissenschaft, die Verschreibung an den Teufel, Fausts Schwanken zwischen Himmel und Hölle, sein Umgang mit der Magie, die Weltfahrt, dazu eine Menge kleiner einzelner Züge hat Goethe nicht erfunden; sie sind oft kühner, drastischer, schärfer, markiger im Volksbuch gezeichnet. Ihre tiefen, gewaltigen Wurzeln, ihre Keime, ihren Lebenssaft hat seine Dichtung in dem alten Sagenbuch. Goethes Verdienst beschränkt sich darauf, die Poesie desselben empfunden, in sich aufgenommen, neu erweckt und in wahrhaft volkstümlicher Form und Sprache neugestaltet zu haben. Das Kostbarste der Sage, ihren tiefen theologischen Gehalt, hat der junge Goethe aber entweder nicht begriffen oder nicht gewürdigt oder nicht anerkennen wollen. Das letzte ist das wahrscheinlichste. Vom positiven Christentum abgefallen, von den verschwommenen Ideen der Revolution beherrscht, zwischen den kühnsten Dichterplänen und dem weichherzigsten Liebesleben phantastisch hin und her schwankend, gebärdete er sich zwar selbst als Titane und sprach so von dem Trotz der Riesengeister gegen Gott, daß es Stolberg davor graute[1]. Aber als Dichter hatte er nicht den Mut, die

[1] „Als nun Goethe“, meint V. Valentin, „zum Gegenstand eines Kunstwerkes die Faustsage nahm, da war durch seine eigenste Natur der ihr bis dahin stets und überall anhaftende moralische Charakter selbstverständlich ausgeschlossen. Um so freier

alte Sage im Sinne des Titanismus umzugestalten und wie Lessing beherzt auszusprechen: Faust darf um keinen Preis in die Hölle! Er ließ Himmel und Hölle, Theologie und Philosophie auf sich beruhen. Nach einer kurzen Skizzierung des Magus, in welcher seine Rettung oder sein Untergang unentschieden bleibt, verweilt er bei einer der untergeordnetsten Episoden der Sage: bei Fausts Liebe zu einem Mädchen aus dem Volke.

Das Faust-Fragment hat weder Prolog noch Vorspiel. Es beginnt mit dem ersten Monolog Fausts, den Goethe dem Anfang des Puppenspiels entnommen hat und der ursprünglich aus Marlowes „Faust" stammt. Faust ist aller vier Fakultäten überdrüssig und verlegt sich auf Magie. Er spricht aber durchaus nicht wie ein Teufelsbanner aus Luthers Zeit, voll Verzweiflung an Schrift und Offenbarung, voll düstern Glaubens an des Dämons Macht; sondern wie ein echtes Kind der Sturm- und Drangperiode, voll Abneigung gegen die hergebrachte Schulweisheit der Pedanten, voll träumerischer, schwärmerischer Sehnsucht nach der „Natur" als dem Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen. In ihren Geheimnissen hofft sein Verstand Befriedigung, in ihrer Größe und Schönheit träumt sein Herz Ruhe und Seligkeit zu finden. Der Erdgeist, den er zitiert, verspricht ihm in einem kühnen pantheistischen Weltbild das Ersehnte. Da wird der Träumer durch den philisterhaften Wagner aufgescheucht. Alle folgenden Szenen des ersten Teils: Fausts Verzweiflungs- und Selbstmordsmonolog, der Ostergesang der Engel, Weiber und Jünger, der Spaziergang vor dem Tor, die Erscheinung und Beschwörung des Pudels, Fausts Zauberschlaf, Fausts Fluch über Welt und Leben und der darauffolgende Geisterchor, fehlen noch. Vor allem aber fehlt der Angelpunkt der ganzen Sage: die Verschreibung an den Teufel. Faust bricht nach der unwillkommenen Störung durch Wagner gleich in den Entschluß aus:

„Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern." [1]

Das weitere Zwiegespräch zwischen Faust und Mephistopheles entwickelt den Gedanken, daß dieses unklare Ringen nach dem Unendlichen vergeblich ist. Faust anerkennt es mit Trauer, Mephistopheles spottet darüber:

---

konnte der Dichter seinen Faust zum Träger von Bestrebungen machen, deren Ziele außerhalb des moralischen Gebietes liegen" (Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt, Berlin 1894, 19).

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 84.

„Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.“ [1]

Darum mahnt er Faust, alles ideale, wissenschaftliche Streben fallen zu lassen und Welt und Leben zu genießen:

„Drum frisch! Laß alles Sinnen sein,
Und g'rad' mit in die Welt hinein!“ [2]

Nachdem Faust eingewilligt, verspottet Mephistopheles im Gespräche mit dem Schüler noch einmal zum Überfluß alle menschliche Schul- und Büchergelehrsamkeit in studentisch-übermütiger Weise, im kecken Ton der „Frankfurter Rezensionen“.

Nun sollte nach der Sage die Weltfahrt beginnen, erst in engerem Kreise in üppig wollüstigem Leben, dann hinunter in die Hölle, hinauf zu den Gestirnen, hinaus an die großen Höfe des Papstes, des Sultans, des Kaisers, in die kleineren fürstlichen Residenzen, an die deutschen Universitäten, in die Städte, Burgen, Bauernhöfe und Schenken des ganzen alten Reiches. Das Volksschauspiel und Puppenspiel versetzt Faust gleich an den Hof des Herzogs von Parma. Goethes Faust kam aber nicht weiter als in Auerbachs Keller zu Leipzig und — in Gretchens Stübchen und Garten. Da begegnete dem Dichter genau dasselbe, was ihm bei „Götz von Berlichingen“ begegnet war. Wie der biedere Götz von der schönen Adelheid verdrängt ward, so mußte Faust vor Gretchen weichen. Aus der bei all ihren Auswüchsen im Grunde großzügigen Magussage ward eine Liebesgeschichte. Statt in wildem Sinnenrausch von Genuß zu Genuß zu stürmen, Weiber aller Nationen und Länder und zuletzt die Helena als die Krone aller zu begehren, spinnt sich Faust in die Liebe zu einem anmutigen Bürgermädchen ein und — kommt nicht mehr weiter [3]. Die Dichtung gestaltet sich erst zum Liebesidyll und dann zur schlichten, bürgerlichen Tragödie.

Diese Gretchentragödie ist wohl Goethes vollendetste dramatische Leistung; die Kerkerszene, mit welcher sie schließt, die Goethe aber 1790 noch nicht veröffentlichte, sein tragisches Meisterwerk. Die erste Begegnung auf der Straße, Gretchens Stübchen, ihre naive Freude an dem geschenkten Schmuck, ihre Scheu vor Mephistopheles, ihr Spaziergang mit Faust im Garten, ihr

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 86. [2] Ebd. 87.

[3] It is an episode which the young Goethe, enamored of the lifelike pictures he was creating, and not yet clear as to the ethical import or the poetic requirements of his theme, had permitted to grow into a drama by itself; a drama which, admirable as it is in its kind, has nothing to do with the legend and would read as well if published separately under the title of „Heinrich, Gretchen and Jago“ (Calvin Thomas, Goethe's Faust I LXVI f).

Liebesgeständnis mit Blumenzupfen, das ganze Aufkeimen der ersten Neigung zur hingebendsten Leidenschaft ist so einfach, wahr und zart geschildert, von so anmutigen Genrebildern freundlicher Häuslichkeit umrahmt, mit einem solchen Zauber von Kindlichkeit und harmloser Unbefangenheit verklärt, daß das Gesamtbild unwiderstehlich fesseln muß[1]. „Die Farben sind dem wirklichen Leben entnommen, so daß jeder fühlt, die Geschichte habe sich schon tausendmal zugetragen. Aber ihre Mischung ist so meisterhaft, daß man auch hier die unmittelbarste Beziehung auf Selbsterlebtes bei Goethe annehmen muß." „Ein großer Charakter ist Gretchen auf keine Weise. Sie ist nichts als Natur, aber eben darum unendlich reizend. Ihre Schönheit lockt den Verführer, ihre Wahrheit und Unschuld zwingt ihm Liebe ab."[2] Mit der erwachten Leidenschaft tritt Gretchen aber aus dem seligen Reich der Kindesunschuld heraus. Es ist kein edler, redlicher Bewerber, der um ihre Hand freit, es ist der mit Gott und Welt zerfallene Faust, welcher einen Satan zum Begleiter und Helfer hat. Unvermerkt ist das Netz der Verführung um das arme, schwache Kind geschlungen, und mit dem Traum der Liebe zieht Unruhe, Leidenschaft, Schuld und Verbrechen in den engen, kleinen Kreis ihres Lebens ein. Die ganze Verwicklung, einigermaßen ein Bild jeder Sünde, ist mit dem tiefsten psychologischen Blick, mit der fesselnden Einfachheit wahrer Kunst, mit der ergreifendsten Gefühlswahrheit gezeichnet[3]. Mit erschütternder Tragik bricht die Katastrophe herein. Gretchens

---

[1] Vgl. O. Vilmar, Zum Verständnisse Goethes[5], Marburg 1900, 249—344.

[2] F. Deycks, Goethe's Faust, Koblenz 1834, 23 f. — Ähnlich sagt der dänische Schriftsteller Sören Kirkegaard: Vi kende denne Pige fra Goethes Faust. Det var en borgerlig lille Pige, ikke, som Elvira, bestemt til et kloster: men dog opdragen i Herrens Frygt, om end hendes Sjael var for barnlig til at föle Alvoren, som Goethe saa uforlignelig siger: Halb Kinderspiel, halb Gott im Herzen. Hvad vi elsker hos denne Pige er hendes rene Sjaels yndige Enfoldighed og Ydmyghed (Enten-Eller, Kjöbnhavn 1865, I 201). — W. Molitor (Vorträge über Goethe's Faust[2], Nürnberg 1902, 25) geht aber viel zu weit, wenn er Margarete als „die vollendetste Frauengestalt bezeichnet, welche Goethe geschaffen hat". Sie ist mehr Kind als Frau, und daß Goethe-Mephistopheles sie wie einst seine „Lili" gelegentlich „Grasaff" nennt, ist nicht ohne psychologische Bedeutung.

[3] W. Gwinner (Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception, Frankfurt 1892, 308) betont bei Besprechung des Liebeshandels, man müsse einräumen, „daß der ästhetische Feingeschmack daran von spezifisch deutscher Art sei, so daß die Liebe Gretchens weit weniger als z. B. die der Shakespeareschen Julia auf internationale Geltung Anspruch machen kann, womit also der Prätention von der Mustergültigkeit dieser Liebe für alle Zeiten und Völker der Grund entzogen ist". — Wenn der italienische Satansdichter Giosue Carducci Gretchen la stupida ragazza goethiana nennt (Opere, Bologna 1902, XII 71) „das alberne Göthe'sche Mädchen, das sich dem ersten Besten preisgibt, dann ihr Kind erdrosselt und schließlich ins Paradies kommt", so wird Mephistos Ironie hiermit einseitig übertrieben. Wie jede Sünde, so schließt auch Gretchens Schuld allerdings eine ungeheure Torheit in sich,

Unruhe am Spinnrad, ihre ersten Gewissensbisse am Brunnen, ihr Hilferuf zur Mater dolorosa, ihre Herzensqual beim Dies irae im Dom und endlich ihr Wahnsinn im Kerker bilden eine Reihe der wirksamsten Szenen. Sie sind bis auf den kleinsten Zug der Wirklichkeit abgelauscht, vom tiefsten Gefühl belebt und von einem poetischen Zauber, wie ihn nur die echtesten Volksballaden besitzen.

Aber Faust? Was hat die gewaltige, dämonische Faustsage mit dieser in sich abgeschlossenen, einheitlichen Liebestragödie zu schaffen? Braucht es einen Gelehrten, einen Magus, einen Titanen, um ein armes Kind, wie Gretchen, zu verführen? Oder gar vollends einen Dämon, ausgestattet mit allen Zauberkräften der Hölle? Könnte ein beliebiger, reicher Kavalier mit Hilfe der Kupplerin Marthe nicht ebensogut dieses schnöde Werk zustande bringen?[1]

Unverkennbar gewinnt das Bild des anspruchslosen, einfachen Mädchens durch den schroffen Kontrast zu dem hochfahrenden, an aller Wissenschaft verzweifelnden Gelehrten, welcher im Liebesgelispel Gretchens Befriedigung findet, während er sie in allen vier Fakultäten umsonst gesucht[2]. Nicht minder wirksam ist es, daß dem frommen Kinde — welches eben noch von der Beichte gekommen, mitten im Liebesgetändel Faust über seine Religion katechisiert, selbst nach dem Falle noch Zuflucht bei der Madonna sucht — der leibhaftige Dämon mit allem zündenden Witz, Spott und Sarkasmus eines Voltaire gegenübersteht, Fausts Sinnlichkeit zugleich erregend und verhöhnend, für ihn das Netz ausspannend und ihm den Genuß störend und vergällend, den ganzen Liebestraum aufbauend und vernichtend. Das sind sehr effekt-

---

das Preisgeben des höchsten Gutes um einer elenden, hinfälligen Lust willen. Doch die Schuld wird gemildert und macht ein wirkliches dramatisches Mitgefühl möglich, indem Gretchen als unerfahrenes Kind der berechnendsten Verführungskunst fast wehrlos gegenübersteht und die Versuchung mit der bezaubernden Macht der ersten, scheinbar berechtigten Liebe an sie herantritt. Verzeichnet wird das Bild Gretchens erst dadurch, daß Goethe sie am Schluß des zweiten Teiles im Glorienschein des Himmels als völlig schuldlos hinstellt. Hierdurch wird nicht nur Gretchens Schuld, sondern die ganze Tragödie der Verführung mit einem höchst bedenklichen Strahlenglanz der Verklärung umgeben.

[1] Sogar einer von Goethes wärmsten Lobrednern, Karl Lucae (Zur Goetheforschung der Gegenwart, Marburg 1878, 14), meint, „daß der trunkene Totalitätsdrang, diese maßlose Selbstüberhebung" Fausts, eigentlich in „flacher Unbedeutendheit" endigt: „denn um ein Gretchen unglücklich zu machen, war kein Titan, kein Faust erforderlich". — There is no natural connection between an unsatisfied craving for knowledge and — libertinism. „I would fain be a god, but cannot, so I will be a Don Juan", is not good psychology, not a natural evolution of character, and in introducing it into Faust Goethe prepared difficulties for himself (Calvin Thomas a. a. O. I XLVIII).

[2] Den Gegensatz des Faustcharakters zu jenem des Don Juan hat Sören Kirkegaard (Enten-Eller I 203) meisterlich gezeichnet.

volle Gegensätze. Aber Faust, der Held der alten Sage, sinkt durch dieses schäferhafte Liebesspiel zu einem weichlichen, träumerischen Poeten, zu einer Marionette des Mephistopheles, zu einem ganz gewöhnlichen Liebhaber herab. „Was ist ungenügender", ruft Gottschall mit Recht aus, „als einen mit dem Erdgeist Ringenden zuletzt mit Jugendstreichen enden zu sehen, die sich über das Triviale nur durch das Verbrecherische erheben?" [1]

Goethe selbst fühlte, daß ihm durch die breite Entwicklung der Gretchentragödie der eigentliche Plan der Dichtung entschlüpft sei. Er glaubte ihn in Italien wieder gefunden zu haben [2] und rückte in die bisherige Folge der Szenen zwei neue ein, welche offenbar darauf berechnet sind, die bürgerliche Gretchentragödie auf die Höhe der religiös-philosophischen Zaubersage emporzuheben. Es ist die „Hexenküche" [3] und die Szene „Wald und Höhle". Bevor der Liebesroman beginnt, wird Faust in die Hexenküche geführt, erblickt im Zauberspiegel die schönste aller Frauen und erhält jenen Trank, von welchem Mephistopheles sagt:

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe."

Nach dem ersten Stelldichein mit Gretchen aber ist jene Szene „Wald und Höhle" eingerückt, worin Faust als poetischer Naturschwärmer eine melancholische Felseneinsamkeit aufsucht, sein und Gretchens Los betrauert, jedoch durch die kupplerischen Reden des Mephistopheles von neuem in Sinnenlust verstrickt wird. Die Fortsetzung des Liebesabenteuers, das nun zum Verbrechen voranschreiten soll, wird hier allerdings als ein furchtbares Opfer hingestellt, das die Hölle fordert; aber Faust sinkt hier gerade mehr als je aus der Rolle eines himmelstürmenden Titanen zu jener eines weichen, verliebt traurigen und traurig verliebten Poeten herab [4]. Der Gretchenroman

---

[1] R. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur I 81 (Ist in der 7. Aufl. I 152 gestrichen). — Vgl. Adam Müller, Ethischer Charakter von Goethe's Faust, Regensburg 1885, 45—58 78—87.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXII 288 f. — Eckermann, Gespräche [3] 287.

[3] F. Bobertag, Faust und Helena, in Goethe-Jahrbuch I 49—58. — Vgl. H. Wood, Faust-Studien, Berlin 1912, 57 ff („Hexenküche", Lavater als Hexe). Lavaters „Einmaleins der Menschheit", „welches jetzt aus seinem jahrhundertlangen Versteck verstohlen herausblickt", heißt es hier S. 76, ist der Titel der zweiten Sammlung „unabweisbarer, aber universeller Aphorismen". Wohin Goethe auch ging, fand er, daß der Prophet diesen Zettelschatz seinen vornehmen Patientinnen in die Hände gespielt und ihnen von dem Gebrauch desselben allen himmlischen Lohn versprochen hatte, wovon sie sehr erbaut waren. „Lavaters ‚Einmaleins' besitzt in Goethes Szene sozusagen ein unbestreitbares Bürgerrecht" (S. 77). Über die Parodie desselben im Hexeneinmaleins vgl. ebd. S. 77 ff.

[4] Über den pessimistischen Anhauch der ganzen Dichtung vgl. D. Asher, Arthur Schopenhauer als Interpret des Göthe'schen Faust, Leipzig 1859. — Fr. Paulsen,

wird durch ein fremdartiges Element unterbrochen, ohne dadurch an innerer Bedeutung zu gewinnen, und nach dem Untergang Gretchens stellt sich nun die bedenklichste Frage ein, nämlich was aus Faust werden soll? Er hat Gretchen ins Unglück gestürzt — soll er für diesen Frevel straflos ausgehen?

Abermals stand das Problem vor Goethe, das er beim Beginn der Dichtung nicht zu lösen gewagt hatte. Er wagte es auch jetzt nicht. Jahre verflossen, bis er endlich, unter Schillers Anregung, die ihm selbst fremd gewordene Dichtung wieder hervorzog und die wichtigste Frage derselben zu beantworten suchte.

Drittes Kapitel.

Der vollendete erste Teil des Faust.

(1808.)

Die Verlegenheit, in welcher sich der Dichter befand, malt sich sowohl in der Zueignung, die er jetzt dem Stück vorausschickt, als noch deutlicher in dem Vorspiel auf dem Theater; dort elegisch-weinerlich, hier heiter mit lustigstem Galgenhumor. Dieser gemahnt schon, daß es mit der Trauer der Zueignung nicht allzu ernst zu nehmen ist. Der Verfasser bedauert, daß dahingeschiedene Freunde die Fortsetzung nicht mehr zu hören bekommen; aber sein lispelnd Lied, den Äolsharfen gleich, löst sich alsbald in das fröhliche Gekicher des Vorspiels auf. Goethe versucht sich da noch leidlich im Pathos zu halten und der Dichtkunst die höchsten Ziele zu stecken; allein seine Brust birgt ein ganzes Triumvirat, d. h. außer dem Dichter noch die lustige Person und den Theaterdirektor. Als fröhlicher Grazioso ermahnt er sich selbst, das Publikum zu unterhalten, und als Direktor nimmt er die Trauer des Dichters und den Witz des Narren, die Tränenseligkeit der Genieperiode und den skeptischen Spott der Revolution, das klassische Schönheitsideal und die nordische Sage, die christlichen Anflüge der Romantik und den Hexenspuk der Reformationszeit, Natur und Menschheit in seine Dienste, um die Poesie zu kommandieren und das Widerstrebende womöglich zu einem Weltgedicht zu verarbeiten:

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Faust, das hatte sich bei Goethe unter Schillers großen, idealistischen Anregungen entschieden, sollte aus dem engen Kreis einer bürgerlichen Lieb-

---

Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus², Stuttgart und Berlin 1901, 179—235. — G. Allais, Le pessimisme des romantiques, in Revue des cours et conférences, 5ème année, 2ème série, No 31, 663 ff. — R. M. Wenley, The pessimistic element in Goethe, in Publications of the English Goethe Society, No VII (1893) 267—271.

schaft auf die ganze und volle Höhe eines Weltgedichtes gebracht werden. Gretchen mußte notwendig zurücktreten. Es war zu unbedeutend — bloßes Kind und dann Verbrecherin. Faust mußte die Hauptperson werden, das war klar. Aber wie sollte ein Weltgedicht daraus entstehen, das mit Goethes Weltanschauung übereinstimmte? Den Faust der Volkssage holte der Teufel. Die ganze Magie und Alchimie mitsamt der pantheistischen Weltansicht führte nach ihren Anschauungen direkt in die Hölle. Goethe seinerseits hatte in dem gedruckten Fragment den Helden auch schon für die Hölle zubereitet. Dieser hatte sich finstern Mächten anheimgegeben, mit Mephistopheles' Hilfe Gretchen verführt und es zur Kindesmörderin gemacht. Das Postulat des gesunden Menschenverstandes war, den bewußten Verführer dem Schicksal zu überlassen, das ihm die Sage anwies.

Aber für Goethe lag die Sache so einfach denn doch nicht. Der große theologische Kern der Faustsage war für ihn ein längst überwundener Standpunkt und ist es bis an sein Ende geblieben. Noch im November 1829 verglich er den Faust der Sage nicht etwa mit Prometheus und den Titanen, nicht mit den Zauberern und Hexenmeistern des Mittelalters, sondern mit seinem eigenen „Groß-Cophta", dem größten Scharlatan des ausgehenden 18. Jahrhunderts, setzte ihn damit auf die Stufe eines Betrügers herab [1] und gab dazu seinem Freunde Zelter folgende Erklärung:

„Die römische Kirche behandelte von jeher Ketzer und Teufelsbanner als gleichlautend und belegte sie beiderseits mit dem strengsten Bann, so wie alles was Wahrsagerey und Zeichendeutung heißen konnte. Mit dem Wachsthum der Kenntnisse, der nähern Einsicht in die Wirkung der Natur scheint aber auch das Bestreben nach wunderbaren geheimnißvollen Kräften zugenommen zu haben. Der Protestantismus befreyte die Menschen von aller Furcht vor kirchlichen Strafen; das Studentenwesen wurde freyer, gab Gelegenheit zu frechen und liederlichen Streichen; und so scheint sich, in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, dieses Teufels- und Zauberwesen methodischer hervorgethan zu haben, da es bisher nur unter dem verworrenen Pöbel gehaust hatte. Die Geschichte von Faust wurde nach Wittenberg verlegt, also in das Herz des Protestantismus, und gewiß von Protestanten selbst; denn es ist in allen den dahin gehörigen Schriften keine pfäffische Bigotterie zu spüren, die sich nie verläugnen läßt.

---

[1] Sehr treffend ist Caros Bemerkung, daß dem Skeptizismus in der Geschichte immer auch Aberglaube und Scharlatanerie zur Seite gehen, daß dieses auch im 18. Jahrhundert der Fall war, und daß Goethe sich auffallend von solchen Erscheinungen (Mesmer, Cagliostro, Saint-Martin) angezogen fühlte: Si la foi positive a baissé parmi nous, ne semble-t-il pas que ce soit au profit d'une sorte de folie mystique? Goethe ressentit toujours un certain attrait pour ce côté nocturne de la science et de la nature (Revue des Deux Mondes LIX [1865] 856).

„Um die hohe Würde des Mephistopheles anschaulich zu machen liegt ein Auszug abschriftlich bey einer Stelle von Fausts Höllenzwang. Dieses höchst merkwürdige Werk des raisonnirtesten Unsinns soll, nachdem es lange in Abschriften umhergelaufen, Passau 1612 gedruckt worden seyn."[1]

Was sollte der Dichter, der in der ganzen Sage weiter nichts als Scharlatanerie und Volksaberglauben sah, der weder an eine Hölle noch an einen Teufel, kaum mehr in positiv-christlichem Sinne an Gott glaubte, mit den wesentlich religiösen Ideen anfangen, auf welchen die Sage beruhte, besonders mit dem Teufelspakt? Was bedeutet die Sage noch, wenn es keinen Teufel gibt? Ob er Faust holt oder nicht holt, bleibt sich in diesem Falle gleich. Aber wie soll die Dichtung dann ein tieferes geistiges Interesse gewinnen? Goethe fühlte, er habe sich nur in die Sage hineingeträumt, und bat nun Schiller, ihm seine „Träume, als ein wahrer Prophet", zu deuten[2]. Auch Schiller war in Verlegenheit.

„So viel bemerke ich nur", erwiderte er am 23. Juni 1797[3], „daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienste einer Vernunftidee bequemen müssen.

„Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen."

„Den Faust", so fuhr Schiller am 26. Juni 1797 fort[4], „habe ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Dieß ist indes sehr natürlich, denn die Sache beruht auf einer Anschauung, und so lang man die nicht hat, muß ein selbst nicht so reicher Stoff den Verstand in Verlegenheit setzen. Was mich daran ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll, und für eine so hoch

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVI 158 f. [2] Ebd. XII 167.
[3] Jonas, Schillers Briefe V 205 f.
[4] Ebd. 207 f.

aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen.

„Zum Beispiel: es gehört sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde, und welches Stück Sie auch aus dieser Masse erwählen, so scheint es mir immer durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern.

„In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben mit einander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Fausts fühlt man dieses sehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie die Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz.

„Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen.

„Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Theil des Ganzen anschmiegen wird."

Goethe antwortete[1]:

„Ihre Bemerkungen zu Faust waren mir sehr erfreulich. Sie treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Planen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bey dieser barbarischen Composition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke. So werden wohl Verstand und Vernunft, wie zwey Klopffechter, sich grimmig herumschlagen, um Abends zusammen freundschaftlich auszuruhen. Ich werde sorgen daß die Theile anmuthig und unterhaltend sind und etwas denken lassen, bey dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird, mag mir die neue Theorie des epischen Gedichts zu statten kommen."

Vergeblich sieht man sich in dem weiteren Briefwechsel der beiden Dichter nach einer Lösung jener bedeutsamen Grundfragen um, welche Schiller gestellt hatte und von denen der philosophische Gehalt der Dichtung bedingt war. Der vage, naturalistische Pantheismus, dem Goethe huldigte, gab keine Antwort darauf. Vier Jahre später, den 18. März 1801, schrieb er an Schiller[2]:

„Keinen eigentlichen Stillstand an Faust habe ich noch nicht gemacht, aber mitunter nur schwache Fortschritte. Da die Philosophen auf diese Arbeit neugierig sind, so habe ich mich freylich zusammen zu nehmen."

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XII 169 f. [2] Ebd. XV 200.

Mit Recht nennt Friedrich Vischer dieses Geständnis „hoch naiv" und fügt bei:

„Also doch großer Respect und Examens-Angst, während ganz unbewußt der Ausdruck ‚neugierig' trotzdem zugleich die Ironie der Ueberlegenheit verräth, die den Dichter in seinem Element weit über die Philosophen stellt. Aber wie es ihm gehen mußte, wenn er es in ihrem Element versuchte, es ihnen recht zu machen, von einem gedachten Begriff aus sein Gedicht zu bereichern und fortzuführen, das ergibt sich mit köstlicher Klarheit aus dem Worte zu Eckermann: ‚Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust verkörpert habe, als ob ich das selber wüßte!'" [1]

Wie er es Schiller vorausgesagt, machte sich Goethe die Sache wirklich bequem. Statt sich über das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch, die beiden Elemente der menschlichen Natur, die Freiheit, die Sünde, den Ursprung des Bösen, das Dämonische usw. eine klare, einheitliche, ethische Weltordnung aufzubauen, behielt er die drei Hauptgestalten des Fragments: Faust, Mephistopheles und Wagner, einfach bei, wie er sich dieselben im Saus und Braus der Genieperiode zurechtgeträumt — Faust als einen verworrenen, von hochmütigen Luftidealen in brutale Leidenschaft gefallenen Naturpoeten; Mephistopheles als spöttischen, verneinenden, Alles zersetzenden Skeptiker; Wagner als philisterhaften Schul- und Fachgelehrten der Zopfzeit [2] — und suchte dichtend und träumend, nicht philosophierend, wie Schiller sich's gedacht, einen Abschluß zu finden. Faust, das wirre Genie, der Poet und Universalmensch, der Naturphilosoph und Schwärmer, Mädchenliebhaber und Titane der Sturm- und Drangperiode — in allen Stücken das Abbild Goethes selbst — konnte, das war klar, der Hölle nicht überlassen werden. Er war der gute Mensch — der neue Mensch *κατ' ἐξοχήν*. Goethe hätte sich selbst einen Platz in der Hölle bestellt, wenn er ihn dem Dämon überlassen hätte. Mit

---

[1] Fr. Vischer, Göthes Faust, Stuttgart 1876, 158.

[2] Wie sich in den drei Charakteren, ihren Monologen und Dialogen — Handlung ist eigentlich wenig dabei — alle Elemente der Sturm- und Drangperiode aufs lebhafteste verkörpert beisammen finden, hat Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung V[5] 117—131) ausführlich dargelegt. Vgl. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur I[7] 153 f. (Die meisten falschen Erklärungen des Faust sind dadurch entstanden, daß man dieses Moment vernachlässigt und fremde Anschauungen in die Dichtung hineingetragen hat.) — „Die weite Verbreitung dieser Meinung", äußert dagegen G. Jacoby (a. a. O. 6), „steht nicht im Verhältnis zu dem dürftigen Beweisstoff, den sie bisher für sich anzuführen vermocht hat." Sie müsse erst gründlich untersucht werden. Doch lasse sich schon jetzt sagen, „daß gerade derjenige Gehalt des Faust, der ihn mit Herder verbindet, trotz aller Verwandtschaft innerlich hinausgeht über das in der Sturm- und Drangbewegung Vorhandene". Doch muß Jacoby anderseits zugestehen, „daß Herder selbst im Bannkreise des Sturmes und Dranges stand". — Vgl. auch O. Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts, Leipzig 1911, 141 ff.

dem Dämon hatte es aber auch nicht mehr so viel auf sich. Mephistopheles war halb und halb schon zur lustigen Person geworden, bediente Faust nach Wunsch und ließ für phantastisch-abergläubische Fiktionen wie für geistreichen Spott das freieste Feld offen. Er war der Satan der alten Sage nicht mehr. Wenn der Dichter seiner Witze und Taschenspielerkünste überdrüssig wurde, so kostete es ihn nur einen Federstrich, ihm Faust aus den Händen zu spielen. Ohne langen Prozeß machte nun Goethe von seinem Faustrecht Gebrauch und entwarf zur Lösung des Knotens folgenden höchst einfachen Plan:

1. Statt Faust wird Gretchen hingerichtet und Gretchens Buße ihm einigermaßen zu gute geschrieben.
2. Fausts weiterer Lebensgang soll, wie bisher, ruhelos, ein stetes unbefriedigtes Weiterstreben sein und er hierdurch, ohne Buße und Bekehrung, zur ewigen Glückseligkeit gelangen.
3. Diese bisher ungewohnte Ordnung der Gerechtigkeit und Genugtuung wird zum voraus im Himmel festgesetzt. Faust wird zum Repräsentanten der Menschheit und zugleich des deutschen Volkes und aller Kultur erhoben — er ist der Liebling Gottes schlechthin. Gott wettet mit Satan-Mephistopheles, daß es ihm nicht gelingen werde, Faust von seinem Urquell abzubringen, und sichert sich die Wette dadurch, daß er Faust von vornherein alle Irrungen verzeiht, ja ihm Schuld und Verbrechen kaum anrechnet[1].
4. Der Teufelspakt der Volkssage wird dahin abgeändert, daß Faust dem Mephistopheles seine Seele verschreibt, aber nur unter der Bedingung, daß er je in irdischem Genuß Befriedigung finden und aufhören wolle, weiterzustreben. Verführung, Kindesmord, alle Verbrechen haben nichts auf sich: Faust soll jetzt sogar auf dem Blocksberg Teufelsanbetung treiben. Apostasie und Teufelsdienst können ihm nichts anhaben, wenn er nur weiterstrebt.

Das ist im wesentlichen der Grundplan des neuen „Faust“, wie er sich von 1797 bis etwa 1802 entwickelte und 1808 zur Hälfte seine Vollendung fand. Die „Gretchentragödie“ konnte so unverändert bleiben, nur mußten ihr von allen Seiten Szenen hinzugefügt werden, um Faust zur Hauptperson

---

[1] Vgl. Fr. Vischer, Göthes Faust 210 ff 229 ff. — Kuno Fischer, Goethes Faust II^4 160 ff. — Egon Ypse, Faust und kein Ende, Crefeld 1883, 6 ff. — Adam Müller, Ethischer Charakter von Goethe's Faust 71 ff. — W. Molitor, Vorträge über Goethe's Faust^2, Nürnberg 1902, 21 f. — P. Haffner, Göthe's Faust, Frankfurt 1880, 10 f. — V. Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt 19—27. — O. Pniower, Goethes Faust 51 f. — J. Minor, Goethes Faust. Entstehungsgeschichte und Erklärung, Stuttgart 1902, II 95 ff. — Erich Schmidt in Goethes Werken, Cotta's Jubiläums-Ausgabe XIII xxvii f. — Engel, Goethe 535 f.

zu machen, ihn von vornherein loszusprechen und die gesamte christliche Weltanschauung auf den Kopf zu stellen.

Dem Stück wurde zunächst eine dreifache Einleitung vorangeschickt: die „Zueignung“, das „Vorspiel auf dem Theater“, der „Prolog im Himmel“. Es war eine sehr kluge Idee. Denn in lyrischer Gelegenheitsdichtung, geistreichen Maskenspielen und Theaterprologen war Goethe Meister. Die „Zueignung“, obwohl ursprünglich ein Verlegenheitsgedicht, schlägt so rührende Akkorde an, ladet so träumerisch in ein stilles Geisterreich ein, daß sie jede poetische Seele sympathisch anmuthen muß. Darauf das kecke, muntere „Vorspiel“, eine gedankensprühende kleine Dramaturgie, ganz aus dem Leben gegriffen, für jeden verständlich, ohne höhere Anforderung an die Kunst, als zu unterhalten, und doch in dem Versprechen gipfelnd, das ganze bunte Weltschauspiel in ein Drama zu fassen. Im „Prolog“ wird dann der Stoff vollends auf die höchste Höhe gerückt, die überhaupt denkbar ist. In würdevollem Festgesang feiern die drei Erzengel Gottes Majestät, Macht und Güte. Faust, bisher nur der Held einer Gretchentragödie, ist der Auserwählte, der Knecht Gottes, ein erhabener Idealmensch, um den Himmel und Hölle sich streiten. Man könnte fast vergessen, daß dieser Himmel, diese Szene am Thron des Allerhöchsten ein bloßes Maskenspiel, ein bloßer Theatercoup ist, wenn Mephistopheles, der Voltaire der Geisterwelt, es nicht durch seine fastnachtsmäßige Sprache verriete. Die Behandlung des Allerheiligsten nähert sich dadurch der Blasphemie; denn diese Sprache gehörte in die Hölle, nicht in den Himmel. Durch die Wette wird dann taschenspielerisch sowohl die Heiligkeit als die Gerechtigkeit Gottes hinweggezaubert. Statt eines Job, des vorbildlichen Typus Christi, wählt der Herr zur Rechtfertigung seiner moralischen Weltordnung einen wirren, genußsüchtigen Schwärmer, der am Glauben wie an der Wissenschaft schon Schiffbruch gelitten hat[1].

„Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.“

---

[1] „Faust ist von vornherein nichts weniger als ein Hiob, ein Knecht Gottes“, sagt W. Gwinner (Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception 500 f), „sondern ein dem Widersacher bereits ins Netz gegangener Mensch.“ „Ein solcher Mensch kann unmöglich Gegenstand der Wette des Teufels mit Gott sein. Er ‚durchstürmt‘ sein irdisches ‚Leben‘ und verachtet alles jenseitige: Thor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet, Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet. Dieser vom Dichter quand même bis zum Ende des zweiten Theils festgehaltene Faustcharakter paßt weder in ein von Gottes Vorsehung geleitetes Erdenleben noch zur Aufnahme in den christlichen Himmel.“

Einen solchen hochmütigen Zweifler und Träumer soll die Hölle nicht überwinden können, und zwar nicht infolge übernatürlichen Gnadenbeistandes, sondern wegen der übermäßigen Trefflichkeit einer solchen „genialen" Natur:

„Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Diese Verse sind die entscheidenden für die ganze neue Dichtung. Das christliche Sittengesetz ist hiermit abgeschafft. „Der Herr" selbst erklärt, daß das Genie unsündlich und vom rechten Wege nicht abzubringen ist. Faust hat einen Freipaß für alle Sünden und Laster: seine gute Natur wird ihn durch alle hindurch in den Himmel bringen! Je dunkler und verworrener, desto besser! Gott selbst liebt die Finsternis und das Dunkel, und sittliche Verworrenheit ist der beste Weg zu ihm![1]

Nach dieser feierlichen Vorbereitung erscheint der an aller Wissenschaft verzweifelnde Faust schon bedeutend großartiger. Goethe ließ den Anfang des Stückes, wie er war: Spottmonolog auf alles Wissen, Beschwörung des Erdgeistes, pantheistische Tiraden, Störung durch Wagner. Doch hier stockte das Fragment; es mußte ein Übergang geschaffen werden.

Goethe löste die Aufgabe mit bewundernswerter Geschicklichkeit. Für jeden, der keine klaren religiösen und philosophischen Ideen besitzt, ist Faust in einigen Szenen zu einem erhabenen Genie, einem Gelehrten, einer großartigen tragischen Persönlichkeit aufgebauscht, einer Art typischer Figur für das ernsteste, tiefste, wenn auch immer unbefriedigte Ringen nach Wahrheit. Diese ganze Mache beruht indes abermals auf Irrtum und Täuschung. Denn der aufrichtig nach Wahrheit ringende Genius kann nie so jämmerlich unbefriedigt bleiben, wie Faust sich hier zeigt: Gott läßt dem Menschen so viel natürliche Erkenntnis zuteil werden, daß sie für sein natürliches Leben ausreicht, und so viel Gnade, daß er durch den Glauben demütige Zufriedenheit in diesem Leben, feste Zuversicht für das Jenseits findet. Alles pomphafte Gerede Fausts von Streben nach Wahrheit und Gottähnlichkeit ist deshalb bloßer Schein und im Grunde nichts weniger als erhaben und tragisch. Diese Armseligkeit und Schwäche hat Goethe aber meisterlich zu bedecken und zu beschönigen gewußt.

---

[1] „Eine Lehre und Auffassung", bemerkt O. F. Gruppe (Leben und Werke deutscher Dichter IV 458), „welche ebenso das Gegentheil ist von der christlichen Lehre der Erbsünde als von der ursprünglichen Tendenz der Sage."

Mit einem fast unerschöpflichen Aufwand der schönsten Verse und Gedanken wird aus dem an Glauben und Wissen schiffbrüchigen, wirren, hochmütigen Zweifler und Zauberer, der gewissenlos genug ist, nebenher medizinische Scharlanterie zu treiben[1], ein idealer Dulder gemacht, der ohne jede Schuld, ja gerade weil er das Edelste anstrebt, Gott ähnlich werden möchte — namenlos unglücklich wird und das tiefste Mitleid einflößt. Nicht wegen toller Selbstüberschätzung und Vermessenheit, sondern aus dem edelsten Trieb nach Wahrheit fällt er der entsetzlichsten Seelenqual, ja der Verzweiflung anheim. Er setzt schon die Giftphiole an den Mund, um diesem Jammer ein Ende zu machen. Die Osterglocken und das Lied der Engel, der Jünger und der frommen Frauen halten ihn im Leben zurück; aber den Glauben seiner Kindheit kann er nicht mehr finden. Der Osterspaziergang mit Wagner versetzt ihn in neue Traurigkeit, weil er auch in seinem praktischen Leben nichts als Lüge und Täuschung zu sehen glaubt. Er bringt einen schwarzen geheimnisvollen Pudel mit nach Hause, der sich beim Lesen des Johannes-Evangeliums als Dämon zu erkennen gibt. Durch magische Künste beschworen, bietet Mephistopheles dem unbefriedigten Forscher seine Dienste an. Faust willigt ein. Ein Zauberschlaf wird zur ersten Probe magischer Kräfte. Faust verflucht nun sich, die Welt, Glauben, Hoffnung und Liebe. Die Dichtung ist hier von der ganzen Kraft der alten Volkssage angehaucht. Aber schon in dem Geisterchor, der den Fall der alten Welt betrauert, taucht der fremde, moderne Gedanke auf, eine neue Welt zu erbauen. Faust nimmt Mephistopheles in seinen Dienst, er verschreibt sich ihm, doch ohne jeden Glauben an seine Macht[2]. Der Teufel kann ihm nichts bieten, was er sich nicht auch selbst verschaffen könnte. Um das Jenseits kümmert er sich nicht:

„Aus dieser Erde quillen meine Freuden
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, gescheh'n."

---

[1] „Faust ist ein Egoist", urteilt Turgenjew (Ueber Goethe's Faust und andere Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. Steineck, Neue Ausg., Berlin 1891, 22), „ein theoretischer, selbstgefälliger, gelehrter, träumerischer Egoist. Nicht die Wissenschaft will er sich erobern, er will durch die Wissenschaft sich selbst erobern, seine Ruhe, sein Glück."

[2] „Damit ist der flache Optimismus der Aufklärung, die von einer besten Welt schwärmte, abgelehnt, aber nicht vom Standpunkt des Glaubens an eine bessere Welt, sondern aus idealistischem Skepticismus auf stoischem Hintergrund", bemerkt K. Sell (Goethes Stellung zu Religion und Christentum, Freiburg 1899, 47). „Das aber muß so sein. Der Mensch soll allein dem Teufel gegenüberstehen. Fausts Unterfangen ist ein Kampf mit dem Teufel. Er will ihm zeigen, daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht. Wir haben also wieder das Prometheusmotiv, den Titanenkampf, aber im Rahmen einer biblischen Anschauung."

Spöttisch und verächtlich verpfändet er sich Mephistopheles mit der bestimmten Voraussage, es werde diesem nicht gelingen, ihn zu befriedigen, zur Ruhe zu bringen, am Weiterstreben zu hemmen:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag;
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

Diese Wette ist der zweite große Angelpunkt der neuen Dichtung. Faust läßt sich die Moral wohl gefallen, die „der Herr" im Prolog aufgestellt. Auch ihm gelten die Sittengesetze der alten Welt nicht mehr. Die einzige Forderung, die Gott an den Menschen richtet, ist, sich immer weiter zu entwickeln, immer weiterzustreben. Alle Sünden, alle Verbrechen können den Menschen nicht von Gott abbringen, wenn er sich nicht hier auf der Erde zur Ruhe setzt:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Verführung der Unschuld schadet nichts, wenn man nur nicht bei der Verführten beharrt, sondern immer neue Lüste und Genüsse sucht. Mord und Totschlag haben nichts zu sagen, wenn der geniale Urheber des Mordes nur zeitig zu verschwinden weiß und in neuen Kreisen strebend weiterwirkt.

Nachdem Goethe so alle alten „beschränkten" Sittenbegriffe beiseite geräumt und durch das dunkle Phrasentum eines ewigen Fortschritts ersetzt hatte, wagte er es nunmehr beherzt, die „Gretchentragödie" als Hauptbestandteil in sein Weltgedicht aufzunehmen. Durch den Blick in den Zauberspiegel und den Hexentrank ist sie bereits in den Kreis dämonischer Magie gerückt und damit verbunden. Fausts Liebe ist kein bloßes Spiel mehr, sondern ein furchtbares Netz, in das er sich und die Geliebte verstrickt. Die anscheinend harmlose Tändelei führt zur Schuld und zum Verbrechen. Die neu eingerückte Valentinsszene beleuchtet mit der packendsten volkstümlichen Gewalt die Niederträchtigkeit Fausts und die namenlose Schmach, zu der das unschuldsvolle Gretchen herabgesunken. Faust verläßt sie jetzt, um mit Mephisto auf dem Brocken alle Orgien einer Walpurgisnacht durchzutoben[1]. Da,

[1] Der Höhepunkt der Walpurgisnacht „ist eine Scene, wozu nur in den Paralipomenen einige Ausführungen vorliegen. Seine höllische Majestät selbst (Mephistopheles ist ein untergeordneter Teufel) sitzen auf dem Thron und empfangen diejenige Bezeugung der Verehrung, die vom Papst mit dem Pantoffel entgegengenommen wird, mit der Kehrseite ihrer Leiblichkeit. Es ist eine Orgie der Gemeinheit, wie sie wohl sonst nirgends in der Litteratur gewagt worden ist; auch Goethe

mitten im wüstesten Hexenreigen und Zauberspuk sieht er das gespenstische Bild der Verlassenen mit dem roten Streifen, dem Merkmal der Enthauptung, um den Hals. Er will sie retten. In zwei gedrängten Prosaszenen ist Fausts Qual und Elend mitten im Saus und Braus der Leidenschaft mit hinreißender Kraft gezeichnet. Und nun folgt die gewaltigste, ergreifendste Szene, die Goethe je geschrieben hat: die Szene im Kerker. In Gretchens wahnsinnigen Fieberträumen schildert der Dichter das Schrecklichste, was sich der direkten dramatischen Darstellung entzog: den Tod der Mutter, den Kindesmord, Gretchens namenlose Qual und Schmach, im furchtbarsten Gegensatz zu dem erträumten und so schauerlich zerstörten Liebesglück. Ophelia und Lady Macbeth sind hier völlig erreicht, wenn nicht übertroffen. Die Liebestragödie hatte den erschütterndsten Schluß, dessen sie fähig war. Scheu weicht die Entehrte vor dem Dämon und um seinetwillen vor dem Geliebten zurück und wendet sich Gott und seinen Heiligen zu. Versöhnend mildert der Gedanke göttlicher Erbarmung das Schauspiel eines völlig zertrümmerten Daseins, eines durch schnöde Verführung grausam gebrochenen jungen Herzens.

Es liegt auf der Hand, daß man das so vollendete Drama — den ersten Teil des „Faust“ — nicht mit den regelmäßigen klassischen Tragödien eines Sophokles oder Racine oder mit Goethes eigener Iphigenie vergleichen darf. Der Dichter selbst hat es in der Zeit, da er es zu vollenden suchte, „barbarisch“ genannt. Sein hellenischer Kunstgeschmack war davon nicht befriedigt. Denn Aristoteles und die drei Einheiten sind hier völlig beiseite gesetzt. Nicht einmal die freiere Architektonik der Shakespeareschen Stücke ist innegehalten. „Faust“ ist mehr Natur- als Kunstgewächs, das merkwürdigste deutsche Volksschauspiel der neueren Zeit. In Stoff und Gehalt, Form und Sprache, Geist und Ton reiht es sich als Weiterentwicklung an das alte deutsche Mysterienspiel, wie es Hans Sachs aus dem Mittelalter überkommen und wie es als Volksschauspiel, allerdings abgeblaßt und immer mehr verbauert, sein kümmerliches Dasein fristete bis in Goethes Zeit. Es offenbart die gewinnende Zartheit des deutschen Gemüts, die ätzende Grübelei und den Tiefsinn des deutschen Geistes, die langsame aber furchtbare Gewalt deutscher Leidenschaft, die muntere, bis zur Derbheit kecke Frische deutschen Volkshumors, alle Arten und Unarten des deutschen Stammes. Was immer deshalb auch gegen den „Faust“ gesagt und geschrieben worden ist, er war aus der Liebe des deutschen Volkes nicht zu verdrängen. Gelehrte und Ungelehrte hielten ihn für das bedeutendste Nationalgedicht. Die mittelalterliche Ausstattung, die rührend eingeflochtene Erinnerung an den katholischen Kultus und die, wenn auch vorwiegend dämonische, doch immerhin wunderbare, stets

---

wagte nicht, sie drucken zu lassen“ (Fr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles[2], Stuttgart und Berlin 1901, 182). Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 305—313 (Lesarten: Satansscenen).

ans Übernatürliche streifende Sphäre der Dichtung haben dieselbe zu einer Haupterscheinung der sog. Romantik gemacht und auch weite katholische Kreise dafür gewonnen [1]. Fast die ganze Tragödie läßt sich in katholischem Sinne deuten, und es bleibt dann höchstens etwa der Vorwurf, daß das Liebesleben Fausts zu bezaubernd verführerisch, die dämonischen Hexenszenen stellenweise zu derb, ja obszön gehalten sind. Wäre nur die doppelte Wette, im Himmel und auf Erden, nicht! Aber durch jene sind alle religiösen und sittlichen Verirrungen Fausts von vornherein gutgeheißen, und durch diese werden sie sogar zum Vorbild für wahrhaft große, edle, immer voranstrebende geniale Naturen erhoben. In diesen beiden Angelpunkten wendet sich das anscheinend so tief gedachte Mysterienspiel ganz von der christlichen Weltanschauung ab und wird aus einem Denkmal echten Volksgeistes und Volksglaubens zur bloßen Phantasmagorie eines Dichters, der weder das Göttliche noch das Dämonische, sondern bloß das Menschliche mit wahrer Überzeugung umfängt, alles Übernatürliche bloß als Symbol betrachtet.

„Dem zweiten Teil", sagt Carl Weitbrecht, „wurde der durch das Teufelsbündniß verrückte Standpunkt zum Verhängnis; was man hier auch auf

---

[1] Einen seiner wärmsten ersten Bewunderer fand Goethes „Faust" an dem katholischen Fürsten Anton Heinrich Radziwill, geboren 1775, gestorben 1833, welcher nicht nur die musikalischen Partien zu dem Stück selbst vertonte, sondern auch den königlichen Hof in Berlin für dasselbe gewann, so daß Zelter über die erste Aufführung (24. Mai 1820) an Goethe melden konnte: „Denkst du dir nun den Kreis dazu, in dem dieß alles vorgeht: einen Prinzen als Mephisto, unsern ersten Schauspieler als Faust, unsere erste Schauspielerin als Gretchen, einen Fürsten als Componisten, einen wirklich guten König als ersten Zuhörer, mit seinen jüngsten Kindern und ganzem Hofe, eine Capelle der ersten Art wie man sie findet, und endlich einen Singchor von unsern besten Stimmen, der aus ehrbaren Frauen, mehrentheils schönen Mädchen und Männern von Range (worunter ein Consistorialrath, ein Prediger, eine Consistorialrathstochter), Staats- und Justizräthen besteht, und dieß alles angeführt vom königlichen General-Intendanten aller Schauspiele der Residenz, der den Maschinenmeister, den Dirigenten, den Souffleur macht; in der Residenz, in einem königlichen Schlosse; so sollst du mir den Wunsch nicht schlimm heißen, dich unter uns gewünscht zu haben" (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 100 f. Vgl. ebd. II 213 215 226—228; III 98 ff; VI 67 ff 414 ff 422 ff). — Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 314—321 (Lesarten: Weimarische Inscenirungsversuche zum Radziwillschen Faust). — Vgl. O. Pniower, Aus der Chronik der Oranienburger Straße, in Brandenburgia XV 394—401. — A. Bock, Goethe und Fürst Radziwill, in Allgemeine Zeitung 1894, Beil. Nr 252. — Über die Probe am 21. Mai 1819 und die Aufführung von zwei Szenen am 24. Mai seitens der Prinzen in Monbijou zum Geburtstag der Fürstin Radziwill vgl. den Bericht des dort anwesenden August v. Goethe in Goethes Werken, WA 4. Abt. XXXI 357—359 (Lesarten). — Die erste Aufführung des vollendeten ersten Teils fand am 19. Januar 1829 auf der Braunschweiger Hofbühne gegen den ausdrücklichen Willen Goethes statt. Der überraschend gute Erfolg söhnte den Dichter damit aus. Vgl. Kölnische Zeitung 1903, Nr 679.

Rechnung des Alters, der naturgemäßen Ermattung von Goethes Dichterkraft, der Verstärkung seiner Neigung zu gelehrten Abschweifungen, zum Geheimtun und zur Allegorie setzen mag — so wie der zweite Teil im Verlauf seiner Handlung ist, hätte er gar nicht werden können, wenn er nicht auf die Voraussetzung jenes Vertrages und seiner kopflosen näheren Bestimmungen sich hätte gründen lassen: von diesen Voraussetzungen aus lag nicht mehr viel daran, ob und wie Faust sich in Wahrheit ‚strebend bemühe', ob und wie er in tätiger Willensanspannung, in ersprießlichem Wirken, wenn auch vielleicht abermals durch Schuld hindurch endlich zur Klarheit gelange und sich im Sinne des Herrn bewähre, er konnte sich ruhig vier Akte lang mit Allegorien herumschlagen, unter der Leitung des Mephistopheles einen allegorisch-mythologisch-naturwissenschaftlich-ästhetisch-literarisch-politischen Bildungskurs ‚durchschmarotzen' und sich selbst zur Allegorie aushöhlen, um endlich doch noch einigermaßen ans Wirken zu kommen, einen Augenblick der Befriedigung darin zu finden, dann vertragsmäßig zu sterben und dem Teufel zu verfallen — schließlich wurde seine Seele ja doch durch das Eingreifen der himmlischen Heerschaaren gerettet und vom ‚Ewigweiblichen herangezogen', nur eben nicht dahin, wohin er so lange er auf der Erde lebte, hätte gelangen sollen." [1]

Viertes Kapitel.

Der zweite Teil des Faust.

(1831.)

Nach Abschluß des ersten Teiles vergingen 17 Jahre, bis Goethe den zweiten Teil in Angriff nahm. Es lagen für einen solchen nur Schemata und Bruchstücke vor. Die Hauptsache war noch zu tun. Der 75jährige Greis hatte den Plan schon aufgegeben, als Eckermann ihn zu dessen Ausführung ermunterte [2]. So viel Faust über Wagner sonst gespottet, er gehorchte ihm, und nach sechsjähriger Arbeit war der zweite Teil vollendet. Er zählt 7498 Verse, fast doppelt so viel als der erste oder als Shakespeares größere Dramen.

„Es ist keine Kleinigkeit", schrieb Goethe selbst am 1. Juni 1831 an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahre concipirt hat, im 82. außer sich darzustellen und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergetze und ihnen zu schaffen mache." [3]

---

[1] Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit, Leipzig 1902, 176 f.

[2] Eckermann, Gespräche[8] 95 121 f.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLVIII 205 f.

Wenn man bedenkt, daß ein Greis zwischen dem 76. und 82. Jahre diese Dichtung verfaßt hat, und wenn man von den religiösen Anschauungen absieht, die ihr zu Grunde liegen, so wird man unwillkürlich staunen über diese großartige Leistung: die unermeßliche Fülle von Gestalten und Bildern, Phantasien und Träumen, Ideen und Sprüchen, Szenerien und Situationen, Versformen und Wortbildungen, die in wahrhaft verschwenderischer Pracht, künstlerischer Abrundung, melodischer Schönheit sich vor uns erschließt. Es ist ein wahres Magazin, ein Museum der Poetik, der Literatur- und Kunstgeschichte, der Mythologie — das bunteste und geistreichste Maskenspiel, das Goethe gedichtet hat — eine wirklich poetische Autobiographie des Dichters mit tausend feinen Anspielungen auf sein Dichten, Streben und Wirken, auf die ganze zeitgenössische Literatur, Wissenschaft und Politik. Wie in seinem eigenen Leben keine Einheit herrscht, so mangelt sie in diesem bunten Spiegel desselben:

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut."

Als allegorisch-symbolische Darstellung seines Lebens ist das seltsame Schauspiel auch zu großem Teil recht dramatisch ausgeführt und besonders der Schluß ein ergreifender Schwanengesang. Das war aber nur nebenher Goethes Absicht. Sein Hauptplan war wirklich, der früheren Faustdichtung einen ihrer würdigen Abschluß zu geben — und das ist ihm, selbst nach der Ansicht vieler seiner Verehrer, denn doch nicht gelungen[1].

„Was läßt sich sagen?" meint Grillparzer. „Göthe hatte theils durch das höhere Alter, größtentheils wohl aber durch die kanzleiartige Geschäftigkeit seiner letzten Jahre von jener lebendig-versinnlichenden Kraft eingebüßt, welche allein Gestalten gibt und Gemüthsinteressen erweckt. Die Figuren, die er aus seinen Jugendschätzen bereichert, hatten sich ihm daher zu Träumen und blutlosen Schatten verdünnt, die man noch immer billigen, ja bewundern muß, denen man sich aber nicht mehr mit Theilnahme verwandt fühlt. Auch mag dazu noch gekommen sein jener begreifliche Wunsch von Göthe's letzter Zeit, keines seiner geistigen Kinder unversorgt zurückzulassen. Sowie ihn das veranlaßte, mit weitem, allgemeinem Streben in individueller Besonderheit angefangene Werke fortzusetzen und abzuschließen, so scheint es ihn sogar verleitet zu haben, Theile und Bruchstücke, die ursprünglich nicht

[1] H. Marggraff ist z. B. der Ansicht, „daß mit dem zweiten Theil eine ganz neue Dichtung anfängt, die mit der Dichtung des ersten Theiles nur noch an einigen kaum wahrnehmbaren Fäden, dünn wie Spinnfäden, ganz locker zusammenhängt" (Blätter für literarische Unterhaltung 1860, I 214).

für einander bestimmt waren, gewaltsam in einen Verband zusammenzudrängen und die Sorge für die Herstellung der Einheit zum Ganzen, der Bewunderung der Zeiten und der Gewalt seines Namens überlassen zu haben. Was bei Wilhelm Meisters Wanderjahren sichtlich geschehen ist, dürfte bei dieser Fortsetzung des Faust zum Theile auch der Fall gewesen sein. Die darin aufgenommenen antikisirenden Bestandtheile wenigstens sind offenbar Bruchstücke aus einer Tragödie Helena, die Göthe in früherer Zeit entwarf, in der Folge aber wieder aufgegeben hat. Ebenso trägt die klassische Walpurgisnacht deutliche Spuren eines antiquarischen Scherzes, unabhängig von Faust, den mittelalterlichen Wunderlichkeiten der Brocken-Szene ähnliche Monstruositäten der griechischen Zeit gegenüberzustellen. Es ist ein poetisch ausgeführtes Schema, wie Göthe sie zu machen liebte." [1]

„An dem ersten Teil", so läßt der dänische Dichter Hans Christian Andersen seinen Niels Bryde sagen, „könnt ihr sicherlich große Freude haben; der ist ein zusammenhängendes Ganze, wo Gretchen steht, ‚gerichtet' und ‚gerettet'. Der zweite Teil dagegen ist wie ein Kometenschweif, der sich ausbreitet und verschwindet; da ist kein Zusammenhang, kein dramatischer Faden, keine fortgesetzte Geschichte. Göthe ist alt geworden! — — — Ich wurde müde von diesen Maskenzügen und all diesen Allegorien. Die eigentliche Ganzheit der Komposition hört mit dem ersten Teile auf." [2]

Zwischen der ergreifenden Schlußszene des ersten Teiles und dem Anfange des zweiten liegt eine unausgefüllte Kluft. Gretchen, die Verführte, hat sich von Faust losgerissen und betend und büßend in Gottes Hand übergeben. Faust, der Verführer, jetzt mit vierfacher Blutschuld beladen, bleibt in der Gesellschaft des Mephistopheles. Und nun? Büßt er? Geht er an seiner Schlechtigkeit zu Grunde? [3]

---

[1] Grillparzer, Werke 5. Ausgabe XVIII 62 f.

[2] H. Chr. Andersen, At vaere eller ikke vaere. Samlede Skrifter. XXIII 168. — Il n'est pas étonnant, que le second Faust nous offre une construction esthétique si imparfaite et manquant de la qualité supérieure d'une œuvre d'art: la cohésion des parties, pour former un tout que l'esprit puisse embrasser, en y subordonnant l'étude et l'appréciation des détails. L'impression est confuse, et l'on ne peut goûter que chaque partie séparément. On ne voit pas pourquoi l'œuvre se termine; elle pourrait continuer indéfiniment, et elle finit seulement parcequ'il faut bien finir (P. Laffitte, Le Faust de Goethe 68). — Vgl. C. Weitbrecht, Diesseits von Weimar, Stuttgart 1895, 29—31; Aus Victor Hehns Vorlesungen über Goethe, in Goethe-Jahrbuch XV 133 f.

[3] „Es entspricht der ganzen Anschauung des Dichters wie der Tendenz seines Gedichts, daß er der bei Faust anklopfenden Schuld den Eintritt versagt. Weil der Dichter mit der Sünde nicht rechnet, muß er auch die immerhin sich meldende Schuld abweisen" (O. Kanig, Mephisto in Goethe's „Faust", in Monatsschrift für Stadt und Land, 61. Jahrg., 366).

Nein! Wir finden ihn in einer anmutigen Gegend, auf blumigem Rasen gebettet, unruhig träumend, von allerliebsten Elfen umtanzt. Ihr Gesang beruhigt ihn und erfüllt Ariels Mahnung:

„Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus."
„Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht." [1]

Die Sonne geht auf. Faust erwacht, ohne Reue, ohne Bußgesinnung, ohne irgend einen Gedanken oder eine Tat geistig erneuert, jugendfrisch. Der Elfengesang hat ihn von all seinen Verbrechen geläutert. Die ganze Gretchentragödie ist vergessen. Als neuer Adam steht er da und huldigt der Sonne wie ein Feueranbeter aus dem Westöstlichen Divan [2]. Es ist das wohl einer der größten lyrischen Sprünge in der ganzen Weltliteratur [3].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XV 1, 3 4. — „Hier also der Anfang!" äußerte sich Goethe selbst. „Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! es ist als wäre alles in dem Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Gräul, beim Schluß des zweiten Acts auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen als den Helden, wie ich's gethan, völlig zu paralisieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbarem Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hiebei eine Zuflucht zu wohlthätigen mächtigen Geistern nehmen wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschen Richtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Ihnen ist es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser in Sünde versunkener ist, ‚ob er heilig ob er böse jammert sie der Unglücksmann' und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts höheres im Sinne als ihn durch einen kräftigen tiefen Schlummer die Gräul der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen: ‚Erst badet ihn im Thau aus Lethes Fluth'" (Fr. Tewes, J. P. Eckermann, Goethes Faust am Hofe des Kaisers XIII—XIV).

[2] „Es ist etwas Alt-Parsisches in diesem doch modernen Menschenkind", sagt Fr. Vischer von Goethe, „Lichtdienst, reine Freude am Sein, am tüchtig und gediegen Dasein." „Nur vorübergehend konnte ihn Ahriman verfinstern" (Goethe-Jahrbuch IV 49).

[3] Die meisten Kommentatoren ziehen sich damit aus der Verlegenheit, daß sie Gretchens Liebe eine erlösende Kraft und Fausts handelndem Leben eine sühnende Wirkung beimessen. „Faust", sagt H. Chr. Andersen (Samlede Skrifter XXIII 176), „hat in seines Erdenlebens Streben gefehlt, gesündigt, aber in seinem Willen erhob sich seine Seele hin zum Schönen, Guten und Wahren bis zu großer Klarheit, deshalb kann und mag sie, von der Liebe getragen, zur Gnade aufsteigen." — Ein solcher Theaterdusel zum „Schönen, Wahren und Guten" reicht indes offenbar nicht hin, einen Menschen von schwerer Schuld, ja von den schwersten Kriminalverbrechen reinzuwaschen. „Die ethische Weltanschauung", meint v. Reichlin-Meldegg

Wir können uns jetzt getrost das Widerstreitendste gefallen lassen: daß der phantastische Mädchenfänger und Mörder Faust noch eine glänzende Weltrolle spielt, die Helena zitiert und heiratet, als Gouverneur einer Küstenprovinz einen holländischen Waterstaat einrichtet, ein paar arme alte Leutchen aus ihrem kleinen Besitz verjagen und zufällig auch totschlagen läßt, Ökonomie, Industrie, Handel und Kolonialpolitik treibt, eine Seerepublik gründet, und, von den Engeln selbst den Fangarmen des Mephistopheles entrissen, obwohl trotzig, geizig, stolz und egoistisch bis zum letzten Augenblick, auf die Fürbitte heiliger Anachoreten, Mystiker, Lehrer, Büßerinnen und speziell Gretchens, in die Gesellschaft der Madonna und durch sie in die ewige Herrlichkeit aufgenommen wird. Man vermißt nur Marthe und Mephistopheles. Denn da Faust um kein Haar besser ist als diese beiden, so liegt durchaus kein Grund vor, weshalb diese nicht auch in den Himmel kommen, ja auch der Himmel auf den Blocksberg oder der Blocksberg in den Himmel versetzt werden sollte.

Etwas, das einer sittlichen Umkehr, Läuterung und Genugtuung gliche, bietet Faust im Verlaufe des ganzen Stückes nicht. Von Christus, Erlösung oder Gnade ist nirgends die Rede. Faust bleibt, wie im ersten Teil, der vom Christentum losgerissene, stolze Apostat, der weder beten noch glauben kann [1]. Mephistopheles geleitet ihn als Freund, Ratgeber, ja als ein zweites unzertrennliches Ich bis zum Tode. Sie bilden durch das ganze Stück eine Firma, und das ganze innere und äußere Leben Fausts ruht auf dämonischen Helfersdiensten. Sie befinden sich in solcher Harmonie,

---

(a. a. O. III 170), „verlangt durchaus, daß der Mensch wirke, um sich zu läutern, während wir beinahe immer nur Mephisto thätig sehen, und zuletzt der Held in den Himmel hineingeliebelt wird, anstatt sich durch eigene Kraft zu läutern und zu verklären." — Th. Ziegler (Goethes Faust. Straßburger Goethevorträge 197) kann „den Zweifel nicht bergen, ob das Wort vom Erlöstwerdenkönnen dessen, der immer strebend sich bemüht, dem allzu tatenlosen und allzu symbolischen Faust dieses zweiten Teiles zugebilligt werden kann". — „Es war unseres Bedünkens ein verwegener Gedanke des Dichters, die dämonische Gleichgültigkeit des Naturlebens gegen die in der sittlichen Welt sich bekämpfenden Gegensätze von Gut und Böse hier zur Lösung, oder sagen wir lieber zur Vertuschung eines sehr ernsten sittlichen Konflikts zu benutzen" (Fr. Kreyßig, Vorlesungen über Faust [2]. Neu herausgeg. von Fr. Kern, Berlin 1890, 139). — Vgl. auch O. Willmann, Geschichte des Idealismus III, Braunschweig 1897, 370.

[1] Goethe, who was a stranger to deep sense of sin, could not apprehend the mediatory power of a God able to save. Divine presence in the world he admitted, divine love he partially knew, but divine justification, setting its seal to the essential goodness of this earth as dwelling place for a being constituted like man, he failed to appreciate. Here lies the weakness in which he is linked to his age (R. M. Wenley, The pessimistic element in Goethe, in Publications of the English Goethe Society, No VII [1893] 271).

daß dem Stück alle weitere Spannung fehlt und es, trotz des Aufgebots aller wirklichen und mythologischen Kreatur, oft herzlich langweilig wird.

Zuerst treffen wir sie brüderlich vereint an einer kaiserlichen Pfalz. Mephistopheles übernimmt das eben vakant gewordene Amt eines Hofnarren und schafft dem verschuldeten Monarchen Papiergeld; Faust dagegen ist maître des plaisirs bei Hofe, inszeniert Maskenzüge mit allen erdenklichen allegorischen und nicht allegorischen Gestalten: Herold, Gärtnerinnen, Olivenzweig, Ährenkranz, Phantasiekranz, Phantasiestrauß, Rosenknospen, Gärtner, Mutter und Tochter, Holzhauer, Pulcinelle, Trunkener, Grazien, Parzen, Furcht, Hoffnung, Klugheit, Zoilo-Thersites, Knabe Wagenlenker, Plutus, Weibergeklatsch, der Abgemagerte, Hauptweib, Geiz, Wildgesang, Faunen, Satyr, Gnomen, Riesen, Nymphen[1]. Er amüsiert die Hofdamen mit seiner Scharlatanerie, und beschwört, nachdem er die „Mütter“ — diese von den Kommentatoren vielumstrittenen Zauberwesen — besucht, auf Wunsch des Kaisers die Helena. Unglücklicherweise verliebt er sich aber in das schöne klassische Gespenst, und da er ihm vorwitzig zu nahe kommt, stiebt unter einem ungeheuern Knall die ganze Erscheinung auseinander. Das ist der erste Akt.

Im zweiten befinden wir uns zuerst in Fausts alter Behausung. Wagner treibt hier organische Chemie: er versucht in der Phiole einen „Menschen“ darzustellen, und Mephistopheles macht seine Witze dazu. Ein phantastisches Lichtgespenst „Homunculus“ zeigt sich dabei und ist als Führer durch die klassische Walpurgisnacht willkommen. Faust und Mephistopheles fahren durch die Luft nach Griechenland und halten hier eine philologische Heerschau über allen antiken Gespensterspuk. Sie gelangen erst zu den pharsalischen Feldern, dann an den oberen Peneios, an den unteren Peneios, wieder an den oberen Peneios, an die Felsbuchten des Ägäischen Meeres. Es begegnen ihnen da die thessalische Hexe Erichtho, schnarrende Greife, Ameisen von der kolossalen Art, Sphinxe, Sirenen, Nymphen, Schwäne, der Kentaur Chiron, die Seherin Manto, der Gott des Erdbebens Seismos, Pygmäen, Daktylen, Imsen, die Kraniche des Ibykus, Lamien, die Empuse, die alten

[1] Vgl. Fr. Hotzy S. J., Studien zu Goethes mythologischen Quellen (Progr.), Kalksburg 1912 ff. — Der wunderliche Welt-Maskenball hat durch den Dichter Giovanni Prati auch in Dantes Sprache eine Nachahmung gefunden. Sein Gedicht „Armando“ (Florenz 1868) ist eine Nachdichtung des „Faust“. Prosa e poesia, l'epico, il lirico, il drammatico, voci della terra, voci dell' aria, voci dell' acqua, voci del fuoco, voci d' insetti e di fiori, d' uomini e di spiriti, fantasmi e personaggi reali, cori di moltitudini, soliloqui di dormenti e dialoghi di desti fanno insieme un turbinio, che continua per quattrocento e quaranta pagine, senza che se ne possa cogliere neppure il proposito sostanziale dell' autore (G. Zocchi, L' ideale nell' arte, Prato 1883, 84 f).

Naturphilosophen Thales und Anaxagoras, Oreaden und Phorkyaden, Nereïden und Tritonen, Nereus und Proteus, die Telchinen von Rhodus, Psyllen, Marsen und Doriden, und endlich die Galatee, mit deren Triumphzug der Akt schließt. Mit zärtlicher Liebe hat der alte Heide hier versucht, die antike Mythologie neu zu beleben — die Verse sind oft wunderschön, artige Spruchverse zu mythologischen Gemälden — aber das Ganze ist und bleibt eine magnetisierte Rokokowelt und gemahnt an die Tapeten im alten Versailles. Und dieser Faust à la Louis XIV ist auf der Reise nach dem höchsten altklassischen Schönheitsideal! Er sucht Helena![1]

Im dritten Akt befinden wir uns vor dem Palaste des Menelaos in Sparta. Helena — die leibhaftige Frau des Menelaos und Geliebte des Paris — tritt auf, mit einem Chor von gefangenen Trojanerinnen. Obschon vor unserer Zeitrechnung geboren, ist sie noch so schön wie damals, eben von Troja heimgekehrt und will sich nun häuslich einrichten. Da erscheint Faust, wirbt um ihre Hand, heiratet sie und erhält noch im selben Akt von ihr einen Sohn Euphorion, der zu tolle Sprünge auf den Felsen macht und auch noch im selben Akt stirbt: eine Allegorie auf Lord Byron. Helena nimmt von Faust Abschied und entschwindet aus seinen Armen. Nach einem Trauergesang schließt der Akt mit einem Bacchanal.

Was die Maskenspiele am Kaiserhof, die Reise am Peneios, der Triumph der Galatee, die Heirat mit Helena und das darauffolgende Bacchanal mit Fausts innerer Läuterung zu tun haben sollen, ist schwer zu sagen. Klassische Bildung erlangt er nicht. Von religiösen Ideen ist nirgends die Rede. Im vierten Akt aber erscheint Faust als kaiserlicher General[2] auf einem Gebirge, überwindet die feindlichen Truppen mit Hilfe des Mephistopheles und der „allegorischen Lumpe" Raufebold, Habebald und Eilebeute und wird dafür vom Kaiser mit dem ganzen Strand der Meeresküste belehnt. Die Schlachten, die in diesem Akt geschlagen werden, erinnern stark an die Heldentaten und den Küchenwagen bei Valmy, an den Untergang des deutschen Reiches und den unrühmlichen Schlaf des Epimenides.

Im fünften Akt sinkt „Faust" noch mehr zur flachen Prosa herab. Die nationalökonomischen Anmutungen und Probleme der „Wanderjahre" sind hier — in Versen — auf Küstenbefestigung, Kanalisierung, Trockenlegung

---

[1] Heine sagt über die Hochzeit Fausts mit Helena: Le docteur Faust, qui, en véritable érudit Allemand, avait toujours idolâtré l'ideal antique, vient d'entrevoir la plus belle héroine de ses rêves savants (Méphistophéla, in Revue des Deux Mondes I [1852] 638).

[2] K. Fr. Rinne (Speculation und Glaube. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe, Zeitz 1859, 230 Anmerk.) meint, Faust wäre nach der Gretchen-Episode besser wieder „zum Katheder, wohin er doch von Haus aus gehörte", zurückgekehrt.

von Meeresstrecken, Handel und Industrie näher angewandt[1]. Faust ist ein alter geiziger Handelsminister geworden. Ein armes, greises Ehepaar, Philemon und Baucis, wohnt in der Nähe. Ihr Läuten in der nahegelegenen Kapelle ärgert ihn. Er läßt sie durch Mephistopheles und dessen Gesellen vertreiben, ihr Haus anzünden, ihr Land konfiszieren, wobei sie von den drei „allegorischen Lumpen" totgeschlagen werden. Nun kommt der Tod heran — und Goethe hat den Mut, den Egoisten, Verführer, Mörder und Brandstifter, den Schwindler und Scharlatan, den Oberhofnarren und allegorischen Gemahl der Helena, den lächerlichen General und Handelsminister zum Schluß noch als sein eigenes Lebensideal zu feiern:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen;
Was er erkennt läßt sich ergreifen;
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick."[2]

Das ist das Schlußbekenntnis Fausts. Auf dieses hin gewinnt er seine Wette, verteidigen die Engel sein Unsterbliches gegen Mephistopheles, wird er in asketischer Bergeseinsamkeit der Madonna zugeführt, findet er, umgeben von heiligen Bekennern, Lehrern und Büßerinnen, am Throne der reinsten Himmelskönigin sein Gretchen wieder.

---

[1] „Welcher gewissenhafte Leser ist überzeugt, daß Faust, weil seine gemeinnützigen Einfälle gelingen, wirklich den ‚Augenblick der höchsten Glückseligkeit' genießt und nun auf Grund des mit dem Teufel geschlossenen Abkommens gezwungen ist, sich vom Leben zu trennen? Goethe ist nur in einer Beziehung seiner Natur treu geblieben: er zwang Faust nicht, die Glückseligkeit außerhalb der menschlichen Sphäre zu suchen. . . . aber wie armselig und nichtig ist die von ihm ersonnene ‚Versöhnung'" (Turgenjew, Ueber Goethe's Faust und andere Aufsätze. Aus dem Russischen übertragen von E. Steineck 31).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XV 1, 309.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
‚Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen‘.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.“ [1]

Im alten Puppenspiel ist der Schluß ein ganz anderer. Faust versucht hier noch auf Erden zur Madonna zu beten und in letzter Stunde durch sie Rettung zu erlangen; doch er hat zu lange gewartet, zu tief sich in die Sünde verstrickt. Die jungfräulichen Züge der Himmelsherrin verwandeln sich für ihn in jene der Helena: er kann nicht mehr beten, sondern fällt rettungslos der Hölle anheim [2]. Die ursprüngliche Faustsage kennt kein „Ewig Weibliches“, keine „Göttin“, welche den in Sünde verstorbenen Menschen retten, erlösen und in den Himmel führen kann. Das Heil des Menschen ist an dieses Erdenleben gekettet. Wenn er hienieden bereut und büßt, können ihm die schwersten Schulden vergeben werden. Bis zu seinem Ende kann der Sünder bei seinen Mitmenschen, bei den Engeln und Heiligen, bei der Mutter des Erlösers Hilfe und Fürbitte finden, um in Gottes Gnade wieder aufgenommen und selig zu werden. Doch nach dem Tode gibt es keine Rettung mehr, sondern nur ewige Belohnung oder ewige Strafe. Auch hienieden schon kann der Sünder der Gnade ein Ziel setzen, wenn er sie leichtsinnig verscherzt und sich immer beharrlicher dem Bösen überläßt. Dann verhärtet sich der Wille im Bösen, und der Ruf nach Rettung selbst wird zum unfruchtbaren Wunsche.

Fünftes Kapitel.

Goethes Faust als heiliges Buch der modernen Welt.

So wenig der Zusammenhang des ganzen Schlusses den Grundbegriffen christlicher Lehre entspricht, so sehr bekundet derselbe doch eine gewisse Rückkehr aus dem krassesten Heidentum zu christlichen Vorstellungen und Wünschen, eine wenigstens äußere Annäherung an die katholische Heiligen- und Marienverehrung und eine tatsächliche Anerkennung, daß der katholische Kult schön ist, Geist und Gemüt zugleich befriedigt.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XV 1, 330 f.

[2] K. Simrock, Die deutschen Volksbücher IV 207. Vgl. ebd. 119. — W. Scherer, Das älteste Faustbuch 223. — Kuno Fischer, Goethes Faust I[4] 219—229. Im Volksbuch wendet sich Faust unmittelbar an Christus selbst.

„So hat aller heidnische Apparat“, sagt Joseph v. Görres[1], „nur zu einer Huldigung der Wahrheit hingeführt; und was der Mund ein ganzes bewegtes Leben hindurch verschwiegen, das hat im Kunstwerke sich verrathen.“ „Göthe hat eingesehen, daß der Faust nicht ohne Kirche zu Ende komme.“ — „Der größte kirchliche Heilige“, meint der Konvertit Georg Friedrich Daumer[2], „könnte diese Stelle geschrieben haben.“ Friedrich Vischer dagegen fühlt sich davon unangenehm berührt: es weht ihm hier zu viel katholische Luft. „Göthes Faust“, sagt er, „noch in ganz anderem Sinne als Dantes Göttliche Komödie, ‚ein Weltgedicht‘, weltfrei, ein stürmendes Drama, den alten Himmel stürmend, der auch Dantes Himmel war, und zugleich gegen veralteten, klassischen Geschmack mit genialen Stößen und Würfen vorstürmend, hat in seinem zweiten Theil gegen seine innerste Natur den Himmel Dantes wieder herabgeholt und mit dem gothischen Zirkel des Florentiners sich abgerundet; wir denken uns diese Art von Vollendung lieber hinweg und kehren, vom Ende zum Anfang umlenkend, zu unserem Motto, zu Fausts eigenem Worte zurück:

> ‚O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
> Empfind' ich nun!‘“[3]

Auch Kuno Fischer anerkennt diese Rückkehr des Dichters zu Dantes Himmel, nimmt sie jedoch freundlicher auf und sucht sie in freierer Auffassung mit seiner eigenen, nichts weniger als katholischen Anschauung in Einklang zu bringen. „Wenn die Natur“, sagt er[4], „sich im Innersten

---

[1] J. v. Görres, Die Wallfahrt nach Trier, Trier 1845, 92 f.

[2] G. Fr. Daumer, Meine Conversion, Mainz 1859, 127. Vgl. S. 118—136. „Dieß alles“, schließt er seine Ausführungen über Goethe, „bestärkt mich in der Meinung, daß der Katholik und katholische Mystiker tief in diesem Mann stak und daß ihn nur Zeitumstände und äußere Verhältnisse abgehalten haben, dieß noch förmlicher und evidenter, als er gethan, an den Tag zu legen.“

[3] Fr. Vischer, Göthes Faust 368. — Anknüpfend an Vischers Polemik gegen die „stockkatholischen Bilder“ (S. 340), bemerkt E. Possart (Ueber die Gesamtaufführung des Goetheschen Faust an der Münchener Hofbühne[3], München 1895, 37 Anmerk.): „Ich möchte dieser Anschauung zuvörderst entgegenhalten, daß Goethe durch die gesamte Konzeption des Dramas in die Notwendigkeit versetzt war, das Ende desselben mit dem Anfange zu verbinden. Wie hätte das folgerichtiger geschehen können, als auf der Basis der christlichen Glaubenslehre des Mittelalters, auf dessen Boden Faust von vornherein gestellt ist. Die katholische Lehre von der Fürbitte der Heiligen, welche Goethe benutzte, um die Rettung der Seele Fausts und ihre Befreiung von den letzten irdischen Schlacken vor unseren Augen sich vollziehen zu lassen, steht hier durchaus in Harmonie nicht nur mit der stockkatholischen, sondern mit der allgemeinen christlichen Vorstellung, nach welcher wir neben unserer eigenen, nach ewigen Gütern strebenden Thätigkeit auch die göttliche Gnade, die Hilfe von oben nötig haben, um zur Erlösung zu gelangen.“

[4] Kuno Fischer, Goethes Faust I[4] 81 f.

des Menschen vollendet, so ist der Magie ein Trieb eingeboren, der in der Mystik sein Ziel und seine Lösung findet[1]. Diese Magie und diese Mystik verhalten sich wie Anfang und Ende des goetheschen Faust. Der Magus im Anfange des Gedichts steht entzückt vor dem Bilde des Weltalls: ‚Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt, welch Schauspiel!‘ Und ungeduldig fährt er fort: ‚Aber ach! ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur?‘ Der mystische Chor am Ende des Gedichtes löst das Rätsel, er schaut in der göttlichen Liebe das enthüllte Mysterium, sinnbildlich dargestellt in der mater gloriosa, wie sie einst der kirchlichen Mystik des Mittelalters in der Franziskanerpoesie vorgeschwebt:

‚Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß,
Das Unbeschreibliche, hier ist's gethan,
Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.‘"

Trotz aller Widersprüche der Dichtung, trotz einzelner Wendungen, die ein katholischer Dichter sich nicht erlaubt haben würde, trotz der sonderbaren Verbindung dieser feierlichen Schlußszene mit der üppig-sinnlichen Gretchentragödie — eines ist in all diesen Zeugnissen anerkannt: Goethe hat hier sowohl den beschränkten heidnischen als den unhaltbaren protestantischen Standpunkt verlassen und über der Natur, über der ganzen Kulturentwicklung des Heidentums, über aller Magie und allem Dämonischen etwas Höheres, Überirdisches anerkannt und es in der Madonna verkörpert[2]. Faust, der stolze Apostat der Reformationszeit — der abergläubische Repräsentant des deutschen Hexenwesens — Faust, der sinnliche Anbeter der altklassischen, in Helena personifizierten Schönheit — Faust, der himmelstürmende Titane der Revolutionszeit, kniet — das ist das Ende — wie auf einem alten Votivbilde zu Füßen Marias, und Gretchen fleht mit drei der größten Büßerinnen des christlichen Altertums, mit Maria Magdalena, mit der Samariterin, mit Maria von Ägypten — gleichsam in Fausts Namen — um Gnade und Barmherzigkeit[3]. Die Strophen dieses Reuegebetes gehören

---

[1] Nach katholischer Anschauung bildet die diabolische Magie den diametralen Gegensatz zur göttlichen Mystik. Vgl. H. Denifle, Das geistliche Leben, Graz 1873, VIII ff.

[2] In Fr. Försters Nachlaß „Kunst und Leben" (herausgeg. von H. Kletke, Berlin 1873) findet sich S. 216 die Mitteilung: „Ich erinnere mich, daß als ich die Vermuthung aussprach, die Schlußscene werde doch wohl in den Himmel verlegt werden, und Mephisto als überwunden vor den Hörern bekennen, daß ‚ein guter Mensch in seines Herzens Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei‘. — Goethe kopfschüttelnd sagte: ‚Das wäre ja Aufklärung. Faust endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker.‘"

[3] Mais tout-à-coup dans le coeur du poète l'instinct vainqueur de la beauté l'emporte sur la haine de la vérité. D'un trait il supprime le libertin, le païen,

zu dem Schönsten, was Goethe gedichtet hat. Christus und sein Erlösungswerk, Marias bevorzugte Stellung als Mutter Gottes, die Fürbitte der Heiligen, die Notwendigkeit von Reue und Buße sind in den innigsten, erhabensten Ausdrücken anerkannt. Alle früheren Dissonanzen scheinen sich harmonisch in den schönsten Feierakkord auflösen zu wollen. Aber kam das dem Dichter wirklich von Herzen? Hat er das Alles in christlichem, katholischem Sinne gedacht?

Das läßt sich schwerlich von einem Manne annehmen, der nicht mehr in positiv christlichem Sinne an die Unsterblichkeit der Seele, an einen eigentlichen Himmel geglaubt hat.

„Wirken wir fort", schrieb der achtundsiebzigjährige Dichtergreis am 19. März 1827 an seinen Freund Zelter[1], „bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu; so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.

„Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen. Verzeih diese abstrusen Ausdrücke! man hat sich aber von jeher in solche Regionen verloren, in solchen Sprecharten sich mitzutheilen versucht, da wo die Vernunft nicht hinreichte und wo man doch die Unvernunft nicht wollte walten lassen."

Als Dichter kam er aber mit dieser abstrusen Monadenlehre nicht aus, und so erklärte er denn eines Tages Eckermann mit Bezug auf die Verse: „Wer immer strebend sich bemüht":

„In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. In Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von Oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. — Uebrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach Oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Inten-

le philantrope; toutes ces ignominies disparaissent comme les monstruosités d'un rêve, et Goethe, à la splendeur du jour, ne garde que le Faust pour qui Marguerite mourante a prié (Louis Veuillot, Le parfum de Rome[2], Paris 1862, I 336).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLII 95.

tionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte."[1]

Das Heidentum ließ den Dichter im Stich, als er seinen Faust den dämonischen Mächten entreißen wollte, und der Protestantismus ließ ihn im Stich, als er der Rettung eine schöne Darstellung zu geben versuchte[2]. So gesellten sich zu Gretchen, Helena, Galatee auch schließlich die drei Büßerinnen und die Madonna. Aus Liebe zur Schönheit ward der Dichter wenigstens ästhetisch katholisch. Der Schritt war schon früher in der Charakteristik des katholischen Gretchens angebahnt, aber zugleich mit jenem trüben Element sinnlicher Liebe verbunden, das die gesamte Dichtung beherrscht. Während Magdalena in reinster seliger Gottesliebe fürbittend auf ihre Buße zurückblickt, denkt Gretchen auch im Himmel nur an ihren Faust, und die ewige Liebe, als das „Ewig-Weibliche" gefaßt, ist nur dazu da, eine sündige Weltliebe endlich im Himmel zur ewigen Ehe zu erheben[3]. Naturalismus und Sinnlichkeit geleiten den Dichter auch in diese mystischen Höhen hinauf, und er zieht ihre Lichtgestalten herab in die trüben Regionen seiner Bühne. Der Kirche unterwirft sich der Dichter nicht. Von den Wahrheiten göttlicher Offenbarung nimmt er auf, was ihm gerade schön dünkt. Und so spielt denn der Katholizismus im „Faust" keine andere Rolle als in unsern modernen Kunstmuseen und Gemäldegalerien, wo neben einer Venus auch allenfalls eine Madonna ihren Platz erhält und neben indischen Götzenbildern und olympischen Göttern auch mittelalterliche Flügelaltäre und Kruzifixe eine Stelle finden[4].

---

[1] Eckermann, Gespräche[3] 400.

[2] „Die eigenthümliche Erlösungslehre des kirchlichen Protestantismus", sagt K. Sell (Goethes Stellung zu Religion und Christentum 76), „ist Goethe immer fremd geblieben. Und es ist schon darum unmöglich, diese Faustdichtung als eine den Geist der Reformation verkörpernde Dichtung zu behandeln."

[3] „Göthe's Religion erscheint als dichterische Neubelebung der antiken Naturansicht, welche das All als die ewige, hervorbringende und erhaltende Mutter verehrt." „Eine mittelalterlich-katholische Färbung der antiken Naturreligion bliebe uns also als letzte Stufe Göthischer Religiosität" (H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur, Leipzig 1841, 309).

[4] „Den Erklärern des goethe'schen Faust hat von je dessen Schlußscene Schwierigkeiten bereitet, die den Naturalismus des Stückes zu guter letzt mit der christlichen Glorie umkleiden möchte; noch ist der Feuerschein des Hüttchens mit der Glocke, das Faust in Brand stecken ließ, nicht verglommen und schon leuchtet die Mandorla der heiligen Jungfrau auf, die ‚Faustens Unsterbliches' zu sich hinanziehen wird. Näher betrachtet tritt jedoch die Scene nicht so sehr aus dem Rahmen des Ganzen heraus: diese Glorie ist selbst naturalistisch; nicht jene Gottesmutter, welcher die Christen das Salve regina singen, sondern das Urweib, das ‚Ewig-weibliche' als Naturtypus, befriedet endlich den Titanen, der es in so vielen irdischen Abbildern leidenschaftlich gesucht hatte. So ist die Schlußscene wohl sakrilegisch, aber nicht stilwidrig; sie ist

Die Dichtung drückt eben hierdurch einen Grundzug der gesamten modernen Kultur aus und hat diesen selbst wieder in weiten Kreisen verstärken helfen: jenen vom Protestantismus und Katholizismus gleich weit entfernten Menschheitskult, der, gegen natürliche und geoffenbarte Wahrheit völlig gleichgültig, alle Erscheinungen der Menschheit in ihrer bunten Entwicklung vom Fetischismus bis zur höchsten christlichen Kultur gleichmäßig in Betracht zieht, bewundert, ehrt, wissenschaftlich aufspeichert und künstlerisch ausnützt. Der Protestantismus bietet groß und besonders künstlerisch angelegten Naturen keine volle Befriedigung. Sind sie zu stolz, sich der katholischen Kirche zu unterwerfen, so suchen sie sich aus dem Vorhandenen ein Christentum eigener Erfindung, eine Religion der Zukunft zu gestalten.

Von allen Literaturhistorikern hat der geistreiche Franzose Taine, selbst ein echter Sohn und Ritter der modernen Kultur, ebenso ungläubig-gläubig wie Goethe, den Faust nach dieser Richtung hin von seinem Standpunkt aus am besten beleuchtet:

„Im Kontakt mit der Wissenschaft ward das Heidentum auf die Anerkennung von Naturkräften zurückgeführt, im Kontakt mit der Moralität ward das Christentum auf die Anbetung des Idealen beschränkt. Um wiederum physische Kräfte zu vergöttern, müßte der Mensch abermals ein gesundes Kind werden, wie in Homers Zeiten. Um wiederum geistige Kräfte zu vergöttern, müßte der Mensch abermals ein kränkliches Kind werden, wie in Dantes Zeiten. Aber er war ein Erwachsener und konnte nicht zu Zivilisationen und Epen zurückkehren, von welchen der Strom seines Denkens und seines Lebens ihn für immer abgewandt hatte. Wie sollte man ihm nun seine Götter zeigen? die modernen Götter? Wie konnte er sie in persönliche und sichtbare Form kleiden, nachdem er sich abgemüht, sie gerade jeder persönlichen und sinnlichen Form zu berauben, und nachdem ihm dies gelungen war? Anstatt die Legende zu verwerfen, nahm Goethe sie wieder auf. Er wählte eine mittelalterliche Legende zu seinem Stoff. Sorgfältig, ängstlich genau zeichnete er alte Volkssitte und alten Volksglauben, die Werkstätte eines Alchimisten, die Beschwörungsbücher eines Zauberers, gewöhnliche Bauern, studentische Wirtshausszenen, einen Hexensabbat auf dem Brocken, eine Messe in der Kirche; man könnte glauben, einen Holzschnitt aus Luthers Zeit vor sich zu haben, kleinlich gewissenhaft ausgeführt: nichts ist übergangen. Himmlische Gestalten erscheinen in geheiligter Stellung nach dem Texte der Schrift, wie in den alten Mysterienspielen: der Herr mit seinen Engeln, dann mit dem

---

die Krönung der Apotheose des auf die Rechte seiner Natur pochenden, autonomen Ich. Goethe's Faust ist die ausgereifte poetische Frucht des unechten Idealismus, wie er sich von so weither vorbereitet hatte. Der Dichter zahlt hier dem Zeitgeiste seinen Tribut, der Geist-eigne dem Tyrannen" (O. Willmann, Geschichte des Idealismus III, Braunschweig 1897, 371 f).

Teufel, welcher sich Erlaubnis holt, Faust zu versuchen, wie er einst Job versucht; der Himmel, wie ihn der hl. Franziskus sich dachte und wie Van Eyck ihn malte, mit Anachoreten, heiligen Frauen und Lehrern — einige in einer Landschaft mit bläulichen Felsen, andere oben in den Lüften, in Chören, eine Schar über der andern, um die verklärte Jungfrau schwebend. Goethe bemüht sich sogar, so orthodox zu erscheinen, daß er zu jeder der Büßerinnen ihren lateinischen Namen und ihr gebührendes Heiligenhäuschen aus der Vulgata setzt. Und eben diese Treue verkündigt ihn als Skeptiker. Wir sehen es: wenn er die alte Welt wieder auferweckt, tut er es als Historiker, nicht als ein Gläubiger. Er ist bloß Christ aus Erinnerung und poetischem Gefühl. Der moderne Geist schäumt in ihm absichtlich über das enge Gefäß, in welches er ihn absichtlich einzuschließen scheint. Der Denker durchdringt sichtlich den Erzähler. Jeden Augenblick eröffnet ein anscheinend unbeabsichtigtes, aber doch berechnetes Wort hinter dem Schleier der Überlieferung philosophische Streiflichter. Was sind denn diese übernatürlichen Wesen — dieser Gott, dieser Mephistopheles, diese Engel? Ihre Substanz löst sich unaufhörlich auf und bildet sich neu, um abwechselnd die Idee, welche sie füllt, zu zeigen oder zu verbergen. Sind es Abstraktionen oder Charaktere? Ist dieser Mephistopheles, dieser Revolutionär, dieser Philosoph, der Voltaires Candide gelesen und zynisch über alle höheren Mächte spottet — ist er etwas anderes als ‚der Geist der Negation'? Sind die Engel, wenigstens im Prolog, etwas anderes als die ideale Intelligenz, welche durch Mitgefühl dazu gelangt, alles zu lieben, und durch Ideen, alles zu verstehen? Was soll man von dieser Gottheit sagen, welche, erst biblisch und persönlich gedacht, nach und nach jede Form verliert, entschwindet, in die Tiefe versinkt und hinter dem Glanze der lebendigen Natur und mystischer Träumerei mit dem unnahbaren Absoluten zusammenschwimmt? So entfaltet sich die ganze Dichtung, Handlung und Charaktere, Menschen und Götter, Altertum und Mittelalter, das Ganze und das Einzelne, stets am Grenzgebiet zweier Welten — die eine sichtbar und gestaltet, die andere geistig und gestaltlos; die eine umfaßt alle äußeren Regungen der Geschichte und des Lebens, all jenen farbenreichen, duftigen Zauber, welchen die Natur über die Oberfläche des Daseins ausgegossen hat; die andere enthält die tiefen Zeugungskräfte und unsichtbaren festen Gesetze, durch welche alle diese lebenden Wesen an das Licht des Tages treten. Endlich sehen wir unsere Götter: wir parodieren sie nicht länger, wie unsere Vorfahren, durch Idole und persönliche Gestalten; wir erkennen sie, wie sie in sich selbst sind, und um sie zu sehen, brauchen wir nicht auf die Poesie zu verzichten oder mit der Vergangenheit zu brechen. Wir bleiben auf unsern Knien vor den Altären, vor welchen die Menschen dreitausend Jahre gebetet haben; wir reißen keine einzige Rose aus den Gewinden, mit welchen sie ihre göttlichen Madonnen

umkränzten; wir blasen keine einzige Kerze aus, welche sie in dichter Menge an ihren Altarstufen aufgestellt; wir betrachten mit Künstlerfreude die kostbaren Altäre, wo sie, zwischen feingearbeiteten Leuchtern, Diamantensonnen, herrlichen Prachtgewändern, die reinsten Schätze ihres Genies und ihres Herzens ausgeschüttet haben. Aber unsere Gedanken dringen weiter als unsere Augen. Für uns wanken in gewissen Augenblicken diese Draperien, dieser Marmor, all dieser Pomp; es ist kein Etwas mehr, sondern es sind bloß schöne Phantome; es löst sich in Rauch auf, und wir entdecken durch denselben und dahinter das ungreifbare Ideal, das diese Pfeiler aufgethürmt, diese Gewölbe mit Glanz erfüllt und jahrhundertelang über der knieenden Menge geschwebt hat.“ [1]

In Goethes Faust kehrt der Geist des 18. Jahrhunderts, der Geist Voltaires und der Enzyklopädisten, nach langer, unbefriedigender Weltfahrt, zweifelsmüde in die verlassenen Kathedralen des Mittelalters zurück, aber nicht um zu beten, nicht um zu glauben, sondern bloß um die dürren Gespenster des Rationalismus loszuwerden und für die Ideale natürlicher Ordnung wieder Poesie und Kunst, herzerfreuende Bilder und Gestalten, Töne und Melodien zu finden [2].

Ein Weltgedicht in wahrem und vollem Sinn ist der „Faust“ eben deshalb nicht geworden. In seinem Himmel fehlt das Allerwichtigste: ein gerechter, heiliger, allweiser Gott, und der Mittler zwischen Gott und den Menschen, das menschgewordene Wort, Jesus Christus; es fehlen die Apostel, die Märtyrer, die Jungfrauen; es fehlt das erhabene Lied derjenigen, die hienieden Leib und Seele makellos jungfräulich bewahrt haben [3]; es fehlt die demütige Unterwerfung des geschaffenen Menschengeistes unter Gottes unendliche Majestät; es fehlt der Triumph Gottes über die Hölle, es fehlt die Strafe des Bösen, die Belohnung der Tugend, die ewige Vergeltung [4]. In die Hölle führt die Dichtung gar nicht, weil der Dichter selbst an keine Hölle glaubt. Seine Walpurgisnacht und klassische Walpurgisnacht

[1] H. A. Taine, History of English Literature. Translated by H. Van Laun, Edinburgh 1874, IV 35—38. — Vgl. auch M. Deutinger, Das Gebiet der dichtenden Kunst (Grundlinien einer positiven Philosophie, 5. Teil; Der Kunstlehre 2. Teil), Regensburg 1846, 579 580—584.

[2] Vgl. Daumer, Meine Conversion 118. — W. Beyschlag, Goethe's Faust in seinem Verhältniß zum Christenthum, Berlin 1877, 87.

[3] Qui cum mulieribus non sunt coinquinati (Apc 14, 4). Der gerade Gegensatz der Andacht zum „Ewig-Weiblichen“!

[4] Es ist daher eine unhaltbare Ansicht, wenn J. E. Frhr v. Grotthuß (Aus deutscher Dämmerung, Stuttgart 1909, 315) meint: „Mit der blutlosen Phrase von Goethes ‚Heidentum‘ sollte endlich aufgeräumt werden. Seine letzte Weisheit mündete in das Christentum. Goethe ist so viel Heide wie Faust, nicht mehr und nicht weniger.“ Faust ist vielmehr ebensowenig Christ wie Goethe.

sind weiter nichts als ein mit faunischem Behagen gezeichnetes Satyrspiel, in dessen nordischen Szenen der vom Protestantismus großgezogene Hexenaberglaube gespenstisch umhergeistert, während es am oberen und unteren Peneios schon erträglich hell ist wie in einem altgriechischen Museum. Der Dichter gesteht am Schlusse ganz offen, daß uns die Aussicht ins Jenseits verrannt sei. Es bleibt also bloß das sichtbare Universum, und auch hier entwickelt sich die Dichtung nicht zum Weltgedicht. Die ganze Weltgeschichte bleibt außerhalb ihres Rahmens. Wie zum Spott auf sie marschiert am Schluß ein Phantasiekaiser auf, der, stets schlecht bei Kasse, sich von Zauberern mit Maskenzügen erlustigen und sein Reich vom Teufel verteidigen läßt — die nichtssagendste und unwürdigste Karikatur der geschichtlichen Tragödie.

An feiner Naturschilderung und besonders Kleinmalerei ist das Gedicht unerschöpflich reich; aber die Naturphilosophie, welche die tausend wirren Gestalten zum Ganzen verbinden sollte, ist ein verschwommener, pantheistischer Traum; beständig mit dem Dämonischen spielend, verscheucht der Dichter das Licht, aus welchem allein eine harmonische Naturbetrachtung hervorgehen kann; skeptisch am Übernatürlichen zweifelnd, zerstört er das Band, das die wirkliche Welt an Gott knüpft. Gleich im Anfang schrumpft der Kosmos des verheißenen Weltgedichts auf den Mikrokosmos zusammen, und dieser erscheint in der beschränktesten Gestalt, in dem auf seine dumpfe Studierstube eingeengten Gelehrten[1]. Es ist Goethe selbst.

Er hat sich in drei Personen zerlegt: den träumerisch-poetischen Faust, der in der Wissenschaft keine Befriedigung findet, deshalb seine Stube verläßt, toll durchs Leben stürmt, alle Freuden und Leiden der Menschheit selbst erfahren will, auch hier sein Streben scheitern sieht und schließlich zum

---

[1] Faust ist kein Weltbild, sondern nur ein beschränktes Zeitbild. Vgl. K. Köstlin, Göthe's Faust, seine Kritiker und Ausleger, Tübingen 1860, 150 ff 165 ff. — „Genau dieselbe Ueberschätzung, welche dem Menschen Goethe und seiner Weltanschauung zutheil wird, begegnet allenthalben dem Künstler. Auch hier hat man sich daran gewöhnt, in ihm eine umfassende Synthese aller künstlerischen Gestaltungskraft zu erblicken, den deutschen Dichter κατ' ἐξοχήν. Wäre dies in der That der Fall, wäre Goethe der größte deutsche Dichter im Sinne wie Aeschylos bei den Griechen, Dante bei den Italienern, Shakespeare bei den Engländern, dann müßte er auch nothwendig das gethan haben, d. h. die ganze spekulative Arbeit ihrer Rasse in ihren wesentlichen Momenten in ein Kunstwerk umschaffen. Allein das hat Goethe nicht vermocht, in weiser Erkenntnis seiner Unfähigkeit hiezu es nur einmal versucht: im Faust. Aber aus diesem einen Versuch ist zur Genüge zu entnehmen, daß hier Goethe nur den Prototypen der Aufklärungszeit zu schaffen vermochte, den er in gewissem Sinn selbst repräsentirte" (L. Ziegler, Goethe und der Typus des germanischen Geistes, in Allgemeine Zeitung 1901, Beil. Nr 180). — Vgl. E. Lichtenberger, Le Faust de Goethe, Essai de critique impersonelle, Paris 1911, 188 ff.

Pessimisten wird; den pedantischen Wagner, der das Weltall wissenschaftlich nach Schablonen zu ordnen versucht und dabei zum komischen Kleinkrämer herabsinkt; den studentisch-frivolen Mephistopheles, Fausts anderes Ich, der in beständiger Selbstironie des Dichters Träume zerstört, seine idealen Aufflüge hemmt, ihn mit allen nichtssagenden Eitelkeiten des Erdendaseins beschäftigt und auf den er alles Unwürdige ablädt, um sich selbst für ideal ansehen zu können. Faust ist der Dichter Goethe, eine herrlich ausgestattete Poetennatur, die aber erst in übermütigem Sinnengenuß und dann in unbedeutendem Hoftreiben ihr Talent vergeudet. Wagner ist der peinlich genaue Sammler Goethe, der den Dichter aktenmäßig registriert und zum Naturforscher erzieht. Mephistopheles ist Voltaire-Goethe, der verneinende, zersetzende, giftige Geist des 18. Jahrhunderts, an welchem des Dichters glänzende Naturanlagen zum Teil Schiffbruch litten.

Viel Handlung boten drei solche Charaktere nicht. Faust hält unendliche Selbstgespräche, disputiert mit Wagner und Mephistopheles, und Mephistopheles verspottet alle beide. Aus allen großen Worten Fausts geht keine einzige große Tat hervor, nicht einmal der Ansatz zu einer solchen. Sobald er ins Leben tritt, stürzt er von der anempfundenen Weltrolle herab und wird der Verführer des ersten besten Mädchens — unter Vermittlung einer Kupplerin. Das versprochene Weltgedicht löst sich in ein Liebesdrama auf, das Liebesdrama geht in eine Kriminalgeschichte über. Mag dieser jähe Sturz auch tragisch sein, kein edlerer Charakter, kein höheres Ideal, keine rettende Tat lichtet das düstere Nachtgemälde. Der zweite Teil „wird ein allegorisch schemenhaftes Product“ [1], das dem Dichter keinen andern Ausweg gestattet, als Faust in trotzigem Unglauben sterben zu lassen und ihn dann in eine Art von katholischem Vorhimmel zu versetzen. Nicht einmal in Bezug auf dämonische Mystik eröffnet der „Faust“ einen wahrhaft universellen und tiefgehenden Ausblick.

„Die Dichtung“, sagt Joseph v. Görres [2], „ist ein großartiger Versuch, den Zauberglauben aller Zeiten, wie ihn die gegenwärtige Zeit versteht, zur poetischen Anschauung zu bringen; weil aber dieß Verständniß nur ein zeitlich beschränktes ist, und es beim Ignoriren und gänzlichen Ausschließen des Gegensatzes ohnmöglich zu einem irgend befriedigenden Ende gebracht werden konnte; darum ist sie immer nur ein Sang des großen Zauberliedes: der Sang des achtzehnten, kritisch- und speculativ-poetischen Jahrhunderts.“

Daß der „Faust“ nichtsdestoweniger in den weitesten Kreisen als das größte philosophische Weltgedicht aufgenommen wurde, dankt er einerseits

[1] D. Fr. Strauß, Der alte und der neue Glaube⁶, Bonn 1877, 209.
[2] J. v. Görres, Mystik III 128 f.

dem magischen Dunkel, welches hier die wichtigsten Fragen umhüllt, anderseits der religiösen Verschwommenheit, die seit der Revolution in immer steigendem Maße Deutschland beherrschte. Gläubige Protestanten hefteten sich an das Lied der Erzengel und deuteten sich die Dichtungen in christlichem Sinn; Katholiken glaubten in einzelnen Szenen, namentlich im Schluß, eine Annäherung, ja eine widerwillige Huldigung an die Kirche zu finden; Pantheisten der verschiedensten Systeme nahmen „Faust" in ihrem Sinn und sahen in ihm den poetischen Typus des deutschen philosophischen Geistes [1]. Auch der Christusleugner David Friedrich Strauß fand, nachdem er offen sich zum Materialismus bekannt hatte, im „Faust" die höchste und universellste Leistung aller Poesie:

„Er ist unser deutsches Centralgedicht, erwachsen aus der innersten Eigentümlichkeit des germanischen Geistes, der großartigste und gelungenste Versuch, das Welt- und Lebensräthsel poetisch zu lösen, eine Dichtung, deren gleichen, an Tiefsinn und Ideenfülle, zu den naiv-lebensvollsten Bildern ausgestaltet, keine andere Nation aufzuweisen hat." [2]

Je weiter seither die religiöse Zersetzung fortgeschritten ist, desto mehr hat sich das Studium, die Bewunderung, die Verehrung des Gedichtes ausgebreitet. Für weite Kreise vertritt es die Stelle der Evangelien. In der Form eines Mysterienspiels wurde es auf den größten Bühnen aufgeführt, wobei der zweite Teil, durch Szenerie, Musik und Ballett zur buntesten Oper aufgestutzt, nicht weniger fesselte als der erste [3]. Es ist Goethes gelesenstes

---

[1] „Eigentlich waren es zuerst die Philosophenschulen, die gerade den Faust in den Brennpunkt des Goethischen Dichtens rückten. Schon Schelling berief sich auf ihn in seinen Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums; Schelling fand im Faust jene lebendigere Anschauung der Natur, die seine eigene Naturphilosophie erstrebte. Hegel gehörte zu Goethe's innigsten Bewunderern und liebte es, Stellen aus Goethes Dichtungen zu citiren; und so ward es Dogma in der Hegel'schen Schule, Goethes Dichtung und Hegels Philosophie für eins zu halten. Natürlich mußte der metaphysische Gedanke des Faust die Blicke der Schule vor allen Dingen an sich ziehen. Aus Faust redete nun der heilige Geist selbst, er wurde spekulativ gedeutet und umgedeutet" (Aus Victor Hehns Vorlesungen über Goethe, in Goethe-Jahrbuch XV 138).

[2] D. Fr. Strauß a. a. O. 209.

[3] Schon Eckermann sagt im Vorbericht zur 1. Abteilung des von ihm als Trilogie geplanten 2. Teils von Goethes Faust („Goethes Faust am Hofe des Kaisers"): „Hier ist Comödie, Tragödie, Oper, Ballet ꝛc., alles in Einem" (Fr. Tewes, J. P. Eckermann, Goethes Faust am Hofe des Kaisers 5 f.) — Vgl. O. Devrient, Goethe's Faust als Mysterium, Karlsruhe 1881. — W. Creizenach, Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust, Frankfurt 1881. — K. J. Schröer, Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburg-Theater, Heilbronn 1883. — Fr. Meyer von Waldeck, Faust-Aufführungen, in Magazin für Literatur des In- und Auslandes 1883, Nr 6 und 7. — Ch. Fr. Gounod, Faust, Paris 1884. — E. Possart, Ueber die Gesammtaufführung des Goetheschen Faust an der Münchener Hof-

und verbreitetstes Werk. In englischer Sprache sind ungefähr 40 Übertragungen erschienen[1], der erste Teil des Faust ist 21mal ins Französische übersetzt[2]. Dutzende von Sprüchen daraus sind Volkseigentum geworden. Kein Mädchen ist so unbedeutend, daß es nicht meinte, in Gretchen sich selbst wiederfinden zu können; kein Professor und Student so anspruchslos, daß er sich nicht für einen zweiten Faust glaubte halten zu dürfen. Mephistopheles plagt alle, und an Wagnern war in Deutschland niemals Mangel.

So echt volkstümlich aber auch die Dichtung in ihren Hauptgestalten, in Wort und Vers, Ton und Stimmung, in ihrer heitern Spruchweisheit und in ihren bunten Phantasien ist: so ist sie in ihrer Ganzheit doch mehr verführerisch und betörend als belehrend und veredelnd; sie zeigt den Weg in den Irrtum und in die Sünde hinein, aber nicht wieder hinaus; sie mischt Glauben und Unglauben, Wahrheit und Irrtum, Sitte und Unsittlichkeit, Göttliches und Dämonisches in so verhängnisvoller Weise, daß sie unendlich mehr Unheil als Segen gestiftet hat. Von den großen Rätseln des Lebens und der Welt löst sie kein einziges, weder philosophisch noch poetisch[3]. Sie stellt vielmehr alles in Frage, was Gott durch positive

---

bühne². — G. Weißstein, Goethes Faust im Schiller-Theater, in National-Zeitung 1900, Nr 507 602. — G. Witkowski, Goethes „Faust" auf dem deutschen Theater, in Bühne und Welt, 4. Jahrg. (1901—1902) Nr 1—3. — A. Tille, Goethes Faust auf der deutschen Bühne, in Zeitschrift für Bücherfreunde, 5. Jahrg. (1901—1902) II 12—25. — (E. Claar), Goethes „Faust" (zweiter Teil) im Frankfurter Schauspielhaus, in Frankfurter Zeitung, 49. Jahrg., Nr 12, 1. Morgenbl. (12. Januar 1905). — O. Pniower, Goethes Faust auf der Bühne, im Tag 1906, Nr 636. — E. Kilian, Zur Gesammtaufführung von Goethes Faust, in Allgemeine Zeitung 1906, Nr 202. — Ebd., Goethes Faust auf der Bühne, München und Leipzig 1907. — E. Weichardt, „Faust" im Theater (Ueber Witkowskis Bühneneinrichtung im Leipziger Neuen Theater), in Frankfurter Zeitung, 51. Jahrg., Nr 87, 4. Morgenbl. (28. März 1907). — K. Storck, Goethes „Faust" auf der Bühne, im Türmer, 10. Jahrg. (1908), Heft 9. — E. F. Wiegand, Die Zürcher „Faust"-Einrichtung, in Frankfurter Zeitung, 54. Jahrg., Nr 248, 2. Morgenbl. (7. September 1909). — Calvin Thomas, The Complete „Faust" on the German Stage, in The Nation LXII (New York 1896) Nr 1609, 340—342.

[1] Vgl. F. Oswald, Goethe in England and America, in Die neueren Sprachen VII, Marburg 1899—1900, 335—343. — W. Heinemann, Goethes Faust in England und Amerika. Bibliographische Zusammenstellung, Berlin 1886. — Lina Baumann, Die englischen Uebersetzungen von Goethes Faust, Halle 1907.

[2] Zu Martha Langkavel, Die französischen Uebertragungen von Goethes Faust, Straßburg 1902, vgl. A. Kippenberg, Langkavel: Die französischen Uebertragungen von Goethes Faust (1902), in Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte IV (1904) 4. Heft. — Vgl. auch G. Süpfle, Französische Faustübersetzungen, in Allgemeine Zeitung 1903, Beil. Nr 76.

[3] Il Faust, sagt Carducci, tornando alla leggenda del Rinascimento rappresenta nell' idea moderna l'angoscia, per dir così, metafisica del non potere

Offenbarung längst gelehrt und entschieden hat. Aus dem Wirrsal dämonischen Truges und menschlicher Leidenschaft heraus gibt es nur einen Weg; für den wahrheitsdurstigen Geist des Menschen gibt es nur einen Lehrer der Wahrheit; für Individuum und Menschheit gibt es nur einen Führer zum Leben, der alle Welt- und Lebensrätsel löst: es ist derjenige, an dessen Auferstehung Faust nicht mehr glaubt und den der Heide Goethe sein ganzes Leben lang offen und versteckt bekämpft hat — es ist derjenige, der gesagt hat und allein sagen konnte:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“

---

strappare alla sfinge dell' universo il perchè dell' esistenza, poichè la scienza cattedratica satisfa solamente i Wagner (C. F[asola], La letteratura tedesca nelle opere di G. Carducci, in Rivista mensile di letteratura tedesca, Anno I, Nr 3, Firenze 1907, 92).

Schlußwort.

„Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen.“

(v. Biedermann, Goethes Gespräche IV[2] 410.)

Als Dichter und Schriftsteller ist Goethe die glänzendste Erscheinung der gesamten neueren Literatur. In weit höherem Grade als Voltaire ververeinigt er in sich alle jene schillernden Eigenschaften, welche er an diesem Geistesführer des 18. Jahrhunderts hervorhob, dazu ein deutsches Gemüt und wenigstens etwas von jener Tiefe und jenem Ernst, welcher dem deutschen Volksgeist eignet. Von ihm selbst gilt, was er zusammenfassend über Voltaire bemerkt: „Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt."[1] Er ist für das 19. Jahrhundert und darüber hinaus das geworden, was Voltaire für das 18. war, ein tonangebender Führer nach allen Richtungen seines Geisteslebens hin, ein Inbegriff seiner geistigen Errungenschaften, der Höhepunkt seiner äußeren Weltbildung und darum sein Abgott.

Weit schwieriger als bei Voltaire ist es bei Goethe, den Schein vom Gehalt, die Spreu vom Weizen, das Gute vom Schlechten zu sondern. Des Guten ist weit mehr vorhanden, der Gehalt ist tiefer, und die Form — das eigentliche Geheimnis des poetischen Zauberers — verknüpft das Gute und Böse oft zu einem scheinbar untrennbaren Ganzen.

Obwohl ganz in jener Zeit und Bildung aufgewachsen, welche Voltaire und die Enzyklopädisten mit ihrem Einfluß beherrschten, nahm Goethe den eigentlichen Grundzug Voltaires, seinen dämonischen Haß gegen Offenbarung und Christentum, seine restlos verneinende, zerstörende Richtung, seinen ätzenden Spott und Hohn auf alles Hohe und Heilige, nur in beschränktem Maße in sich auf, ja machte innerhalb gewisser Grenzen Front dagegen und leitete die Weiterentwicklung der revolutionären und enzyklopädistischen Ideen in ruhigere Bahnen. Aber gerade hierdurch hat er eine entschiedene, folgerichtige Ablehnung derselben in Deutschland verhindert und eine Kultur hervorgerufen, die, wenn auch weniger schroff, doch dem Christentum abgewandt blieb und sich immer weiter davon entfernte[2].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XLV 216.

[2] Sa philosophie est en apparence le contraire de celle de Voltaire ; dans la réalité elle en est la conséquence. Il n'exclut rien. Il admet jusqu'au moindre fantôme ; et cette universalité de la croyance est en même temps l'universalité du scepticisme, et de cette affirmation sans borne naît l'absolue négation (E. Quinet, Allemagne et Italie I, Paris 1839, 277).

Goethes Verdienste liegen wesentlich auf dem Gebiete deutscher Literatur und Sprache. Er hat unserer neueren deutschen Nationalliteratur, als sie bereits begründet und nach manchen Seiten hin ausgebaut war, ihre letzte klassische Vollendung gegeben. Er ist nicht der einzige, nicht in jeder Hinsicht der größte, aber doch der vielseitigste der deutschen Klassiker. Er ist den altgriechischen Vorbildern in Sprache, Stil, Form am nächsten gekommen; er hat das eigentlich deutsche Volkselement in Prosa und Poesie am glücklichsten erneuert; er hat aus fast allen Literaturgebieten Stoffe und Formen an sich gezogen und sie mit deutschem Geiste vermählt. Er ist unbedingt der größte Dichtergenius unserer neueren Literatur. Seine Schriften bieten nicht nur vollendete Muster der Form in jeder Dichtungsart, sondern auch die reichsten und mannigfachsten Vorbilder des Prosastils, die deutsche Sprache in ihrer höchsten Fülle, Reinheit und Schönheit. Diese Formvollendung war nicht die bloße Wirkung seiner glänzenden Naturanlagen, sondern ebensosehr eines echt künstlerischen Strebens.

Einen stetigen Fortschritt bis zum Ende erreichte er nicht. Wie bei andern machte die schöpferische Dichterphantasie die naturgemäßen Phasen durch: die verschwenderische Fülle der Jugend, die Reife der Mannheit, das Sinken des Greisenalters. Von Werther geht es aufwärts zu Wilhelm Meisters Lehrjahren und zu den Wahlverwandtschaften, dann abwärts zu den Wanderjahren. Der Dramatiker steigt von dem wilden, ungeschlachten Götz zu der fast übervollendeten Iphigenie und zum Tasso empor, dann herab zu der abgezirkelten Eugenie, zu Übersetzungen und Fragmenten. Faust vereinigt alle drei Epochen: die wilde Glut der Sturm- und Drangperiode, die marmorglatte Vollendung der klassischen Höhe, die Geheimnistuerei, den testamentarischen Sammelfleiß und die schwankende Unentschiedenheit des Greises. Aber nach Weiterentwicklung der schönen Form strebte Goethe bis zum letzten Augenblick: noch die spätesten Teile des Faust sind voll der herrlichsten Verse.

Zweifelhafter sind Goethes Verdienste um die Kunst. Er hat zwar auf diesem Gebiete sehr anregend gewirkt; aber er besaß weder sicheres Urteil noch umfassende Kenntnisse und hat darum der Entwicklung der deutschen Kunst im ganzen kaum weniger geschadet als genützt.

Die deutsche Naturwissenschaft hat sich ziemlich unabhängig von Goethe entwickelt. Ihm gebührt indessen das unbestreitbare Lob, sie durch sein Beispiel, sein Interesse und sein Ansehen vielfach gefördert zu haben. Indem er die Natur poetisch aufzufassen versuchte, entzog er sie einer rein materialistischen Anschauungsweise und rückte sie der philosophischen Betrachtung wieder näher.

So sehr auch Goethes wirkliche Verdienste Anerkennung heischen, so darf man doch das Lob nicht übertreiben, wie es nur zu oft geschieht. Seine

glänzenden Geistesanlagen, seine Körperkraft und sein langes Leben, seine günstigen Lebensverhältnisse, das waren Gaben, die außerhalb seines Verdienstes lagen. Er verwertete sie jahrelang nur in geringem Maße oder verschwendete sie an unbedeutende Ziele. Die Begründung und erste Gestaltung der neueren klassischen Literatur ist nicht sein Werk. Die mühsame, schwierige Pionierarbeit haben andere, vorab Klopstock und seine Schüler, Wieland, Lessing und Herder, geleistet. Die bedeutendsten und fruchtbarsten Impulse erhielt Goethe selbst von Herder. Auch untergeordnete Talente, wie Lavater und Merck, haben mächtig auf ihn eingewirkt, Lenz, Klinger und die übrigen Sturm- und Drangpoeten ihn wesentlich gefördert, Wieland und Knebel seine Tätigkeit bis ans Ende anregend begleitet. Als er im Hof- und Geschäftsleben von Weimar fast der Prosa anheimfiel, rief ihn Schiller in das Reich der Poesie zurück, und dem anregenden Verkehr mit ihm verdankt Goethe großenteils seine zweite Blütenperiode. Noch vor deren Abschluß eröffneten die Romantiker den Blick in die gesamte Weltliteratur. Goethe konnte zum nicht geringen Teil schon gereifte Früchte ernten. Sein Ruhm als Kunstforscher und Archäologe ruht vielfach auf Johann Heinrich Meyers Kenntnissen, und soweit er die christliche Kunst betrifft, auf den Mitteilungen Boisserées. Seine naturwissenschaftlichen Arbeiten waren von einer ganzen Schar dienstbarer Geister bedingt, die er, als Günstling des Herzogs, als Minister und Präsident der Oberaufsicht zur Verfügung hatte, wie von einer Menge von Gelehrten, die er in seinen Dienst zu ziehen wußte. Dafür, daß das weimarische Staatsschiff unter seiner Leitung nicht strandete, sorgten Schmidt, Voigt, Fritsch, Gersdorff und andere erprobte Leute. Die Hauptlast der Theaterverwaltung trugen Kirms, Vulpius und andere Subalterne. Novitäten lieferten erst Iffland und Kotzebue; ihren idealen Aufschwung erhielt die Weimarer Bühne durch Schiller. Schiller organisierte die Horen, die Xenien und den Musenalmanach. Iffland ermöglichte es Goethe, durch seinen Epimenides die Scharte auszuwetzen, die er sich durch seinen Mangel an Patriotismus zugezogen hatte; Alexander v. Humboldt war artig genug, die Geologie des ihm befreundeten Dichters nicht auf eine ernstere, wissenschaftliche Probe zu stellen. Durch sein Verhältnis zu Jena kam Goethe nicht bloß der Ruf der Romantiker, sondern auch jener der deutschen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel zu gute. Er war nicht, wie Schelling meinte, ein Pharos, der ganz Deutschland mit seinem eigenen Licht erleuchtete, sondern nach Lytton Bulwers richtigerem Vergleich ein großer Refraktor, der von überall her Licht empfing, und es, allerdings verstärkt und vereinigt, dann weithin in die Ferne sandte[1].

---

[1] Bulwer, Caxtonia. Tauchnitz Collection, Vol. 693, II 233 f. — „Was bin ich denn selbst", sagte er vier Wochen vor seinem Tode, „was habe ich geleistet? Alles, was

Seine zahlreichen Werke sind das Denkmal eines großen Fleißes, eines vielseitigen Wissens, eines unerschöpflich reichen Dichtergeistes. Sie enthalten die schönsten Muster der Form, der Darstellung, des Stils, der Sprache in allen Arten von Poesie und Prosa. Nur in der dramatischen Poesie hat ihn Schiller entschieden überflügelt. Wer sich indessen nicht vom Glanze des Namens Goethe blenden lassen will, der wird finden, daß diese Werke von höchst ungleichem Werte sind.

Ganze Bände füllen Übersetzungen: Cellini, Rameaus Neffe, Diderot über die Farben, Johannes v. Müllers Rede auf Friedrich II., Frau v. Staëls Versuch über die Dichtungen. Die übertragenen Werke sind weder von hohem Belang noch musterhaft verdeutscht.

Die naturwissenschaftlichen Schriften nötigen unbedingt Bewunderung ab, wenn man bedenkt, daß ein phantasievoller Dichter ohne fachmännische Schulung sie geschrieben; sie überraschen durch die Menge von Beobachtungen und Experimenten, die wir hier bis in die kleinsten Einzelheiten aufs anschaulichste verzeichnet finden. Aber Goethe fehlte es nicht nur an genügender theoretischer Vorbildung, sondern auch an den erforderlichen Instrumenten; seine wissenschaftlichen Arbeiten wurden daher schon zu seiner Zeit von den Fachleuten zumeist abgelehnt und besitzen heute mit Ausnahme der „Morphologie“ nur noch geschichtlichen Wert [1].

Goethes Kunstaufsätze sind größtenteils von der heutigen Kunstwissenschaft überholt; seine Aufsätze zur Literatur enthalten viele geistreiche, kritische und ästhetische Bemerkungen, aber sie gehören der Vergangenheit an und bieten fast nur literaturgeschichtliche Bruchstücke. Die Frankfurter Rezensionen sind wenig bedeutend, die späteren atmen eine vornehme Gönnerschaft; eine gediegene objektive Kritik enthalten auch sie nicht. Die biographischen Schriften über Winckelmann und Hackert vermögen nur durch den Stil zu fesseln:

---

ich gesehen, gehört und beobachtet, habe ich gesammelt und ausgenutzt. Meine Werke sind von unzähligen verschiedenen Individuen genährt worden, von Ignoranten und Weisen, Leuten von Geist und von Dummköpfen; die Kindheit, das reife und das Greisenalter, alle haben mir ihre Gedanken entgegengebracht, ihre Fähigkeiten, Hoffnungen und Lebensansichten; ich habe oft geerntet, was andere gesät haben, mein Werk ist das eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt“ (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Soret 146 [bisher ungedruckt]).

[1] Wer Goethe nach Gebühr würdigen wolle, sagt J. H. F. Kohlbrugge (Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher, Würzburg 1913, 53), tue wohl daran, seine menschliche Eitelkeit, auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaft eine führende Rolle spielen zu wollen, stillschweigend zu übersehen. „Er lese seine naturwissenschaftlichen Studien nicht als Werke der Wissenschaft, sondern als solche, in denen Kunst, Ästhetik, innige Liebe zur Natur, ernsthafte Beobachtung, Kenntnis der Natur zusammengeschmolzen und in eine Form gegossen sind, die von dem großen Meister zeugt.“

Hackert war ein unbedeutender Maler; der große Kunstforscher aber ist durchaus unzureichend, teilweise unrichtig dargestellt.

Der wirklich klassischen Prosaschriften sind im Grunde nicht viele: die drei Romane Werthers Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahre, die Wahlverwandtschaften — dann die Novelle und die Novellensammlung: Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter — endlich die selbstbiographischen Schriften: Dichtung und Wahrheit, die italienische Reise, die Schweizerreisen, die Reisen am Rhein und Main, die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz. Die Annalen sind bloße Skizzen und Bruchstücke, die Wanderjahre kein einheitliches Kunstwerk.

Die Prosasprüche Goethes, die einen reichen Schatz von geistreichen Ideen und Bemerkungen vereinigen[1], wurden erst nach seinem Tode gesammelt. Sie enthalten nach seiner eigenen Bemerkung „Eigenes und Fremdes", und das Eigene ist gar oft angeeignet.

Wenn auch ein Torso, ein Bruchstück schon die Meisterhand verraten kann, so zeigt sich doch die volle Hervorbringungskraft, das Genie und der Fleiß des Künstlers im vollendeten, abgerundeten Meisterwerk. Bei Calderon und Shakespeare braucht man keine Fragmente zu sammeln: die völlig abgeschlossenen, durchgeführten Kunstwerke füllen eine ganze Reihe von Bänden. Bei Goethe ist es nicht so. Das Kleine und Fragmentarische nimmt ebenso viel, ja bedenklich mehr Raum ein als das Große, Bedeutende. Da ist eine ganze Reihe von Dramen, die Goethe schreiben wollte, aber nicht geschrieben hat: Der ewige Jude, Mahomet, Prometheus, Nausikaa, Elpenor, Die Aufgeregten, Das Mädchen von Oberkirch usw. Auch Pandora ist nur Fragment und die Natürliche Tochter die Einleitung zu zwei andern Stücken, die im Schema erstickten. Da sind zahlreiche Prologe, Epiloge, Theaterreden, Maskenzüge — die Kleinigkeiten tragen das Gepräge eines genialen Dichters, aber schließlich sind es doch nur Kleinigkeiten. Die burlesken Satyrspiele und Farcen der Geniezeit, die in Italien ausgeglätteten Singspielchen erheben sich wenig über dieses Niveau. Der Groß-Cophta und der Bürgergeneral sind Mittelmäßigkeiten. Auch Stella und Clavigo sind keine Schöpfungen eines Genius. Egmont ist eher eine Liebesgeschichte als eine historische Tragödie, Götz bei aller Genialität der Anlage und Ausführung und trotz seines tiefen literaturgeschichtlichen Einflusses eine verfehlte Nachahmung Shakespeares. Schon die drei Bearbeitungen zeigen die innere Schwäche der Tragödie. Mahomet und Tancred sind Voltaires, nicht Goethes Eigentum. Wirklich großartige, geistig bedeutende, künstlerisch vollendete dramatische Werke hat Goethe in den 60 Jahren seiner Dichterlaufbahn nur drei geschrieben: Iphigenie, Tasso, Faust.

---

[1] Vgl. Karl Lucae, Zur Goetheforschung der Gegenwart. Rede, Marburg 1878, 17—23.

Von den größeren epischen Werken ward nur eines vollendet: Hermann und Dorothea. Reineke Fuchs ist eine Bearbeitung, kein Originalwerk, die Achilleis ein Bruchstück. Die Elegien, die Epigramme und Sprüche, der Westöstliche Divan, die Balladen und die lyrischen Gedichte enthalten überaus kostbare Proben von vollendeter poetischer Schönheit. Aber ein Drittel von Goethes Lyrik bilden Gelegenheitsgedichte, weit über ein Drittel Liebesgedichte. Der Divan besteht weit über die Hälfte wieder aus Liebesgedichten. Stellt man einerseits das Didaktische, anderseits die Liebespoesie zusammen, so bleibt für Gott, Welt, Vaterland, Kunst, Geschichte, überhaupt alles Ideale, sehr wenig übrig.

An Schönheit der Form übertrifft Goethe nicht bloß in seiner Lyrik und in seinen größeren Werken, sondern oft in seinen geringsten Fragmenten alle übrigen deutschen Dichter. Was er mit seinem Zauberstab berührt, das wird schön. Hierin zeigt sich sein Genius — und nicht nur sein Genius, sondern auch der Fleiß des echten Künstlers. Er wurde sein ganzes Leben lang nicht müde, die Schönheit der Form wie ein Juwel zu schätzen, zu pflegen und weiterzubilden. Wäre die schöne Form das Höchste in Kunst und Leben, so müßte Goethe, trotz seiner vielen unvollendeten Pläne, wirklich als ein Ideal deutscher Bildung betrachtet werden. Kunst und Leben heischen aber mehr: sie verlangen als Seele der schönen Form Wahrheit und sittliche Güte.

Hier liegt nun der schwache Punkt in Goethes gesamter Dichtung und schriftstellerischer Tätigkeit. Das beherrschende Grundprinzip des glänzend begabten Dichters ist keine vom Himmel stammende und gen Himmel strebende Inspiration, es sind nicht die christlichen Ideale [1], sondern der mächtige Eros des heidnischen Altertums, eine um das Ewige und Göttliche unbekümmerte Lebenslust und Genußsucht, die sinnliche Liebe in ihrem vollen Frühlingszauber und Jugendreiz, wie in dem zerstörenden Sturm und der öden Zerrissenheit, die sie nach kurzem Genuß im Menschenherzen zurückläßt [2].

Goethes Lyrik ist bis auf einen geringen Bruchteil im Grundton nur ein Liebeslied, das in allen Akkorden, Melodien und Tonstufen die verschiedenen Phasen, Glück und Unglück der Liebe besingt. Die Elegien führen

---

[1] Selbst sein Bewunderer Lytton Bulwer sieht sich zu dem Geständnis gedrängt, daß Goethe Tugend und Laster zu gleichgültig aufgefaßt habe, wie bloße Farben für seine Künstlerpalette. This want of indignation for the bad, this want of enthusiasm for the good, and this want of worship for the heroic, have been much dwelt upon by his adversaries or depreciators, and the charge is not without some foundation, when confined to him as artist (Caxtonia a. a. O. 232).

[2] Schwärmerische Verehrer Goethes sprechen hier von einer „übermoralischen Moral". Vgl. G. Simmel, Kant und Goethe, in Allgemeine Zeitung 1899, Beil. Nr 127.

das Thema bis an die Grenzen, wo der Realismus schön zu sein aufhört, das Tagebuch und die Walpurgisnacht noch weit darüber hinaus. Die Romane behandeln denselben Vorwurf in weiterem Rahmen. Glühende Liebessucht, Liebeslust und Liebesleid — eine Weiber-Männer-Atmosphäre, nach Friedrich Vischers Ausdruck — schwebt drückend schwül über allen. Der Faust ist schwer von derselben Luft gesättigt; denn Gretchen und Helena sind es schließlich, um die sich des Titanen ganzes Sinnen und Trachten dreht. Tasso ist ein Liebesschwärmer wie Faust und Werther. Selbst das Epos Hermann und Dorothea ist von jener Liebesatmosphäre nicht unberührt geblieben. Unter Goethes Hand gestaltet sich der Götz schließlich zum Ehebruchsdrama, Egmont zur Liebestragödie, Achilles selbst zum verliebten Schwärmer. Im Groß-Cophta wird eine Verführung, in der Stella die Bigamie breit ausgemalt, in der Pandora die Schwärmerei eines verliebten Greises gefeiert. In den fastnachtsmäßigen Jugendspäßen macht sich des Dichters Leidenschaft in derben Anspielungen Luft, in den Singspielen wiegt sie sich in reizenden Duetten, in der Marienbader Elegie und im Schlusse des Faust versucht sie sich auch noch sehnsüchtig in den Himmel hineinzuliebeln.

Die Dichtkunst erheischt, wie die meisten andern Künste, ihrem Wesen nach ein leicht erregbares Naturell, eine lebhafte Phantasie, eine lebendige Empfänglichkeit für alles sinnlich Schöne. Dichterische Gemüter neigen zur Liebe hin, wie Verliebte von selbst poetisch zu werden pflegen. Unter den Dichtern hat die Literaturgeschichte verhältnismäßig wenige aufzuweisen, denen die Liebe nicht irgend einen Streich gespielt oder die sie nicht in kleinere oder größere Verirrungen hineingerissen hätte. Deshalb pflegt man gegen Dichter in diesem Punkte eine gewisse Nachsicht zu üben und sie nicht nach dem strengen Maßstab zu messen, nach welchem man ernstere, nüchterne Charaktere bemißt: nicht als ob für sie ein anderes Sittengesetz gälte, sondern weil in ihrem Naturell und in ihrer Kunst selbst ein gewisser Milderungsgrund der Schuld liegt. Handelte es sich bei Goethe nur um eine oder die andere derartige Verirrung, so wäre es gewiß unbillig, nicht auch gegen ihn jene Nachsicht walten zu lassen, die man andern Dichtern zugesteht. Aber bei ihm ist die Verirrung nahezu permanent geworden. Er hat sie zum Prinzip, zum System erhoben. Mitten in einer christlichen Gesellschaft hat er sich offen zum Heidentum bekannt und ebenso offen nach dessen Grundsätzen sein Leben eingerichtet. Wie seine Briefwechsel und die Zeugnisse anderer ausweisen, ist der größere Teil seiner Poesie aus leichtfertigen oder selbst unmoralischen Liebesverhältnissen erwachsen: er hat zum öffentlichen Ärgernis die Ehe viele Jahre lang verschmäht, mit den Herzen von Frauen und Mädchen gespielt, keiner wahre Treue bewahrt, bis ins höchste Alter hinein immer neue junge Mädchen an sich gezogen und besungen und in Dichtungen wie in seinen Prosa-

schriften und Briefen, in seinen Natur- und Kunststudien ein solches Behagen an wollüstigem Sensualismus an den Tag gelegt, wie es kein charaktervoller Mann nach christlichen Grundsätzen zu entschuldigen vermag[1]. Schon Gelzer hat deshalb in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts diese Grundrichtung Goethes als einen „Fluch der Literatur“ bezeichnet und mit Unwillen und Kummer zurückgewiesen[2]. Trotz der seither üppig emporgewucherten Goetheverehrung hat später ein anderer wackerer Protestant in einer der ersten Zeitschriften Nordamerikas dieses Urteil erneuert:

„Nur auf den cynischen, französischen Grundsatz hin, der kaum vor unsrer Generation in diesem Lande geflüstert wurde, daß ‚die Frau keine ungeschriebenen Rechte habe, die der Mann zu achten verpflichtet sei‘ — kann Goethe als Mensch irgend welche Vertheidigung finden. Zu allen Zeiten haben sich die großen Dichter der Religion angeschlossen, indem sie die Treue als wesentliche Tugend der Liebe anerkannten. Dieses Gefühl

---

[1] On the sole testimony of his autobiography and of his writings, we gather, that he was irreligious; that he, systematically, for sixty years, trifled with the affections of women, and then left them cruelly in the lurch; that from his early youth he mingled in certain companies and in certain transactions which are utterly incompatible with purity and uprightness of character, and in short, that he can have no claim to be a model man in a Christian country (J. Rikkaby, in The Month XXVIII, London 1876, 281).

[2] H. Gelzer, Die deutsche poetische Literatur, Leipzig 1841, 280 f. — In spite of all that wise critics have said to the contrary, I have always contended that Goethe, so far from being an „Art for Art“ philosopher, was permeated through and through with the self-consciousness of a hunting nonmoral Morality. It was he who first among moderns began to analyze and to dissect his own sensations, and to reduce his heart-beats to a science. In his case, however, it was a strong and healthy man condescending to that self-analysis which, in less vigorous natures, develops into anaemia and vainglory. The result was to be found less in the giant himself than in his numerous literary progenity — a tainted and exhausted breed still lingering among us, chiefly in the form of the albino. In cases of this kind it is of little consequence wether the personal bias is moral or wether it is what is called „immoral“. The impeccable albino Mr. Howells is just as much tainted with Egoismus as the nerve-shoking negroesque Mr. Zola. The self-analyzing and hypercultured young lady of Boston is as disagreeable in her superfinity as the nevrose heroine of „La Curée“ is in her sexual mania. In either case Morality has poisoned and perverted Art. Here, as in other developments of the disease, I see in the so-called Gospel of the Ego, not a new revelation, but the last slimy trail of the Goethe system of ethics, shown in productions which, like the forgotten and worthless portion of Goethe's work, were devoid of imagination and true human sentiment (R. Buchanan, The coming terror and other essays and letters[2], London 1891, 374 f). — Goethe „machte den Egoismus“, sagt H. Eulenberg (Schattenbilder, Berlin 1910, 38), „der sich bis dahin wie eine Spinne in den Ecken herumgedrückt hatte, zum Herrn im Hause“.

hatte im Herzen der Menschheit ein Echo gefunden, und, obwohl nur unvollkommen in's Leben übergetragen, hat sie die Ideale der Reinheit, Treue und Aufopferung in Lied und Dichtung gefeiert. Es war Goethe vorbehalten, sowohl durch sein Leben, wie durch seine Schriften die Richtigkeit dieser Ideale zu predigen. Der Impuls des vorübergehenden Augenblickes ist das Gesetz seiner meisten Helden, wie dies auch bei ihm der Fall war, und Treue war für ihn ein Begriff, dessen er so unfähig war, daß auch nicht eine Spur von Scham seitens dieser Charactere ist, wenn sie davon abfallen. Dieses Unbekanntsein mit der absoluten Forderung der Liebe ist eine der seltsamsten Lacunae, die je eine so große, begabte Natur an den Tag legte, der nur Lord Bacons leidenschaftslose Untreue und der Verrath an der Freundschaft gleichkommt. ‚Zartgefühl ist des Dichters Eldorado', sagte Edgar Poe, und Goethe besaß kein Zartgefühl. Aus jeder Seite von Goethes großem Roman strahlt herrlich das milde Licht eines Genius; doch des lieblichsten, gewinnendsten, des am wenigsten angreifenden und selbstbehauptenden, welchen die Welt je gesehen hat. Man weiß nicht, worüber man am meisten staunen soll: — über die wunderbare Anschauung und Beobachtung, über die Universalität seiner Sympathie, über die Inspiration seiner Reflexionen, den unvergleichlichen Stil und den goldenen, zauberischen Duft, der alles umhüllt — oder über die milde Gleichgültigkeit gegen alle althergebrachten Regeln der Wohlanständigkeit, der Pflicht, Ehre und Wahrheit, über das naive Ignoriren uralter Gesetze der Liebe und Ehre, oder über das verhängnißvolle Naturgesetz, daß Gutes wie Böses gleich zuläßig als erziehliche Einflüsse seien. Trotz seiner kosmischen Natur bildete Goethe nie einen wahrhaften Helden, und dieß läßt keine andere, als die betrübende Erklärung zu, daß er, obwohl ein Genie in der höchsten Bedeutung des Wortes, doch nicht das Genie der Mannheit besaß — ja, er konnte es nicht einmal begreifen. Denn das Wesen der Mannheit besteht nicht darin, ‚der Leidenschaft Sklave zu sein', sondern die Pflichten des Mannes zu begreifen und unerschütterlich zu erfüllen." [1]

Man erwidere nicht, daß dieser sensualistischen Grundrichtung des Dichters doch auch ein ebenso mächtiges wissenschaftliches Streben nach

[1] Atlantic Monthly, Oct. 1877. Vgl. H. S. White, Goethe in Amerika, in Goethe-Jahrbuch V 238 f. — „Vernunftkultur hätten am Ende einzig nur die Frommen", äußerte Goethe selbst am 26. September 1807. „Bei den andern gewinnt zuletzt der Verstand doch die Ueberhand, daß man das höchste zu irdischen Zwecken benutzt" (Aus den Tagebüchern Riemers. Mitgeteilt von R. Keil, in Deutsche Revue, Jahrg. 11, I 66). — „Goethe selbst ist sich bewußt, daß seine Weltanschauung, die ästhetisch-künstlerische, nur eine ‚Beruhigung an den Grenzen der Menschheit' ist, also in die letzten und tiefsten Probleme einerseits des Theoretisch-Metaphysischen, andrerseits des Ethischen nicht hinabreicht" (H. Siebeck, Goethe als Denker [2], Stuttgart 1905, 241).

Wahrheit zur Seite gehe. Denn seine wissenschaftlichen Studien ordnen sich sein ganzes Leben lang den künstlerischen unter, wie diese einem heitern, durch keine sittlichen Schranken beengten Lebensgenuß. Die ernste, auf das Höchste gerichtete Lebensanschauung fehlt.

Goethes Weltanschauung in klare, feste Formeln zu bringen oder nach einem der bekannten Systeme zu klassifizieren, ist eine Sache der Unmöglichkeit. Sie schwankt nicht nur in allen Hauptepochen seines Lebens, sondern alle Monate und Tage[1]. Liest er gerade Rousseau, so schwärmt er für die Natur; liest er Voltaire, so schwärmt er für Kultur; liest er Spinoza, so bekommt er eine intuitive Gottesidee, durch welche man in jedem Einzelwesen das All sieht; hört er von Leibniz, so sieht er überall Monaden, und kommt er auf Aristoteles zu sprechen, so werden die Monaden zu Entelechien. Nirgends aber wird klar, nüchtern, fest gesagt, was Natur, Kultur, Gott, intuitive Gotteserkenntnis eigentlich bedeutet, was man unter Monaden und Entelechien zu verstehen hat. Über Kants kategorischen Imperativ machte sich Goethe ebenso lustig wie über Fichtes Ich und Nicht-Ich, und Schellings Büchlein über die Kabiren war ihm viel interessanter als dessen Naturphilosophie. So wenig er sich konsequent an Spinoza anschloß, so wenig an Schelling oder Hegel. Er verabscheute nicht nur jeden philosophischen Idealismus, sondern überhaupt jedes System.

Der französische Akademiker Caro hat sich mit erstaunlichem Fleiß bemüht, aus Goethes Schriften eine „Philosophie Goethes" zusammenzustellen. Aber es ist ihm nicht gelungen. Das Resultat ist ein völlig vages und allgemeines: daß Goethe Pantheist sei und daß nach seinem eigenen Ausspruch eigentlich niemand wisse, was das sei[2]. „Goethe hat eine gewisse poetische Verwandtschaft mit jenen großen Stammvätern der Philosophie, welche noch von dem Strahlenglanze der werdenden Welt in ihrer Jugendblüte berauscht, geblendet waren, wie Lukrez sagt." „Der Pantheismus Goethes ist nicht der dogmatische und idealistische Pantheismus der modernen Zeiten, er ist durch und durch Naturpantheismus; ich möchte ihn einen heidnischen Pantheismus nennen."[3] Dieser Pantheismus aber verbindet sich mit einem nahezu unbeschränkten Eklektizismus. „In Bezug auf die logische Vereinbarkeit und Harmonie der Ansichten, die er aufnimmt, stellt Goethes Geist sehr geringe Forderungen. Was ihn neben seiner ausgesprochenen Tendenz zur absoluten

---

[1] His contempt for philosophic method deprived his thought of all systematic character, while at the same time he wanted the temperament of a reformer, which is necessarily more or less combative. His greatness is therefore, after all, in the main literary (J. R. Seeley, Goethe reviewed after sixty years, Leipzig 1894, 244).

[2] Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 127.

[3] E. Caro, La philosophie de Goethe, in Revue des Deux Mondes LX (1865) 334.

Einheit charakterisiert, das ist eine lebhafte und allgemeine Neugier.“ [1] Sein Geist gleicht einem Archiv, das allem offensteht und worin jedes sein Fach erhält. Platon und Aristoteles, Zeno und Epikur, Christus und Voltaire, Moses und Benvenuto Cellini, Spinoza und Leibniz, alle Philosophien und Religionen finden hier Platz nebeneinander, ohne daß der Sammler sich je endgültig für eine dieser Religionen, für eine dieser Philosophien entscheidet [2]. Spricht ihm Maximiliane v. La Roche von der Mater dolorosa, so bringt er sie in den Faust hinein; erzählt ihm Fräulein v. Klettenberg von ihren pietistischen Herzensergießungen an den Erlöser, so mengt er sie unter die Schauspielerabenteuer seines Wilhelm Meister; schickt ihm Sulpiz Boisserée ein Veronikabild, so stellt er es unter Jupiter und Myrons Kuh. Goethes Religion ist lediglich die Neigung zum Schönen, die ganze Welt ist ihm nur ein buntes Museum. Er betet an, was mit seiner augenblicklichen Stimmung harmoniert, Jupiter, Christus, die Sonne, das ganze Universum oder auch ein Mädchengesicht.

Für die katholischen Zeitgenossen mußte — besonders in den verworrenen Zuständen an der Wende des 18. Jahrhunderts — eben dieser Eklektizismus Goethes etwas Gewinnendes haben. Der gefeierte Dichter schloß sich durchaus nicht von ihnen ab. Zu seinen frühen Jugendbekanntschaften gehörten Sophie und Maximiliane v. La Roche, der Kaufmann Brentano, der lustige Jesuitenschüler Crespel, der Propst Dumeix. Karl v. Dalberg führte ihn in Weimar ein. In Italien verkehrte er mit einzelnen Abbati, wie auf dem Gotthard mit dem gemütlichen Schweizer Kapuziner. Den Besuch der Fürstin Gallitzin in Weimar erwiderte er mit einem Gegenbesuche in Münster und blieb einige Zeit mit ihr in Verbindung. Mit Friedrich Leopold zu Stolberg brach er nicht ganz. Sehr vertraulich und gemütlich wurden später die Beziehungen zu Marianne v. Willemer und zu Sulpiz Boisserée. An letzterem fand er einen der treuesten Freunde bis zum Tode, während Fürst Radziwill den Hof zu Berlin für seinen Faust gewann.

Was Goethe gelegentlich über katholische Dinge schrieb, wie über die sieben Sakramente, Philipp Neri, Kirchen und katholische Kunst in Italien, die mittelalterliche Kunst am Rhein und Main, das Gnadenbild zu Einsiedeln, katholische Gebräuche bei Mignons Tod, das Rochusfest, die Krippendarstellung und die gotische Kapelle in den Wahlverwandtschaften — vor allem aber die katholischen Elemente der Gretchenszenen im Faust und die

---

[1] Le trait essentiel qui s'y marque à côté de la tendance signalée vers l'unité absolue, c'est une vive et universelle curiosité (ebd. 335).

[2] „Mit Goethe beginnt die Periode der eigentlichen Modernität, des modernen Eklekticismus“ (H. Marggraff, Blätter für literarische Unterhaltung 1868 II 928). — C'est lui qui a mis le calcul dans l'art, dans le succès et dans la vie (J. Barbey d'Aurevilly, Goethe et Diderot, Paris 1880, 263).

Schlußszene dieser seiner größten Dichtung, war nicht nur in duldsamem, sondern geradezu freundlichem Tone gehalten. Durch irgend eine feine Ironie oder freisinnige Wendung wahrte er allerdings seinen ungläubigen freien Standpunkt, aber die katholische Kunst und den Kultus, welchem sie diente, behandelte er schonend, oft fast liebevoll. Denn die schöne Erscheinung gefiel ihm. Er stand hierdurch im scharfen Gegensatz zu den gläubigen Protestanten, welche sich vor der Marienverehrung, der Heiligenverehrung und der Bilderverehrung noch immer standhaft entsetzen zu müssen glaubten. In katholischen Kreisen nahm man ihn deshalb freundlich auf, bewunderte ihn als Dichter, entschuldigte ihn als Menschen, und der Chorherr Zauper veröffentlichte noch zu seinen Lebzeiten Schriften zu seinem Lob und seiner Verteidigung. Er wurde vielfach als ein Mann betrachtet, der durch seine freisinnigen, genialen Anschauungen dem Katholizismus näher stehe als die gläubigen Protestanten.

Das war nun gewiß nicht der Fall. Er stand mit seinen heidnischen Anschauungen der katholischen Kirche weit ferner als jene. Friedrich v. Schlegel hatte recht, wenn er seine Richtung mit jener Voltaires verglich, und Sophie zu Stolberg, die Gemahlin Friedrich Leopolds, sagte mit gutem Grunde: Goethe habe Deutschland mehr geschadet als Napoleon. Denn Goethe verneinte praktisch die Grundlagen jedes positiven Christentums, jeder übernatürlichen Offenbarung, jedes religiösen Glaubens. Wissenschaft und Literatur haben sich seither wesentlich in seinem Sinn und Geist entwickelt. Wir stehen heute vor der Saat, die er ausgestreut. Die bedingte Duldung, welche er den Katholiken gewährte, ist in weiten Kreisen seiner Verehrer völlig geschwunden, der anscheinend milde, aber tatsächlich unerbittliche, unversöhnliche Protest des alten Heiden gegen das Christentum beherrscht Literatur und Leben.

Die Täuschungen, denen sich eine Fürstin Gallitzin, ein Sulpiz Boisserée, ein Christian H. Schlosser vertrauensselig hingeben mochten, sind heute nicht mehr zu entschuldigen. Einerseits haben sich die religiösen Anschauungen in Deutschland seither wesentlich geklärt, anderseits ist uns Goethe durch all seine Briefwechsel, Tischreden, Privatgeständnisse, vertraulichen Äußerungen viel genauer bekannt geworden als seinen katholischen Zeitgenossen und Freunden, denen er sich immer nur mit Vorbehalt, mit diplomatischer Rücksicht erschlossen hat. Wir wissen heute, daß er sie im Grunde alle zum besten hatte, daß es ihm mit Religion und Wahrheit nie ernstlich gemeint war, daß er mit den höchsten Gütern der Menschheit zeitlebens nur ein heiteres, theatralisch-ästhetisches Spiel trieb: schöne katholische Damen waren ihm immer sehr lieb und wert, einzelne katholische Dichter, wie Calderon, wußte er von der ästhetischen Seite zu schätzen, bis zu einem gewissen Grade gefielen ihm auch katholische Kunst und katholischer Kultus. Aber er hat den katholischen Glauben, die katholische Kirche, das katholische Priester-

tum und das christliche Sittengesetz bis zum Ende als „Möncherei und pfäffische Bigotterie“ verachtet und gehaßt, beharrlich von sich gestoßen und, offen und verdeckt, unaufhörlich bekämpft. Von seinem Leben beleuchtet, stellt sich auch seine Dichtung zumeist als eine bloße Verherrlichung des Reinmenschlichen, ja Allzumenschlichen dar; sie zeigt „kein Verständniß für das Leben der Völker, für die Erhabenheit der göttlichen Offenbarung und der Kirche, keine Spur von Gottesfurcht und Gottesminne, wie sie die mittelalterlichen Sänger erfüllten“ [1].

Dieser egoistische Halbgott steht aber nicht mehr allein vor uns, sondern mit dem ganzen Schwarme der ihn anbetenden Epigonen, welche längst alle diplomatischen Spinnengewebe des geheimnistuerischen Greises zerrissen haben, seine wollüstigen Liebeslieder als die höchste wahre Poesie, seinen Naturalismus als die erhabenste Weltanschauung, sein Heidentum als „geläutertes Christentum“, seine unentschuldbaren sittlichen Verirrungen als Lebensideale vergöttern, den Inbegriff seiner Irrtümer als die Hochblüte unserer „nationalen Bildung“ jedermann zum Studium und zur tatsächlichen Aneignung empfehlen und ihn selbst als „Meister der Lebenskunst“ an die Stelle des Welterlösers setzen [2]. Hat auch der Goethekult in seinen lächerlichsten Übertreibungen sich bisher noch auf engere Kreise beschränkt, so ist er doch im weiteren Sinne durch Literatur und Presse zu einer alle Lebenskreise beherrschenden Macht gelangt, durch die Schule zum öffentlichen Institut geworden. Denn Goethe wird da nicht mehr bloß als Muster der Sprache und des Stiles erklärt, sondern als Lehrer „echt christlicher, nationaler und humaner Bildung“ [3] angepriesen.

---

[1] Jos. Kardinal Hergenröther, Handbuch der allg. Kirchengeschichte, 4. Aufl., neu bearbeitet von J. P. Kirsch, III, Freiburg i. Br. 1909, 673.

[2] Vgl. A. Stockmann S. J., Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts, in Stimmen aus Maria Laach LXXXV 295—306. — Nachdem A. Pauli (Nachfolge Goethes oder Nachfolge Jesu? in Preußische Jahrbücher, Bd 184 [1912] 391) auf das taedium vitae, den Lebensekel, aufmerksam gemacht, an dem der alternde Dichter, der Meister der „Lebenskunst“, gelitten, schließt er: „Eine Tätigkeit, die nur das eigene seelische Gleichgewicht zu erhalten bestimmt ist, also nicht eigentlich aus dem Interesse an der Sache stammt, ein Verhältnis zu den Menschen, bei dem man vor allem sich selbst nicht zu verlieren bedacht ist, also eigentlich nur ein Verhältnis zu sich selbst hat, ein Leben, dessen höchstes und einziges Ziel die Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit bildet, kann unmöglich auf die Dauer befriedigen, sondern nur das Ergriffensein von einer großen Aufgabe, in deren Dienst das Leben tritt, mit der man sich sozusagen aus der Hand gibt, um sich in ihr erst recht wiederzugewinnen. Das aber ist etwas, was man mit keiner noch so sorgfältig bedachten Lebenskunst erreicht, was uns nur dann wird, wenn jenes Leben aus göttlichen Tiefen in uns erwacht und sich entfaltet, das wir zuerst in so unvergleichlicher Weise in Jesus verwirklicht sehen, und dessen Erwachen in uns uns zu seinen Nachfolgern macht. Darum ist das Leben im letzten Grund nicht Kunst, sondern — Gnade“ (ebd. 393).

[3] Worte des einstigen Kultusministers Dr Falk.

Welche Gefahr für Religion und Sitte hierin liegt, bedarf wohl keines ausführlicheren Nachweises. Goethes Poesie und sein Leben sprechen deutlich genug. Mögen auch gewissenhafte Lehrer seine Werke nur in sehr beschränkter Auswahl zulassen, so gewährt dieses nur wenig Schutz, da sie überall im Umlauf und leicht käuflich sind, in wohlfeilen Klassiker- und Volksausgaben, in zierlichen Salonbänden, reich ausgestattet in den herrlichsten Prachtausgaben. Seine Lieder werden gesungen, seine Dramen gespielt, seine Helden und Heldinnen, er selbst und die ganze Schar seiner Geliebten sind in allen Schaufenstern zu finden. Um seine Dichtungen zu verstehen, braucht man keine fremde, keine alte Sprache zu erlernen. Wo aber seine Ideen und Ideale über die Vorstellungen des Durchschnittpublikums hinausgehen, stehen schon zahlreiche Kommentare bereit, die unter dem Deckmantel philologischer Gelehrsamkeit seine Liebesgeschichten breittreten. Mit dem Ansehen des größten Dichters und Klassikers umkleidet, als der Wohltäter, der Ruhm der Nation betrachtet, dringt Goethe in alle Kreise des Lebens ein; mit dem berückenden Zauber der schönen Form zieht er, seinem „Rattenfänger“ gleich, alle Herzen an sich, besonders die Frauen und die Jugend. Er predigt Unglauben und Unsitte nie so keck wie Voltaire, Wieland, die neueren französischen Naturalisten, sondern stets verschleiert, mild, gewinnend, verführerisch, in anscheinend harmloser Gestalt, stets mit Beimischung von Gutem und Wahrem, Halbwahrem und Halbgutem. Er untergräbt Glauben und Sitte der Jugend, ohne daß sie sich deshalb der Verführung bewußt wird. Soll das Gift seiner heidnischen Lebensgrundsätze nicht in immer weitere Kreise dringen, so ist es fürwahr höchste Zeit, daß alle, welchen ein Einfluß auf die Jugend und deren Erziehung vergönnt ist, diese Gefahr ernstlich beherzigen und ihre Kräfte vereinigen, um derselben zu steuern.

Vor allem ist klar, daß die Lektüre und das Studium Goethes wieder nach den Grundsätzen einer wahrhaft christlichen Pädagogik beschränkt werden muß, welche auf Religion und sittliche Bildung mehr Gewicht legt als auf schöne Form, Stil und Sprache. An dem heutigen Goethekultus kann und darf sich die Schule nicht beteiligen, wenn sie christlich bleiben will. Sie muß vielmehr die irrigen Anschauungen berichtigen, die jener Kultus notwendig erweckt. Alle Vorsichtsmaßregeln, alle Chrestomathien, alle purgierten Schulausgaben helfen nichts, wenn man dabei den Dichter der Iphigenie, des Tasso und Egmont aus schlecht verstandenem Nationalgefühl oder ästhetischer Überschätzung mit uneingeschränktem, maßlosem Lob überschüttet; wenn man statt besserer Autoritäten unaufhörlich für jeden, selbst für den banalsten Gedanken „Eckermanns Gespräche“ und Verse aus Goethe zitiert; wenn man alle Ästhetik und Poetik auf Goethe gründet; wenn man ihn unaufhörlich mit Dante, Shakespeare und Calderon vergleicht und

dabei der Jugend feierlich zu verstehen gibt, daß er als Dichter alle diese früheren Geistesriesen weit hinter sich zurückgelassen habe, daß „unser Goethe" überhaupt der größte Dichter und Universalmensch, der Höhepunkt aller Kultur sei. Und doch hat Goethe nicht so viel von scholastischer Theologie und Philosophie gewußt, um auch nur Dantes „Göttliche Komödie" notdürftig zu verstehen; er hat keine einzige Tragödie geschrieben, die sich als eigentliches Bühnenstück mit den Meisterwerken Shakespeares und Calderons vergleichen ließe; er hat das auch selbst gefühlt: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist." [1]

Was hat er über die Alten, über die Bibel, über Religion, Kunst, Literatur und Leben Gutes gesagt, was man nicht bei katholischen Denkern, Dichtern, Künstlern und Schriftstellern richtiger und reiner, sehr oft auch schöner und besser gesagt finden könnte? Warum glauben wir den gewissenhaftesten katholischen Gelehrten und Forschern erst dann, wenn Goethe oder Eckermann seinen Segen dazu gesprochen?

Ferne sei es, Goethe in Bausch und Bogen aus der Schule verdrängen zu wollen. Seine Werke bieten formlich und inhaltlich mannigfaltigen Bildungsstoff, welcher in der Hand eines tüchtigen, gewissenhaften Lehrers der Jugend zum Nutzen gereichen kann. Aber ein Dichter für die Jugend einfachhin ist Goethe nicht. So viel Schönes er in einzelnen Werken und in der Form überhaupt bieten mag, den eigentlichen Kern seiner Welt- und Lebensanschauungen müssen wir entschieden von uns weisen, wenn christlicher Sinn und christliche Sitte nicht völlig untergehen sollen. Die einseitige, in hohem Grad lächerliche Geistestyrannei, welche sein Ansehen auf den heutigen Unterricht ausübt, muß deshalb gebrochen werden. Und das gilt nicht bloß von Schule und Unterricht, es gilt auch von den weiteren Kreisen des Lebens.

Hier ist es allerdings schwieriger, Grenzen zu ziehen, innerhalb deren Goethes Schriften, unbeschadet christlicher Wahrheit und Sitte, Zutritt und Einfluß finden mögen [2]. Abgesehen jedoch von zahlreichen Stellen, welche die Forderungen christlicher Zucht und Sitte schwer verletzen, sind sie durchgängig von den gefährlichsten Irrtümern durchsäuert, an denen unsere

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. XLIX 128. — How can a man write a tragedy who will not allow his mind to dwell on sorrow? meint Seeley (Goethe reviewed after sixty years 230).

[2] Die Kirche ist gegen schöngeistige Werke nie mit jener Strenge aufgetreten, welche sie gegen strikt theologische und philosophische Werke irrigen und schädlichen Inhalts zu betätigen pflegt. Goethes Werke sind nie ausdrücklich und namentlich auf den römischen Index gekommen. Man hat sie den allgemeinen Vorschriften desselben überlassen, wie die Päpste der Renaissance einst die Schriften eines Boccaccio, Valla, Beccadelli und Poggio dem Gewissen des Einzelnen überließen. Damit ist den Schriften Goethes indes durchaus kein Freipaß ausgestellt.

moderne Zeit krankt [1]. Seine ganze Poesie wurzelt im Naturalismus, Pantheismus und religiösen Indifferentismus, die sich auch in seinen Prosaschriften deutlich genug breit machen. Unberührt oder nur leicht berührt von diesen Irrtümern sind nicht viele seiner Werke; in schroffster Fassung treten sie allerdings nur in verhältnismäßig wenigen auf; bei weitem die meisten aber sind in anmutigster und verlockendster Form davon durchtränkt und deshalb ganz dazu angetan, die religiösen Begriffe zu verflachen und zu verdunkeln, den christlichen Glauben zu schwächen und zu untergraben. Je nach der Klarheit, Treue und Festigkeit des Lesers wird sich dieser Einfluß sehr verschieden modifizieren; aber die Lektüre Goethes ohne jede Einschränkung für unverfänglich zu halten, ist eine vollständig irrige Vorstellung, und für ihn schwärmen kann nur derjenige, der entweder seine Irrtümer teilt oder, aus Mangel an Urteil und gründlichen Kenntnissen, sie gar nicht wahrnimmt.

Sehr viel ist für echte christliche Bildung gewonnen, wenn wir von dem nahezu götzendienerischen Kult des großen Dichters wieder zu einer nüchternen, vernünftigen und gerechten Würdigung seines Lebens und seiner Werke zurückkehren, wenn wir ihn kennen lernen, wie er wirklich war, und wenn wir ihn nicht mehr schätzen, als er es verdient. Die Wertschätzung seiner pantheistischen Philosopheme wird sehr herabgestimmt, wenn man die festen Grundsätze einer gründlichen Philosophie und die Lehre des Christentums dagegenhält. Sein Ruhm als Naturforscher und Kunsttheoretiker wird um so mehr erbleichen, je mehr man unabhängig von ihm diese Wissenszweige betreibt. Der Zauber seiner Liebeslieder wird gewaltig gedämpft, wenn man sein Verhältnis zu den Frauen einmal im nüchternen Lichte der Wahrheit besehen hat. Niemand wird dann so töricht sein, den untreuen Liebhaber Friederikens, den langjährigen intimen Anbeter der Frau eines andern, Charlotte v. Stein, den Genossen einer Christiane Vulpius, den greisen Verehrer der Ulrike v. Levetzow für das wirkliche Ideal eines deutschen Mannes, für ein nachahmenswertes Vorbild zu halten. Die Frauen werden seine Liebespoesien in ihren lockenden Sirenentönen mit edlem Hochsinn von sich weisen. Jünglinge und Männer werden einen Werther, Wilhelm Meister und Faust nicht mehr als Typen echt deutschen Geistes betrachten, sondern als dichterische Gestalten einer sittlich sehr herabgekommenen Zeit. Sie werden die Universalität Goethes und seiner Verehrer dann mit der Universalität der katholischen Wissenschaft vergleichen und sich leicht überzeugen, daß ein Angelo Secchi mehr von der Natur des Lichts und von der Einheit der Naturkräfte, ein Garrucci und ein de Rossi mehr von altchristlicher Kunst, ein Reichensperger und Pugin mehr von der Kunst des Mittelalters, ein

---

[1] Das Vatikanische Konzil hat diese Irrtümer ausdrücklich verworfen. Vgl. Denzinger-Bannwart, Enchiridion[11], Freiburg 1911, S. 480—482.

Janssen mehr von deutscher Art, Geschichte und deutschem Volksgeist, ein Peter v. Cornelius und Edward v. Steinle mehr von Raffael und der italienischen Malerei, ein Joseph v. Görres mehr von der Mystik und von den deutschen Volksbüchern, ein Friedrich v. Schlegel mehr von der Weltliteratur, ein Lorinser mehr von Calderon, ein Kardinal Wiseman mehr von Shakespeare verstanden hat, als Johann Wolfgang Goethe nebst Heinrich Meyer, Wilhelm Riemer, Peter Eckermann und dem ganzen Freundeskreis des Alten von Weimar.

Sobald man aufgehört haben wird, das schillernde Goethe-Meteor für einen Leitstern höchster Weltanschauung, Lebensweisheit und Wissenschaft zu halten, wird man auch bald am Himmel der deutschen Literatur wieder andere Sterne erblicken und besser zu würdigen wissen. Man wird bei Lessing mehr Kraft, Klarheit, männlichen Stil, bei Herder einen universelleren Geist, bei Schiller einen edleren Schwung, mehr Ideenreichtum und Idealität finden als bei Goethe „dem Einzigen". Man wird gewahren, daß die romantische Schule einen weit umfangreicheren Blick in die Weltliteratur eröffnet, als Goethes fragmentarische, parteiisch einseitige Besprechungen in „Kunst und Alterthum". Man wird fühlen, daß die Calderon-Übersetzungen eines Gries und die Shakespeare-Übertragungen eines A. W. v. Schlegel denn doch mehr geistigen Gehalt bieten, als Düntzer-Kommentare zu Prometheus und Elpenor, daß es sich doch eher verlohnt, die Dramen eines Zacharias Werner und Grillparzer zu lesen, als Goethes Groß-Cophta und Fischerin, daß das deutsche Volk in den Lieder- und Balladenkränzen der romantischen und schwäbischen Dichterschule einen reicheren Schatz von Poesie besitzt, als in den Gelegenheitsversen, welche die sogenannte Goetheforschung aus vergessenen Papierkörben hervorgeholt. Wem das mechanische Getriebe der mit Papiermühle und Dampfpresse um die Wette ringenden Brotschriftstellerei noch nicht jedes poetische Gefühl abgestumpft hat, der wird in den Werken eines Tieck und Novalis, eines Brentano und Eichendorff, eines Arnim und Uhland weit mehr herzerfreuende Geistesnahrung finden, als in dem unabsehbaren alexandrinischen Formelkram, mit welchem trostlos prosaische Erklärer die Werke Goethes überkrustet haben, und der gleich einem riesigen Schmarotzergewächs bei ihnen jede wahrhaft harmonische und poetische Geistesbildung überwuchert.

Nicht bloß für Sitte und Religion, auch für die Weiterentwicklung unserer Literatur, für Geschmack, Poesie, ästhetische Bildung wird es der größte Gewinn sein, wenn an die Stelle eines einseitigen Goethekultes wieder ein maßvolles Studium seiner Werke tritt.

Anstatt der schockweise aufsprießenden, größtenteils flachen, gedankenarmen und poesielosen Schriften über Goethe wird man wieder Goethe selbst lesen — und das wird schon ein wirklicher Vorteil sein. Denn

Goethe hat wenigstens Geist, Poesie, genialen Schönheitssinn und jene feine, formelle Bildung, welche die heutige Goetheliteratur nur in den seltensten Fällen verrät. Nur zu oft feiert sie den Abgott des modernen Geschmacks in der geschmacklosesten Weise.

Unter den Schriften Goethes wird man jene nüchterner beurteilen, die ihrem Inhalt oder ihrer Form nach nur von untergeordnetem Werte sind, wie seine Farbenlehre, seinen Benvenuto Cellini, seine zahllosen Fragmente, seine mittelmäßigen kleinen Dramen und jene bunte Menge unvollendeter Kleinigkeiten, von der die Kommentatoren zehren und die nur durch ihre „breiten Bettelsuppen" verständlich wird.

Briefwechsel wie jener Goethes mit Schiller, mit den beiden Humboldt, mit Sulpiz Boisserée, mit dem Grafen Reinhard werden immer ihren literarischen Wert behalten; aber Briefe wie jene an Frau v. Stein sind ein Skandal und jene an die Wetzlarer Lotte eine Lächerlichkeit. Die eingehende Würdigung jedes Geschäftsbriefs und Waschzettels wird man jenen überlassen, denen jeder Sinn für Poesie abhanden gekommen ist.

Hat man einmal gewagt, nicht alles an und von Goethe für göttlich zu halten, sondern das einzelne nach objektiven Normen zu prüfen, Form und Gehalt, Idee und Ausdruck, Vorzüge und Schwächen, Gutes und Verwerfliches zu unterscheiden, so wird man seine bedeutenderen Kunstleistungen mit mehr Urteil, mit tieferem Verständnis und deshalb auch mit größerem geistigen Gewinn in sich aufnehmen. Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea werden immer Muster eines feinen, künstlerischen Geschmackes bleiben, wenn auch keineswegs die höchsten Vorbilder dramatischer und epischer Kunst. Goethes Faust, seine Romane und seine Selbstbiographie sind höchst merkwürdige Kunstschöpfungen, bedeutende Spiegelbilder der modernen Kultur; sittlich gereifte, gründlich gebildete und charakterfeste Leser werden ohne Gefahr Nutzen daraus ziehen. Welchen Gewinn aber die Römischen Elegien, der Westöstliche Divan und viele andere von Goethes Liebespoesien bieten sollen, ist schwer zu sagen; die schöne Form ist hier an einen ihrer unwürdigen Stoff verschwendet.

Wie die Überschätzung Goethes im Grunde zumeist auf Oberflächlichkeit, Beschränktheit und seichter Modebildung beruht, so weist ein ernsteres Studium seiner Werke naturnotwendig darauf hin, daß er nicht unbedingt der größte Dichter ist, daß es im Reiche der Poesie überhaupt keine Monarchie gibt. So wenig Goethe als Epiker über Homer, Vergil, Wolfram von Eschenbach, Milton, Tasso, Camoëns steht, ebensowenig erschwingt er sich als Dramatiker über Sophokles, Shakespeare, Lope, Calderon und Schiller. Als Romanschriftsteller hält er sich kaum neben Cervantes, Walter Scott, Manzoni; als Komödiendichter ist er weit hinter Aristophanes und Molière zurückgeblieben. So wenig unsere moderne Kultur sich in idealer Hinsicht über

jene des christlichen Mittelalters erhebt, so wenig überflügelt Goethes Faust das große Weltgedicht Dantes.

Vielen wäre es freilich lieb, wenn Weimar schon die ganze Welt bedeutete und Goethe ihr alleiniger Gott und König wäre. Aber es ist noch nicht so weit. Der alte Gott lebt noch und hat im Reiche der Poesie und Kunst die Gaben in ebenso wunderbarer Mannigfaltigkeit ausgeteilt als in andern Bereichen seiner Schöpfung.

Unsere Philosophie ist längst von den Systemen abgekommen, die Fichte, Schelling, Hegel in Goethes Jena ausgebrütet haben; wir studieren wieder Thomas von Aquin und die andern großen Denker der christlichen Vorzeit. Warum sollte eine ähnliche Wendung auf dem Gebiete der Literatur unmöglich sein? Sollen Pantheismus, heidnische Naturauffassung und epikureische Lebensweisheit hier ruhig weiterherrschen, während sie auf rein philosophischem Gebiete längst überwunden sind? Nein, auch hier wird das Heidentum wieder den christlichen Idealen das Feld räumen müssen: Christus vincit. Christus regnat. Christus imperat!

Berichtigungen:

S. 31[2] lies „K. Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen" statt „und seine Dramen".

S. 165 Zeile 4 von oben lies „J. H. (statt „P.") Campe."

S. 217[2] lies „Wigand" statt „Wiegand".

S. 347[2] lies „B. (statt „A.") Tornius".

S. 376 Zeile 1 von unten lies „Christoph (statt „Christian") Günther".

S. 396[1] lies „v. (statt „B.") Müllers Memoire".

S. 417[1] lies „1810" statt „1910".

S. 450 Zeile 2 von oben lies „Ruysdael" statt „Ruysdeal".

S. 452[1] lies „E. (statt „G.") Grisebach".

S. 597[1] unter Botanik lies „K. F. (statt „H.") Schultz"; unter Optik „Schweigger" statt „Schweicker".

S. 599 Zeile 15 von oben lies „J. H. (statt „G.") F. Kohlbrugge".

S. 625[2] lies „Böttiger" statt „Böttcher".

S. 641[1] lies „Disquisitionum" statt „Disputationum".

S. 654[1] lies „WA 1. Abt. XIV XV" statt „XV".



Personenregister.

Die hochstehenden Ziffern beziehen sich auf die Anmerkungen der betreffenden Seite.

Goethe

Sein Leben und seine Werke. Von **A. Baumgartner** S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage, besorgt von **A. Stockmann** S. J.

I. Band: **Jugend, Lehr- und Wanderjahre.** Von 1749 bis 1790. gr. 8° (XXVI u. 570 S.) M 10.—; geb. in Leinwand M 12.—, in Halbsaffian M 14.—

II. (Schluß-) Band: **Der Altmeister.** Von 1790 bis 1832. gr. 8° (XX u. 742 S.) M 13.—; geb. in Leinwand M 15.—, in Halbsaffian M 17.—

Einige Urteile der Presse.

(Es sei ausdrücklich bemerkt, daß von denjenigen Beurteilern des Baumgartner-Stockmannschen Werkes, die dessen grundsätzlichen Standpunkt nicht teilen, ihre abweichende Stellungnahme zu Goethe auch in den Rezensionen zum Ausdruck gebracht wurde.)

„Als einen, der das psychologische Wissen über Goethe bereichert, hat man Baumgartner immer anerkannt. Was man dem *imposanten Werk* eigentlich vorwarf, lautet so: es gehe nicht an, vom Menschlichen, ja Allzumenschlichen das Künstlerische, Genialische so bitter abhängig zu machen. Das sei moralische Tyrannei.

Sonderbar, heute wird *Alois Stockmann, der die dritte Auflage des Buches besorgt, aber dabei soviel eingeschaltet, umgearbeitet, gemerzt hat, daß das Antlitz des Opus zwar noch den gleichen, großen Ausdruck bewahrt, aber eine feine, historisch-literarische Radiernadel bis in die kleinsten Details erfahren hat,* — heute wird Alois Stockmann kaum mehr solchen Einwendungen begegnen. Denn die Literaturgeschichte hat in Wahrheit den Weg genommen, auf dem der in seiner Art schöpferisch wirkende Baumgartner schon vor dreißig Jahren ging. . . .

. . . Solche *Menschenanalyse* hat Baumgartner schon vor dreißig Jahren an Goethe geübt. Nur tat er es nicht einseitig als Nervolog oder Gehirnprognostiker oder Anbeter einer alleinseligmachenden pathologischen Genieerklärung. Er nahm nicht das kranke Befinden, sondern die ganze Natur mit ihren wilden und gelassenen Eigenschaften, er nahm vor allem die Resultate der leiblichen und geistigen Goethekonstitution, also *Tatsachen*, seien es Briefe, Sprüche, Bubenstreiche, Staatsaktionen, Theaterspiele, Gemeinheiten und Großtaten, Pistolenschüsse, Philistereien, Hypochondrien und klassische Stunden der Meisterschaft, er nahm alles zusammen. So hat er den vollständigsten Goethe aus Leib und Seele, aus Fleisch und Geist uns hingemalt, und es hat an keinem Pinselzug jemand viel ändern können. Nebenbei gesagt: bis heute *ist kein so köstlich lesbarer, gemeinverständlicher, klassisch kurzweiliger ‚Goethe'* geschrieben worden. . . .

. . . Stockmann hat für die Neuausgabe die riesengroße Goetheliteratur der drei letzten, fieberhaften Dezennien verwendet und im ehrlichen Sinne der neuen Erfahrungen am Baumgartnerschen Bild weitergezeichnet. In tausendfacher Kleinarbeit von eindringlichster Art hat er daran gestrichelt und gemalt, gemerzt und gemildert und wohl auch einmal einen schärferen Kerb durchs Konterfei gezogen. *Nach kurzer Lektüre erfährt man Stockmann gleich als einen Autor auf der Höhe der Goetheliteratur, mit einer souveränen Einsicht in den ungeheuern Stoff.* Stockmann hat mindestens das doppelte Quellenmaterial eines jeden andern Biographen verarbeitet. . . .

. . . Auch diese dritte Auflage behält jenen Stil, den unserem Baumgartner so bald keiner nachmacht, wo es nie eine dürre Zeile gibt, nie ein hohles, rhetorisches Sätzlein, nie Gesuchtheit und Geistreichigkeit, wo dagegen alles frisch und interessant, mit persönlichem Akzent gegeben ist, in einem herrlichen Fluß des Sagens und Schilderns, mit sittlich edlem Ernst, aber auch mit einem wahren Vogelgeflatter von Schalkhaftigkeit durch die weite Verzweigung des Werkes. Wo einmal gespottet wird, da ward der Spott gerufen, und nun tut er eben sein Amt, und zwar in ganz erquicklicher Weise. . . . *Vielleicht ist Stockmanns Buch das erste, das Goethe nicht klein macht, wo er groß ist, und nicht groß macht, wo er klein ist.*"

Der Aar, Regensburg 1911, 4. Heft (Heinrich Federer.)

„Ich kam von dem Buche nicht gleich wieder los. Es stellt Goethe so ganz anders dar (schon den in Leipzig studierenden und dann weiterhin), als man ihn sonst dargestellt zu sehen gewohnt ist. . . ." (Der Schwarzburgbund, Dedesdorf 1911, Nov. (Dr Ramsauer.))

„Das Buch ist ehrlich, sehr gelehrt, vor allem, was den kulturgeschichtlichen Hintergrund anbelangt, gut geschrieben. . . .“
(Akademische Blätter, Berlin 1912, Nr 24 [Dr Goldhardt, Chemnitz].)

„Vor allem ließ es sich der Bearbeiter angelegen sein, Goethe selbst zum Worte kommen zu lassen, und so finden wir manche überraschende Zitate, die von andern Biographen wohl in guter Absicht übergangen sind, die aber für ein allseitiges, ruhiges und selbständiges Urteil über Goethe sehr wichtig sind. . . . Wer das Buch wirklich liest, der wird zu der Erkenntnis kommen, daß hier ein Forscher ersten Ranges spricht. Wir unterschreiben durchaus nicht alles, was er sagt. Aber so viel ist sicher: gegenüber den vielen verhimmelnden Goethebiographien wirkt diese ungeschminkt die Wahrheit suchende wirklich wohltuend, und zu einem wahrhaften Verständnis des Dichters, dessen Genialität und schöpferische Größe beide Verfasser willig anerkennen, ist das Studium des tiefgründigen Werkes unentbehrlich.“
(Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, Stuttgart 1912, 8. Heft.)

„. . . Nach dem ersten Bande dürfen wir ein Gesamtwerk erwarten, das als ein eigen-, ja einzigartig krönendes dastehen wird. Und zwar als eines, das des ersten Verfassers Größe hebt, d. h. sie in helleres Licht stellt. Wenn ich in dieser Skizze auf die außerordentlichen Verdienste der Neubearbeitung mit besonderem Nachdruck hingewiesen und sie klarzulegen versucht habe, so geschah dies gewiß nicht in der Absicht, auf irgend eine Weise diejenigen des ursprünglichen Autors zu verkleinern. Vielmehr glaube ich fest, daß dieser selbst den Errungenschaften seines Nachfolgers den wärmsten Beifall gespendet hätte. Denn derselbe Baumgartner, der z. B. den sechsten (leider unvollendet gebliebenen) Band seiner Geschichte der Weltliteratur schuf, hätte ganz gewiß eine abgeklärte Milde gleich derjenigen Stockmanns durchaus in einer eigenen Neuherausgabe seines ‚Goethe‘ walten lassen, falls ihm eine solche beschieden gewesen wäre: eine Ruhe vornehmer Objektivität, die er als so viel jüngerer Mann (in den Jahren 1879—1882 und 1885—1886) noch nicht hatte erringen können. Daß er aber diesen Hochgrad geistiger und seelischer Entwicklung wirklich erreicht hat, wissen wir alle angesichts seines bis in die letzten Lebenstage hineinragenden grandiosen Gesamtschaffens. So wurde Stockmann sein geistiger Testamentsvollstrecker, und beiden schulden wir's, daß nun durch Baumgartner-Stockmanns ‚Goethe‘ auch solche Gutgesinnte in den Kreis dankbarer, über des ‚Altmeisters‘ Persönlichkeit und Wirken wahrhaft Aufgeklärter treten können, die der an sich tatsächlich zwingenden Tragkraft des ersten Werkes sich noch verschließen zu müssen glaubten.“
(Mädchenbildung, Kempten 1912, 4. Heft [E. M. Hamann].)

„. . . Was in erster Linie an der Neubearbeitung fesselt und aufrichtige Bewunderung erweckt, ist die umfassende Benutzung des Riesenmaterials an neuen Quellen und Forschungsresultaten, welche Stockmann nicht nur heranzieht, sondern auch verarbeitet. . . . Weitaus die größte Schwierigkeit, welche Stockmann zu bewältigen hatte, lag in den Abänderungen, die an dem Baumgartnerschen Texte vorzunehmen waren. Die an diesem Werke oft gerügten Schärfen und Sarkasmen sind so innig mit den glänzenden Vorzügen der Baumgartnerschen Darstellung verwachsen, daß eine Milderung der ersteren nicht ohne schwere Schädigung der letzteren möglich schien. Indessen hat die Neubearbeitung auch dieses Problem glücklich und feinfühlig zu lösen verstanden. Stockmann, der Verfasser einer von der Kritik sehr günstig aufgenommenen Studie über Thomas Moore, besitzt einen klaren, sachlichen und doch niemals kalten Stil. Man lese nur den Rückblick auf das zweite Buch, der ganz sein Eigentum ist. Im allgemeinen hat er es vortrefflich verstanden, dem Werke Baumgartners den vollen Glanz der Darstellung zu erhalten, unbeschadet der zahlreichen Abänderungen, die erforderlich erschienen. . . . Blickt man auf die Neubearbeitung zurück, so muß man dieses Werk als die relativ beste, weil zuverlässigste und umfassendste Biographie des großen Dichters bezeichnen. Mag auch die Spezialforschung derselben noch kleine Mängel und Lücken nachweisen, als Ganzes ist der erste Band der Neubearbeitung eine Leistung, wie sie nur eiserner Fleiß, gepaart mit entschiedener Befähigung für die historische Darstellung und einem hochentwickelten literarischen Feinsinn, hervorzubringen imstande war.“
(Wissenschaftl. Beilage zur Germania, Berlin 1911, Nr 50 [L. v. Pastor].)

„. . . Im ganzen betrachtet, ist aber das Werk Stockmanns eine der reichhaltigsten und besonders in Heranziehung des Quellenmaterials — das in Fußnoten angegeben ist — umfassendsten Biographien des Altmeisters, die in vielen sonst vernachlässigten Punkten Aufklärung schafft, so z. B. in der für Weimar bedeutenden Epoche des Fürstenbundes und der Beteiligung Goethes an diesem Versuche

Karl Augusts, eine Rolle in der hohen Politik zu spielen. Die Menge der Zitate und Anmerkungen machen das Buch für den Spezialforscher sehr wertvoll. In der neuesten Auflage ist die Schärfe der Stellungnahme zum Charakter Goethes in sehr vielen Fällen gegenüber der ersten Ausgabe gemildert."

(Akademische Monatshefte, München 1911, 332. Heft.)

„Baumgartner war, wie man sich auch zu ihm stellen mag, ein Literarhistoriker von außergewöhnlicher Bedeutung, ein Gelehrter von ganz umfassendem Wissen und erstaunlicher Arbeitskraft. Seine bedeutenden Fähigkeiten sprechen auch aus seiner Goethebiographie, die sich auf alle Urkunden Goethes, die hundertundzwanzigbändige Weimarer Ausgabe von Goethes Werken stützt und die ganze Goetheliteratur in das Bereich der Betrachtung zieht. Dieser umfängliche wissenschaftliche Apparat gibt seinem Goethewerk einen großen Wert, der auch dem Forscher zugute kommt. . . ."

(Illustrierte Zeitung, Leipzig 1912, 14. März.)

„Die reichste Fülle des Wissens wird durchweg in der durchsichtigsten und anziehendsten Form geboten. Durch all das wird dies Goethebuch zu einem Werk von starkem und einheitlichem persönlichen Gepräge, über dem die Kultur eines feinen, arbeitsfähigen, reichgebildeten Geistes waltet, ein Werk nicht allein für die Leute vom Fach, sondern für den weiteren Kreis der tiefer Gebildeten und ernst Strebenden."

(Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, Leipzig 1912, Nr 22 [A. Jäger].)

„. . . Hinsichtlich der Darstellung braucht dieses Werk den Vergleich mit den besten andern nicht zu scheuen, und hinsichtlich des wissenschaftlichen Apparates darf es kühn für sich in Anspruch nehmen, alle andern zu übertreffen."

(Pädagogische Woche, Arnsberg 1911, Nr 32 [Prof. Dr Kahle].)

„Stockmann hat Baumgartners Werk durch das Gold seiner eigenen Forscherarbeit bedeutend bereichert. Während Fr. Meyer in seinem ‚Katalog einer Goethebibliothek' (Leipz. 1908) 2200 Nummern für die Zeit von 1886 bis 1905 verzeichnet, hat Stockmann 4000 Schriften über Goethe benutzt, wobei Werke wie die 120 Bände zählende Weimarer Ausgabe als eine Nummer gezählt sind. Stockmanns Biographie ist nicht nur die erste, die auf der großen, abschließenden Weimarer Ausgabe beruht, er hat auch eine solche Fülle von Literatur verarbeitet wie keiner der Goethebiographen vor ihm. Besonders verdient es Erwähnung, daß die englische, amerikanische, französische und italienische Literatur in weitem Umfange verwertet ist. Ein gewaltiges Material ist in den Anmerkungen aufgespeichert, das auch die neueste Zeitschriftenliteratur in dankenswerter Weise stark heranzieht. . . . Die Methode Baumgartners, möglichst die Quellen sprechen zu lassen, die ja mehr und mehr in literaturgeschichtlichen Werken Anwendung findet, ist in der dritten Auflage beibehalten, die Belegstellen sind sorgsam nachgeprüft und bedeutend erweitert. Mancher bemerkenswerte Abschnitt ist Eigentum des Bearbeiters, allerdings in Stil und Auffassung so dem ganzen Werke angepaßt, daß nur ein Vergleich mit der alten Auflage die Einschiebsel erkennen läßt. . . ."

(Literarischer Handweiser, Münster 1912, Nr 7/8 [Dr Karl d'Ester].)

„. . . Es steckt ein ganz ungeheuerer Fleiß in dieser Biographie, und auf die genaue Angabe der Zitate nach der neuen Weimarer Ausgabe ist besonderer Wert gelegt. Man braucht das Buch nur an einer beliebigen Stelle aufzuschlagen, um Belege für die weitgehende Gelehrsamkeit der Verfasser zu finden. . . . Für alle Goetheschwärmer bedeutet diese katholische Biographie wohl eine gewisse Ernüchterung — falls sie davon Kenntnis nehmen — und für die Besitzer anderer Biographien eine stoffreiche Ergänzung. Das ausführliche Register erleichtert den wissenschaftlichen Gebrauch des Werkes. Für diesen ist es nach seiner ganzen Art und Anlage bestimmt, nicht für den Familientisch."

(Die Reformation, Berlin 1911, Beilage Nr 14.)

„Ein Werk immensen Fleißes und großer Gelehrsamkeit. . . . Ich glaube, daß jeder in diesem inhaltreichen Buche manches ihm noch nicht zum Bewußtsein Gekommene und manches Fördernde finden wird, wenn die Verfasser gewiß auch nicht selten in ihren von den bisherigen abweichenden Anschauungen auf Widerspruch treffen werden. . . . Keiner, der sich mit Goethe beschäftigen will, wird an diesem Buche vorbeikommen. . . ."

(Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen, Leipzig, XXIII. Jahrg., 5. Heft.)

„Die unermeßliche Belesenheit in den Werken Goethes wie in der riesigen Literatur über ihn, die wissenschaftliche Genauigkeit, das sonstige allgemeine Wissen des oder der Verfasser machen das Buch zu einem einfach klassischen Literaturgeschichtswerke, dem aber trotz aller deutschen Gründlichkeit keine

Spur von deutscher Trockenheit und Langweiligkeit anhaftet, das dank dem ergiebigen Stoff und der Meisterschaft des Stils mehr als spannend ist. . . ."

(Efeuranken, M.-Gladbach 1912, Märzheft [Ernst Thrasolt].)

„Wie sorgsam das mit Bienenfleiß gesammelte Material verwendet worden, zeigt schon ein Blick in die Menge von Belegen, die sich in den interessanten Anmerkungen finden. Noch mehr tritt es zutage, wenn wir uns mit ernstem Studium in den Text vertiefen. Welche Belesenheit, welche staunenswerte Beherrschung des Stoffes! Wie vieles lesen wir da, was wir sonst vergebens suchen! Hier hört man nicht bloß etwas über Goethe, sondern, was so außerordentlich wichtig ist, auch etwas und zwar sehr Wichtiges aus Goethes eigenem Mund, aus seinen und seiner Freunde Briefen. Und spannend, frisch, originell ist das Ganze geschrieben; es hat nichts an sich von der doktrinären Langweiligkeit anderer Monographien. Zuweilen erhebt sich die Sprache zu großartigem Schwung. . . ."

(Allgemeine Rundschau, München 1912, Nr 47 [Dr H. Wagner].)

„Die seltsamste, persönlichste und originellste Goethemonographie, die uns seit Wolfgang Menzel geschenkt worden ist." (Der Buchwart, Heilbronn 1911, S. 45.)

„. . . Das neue Werk steht auch stilistisch eine Nuance höher als die zweite Auflage. Alles Persönliche ist noch mehr zurückgetreten vor der ideellen Größe einer klassischen Arbeit. Ja, ich habe das Wort genannt, das meiner Ansicht nach das Geheimnis dieses Werkes erschließt: ideelle Größe. . . . Wir müssen Stockmann danken, daß er durch sachliche und stilistische Klein- und Feinarbeit, die sich fast auf jeder Seite verrät, und durch gewissenhaftes Verwerten der ins Riesige anwachsenden Literatur uns eine Biographie von neuem geschenkt hat, die der verlässigste Führer ist zu allem Echten in unseres ersten Klassikers Werken."

(Der Gral, Trier 1911/1912, 7. Heft.)

„Wer zu Goethe persönlich Stellung nehmen will, muß auch dieses von bewußt katholisch-christlichem Standpunkte aus geschriebene Werk vergleichen. . . . Stockmanns Bearbeitung hat manche Schärfen der früheren Ausgaben gemildert, der Grundzug bleibt aber doch unverändert: Wir dürfen uns durch Goethes dichterische Größe nicht abhalten lassen, das zu sehen, was klein und allzumenschlich ist. . . . Gerade der jeden Fanatismus bare Charakter des Darstellers regt zu einer Auseinandersetzung an und tut jedem wohl, der empfänglich ist für edle Art, auch wenn sie der eigenen entgegengesetzt ist. Ein Vergleich der vorliegenden Biographie mit Bielschowsky z. B. ist interessant. Der ungemein hochstehende literarische Feinsinn Stockmanns hat im Bunde mit der fabelhaften Stoffbeherrschung und der Verarbeitung des irgendwie erreichbaren Riesenmaterials eine der wertvollsten Goethebiographien geschaffen, die wir haben. . . . Bei allen Einwendungen, die man im einzelnen machen mag, ist das Werk als Arbeit von literarischer Bedeutung zu empfehlen."

(Regensburger Neueste Nachrichten 1912, Nr vom 11. März.)

„Ce regret exprimé, il ne reste qu'à louer dans cette étude si informée, si attentive, si lisible. Non seulement cette vie de Gœthe nous trace à grands traits l'histoire de l'homme et de l'œuvre, mais elle fait état de menus incidents et des petites choses dont la connaissance est si utile pour comprendre parfaitement le poète. Moins ‚classique' que le livre de Bielschowsky, le *Gœthe* de Baumgartner, qui fait leur juste part à la biographie et à la critique, est plus vivant et plus précis." **(Revue germanique, Lille 1912, No 2.)**

„Fesselnder [als Witkowski] dünkt uns die von Stockmann besorgte neue Auflage der Biographie, die der bedeutende Jesuit Baumgartner schrieb (I. von 2 Bänden). Ein großes wissenschaftliches Werk ist damit neu begonnen, welches durch eine Fülle von Material imponiert; dabei ist es gut geschrieben, im ganzen vornehm aufgefaßt und nicht ohne Sinn für Goethes Einzigkeit. Etwas pedantisch ist überall das Religiöse (oder nicht Religiöse) im Lebenslauf hervorgesucht, wodurch das Bild nach dieser Seite, die in Wahrheit eine geringe Rolle spielte, überbetont erscheint. Doch das ist ausgesprochene Absicht. Nach andern Richtungen ist das Werk aufrichtiger als die meisten andern und wenigstens von der sentimentalen Romanstilistik etwa Bielschowskys weit entfernt. Für jeden Kenner wird der ‚Goethe im Spiegel streng katholischer Auffassung' eine Fülle von Anregung bieten."

(Literar. Jahresbericht 1912 des Dürerbundes, S. 38.)

„Il ne serait peut-être pas téméraire d'affirmer que ce solide et bel ouvrage vivra aussi longtemps que la mémoire de Jean-Wolfgang Gœthe."

(Etudes, Paris 1912, No vom 20. Februar [Louis Chervoillot].)

„... Wie sehr dieses Werk in Bezug auf die Fülle des Stofflichen allen andern Biographien überlegen ist, wird einem besonders klar, wenn man den in zweiter Auflage vorliegenden ‚Goethe von Georg Witkowski‘ und kaum minder ‚Houston Steward Chamberlains Goethe‘ damit vergleicht. ...“

(Hochland, München 1912/1913, 3. Heft.)

„... Wer Bielschowskys ‚Goethe‘ besitzt oder liest, sollte unbedingt daneben den Baumgartnerschen besitzen oder lesen. Man *muß* diese Biographie kennen; man kann ja immer dann zu ihr Stellung nehmen wie man will. Die dritte Auflage ist mit ungewöhnlicher Sorgfalt gearbeitet und überall auf den neuesten Stand der Forschung gebracht. Wohl in keiner andern Goethebiographie ist so viel und teilweise schwer erreichbares Material (z. B. auch die ausländische Goetheliteratur) beigezogen.“

(Bayer. Zeitschrift für Realschulwesen, München 1912, 4. Heft.)

„... Es ist nach unserer Ansicht *unbestreitbar das interessanteste Buch über Goethe*, weil es, über den Rahmen einer persönlichen Meinung sich weit erhebend, die offizielle Auseinandersetzung des Jesuitismus mit jener Geistesart bedeutet, die in Goethe verkörpert ist. Die Lektüre des Werkes wirkt wie ein Purgatorium. Ich möchte sagen, *niemand hat das Recht, Goetheverehrer zu sein, der nicht das Buch* (mit offenen Augen und Ohren freilich) *gelesen hat*. ...“

(Das Neue Jahrhundert, München 1912, Nr 51.)

„... Je mehr man sich in den großen Band hineinliest, desto gewaltiger wird der Respekt vor dem Verfasser über seine nicht mehr zu umgehende wissenschaftliche Leistung. ...“

(Augsburger Postzeitung 1912, Beil. Nr 1.)

„... Auch wer vermöge seiner Weltanschauung den Standpunkt der Verfasser in der Beurteilung Goethes nicht billigen kann, ... wird ihren zumeist sehr geschmackvoll gebotenen Ausführungen mit angeregtem Interesse folgen und ihnen gern das Zeugnis geben, daß sie mit bestem Eifer bemüht waren, *dem Leser ein selbständiges Urteil über die vielumstrittene Persönlichkeit Goethes* in der ersten Hälfte seines Lebens ermöglicht zu haben.“

(Wiener Zeitung 1912, Nr 68.)

„... Man wird, gerade weil Baumgartner andere Wege geht, manche neue Gesichtspunkte durch ihn bekommen, um so mehr, als er bei aller Einseitigkeit ein Goethekenner ersten Ranges ist.“

(Hamburgischer Correspondent 1913, Nr vom 2. Februar.)

„... Wenn man von Goethes Leben behaupten kann, es sei ein vielbewegter Roman gewesen, so muß man der Kunst Baumgartners und seines Bearbeiters das Zeugnis geben, daß sie es verstanden haben, diesen Roman glänzend in Sprache und Darstellung dem Leser zu erzählen. Der große, bis ins kleinste Detail gehende Fleiß des literarischen wissenschaftlichen Nachweises für das, was erzählt und behauptet wird, weiß sich geschickt in zahlreichen Zitaten, Nachweisen und Anmerkungen zur Geltung zu bringen, ohne den Fluß der Erzählung und Schilderung zu stören oder zu belästigen.

Wir sehen mit Freude dem zweiten Bande entgegen. Wir besitzen dann wieder ein katholisches Goethewerk, das auf der Höhe moderner Goetheforschung steht.“

(Bücherwelt, Bonn 1912, Nr 1 [Dr Franz Kaufmann, Aachen].)

„... Jeder Deutschlehrer soll Stellung zu dem Baumgartner-Stockmannschen Goethe nehmen.“

(Jahresberichte über das höhere Schulwesen, Berlin, S. 31.)

„... Das Buch ist nun wieder *auf die Höhe der gegenwärtigen Goetheforschung* gebracht worden und wird sicherlich viel aufmerksames Interesse finden.“

(Kölnische Volkszeitung 1911, Weihnachts-Anzeiger Nr 8.)

„... Mögen recht viele, die Interesse haben, den Altmeister recht gründlich kennen zu lernen, zu diesem Werke greifen, sie werden darin den *wahren Goethe* finden.“

(Monat-Rosen des Schweizer. Studentenvereins, Luzern 1912, Nr 8 u. 9.)

„... Die neue Auflage hat Stockmann so gründlich umgearbeitet, daß man in vieler Hinsicht das Buch als ein neues Werk bezeichnen kann. Wie übermächtig ist in dem Vierteljahrhundert, das seit dem Erscheinen der vorigen Auflage verstrichen ist, die Goetheliteratur angeschwollen! Und Stockmann hat aus dieser reichen Literatur alles verwertet, was irgendwie in Betracht kam, und zwar nicht nur aus der deutschen, sondern auch aus der englischen, amerikanischen, italienischen und französischen Goetheforschung.“

(Die Kultur, Wien 1913, 2. Heft.)

In der Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Alois Stockmann S. J.

Thomas Moore, der irische Freiheitssänger. Biographisch-literarische Studie. gr. 8° (X u. 168 S.) *M* 3.—

„Eine fast beispiellose Volkstümlichkeit war zu Lebzeiten des Dichters für die Werke Moores bezeichnend. Gleich die ersten Jugendgedichte eröffneten dem kaum Zwanzigjährigen die Salons der höchsten Aristokratie in Irland und England. Seine hinreißenden Freiheitslieder wurden auf den Schafweiden Irlands, in den Palästen Londons, in den Boudoirs von Paris, auf den russischen Steppen und in den Straßen von Ispahan mit gleicher Begeisterung gesungen. Preußische Prinzessinnen machten sich ein Vergnügen daraus, sein orientalisches Zauberstück ‚Lalla Rookh‘ vor dem königlichen Hofe zu Berlin aufzuführen, während seine zündenden, geistsprühenden Satiren in den Fragen der Emanzipation der Katholiken und der inneren Politik Englands eine Rolle spielten. Durch die vielfachen teils freundlichen teils feindlichen Beziehungen des Freiheitssängers zu den ersten Staatsmännern, Parlamentariern, Dichtern und Künstlern des Vereinigten Königreiches (Georg IV., Lord John Russel, Lord Moira, Lord Holland, O'Connell, Sir Walter Scott und namentlich Lord Byron) erhalten Moores Tagebücher, Briefe, Memoiren, aus denen Stockmann in erster Linie schöpft, eine unschätzbare Bedeutung für die Kenntnis des Geisteslebens Englands und Irlands in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts.“

(Über den Wassern, Berlin 1912, 7. Heft.)

„Father Stockmann has studied Moore's poetry with genuine sympathy, and writes of it with skill, appreciation, scholarship, and learning, and he has the art of treating literary topics brightly and gracefully. He does not exaggerate Moore's merits, but shows clearly how, as a man of his day, he deserves no ordinary meed of praise.“ (The Month, London 1911, Nr 559.)

„. . . Das Buch ist recht geschickt und anziehend geschrieben und, wie mir scheint, vorläufig wohl das eingehendste und unterrichtendste, was über Moore in deutscher Sprache zu finden ist.“

(Vierteljahresbericht aus dem Gebiet der schönen Literatur, Gütersloh 1911, Nr 5.)

Alban Stolz und die Schwestern Ringseis. Ein freundschaftlicher Federkrieg. gr. 8° (VIII u. 296 S.) *M* 5.—; geb. in Leinwand *M* 6.—

„. . . Der Briefwechsel zeichnet sich vor allem durch die nahezu unbeschränkte Offenherzigkeit aus, mit welcher der gegenseitige, immer geistsprühende Gedankenaustausch erfolgte, er gestattet daher auch einen genauen Einblick in die drei Charaktere und ihr Denken, Fühlen und Ringen. Besonders der seelische Kampf von Emilie Ringseis um ihren Beruf läßt sich seiner ganzen Entwicklung nach bis zur schließlichen Resignation verfolgen. . . . Über die Frage der Kunst und insbesondere der schauspielerischen Kunst sind die Meinungen der Briefschreiber sehr geteilt, und diese Meinungsverschiedenheit wird in einem hartnäckigen ‚Federkrieg‘ ausgetragen, welcher trotz mancher weitgehender Offenherzigkeit, ja Derbheit in seiner spaßhaft-ernsten Form die Streitenden immer näher verknüpft und sie zu aufrichtigen Freunden werden läßt.

„So bietet der Briefwechsel auch eine Fülle gegenseitiger Kritik dessen, was hüben und drüben an literarischen Produkten geschaffen wurde; auch hier fehlte es nicht an manchmal unverblümter und verblüffender Offenheit, die jedoch, weil erwünscht, nie verübelt wurde. . . .“ (Histor.-polit. Blätter, München, CL. Band, S. 303—317.)

„. . . Alle drei originelle Persönlichkeiten, so daß ihr Briefwechsel interessant und anregend zu lesen ist, schon rein der Form wegen. Inhaltlich führt er sehr hübsch in die Gedankenkreise allseitig interessierter und hochstehender Katholiken ein. Die Ausgabe ist gut, die Anmerkungen sind kurz aber durchaus ausreichend und zuverlässig, ein Namensverzeichnis sehr dankenswert.“ (Akadem. Blätter, Berlin 1913, Nr 8.)

„Eine anmutigere Lektüre ist nicht leicht zu finden. . . .“

(Deutsche Literaturzeitung 1912, Nr 50 [Richard M. Meyer, Berlin].)



